

L. du Plessis



Karl Mauch.



Grabdenkmal von Karl Mauch in Schwäbisch-Gmünd.

Karl Mauch

Lebensbild eines Afrikareisenden

von

E. Mager,
Seminar-Zeichenoberlehrer zu Gmünd,

Inhaber der fürstl. hohenz. goldenen Med. „Bene merenti“, sowie der dem herzogl. sächs.-ernest. Hausorden affiliierten goldenen Verdienstmedaille.

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Lenze, 2 Kartenskizzen und Mauchs Brustbild.



Stuttgart.
Verlag von W. Kohlhammer.
1889.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

„Mögen England und Portugal sich darum streiten, welches Reich von beiden der rechtmäßige Erbe von Mauchs Entdeckungen sei; mögen die von Mauch entdeckten fruchtbaren Gegenden von anderen kultiviert werden, die von ihm gehobenen Schätze und Reichtümer einer anderen Nation in den Schoß fallen, so bleibt doch uns Schwaben der Ruhm zur Erforschung unbekannter Gegenden einen Mann gestellt zu haben, dessen die Geschichte der Geographie zu allen Zeiten erwähnen wird. Es bleibt uns auch die Pflicht, nachdem einem edlen Streben ein so frühes Ende gemacht wurde, das Bild des unerschrockenen Forschers und edlen Menschen in unserem Gedächtnisse zu fixieren.“

A. Leuze, „Bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württemb.“
Nr. XII v. 13. Juni 1875.

Vorwort.

Die Blicke Deutschlands sind — das danken wir dem Wachstum und Gedeihen unserer Kolonien — von neuem dem dunklen Erdteil zugewendet; die Geographen, besorgt um das Schicksal eines der unerschrockensten Afrikareisenden [1]), beschäftigen sich von neuem mit den Problemen, die das noch wenig erforschte Innere des schwer zugänglichen Kontinentes immer noch dem Menschen stellt, da taucht denn auch von neuem ein Name in der Zahl der vielen Afrikaforscher auf, der fast verschollen war, der Name eines wackeren Schwaben, der ohne viel Lärm von seinem Thun zu erheben die Afrikaforschung um ein gut Teil fördern half. Karl Mauch, immer genannt, wo das Land zwischen Limpopo und Sambesi aufgeführt wird, unzertrennlich verbunden mit den Goldfeldern am Tati und am Umfule, Karl Mauch, der erste weiße Besucher der mutmaßlichen Landschaft Ophir hat seiner Zeit kein geringes Aufsehen durch seine Erforschungsreisen gemacht; seine Freunde haben ihm, dem früh Dahingegangenen, ein einfaches Denkmal auf dem stillen Grabhügel errichtet; die Stätte der Jugenderziehung, an der zum erstenmal durch die Seele des emsig strebenden Jünglings ein Sehnen nach den Wundern der Tropenwelt zog, hat dieser Tage sein Andenken durch Aufstellung eines einfachen Erinnerungszeichens geehrt. Und doch finden wir seinen Namen in den geographischen Werken nicht mit der Hervorhebung erwähnt, die ihm in seinem Teile gebührt, ja man hat sich nicht gescheut, seine Nachrichten zu benützen, ohne seinen Namen zu nennen. Da ist es wohl am Platz, dem uneigennützigen Afrikareisenden noch ein Denkmal zu setzen, nicht aus Stein, nicht aus Erz, sondern in Form einer kurzen Lebensbeschreibung, welche alle Nachrichten von ihm und über ihn in sich vereinigt.

Dieselbe sei zunächst seinen Freunden und Landsleuten gewidmet, die gerne wieder sich der schlichten Erzählungen vom naturwüchsigen Buren, von den kriegerischen Matebele, von den geheimnisvollen Ruinen zu Simbabye erinnern werden; sie sei aber vor allem unserer Jugend empfohlen, deren Sinn ja immer in die Ferne, auf die Abenteuer des Urwalds gerichtet ist, sie möge sich an der Hand des Mauchbüchleins einen richtigen Begriff bilden von dem Menschen, den die europäische Kultur noch nicht

[1]) Stanley.

streifte, sie möge einen Blick werfen in das Tier- und Pflanzenleben, in die Mineralschätze des südöstlichen Afrikas, endlich möge sie ihre Willenskraft stärken und festigen im Anblick eines einfachen, wohl erzogenen Mannes, der im Vertrauen auf seine körperliche und geistige Kraft sich ein hohes, schwer zu erringendes Lebensziel gesteckt und dieses Ziel, soviel in seinen Kräften lag, erreicht hat. Es sei dieses Lebensbild aber auch für weitere Kreise gezeichnet: Mauch ist ja nicht unter die ersten zu stellen, welche die Erforschung Afrikas förderten, nicht unter die Livingstone, Barth, Stanley, Schweinfurth, Rohlfs, Nachtigall, Vogel, Flegel, Speke und wie sie alle heißen, aber er hat sich auf ein bestimmtes Gebiet und zudem ein nicht uninteressantes beschränkt, dieses durch unermüdliche Kreuz- und Querzüge gründlich erforscht und in seiner naiven Weise schlecht und recht, klar und wahr beschrieben. Andere Reisen werden von langer Hand und mit großen Mitteln vorbereitet, zu dem eigentlichen Haupt der Unternehmung gesellen sich Doktor, Naturwissenschäftler, Photograph und Maler, dahinter her ein ganzes Heer von Dienern und Trabanten; Mauch zieht allein aus, trägt sein Gepäck selbst und es folgen ihm nur wenige Eingeborene, er macht selbst die astronomischen Aufnahmen, untersucht Pflanzen und Gesteine, ist sein eigener Arzt und Koch und schießt sich selbst das Wild, das er über dem Feuer bereitet. Sollte ein solcher Mann von eisernem Willen, eine schwäbische Hünengestalt, die unerschrocken und zu Anfang von niemand unterstützt und gefördert den Kampf mit dem mörderischen Afrika aufnimmt und siegreich besteht, nicht die Teilnahme und Aufmerksamkeit weiterer Kreise verdienen?

So kehrt er denn zum zweitenmal in die liebe Heimat zurück, das erstemal nach langem Verschollensein aus der unergründlichen Tiefe wogender Grasmeere, aus dem gefahrdrohenden Dunkel dichter Urwälder und vom fieberatmenden Ufer der afrikanischen Ostküste, diesesmal längere Zeit hinter andere zurückgestellt aus dem Chaos der sich drängenden Namen und Entdeckungen; damals erschien er selbst freudig und ehrenvoll empfangen, diesesmal erscheint sein Bild von Freundes Hand entworfen; möge dasselbe, so wie es des Verfassers Streben war, als getreu und wahr erkannt werden.

Stuttgart im Sommer 1888.

Alfred Leuze.

Inhaltsverzeichnis.

Quellen.

1. Mauchs Nachrichten sind niedergelegt in „Petermanns Mitteilungen“ 1865—72, namentlich im Ergänzungsheft 37 (1874). Erstere werden nur mit den Jahreszahlen citiert, letzteres als Ergänzungsheft; seine Stuttgarter Vorträge wurden nicht gedruckt;

2. Dr. Ratzel, „Völkerkunde“. Leipzig bibliograph. Institut 1882 I. Band: „Naturvölker Afrikas;“

3. A. Merensky, „Beiträge zur Kenntnis Südafrikas“. Berlin 1875, Verlag des Missionshauses; Merensky, ein Missionar der Berliner Gesellschaft, war ein Freund Mauchs und lebte lange in dem von Mauch erforschten Gebiet;

4. P. Spillmann, „Vom Kap zum Sambesi“. Freiburg Herder 1881; er sammelte die Berichte der Jesuitenmissionäre, so namentlich von P. Wehl, P. Terörde, P. Depelchin, P. Weißkopf, P. Law, welche von 1879 ab in Südostafrika thätig waren;

5. „Missionsgeschichte in Heften:“ „Zum Herzen des schwarzen Erdteils“. Berlin, evang. Büchervereín 1878;

6. Dr. L. Gäbler, „Heroen der Afrikaforschung“ von Leipzig bei Fues 1885;

7. Henry Stanley, „Der Kongo“. Leipzig bei Brockhaus 1885;

8. Johnston, „Der Kongo“. Ebenda 1884;

9. H. Zöller, „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun“. Berlin und Stuttgart bei Spemann 1885;

10. Pechuel-Loesche, „Herr Stanley und das Kongounternehmen“. Leipzig bei Keil Nachf. 1885;

11. Philipp Paulitschke, „Die geogr. Erforschung des afrik. Kontinents“ von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Wien bei Brockhausen und Bräuer;

12. A. Leuze, Karl Mauch, bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württ. 13. Juni 1875;

13. Weitere Quellen sind die Werke der Schriftsteller und Geographen Dr. Andree, Dr. Roskoschny („deutsche Kolonieen“ 1885), A. von Schweiger-Lerchenfeld, F. von Hellwald, Ed. Schwarz (Erdkunde, Stuttg. 1884), Daniel, Plötz, sowie die Reisebeschreibungen von Reisenden (vergl. darüber das historische Verzeichnis am Schluß).

1. Kapitel.

Die Entdeckungsreisen im Süden Afrikas: das Kapland eine holl. Kolonie vor 1795; das Kapland eine engl. Kolonie nach 1795; Gründung der Burenfreistaaten 1835; Entdeckungsreisen vor Mauch; Mauchs Epoche und seine Nachfolger.

Die Entdeckung Afrikas.

Wenn man die Geschichte der Erforschung des dunklen Weltteils überblickt, so legt sich einem jeden der Gedanke von selbst nahe, daß hier ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren. Wie schnell ging doch bei anderen Kontinenten, nachdem ihre Küsten von europäischen Schiffen erreicht worden waren, die Entdeckung des Innern im allgemeinen vor sich! Anders bei Afrika! Schon die Alten kannten die nördliche Küstenlinie, ohne Zweifel auch Teile der nordwestlichen; in den Nilländern wohnte in grauer Vorzeit ein hochgebildetes Volk, das weithin seine Handelsbeziehungen ausdehnte; in Phönizien treffen wir ein Handelsvolk, dessen Unternehmungsgeist heute noch unsere Bewunderung verdient und wir werden wohl nicht irren, wenn die Ophirfahrten als Nachklänge einer Zeit gedeutet werden, in der die reichen Goldschätze Ostafrikas samt wertvollen Hölzern nach Ägypten und Phönizien und damit auch nach Jerusalem verbracht wurden. Aber kein Schriftsteller aus jener längst entschwundenen Zeit meldet uns, was jene tüchtigen, unternehmungslustigen Seefahrer im fernen Süden gesehen, was sie außerdem gefunden und erobert, was sie erduldet und ausgestanden haben. Und wieder wird Afrika entdeckt: der kühne portugiesische Prinz Heinrich der Seefahrer († 1460) hatte keine Ruhe, bis die portugiesischen Schiffe in den Atlantischen Ozean auf Entdeckungsreisen ausgesandt werden, Porto Santo wird entdeckt und Madera, auf denen bald Wein und Zuckerrohr herrlich gedeihen, nachdem man undurchdringliche Waldungen durch Brand

vernichtet; auf den Kanarischen Inseln trifft man die wilden, in Höhlen wohnenden und mit Ziegenfellen bekleideten Guanchen; die Azoren bilden schon eine Brücke hinüber nach der amerikanischen Erdfeste; weiter gegen Süden sieht man ein vorspringendes Kap mit herrlichen Palmenhainen geschmückt, daher das grüne benannt, dem die Gruppe der Kapverdischen Inseln vorgelagert ist; und endlich erreicht man die Küste von Oberguinea mit ungeahnten Reichtümern an Gold, Elfenbein und Gummi und bewohnt von kraushaarigen Negern, die das Material abgaben zu einem schnöden Handel mit Menschen. Unter Johann II. 1481—95 wurde ein Plan für die Entdeckungen entworfen, man überließ weniger dem Zufall und so wurde der Äquator überschritten, und zu allgemeinem Erstaunen fand man auch die südliche Halbkugel bewohnt. Von der Küste Unterguineas aus gelangte der unerschrockene Bartholomäus Diaz 1486 an das Kap, das er „das stürmische" nannte, das aber sein vertrauensvoller König umtaufte in das „der guten Hoffnung". Und er hat sich nicht getäuscht: unter seinem Nachfolger Emanuel dem Großen 1495—1521 fährt Vasco de Gama von Sansibar hinüber nach der Küste von Malabar und landet 1498 im Hafen von Kalikut.

Das Kapland als holländische Kolonie.

So haben die Portugiesen den Ruhm geerntet, Afrikas Umrisse und Küsten, die früher von seefahrenden Völkern schon zum Teil betreten worden waren, von neuem zu entdecken, und sie nehmen auch davon in weiten, langen Strecken Besitz, aber der alte Entdeckungssinn erlahmt, im Genusse der leicht erworbenen Reichtümer unterlassen sie es, ins Innere vorzudringen. Und so liegt über dem Inneren des wieder entdeckten Kontinents, besonders über dem Südosten ein undurchdringliches Dunkel; nur wo Gold gefunden werden konnte, lockte die Aussicht auf Gewinn in das Innere, so bildet das goldreiche Monomotapa (Sofala) immer einen Anziehungspunkt, 1573 gehen dahin die Streifzüge von Baretto und Homem. Aus dem gleichen Grunde finden wir die Portugiesen bald in Tete am Sambesi, also 400 km von der Küste entfernt und schon 1549 erreicht Bareto auf seinem Kriegszug die Tschikova-Ebene[1]).

Im Kapland selbst hatten die Portugiesen keine Kolonie gegründet. Als aber im 17. Jahrhundert der holländische Handel nach Ostindien

---

[1]) 1888, VI.

immer lebhafter wurde, das damals ja nur um Afrika herum zu erreichen war, so mußte sich der ostindischen Handelskompagnie die Wichtigkeit des Kaplandes als eines „Ruhepunktes für die Ostindienfahrer" von selber nahe legen. 1601 wurde das Kap in vorläufigen Besitz genommen, April 1652 dort ein Befestigungswerk angelegt, aus dem nachmals die Kapstadt hervorwuchs. Nun zogen Scharen von holländischen Bauern in das fruchtbare Land, und die wachsende Zahl derselben zwang dieses Volk von Kolonisten von selbst, immer weiter ins Innere vorzudringen. Die Interessen der Landwirtschaft und Viehzucht wurden hier zur Triebfeder der Erforschung des Landes, und so können wir uns nicht wundern, wenn nicht viel davon in die Öffentlichkeit drang; wenn Land vermessen wurde (1777), so geschah es nur im Dienste der Bauern. Doch lesen wir auch schon von Forschungsreisen: 1686 finden wir Dapper bei den Kaffern, Frankew 1759 an der Delagoabai; 1777 ist Oberst Gordon damit beschäftigt, die Ostgrenze der damaligen Kolonie durch Messungen festzustellen, derselbe erforscht den Oberlauf des Oranje, 1778 besucht Patterson dessen Mündung. In die Jahre 1780—81 fallen die Reisen Le Vaillants zu den Hottentotten; ob derselbe bis zum Wendekreis vordrang, muß bezweifelt werden. Die Grenzen des damals bekannten Territoriums dürften nach der Vermutung Alex. Supans vor der Annexion durch England folgende gewesen sein: im Osten der Große Fischfluß, im Norden die Nieuweveldberge bis zum Kompaßberg, den Gordon zu Zwecken der Messung bestieg, im Westen der Büffelfluß[1]).

Das Kapland als englische Kolonie.

Eine neue Wendung in der Geschichte Südafrikas stellt sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein. Cooks Seereisen 1769—79 belebten das geographische Interesse von neuem, vor allem in England, wo 1788 die African Association gegründet wurde; „die Karte Afrikas," so sagte man, „ist eine weite, weiße Fläche, auf welcher der Geograph gestützt auf die Autorität des Leo africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern verzeichnet." Es ist bezeichnend für die Art, wie England seine Forschungsreisen einzurichten wußte, daß neben den wissenschaftlichen Zielen immer auch praktische im Auge behalten

[1]) Der Große Fischfluß mündet in 33,5° S.B.; die Nieuweveld-Berge trennen die Wüste Karroo vom Nieuweveld; Kompaßberg 2738 m in den „Schnee Bergen"; Büffelfluß in Klein Namaland.

wurden, und so legt England, dem im Frieden von 1783 seine Kolonien in Nordamierika verloren gingen, 1795 seine Hand auf die Kapkolonie. Wer hätte auch damals der zur ersten Macht sich aufschwingenden englischen Flotte Stand gehalten? und so mußte auch der Pariser Frieden 1815 den Engländern den Besitz des Kaplandes bestätigen. Bald wurden die Grenzen dieser einträglichen Kolonie erweitert; die Unruhen der Kaffern, welche in blutigen und gefährlichen Kriegen 1808, dann 1835—37, 1845—47, 1850—54 gedämpft wurden, gaben den willkommenen Anlaß. Gleichzeitig wurde die Erforschung des Innern nun planmäßig fortgesetzt: John Barrow bereist das Kapland und Kaffraria und giebt zum erstenmale eine Karte und Beschreibung; zu Anfang unseres Jahrhunderts übersteigen Trutter, Sommerville (1801) und später Lichtenstein (1803—6) die Nieuweveldberge und durchziehen das Buschmannland, setzen über den Oranje und gelangen in das Land der Betschuanen; 1807 dehnen die Herrnhuter und Wesleyaner das Gebiet ihrer Missionsthätigkeit weiter gegen Norden aus; aber das Unglück blieb auch nicht aus, Cowans Zug geht 1808 am Limpopo elend zu Grunde; mit besserem Erfolg befährt der Missionar Campbell 1812 den Oranje und gelangt ins Quellgebiet des Limpopo; 1828 ziehen Gowie und Green von der Kapkolonie über den Oranje zur Delagoabai.

Auswanderung der Buren.

Die Besitznahme des Kaplands von seiten Englands sollte aber doch nicht ohne Folgen bleiben, die holländischen Boers ertrugen die Fremdherrschaft nur mit Unwillen, und als das Gouvernement sich 1835 bei dem Kampfe zwischen Boers und Kaffern auf die Seite der letzteren stellte, brach der Unwillen los und die Buren wanderten aus der Kolonie aus. Sie wenden sich zuerst gegen Natal, gründen Durban und Pieter-Maritzburg; im Jahr 1848 werden sie von den Engländern bei Boemplats aufs Haupt geschlagen, erlangen aber im Frieden 1854 die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit sowohl für die Transvaalrepublik, wie für den Oranjefreistaat; die Kapkolonie erwirbt dagegen 1853 einen Teil von Kaffraria, 1868 das Basutoland, 1871 West-Griqualand mit den Diamantengruben als unabhängige Kronkolonie, 1875 den Rest von Kaffraria, 1887 Sululand als Kronkolonie. Mit dieser Verschiebung der Kolonialgrenzen gegen Norden erwuchsen, wie zu erwarten, der geographischen Wissenschaft neue Probleme, zu deren Lösung 1834 die „Kapgesellschaft zur Explorierung von Zentralafrika“

gegründet wird. Ihr erster Sendling Smith gelangt 1834—35 bis zum oberen Limpopo unter 23 ½° S. B., er erreichte also den Wendekreis; 1836—37 zieht Harris von der Kapkolonie durch Oranje- und Transvaalfreistaat zum Matebele-Land und während in den Jahren 1840—44 Delagorque am Wendekreis, Dr. Peters am unteren Sambesi, Wahlberg am oberen Limpopo Entdeckungen machen, beginnt nördlich von Sambesi der Missionar Dr. Livingstone 1841 seine von unsterblichem Ruhme gekrönten Entdeckungszüge, die für die Quellsysteme von Kongo und Nil grundlegend wurden und weithin den Lauf des Sambesi feststellten. Auf diese Weise wurden die zentralafrikanischen Fragen, nämlich die Kongo- und die Nilfrage in Verbindung gesetzt mit den Fragen, deren Lösung vom Süden des Kontinents aus angestrebt wurde. Unter letzteren Fragen stand das Problem des Sambesi in erster Linie, mit demselben beschäftigt sich hauptsächlich Baines und Chapman, sie ziehen 1861—63 von der Walfischbai zum Sambesi; 1863 finden wir ebenda die Gebrüder Glyn.

Mauchs Epoche.

Nun war noch ein großer weißer Fleck zwischen Transvaal und Sambesi, der durch Montanhas und Moffats Reisen 1854—55 nicht viel Farbe erhalten hatte, dort ist das Arbeitsfeld von Mauch in den Jahren 1865—72, er wird in seinen epochemachenden Arbeiten unterstützt von Jeppe und Merensky, sie legten zusammen den Grund zur topographischen Untersuchung jener Gegend. Gleichzeitig mit Mauch sind andere auf anderen Gebieten thätig: Erskine fährt 1868 den Olifantfluß hinab bis zu seiner Mündung in den Limpopo und erreicht von da das Meer, er erforscht das Gasaland am Sabi; Wood verknüpft 1868 den östlichen und westlichen Grenzpunkt von Mauchs Fahrten; Eduard Mohr und Hübner untersuchen 1869—70 das Zentralgebirge südlich von Sambesi, ebenso Baines 1870; Holub zieht von da zu den Viktoriafällen des Sambesi 1875—76; der Jäger Selous durchwandert die Landschaften zwischen mittlerem Sambesi und dem Bangweolo-See 1877—78; Major Serpa Pinto durchquert Afrika von Benguela bis zum Sambesi; Montagu Kerr verknüpft Mauchs nördlichsten Punkt mit dem Sambesi 1884, und im Jahr 1885 wird Schunke mit der Vermessung der Transvaalrepublik von der Regierung beauftragt.

Durch diese zahlreichen Entdeckungsreisen, wie sie vom Kapland aus zur Erforschung des südlichen Afrikas unternommen wurden, sind die

Hauptfragen der Afrikaforschung, soweit sie die Südostspitze bis zum Sambesi betreffen, in der Hauptsache erledigt; freilich liegen da und dort noch unberührte Gebiete dazwischen, manche Vermessung bleibt der Zukunft vorbehalten, manche genauere Erforschung wird nachfolgen müssen, aber die Zeit der grundlegenden Erforschung gehört der Vergangenheit an, die Pioniere haben ihre Schuldigkeit gethan, unter ihnen nicht als der letzte Mauch.

---

2. Kapitel.

Deutschlands Stellung zur Afrikaforschung: die geograph. Vereine vor 20 Jahren; ihr lokaler Charakter; Bedürfnis eines allgemeinen deutschen Vereines für Erdkunde, die deutsche Kolonialpolitik.

Die geograph. Vereine vor 20 Jahren.

„Unter den Gegenständen der Forschungen, die unsere Aufmerksamkeit am meisten fesseln, giebt es vielleicht keinen, der die Neugierde vom Kindes- bis zum Greisenalter so unabläßig anspannt, keinen, den Gelehrte und Ungelehrte gleich begierig zu ergründen wünschen, als die Naturbeschaffenheit und Geschichte derjenigen Teile unserer Erde, die unserem Wissen bisher verborgen und unerforscht blieben. Dieses Verlangen haben die Reisen des verstorbenen Kapitän Cook insoweit befriedigt, daß es zur See mit Ausnahme der Pole nichts von Bedeutung mehr zu erforschen giebt; aber zu Lande ist das zu Entdeckende noch so ausgedehnt, daß es wenigstens ein Dritteil der bewohnbaren Erdoberfläche umfaßt, denn beträchtliche Teile von Asien, noch größere von Amerika und fast ganz Afrika sind noch unerforscht und unbekannt."

So ist zu lesen in „Proceedings of the African Association", London 1790, den Veröffentlichungen der oben genannten Gesellschaft, welche als die erste geographische Gesellschaft i. J. 1788 gegründet wurde und zur Bildung späterer, gleichartiger Gesellschaften den Anstoß gab. Durch ihre Unternehmungen und Expeditionen ist sie für die Wissenschaft von der nachhaltigsten und größten Wichtigkeit geworden: Leydard, ein Amerikaner, Lucas, Major Houghton, Nicholls, vor allen aber jene Männer unsterblichen Ruhms: Mungo Park 1795—97 und die Deutschen: Hornemann 1798, Röntgen, Ludwig Burckhardt — waren ihre Send-

boten und wurden in ihrem Dienste und aus ihren Mitteln zu geographischen Erforschungen ausgesandt. 23. Juli 1831 ging die „African Association" in die „Royal Geographical Society of London" über, „die," wie Petermann sagte, „bis zum heutigen Tage der wichtigste und nützlichste aller geographischen Vereine geblieben ist."

Später entstanden auch in Deutschland ähnliche Vereine: 1828 Berlin, Frankfurt a. M., Darmstadt; diesen folgten solche in Wien, Leipzig, Dresden. Im Jahr 1866 bestanden außer den 6 genannten deutschen Vereinen und dem in London in Europa noch 4: nämlich seit 1821 in Paris, Petersburg, Genf, Delft; in Asien waren 3: in Bombay, Tiflis, Irkutsk, in Amerika 4: Rio Janeiro, Mexiko, New-York, Buenos-Aires. Das Budget der Gesellschaft von London betrug 30000 Thlr., Petersburg 20000, die 6 Gesellschaften Deutschlands zusammen 6000, Paris, Bombay, Rio Janeiro, Delft zusammen 12000, die übrigen auch 12000, Summa summarum 80 bis 90000 Thlr.[1])

„Aber diese Vereine hatten," sagt Petermann, „ihrem Wesen nach hauptsächlich lokalen Charakter; ihre Thätigkeit war an den betreffenden Ort geknüpft, und wenn sie unter ihren Mitgliedern auswärtige Persönlichkeiten aufweisen, so stehen diese dennoch dem Hauptzwecke und der Grundeigenschaft des Vereins ziemlich fern. Diese Vereine nämlich haben in erster Linie persönliche Vereinigungspunkte in geselligen, meist monatlichen Zusammenkünften im Auge, bei denen geographische Vorträge oder Unterhaltungen geboten werden. Die Gründung neuer deutscher geographischer Vereine, auch nach einem umfassenderen Plan ist wiederholt in Vorschlag gekommen, mündlich und schriftlich, privatim und öffentlich, und Dr. O. Volger wies noch in der ersten allgemeinen Versammlung deutscher Geographen in Frankfurt a. M. am 28. Juli 1865 „auf einen allgemeinen deutschen Verein zur Förderung der Erdkunde hin[1])."

Der bekannte und hochgeachtete Reisende und Schriftsteller Dr. Alexander Ziegler arbeitete in derselben Zeit Plan und Statuten aus zu einer neuen „geographischen Gesellschaft für Thüringen", welche ihren ständigen Sitz in Ruhla, dem Wohnsitze Zieglers, ihre monatlichen Versammlungen aber auch in Eisenach, Gotha, Weimar und anderen Orten Thüringens haben sollte und bezweckte: „Die Teilnahme für Länder- und Völkerkunde, sowie die Ergebnisse der darauf bezüglichen

[1]) 1866, 160. 411.

Forschungen in weiteren Kreisen zu verbreiten, und diese Fundamentalwissenschaften dem praktischen Leben näher zu bringen."

„Die bereits bestehenden geographischen Gesellschaften, so fördernd und nützlich sie auch in vielen Richtungen sein mochten, ließen Eine Seite unserer geographischen Bestrebungen noch fast ganz unberührt, nämlich die Ausrüstung und Aussendung eigener deutscher Forschungs-Expeditionen; kaum daß diesem und jenem unbemittelten Forscher eine kleine und unbedeutende pekuniäre Unterstützung aus den bescheidenen Vereinskassen zugewendet werden konnte. Wenn daher unsere Barth, Overweg und Vogel, unsere Schlagintweit, Seemann und Schomburgk, unsere Rohlfs und Radde, unsere Haast, Junghuhn und Zollinger, Russegger, Kortschy und Werne ihrem wissenschaftlichen Drange folgen wollten, so mußten sie in fremden Dienst gehen und um fremden Sold ihr Leben auf das Spiel setzen. Da gab es keine Regierungen, keine wissenschaftlichen Vereine daheim in dem großen, weiten, wohlhabenden Deutschland, die ihnen die Mittel zu ihren Unternehmungen boten; sie mußten nach England, nach Rußland, nach Holland gehen oder sich um Unterstützung an den Pascha von Ägypten, das Gouvernement von Neu-Seeland wenden. Wie tief beschämend für die große deutsche Nation, daß ein Gerhard Rohlfs seine weite und so wichtige und verdienstvolle Reise durch Marokko und Tuat zum größten Teil von 50 Pfund Sterling der englischen geographischen Gesellschaft zu bestreiten hatte, wie schmeichelhaft es auf der anderen Seite sein mag, daß die Engländer unsere deutschen Forscher solcher Geldunterstützungen für würdig erachten[1])."

Bedürfnis eines allgemeinen deutschen Vereins für Erdkunde.

„Ein großer deutscher geographischer Verein erscheint zeitgemäß und eine natürliche Folge der unausgesetzten, ruhmreichen und verdienstvollen Bestrebungen in unserem Volke. Er würde nicht sowohl die Veranlassung sein zu Unternehmungen, so aufopfernd, daß sie sogar das Leben mancher braver Männer kosten, sondern er würde denselben ihre schwere Aufgabe erleichtern, ja in vielen Fällen ihr Leben retten. Denn dieser wissenschaftliche Drang kennt keine Gefahr, keine Todesfurcht, und in den

---

[1]) Am 26. Febr. 1867 bildete sich „der Verein für Geographie und Naturwissenschaften" in Kiel, welcher durch eine reichliche Beisteuer rüstig mit Hand anlegte zur Förderung des Mauch'schen Unternehmens. 1867, 222; Statuten des Vereins. 1867, 343.

schwierigsten und armseligsten Verhältnissen wird dem einmal gesteckten Ziele nachgestrebt. Eduard Vogel nach Wadai zu folgen, bezahlten schon manche mit ihrem Leben: Neimans, Steudner, von Beurmann, Schubert, und doch befindet sich soeben Gerhard Rohlfs auf demselben gefahrvollen Wege. Hat wohl je ein Unternehmen ein traurigeres Mißgeschick erlebt als die von der Decken'sche Expedition? und doch setzt Dr. Otto Kersten alles daran, um in jene Länder zurückzukehren. Alle diese Männer gereichen Deutschland zur Ehre und zum Ruhme, sie gehören zu den wahren Trägern der geistigen Macht unseres Vaterlandes. Durch Bildung eines solchen Vereins aber würden sie und ihre Freunde daheim nicht länger eine in den meisten Fällen so hilflose Genossenschaft bleiben, sondern eine selbst ausführende, wissenschaftliche Macht . . . . Wenn ein aufopfernder Mann, wie Rohlfs, der sich die schwierigsten Reisen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, und auf keine Weise, durch keine Schwierigkeit davon abgebracht werden kann, zu unterstützen ist, so brauchen wir wenigstens nicht mehr herumzubetteln, und die wirklich bettelhaften Zustände in unseren deutschen geographischen Unternehmungen im allgemeinen hätten dann ein Ende."

Mit diesen kernigen Worten suchte A. Petermann in Gotha in den „Geographischen Mitteilungen" die Deutschen für die Bildung eines neuen Vereines zu begeistern, welcher der Nation Ruhm und Ehre eintragen sollte. Sehr bezeichnend ist diese Darstellung für die damalige Zeit, die in mehr als einer Beziehung auf unseren Reisenden Karl Mauch paßt; Petermanns Aufruf trägt das Datum vom 23. April 1866.

Um so ruhmvoller erscheint Mauchs Name, je trauriger Zeit und Umstände waren, in welcher er seine Forscherlaufbahn begann; um so mehr verdient er der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer „bettelhaften" Zeit Großes zu beginnen, ganz allein auf sich angewiesen große Pläne anzugreifen, das ist heldenhaft [1]).

Das junge Deutschland als Seemacht.

Wie anders sind nun die Zeiten, in denen wir leben! Petermann und Mauch erlebten ja noch die Neugestaltung des Deutschen Reiches,

[1]) Vergl. hiegegen: „Livingstone bekam bei seiner letzten Reise während eines einzigen Jahres allein von der englischen Regierung die Summe von 11 000 Pfd. Sterl. oder 73 000 Thlr. zur Bestreitung seiner Reisekosten". 1867, 224. Baron von der Decken verausgabte 200 000 Thlr. und erreichte verhältnismäßig wenig. 1866, 147.

sie konnten aus der neuen Machtentwicklung unserer Flotte, aus den Kolonialbestrebungen schon schließen, daß auch für unsere Landsleute draußen, ganz besonders für Entdeckungsreisende eine neue Zeit hereinbricht. Petermann wäre es eine Genugthuung gewesen, den deutschen Kaiser an der Spitze eines stattlichen Geschwaders gegen den Norden fahren zu sehen, zu vernehmen, daß das Deutsche Reich auf seine Kosten die Hinterlande seiner Kolonien erforschen läßt und daß der deutsche Kaiser Forschungsreisende nach Verdienst und Würdigkeit auszeichnet.

Und unser Mauch, der zu früh Dahingegangene, was hätte er dazu gesagt, wenn er nun auf der Karte Afrikas weite Gebiete als deutsche Kolonien bezeichnet gesehen hätte? Da wäre wohl wieder die alte Sehnsucht nach Südafrika in ihm erwacht, er hätte sich in den Dienst der ostafrikanischen Gesellschaft gestellt und hätte sich wohl als nützliches Glied derselben erwiesen. Allein es hat nicht sollen sein.

Ja die Zeiten sind andere geworden[1]), aber ein Wunsch soll hier nicht unterdrückt werden, der schon von Petermann ausgesprochene: es ist an der Zeit, daß die vielen geographischen Vereine Deutschlands, die ja schon so vieles und so großes gewirkt haben, sich zu einem großen Verein zusammenschließen nach Art der Royal geographical Society, der neben der Förderung der geographischen Interessen im allgemeinen auch den Zweck der Unterstützung von geographischen Reisenden in sein Programm aufnimmt; die kleineren Vereine mögen trotzdem weiter bestehen, aber als Glieder des *einen großen deutschen Vereines für Erdkunde*. Die deutschen Geographentage haben in dieser Hinsicht schon vorgearbeitet, es fehlt aber noch die einheitliche Durchführung und die Einverleibung der bestehenden Vereine. Denn dieser neue Verein sollte an Mitteln hinter keinem anderen zurückstehen!

Deutschland als Kolonialmacht.

Mit großer Freude und allseitiger Zustimmung wurde von den Geographen die deutsche Kolonialpolitik begrüßt. Es hat ja *jede* Na-

---

[1]) Zu den oben S. 7 genannten Vereinen kamen noch folgende: 1869 *München*, 1870 *Bremen*, 1873 *Halle* und *Hamburg*, 1877 *Freiberg* in Sachsen, 1878 *Metz*, *Hannover*, *Berlin* (Zentralverein für Handelsgeogr. mit 12 Zweigvereinen), 1880 *Karlsruhe*, 1882 *Jena*, *Lübeck*, *Königsberg*, *Stuttgart*, *Greifswalde*, *Kassel*, *Stettin*, 1887 *Köln*.

tion ihr eigenes System. England hat sich im Laufe einer mehrhundertjährigen Kolonialthätigkeit ungeheure Erfahrungen und eine Routine gesammelt, daß vielerorts eine Handvoll Beamte und Offiziere nicht bloß eine wahre und wirkliche Verwaltung eingerichtet, sondern diese auch in Anbetracht des geringen Menschenmaterials in wunderbare Ordnung gebracht haben. Holland entsendet kluge, mit Land und Leuten vertraute Residenten, zu deren Verfügung eine kleine militärische Streitmacht steht, und kommt häufig damit viel weiter als Frankreich, das Generäle mit ganzen Geschwadern und Armeen zu entsenden gewohnt ist.

„Für Deutschland empfiehlt sich," sagt Zöller, „das trefflich bewährte und auch für die Eigenart der deutschen Nation passende holländische Kolonialsystem, sowie in einigen mehr nebensächlichen Punkten das englische, aber in keiner Weise das den Vermögensverhältnissen und der politischen Lage Deutschlands nicht entsprechende französische System. Unsere Regierung hat einen ganz ausgezeichneten Takt bewiesen, indem sie unsere großen Afrikaforscher zum Konsular- und Kolonialdienste heranzog. Sie besitzen (neben den Kaufleuten) die beste Kenntnis des Landes, seiner Bevölkerung und Verhältnisse und auch die beste Schulung in der für Afrika nötigen und ganz eigenartigen Diplomatie[1])."

An der Hochschule Bern besteht unter Leitung des ordentlichen Professors für Nationalökonomie ein Seminar für Volkswirtschaftslehre und Konsularwesen; in einer besonderen Sektion für praktische Nationalökonomie wird Rücksicht auf Heranbildung zum Konsularberufe genommen, und wird solchen, die sich demselben widmen wollen, ein darauf hinzielendes methodisches Studium ermöglicht. Mitglieder dieser Sektion können auch außerhalb der Hochschule stehende Personen, Beamte, Kaufleute, Fabrikanten u. a. werden. Ähnliche Veranstaltungen sind in Berlin getroffen, man denke an die sprachlichen Seminarien, so das orientalische, dann an die aufs vollständigste ausgebauten Fakultäten der dortigen Hochschulen. So winken denn der Entfaltung und Entwicklung der Kolonialmacht Deutschlands die schönsten Aussichten.

---

[1]) H. Zöller I, 4. II, 220.

3. Kapitel.

Mauchs Jugendzeit: sein Elternhaus; Besuch der Volks- und Realschule; Aufenthalt im Schullehrerseminar Frühjahr 1854 bis Frühjahr 1856; der junge Lehrgehilfe in Isny November 1856 bis Frühjahr 1858.

Das Elternhaus.

Karl Gottlieb Mauch ist in dem lieblichen Stetten im kirschenreichen Remsthal, Oberamts Cannstatt, geboren am 7. Mai 1837 mittags drei Uhr, und wurde getauft den 14. Mai. Die Mutter hieß Dorothea geb. Greiner, Stieftochter des Joh. Georg Wolf, und war evangelischer Konfession; der Vater, Joseph Mauch, katholischer Konfession, geboren den 17. September 1813 in Oberflacht, Oberamts Tuttlingen, war zuerst Schreiner, dann Obermann im 7. Kgl. Infanterieregiment, nachmals Stabsfourier der Infanteriebrigade in dem nahen Ludwigsburg. Als Taufzeugen nennt der pfarramtliche Taufschein: Gottlieb Pfeffer [1]), Schuhmacher, Friederike Schetter, Kutschers Gattin und Margarethe Hack, Schlossers Gattin.

Güter des Glückes, Geld oder bevorzugte Stellung lagen nicht als Erstlingsgeschenke in der Wiege, wohl aber reiche Gaben des Geistes und ein gleichwertiges Gut, Gesundheit des Körpers.

Besuch der Volks- und Realschule.

Mauchs erste Jugend war nicht hart, aber auch nicht angenehm. Die Eltern legten das Hauptgewicht auf gute Erziehung und Bereicherung

[1]) Dieser Taufzeuge gehört einem Geschlecht an, das heute noch im Volksmunde weithin fortlebt, denn der „Pfeffer von Stetten“ wurde sogar durch Bilderbögen verherrlicht. Es war ein witziger, närrischer Bursche, dieser Pfeffer von Stetten, der alles durch seine Schnurren erheiterte: als eine vornehme Gesellschaft in schönem Wagen nach Stetten fuhr, rannte Pfeffer atemlos hinterher immer „halt, halt!“ rufend; endlich hielt der Kutscher, machte aber alsbald von seiner Peitsche Gebrauch, als Pfeffer sagte, er habe bloß fragen wollen, ob man wirklich in Stuttgart nunmehr Bettüberzüge aus Glas anfertige. Als ein Wirt, dessen häufiger Gast Pfeffer war, demselben beim Vorübergehen zurief, es stehe auch noch etwas von ihm (nemlich auf der Rechnung), sagte Pfeffer, er solle es nur stehen lassen, es werde schon Essig werden. In einem nahen Dorfe, dessen Bewohner häufig an Kropf leiden, war Jahrmarkt; in einer Bude pries sich ein Wunderthäter für alle möglichen Krankheiten an; als eine größere Menge von Heilung suchender Menschheit sich eingefunden, eröffnete unser Pfeffer derselben, daß er vor allem die Benützung seines Kropfwassers anrate. Er bekam nun seine üblichen Prügel, hatte aber die Lacher auf seiner Seite. A. L.

des Geistes durch gute Schulung [1]). Strenge hielt der Vater auf zweimaligen Besuch des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen, auf pünktlichen Gang zur Schule die Woche über. Im Oktober 1849 verließ Karl in Ludwigsburg die Volksschule zum Übertritt in die I. Klasse der Realschule, ein Schritt, zu dem der Vater wegen der hervorragenden Begabung seines Sohnes von seiten der Lehrer veranlaßt worden war. Der Junge hielt sich von seinem Eintritt in die Realschule an stets so ausgezeichnet, daß er fast immer den ersten Platz einnahm und besonders bezüglich des sittlichen Verhaltens sich nur lobenswert zeigte. Gerade seine Fortschritte, sein nimmermüder Fleiß und seine Anhänglichkeit veranlaßten seinen Lehrer, den nachmaligen Professor J. P. Glökler, ihm unentgeltlich Nachhilfeunterricht zu erteilen, damit er im September 1850 die II. Klasse der Realschule überspringen und von der I. sogleich in die III. Klasse eintreten konnte. Das geschah ohne Anstand. Er erhielt in Kenntnissen, Sitten und Fleiß das beste Zeugnis. Im September 1851 trat Karl in die Oberrealschule über [2]). Während des Besuchs dieser Schule bereitete er sich auf das Fach eines Volksschullehrers vor. Die Lehrer Ferdinand Straub und Haas [3]), angestellt am Arbeitshaus, übernahmen den Unterricht in den musikalischen Fächern, Dekan Vogt erteilte den Religionsunterricht und übernahm, vom Kgl. katholischen Kirchenrat dazu beauftragt, die Oberleitung sämtlichen Unterrichts. Die Erstehung des Examens zur Zulassung zum Lehrerstand ward Karl erlassen, und so handelte es sich also für Lehrer und Schüler nur um Erreichung der für das Seminar notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten. „Eine Anerkennung des Fleißes," rühmt sein Lehrer Ferdinand Straub, „dankte er mit noch größerem Fleiße; er war gutmütig, ohne Falsch, ordnungsliebend und sehr anhänglich an seine Lehrer."

---

[1]) In einem Briefe der Mutter v. 24. Okt. 1875 findet sich folgende Stelle: „Unser weniges Vermögen, das ich und mein Mann gehabt, haben wir an unsere Kinder gewendet, um sie ausbilden zu lassen, damit sie ihr Brot in der Fremde verdienen können".

„Der Vater war tief religiös . . . . und es schätzten ihn alle, die ihn kannten, um seines Biedersinnes willen. Die Mutter, ein lebensfrohes Weib, war klein von Statur, aber sehr emsig und voll Freundlichkeit gegen Jedermann . . . ." E. Biesinger in Nr. 45 der Gratisbeil. zum „Mag. d. Päd." 1885.

Die Mutter galt dem Soldatenvolk als „Kasernenmutter".

[2]) Mitteilung des † Prof. a. D. Glökler, zuletzt in Stuttgart.

[3]) Beide noch aktiv an der Volksschule in Schwäb. Gmünd.

Dem Wachsen des Geistes entsprach die körperliche Entwicklung. Karl überragte seine Mitschüler nicht nur an Wissen, auch an Körpergröße; dabei war er gewandt im Turnen und in turnerischen Spielen, flink im Laufen, Klettern, Schwimmen. Einmal hatte er sich mit seinem Freunde Eduard Gröner auf dem Schulwege etwas verspätet. Wie es machen, daß es noch reicht? Eine hohe Mauer[1]), die umgangen werden sollte, war rasch erklettert; Karl oben angekommen, zog Eduard nach — ein Sprung von hoch oben herab, und schon standen sie im Schulhof, gerade noch zur rechten Zeit. Die liebste Beschäftigung für Karl waren die Gänge in Feld, Wiese und Wald. Der schöne Holunderstrauch am Waldrand, die höchste Eiche des „Salonwaldes", der schönste Apfelbaum an der Straße, die Zahl der frischgelegten Eier im Nestchen im Hag — das war ihm und seinem Eduard recht wohl bekannt. „Wart', da giebt's was. Ich will g'schwind hinauf, und ihr hebt bloß auf!" — im Nu war der Apfelbaum erklettert, einigemal tüchtig geschüttelt, und prasselnd fielen die Früchte ins Gras, um in den Taschen der Mitschüler zu verschwinden — ein Kinderscherz, aber ein Vorbild seiner späteren Arbeit im Mannesalter, die anderen die Früchte in den Schoß legt.

Zu seinen Lehrern in Ludwigsburg zählen noch außer den Genannten Oberreallehrer Reuchle und der nachmalige Rektor Schwenk. Von den Mitschülern nennen wir:

Zahlmeister Gröner[2]) (s. o.) im Dragonerregiment „Königin Olga" (1. württ.) Nr. 25, Oberstlieutenant v. Strack und Oberstlieutenant v. Breyer, sowie Graf Gronsfeld, jetzt Stallmeister Sr. Majestät des Königs und Karl v. Linden, Sohn des † Regierungspräsidenten v. Linden[3]).

Der Aufenthalt im Schullehrerseminar.

Beim Aufnahmeexamen ins Seminar zu Gmünd, Frühjahr 1854, wurde Karl Mauch der erste in der Lokation. In Wissen und Können überragte er seine Kursgenossen weitaus und sie haben zwei Jahre lang immer mit einer gewissen Achtung zu ihm aufgeschaut. Dies hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß, was ihnen neu und schwer schien, bei Mauch überwundener Standpunkt war, und doch liebten ihn alle ohne

[1]) Gehörte zur Stadtmauer, ist jetzt zum größten Teil abgetragen; am Weg vom kleinen Exerzierplatz zur Schule.

[2]) Verf. verdankt diesem intimsten Jugendfreunde Mauchs sehr viel schätzbares Material zu seiner Arbeit.

[3]) Weitere Namen s. u. im Gabenverzeichnis zum Mauchdenkmal.

Ausnahme. Besonders hervorragend waren seine Kenntnisse in der Mathematik, in den realistischen Fächern, in der Grammatik und in der Musik. Mit achtzehn Jahren schien er ausgewachsen, war damals schon groß, breitschulterig, kräftig gebaut und ein vorzüglicher Turner. Auf dem obersten Balken des großen Turngerüstes im inneren Seminarhofe ging er ohne Balancierstange oftmals ganz frei spazieren. Der einzige Zuschuß zur schmalen Kost der Anstalt geschah seitens des Vaters mit der Gage des „Matratzenkreuzes", von Karl selbst „Kreuzlesgeld" genannt, im Monat zwei Gulden.

Das Abgangszeugnis vom Seminar oder das Ergebnis der ersten Dienstprüfung lautete auf Ib, eine Klasse, welche nur wenige Seminarzöglinge erreichen, und welche beweist, daß schon der Jüngling seine Gaben recht wohl verwendet hat.

Trotz des glänzenden Examens zeigte sich aber bald, wie seinen nächsten Bekannten noch erinnerlich ist, daß er für das Fach eines Elementarlehrers nie Lust und Liebe fühlte in dem Grad, der den Beruf leicht und angenehm macht. Noch sehr jung äußerte er seinem besten Freunde Gröner gegenüber: „Ich sollte Lehrer werden; aber weißt du, wenn ich fortkomme, sieht man mich nicht so bald wieder;" auch sein Lehrer Haas meinte: „Trotzdem man merken konnte, daß er für das deutsche Schulfach nicht besonders eingenommen war, ließ er es doch am nötigen Fleiße keineswegs fehlen."

Es läßt sich nun die Frage aufwerfen, ob ihn die Ergreifung eines höheren Berufes, etwa des höheren Lehrfaches, innerlich mehr befriedigt und glücklicher gemacht hätte, ob nicht bloß die Summe der Bildung eines Volksschullehrers sein Streben nicht voll ausgefüllt habe. Diese Frage muß entschieden verneint werden, wie im Verlaufe der Erzählung deutlicher werden wird. Auch in besseren Verhältnissen, bei aller Gelegenheit zu Erweiterung seines Wissens war er nie ganz befriedigt: er strebte schon als Knabe und Jüngling hinaus in ferne Weltteile, nach Afrika zu kommen und dort sein Glück zu versuchen, darauf stand sein Sinn; was er lernte, was er sich aneignete, das war ihm nur Mittel zu diesem Zwecke.

Der junge Lehrgehilfe zu Isny.

November 1856 bis März 1858.

Ausgestattet mit seinem glänzenden Dienstzeugnis bezog Mauch am 28. November 1856 die Lehrgehilfenstelle an der katholischen Stadtschule in Isny und legte am folgenden Tage den Diensteid in die Hände des Schulinspektors Schobinger in Eisenharz.

Privatstudien in Englisch, Französisch und Mathematik füllten die Freistunden des jungen Lehrers aus. Bei der Verantwortung für eine große Schülerzahl, beim Aufwande geistiger und körperlicher Kraft, welchen ein fruchtbarer, hingebender Unterricht erfordert, ist es immer etwas bedenklich, wenn ein Lehrer eine Nebenbeschäftigung ergreift, die ihn ebenso in Anspruch nimmt wie sein Beruf selbst, und es ist auch wirklich Gefahr vorhanden, daß dieser zeitweise gegenüber der Lieblingsbeschäftigung, dem Privatstudium, verkürzt werde. Die Kollision zweier Pflichten scheint auch unsern Karl Mauch etwas gefährdet zu haben: durch Dekret Nr. 9818 vom 30. September 1857 wurde er der Kontrolle des Lehrers Scheyerle in Isny unterstellt, der zeitweise seinen Unterricht besuchte und schriftliche Einträge über seinen Erfund machte. War die erste Jahresprüfung im Frühjahr 1857 nicht ganz nach Wunsch des Visitators ausgefallen, so war das Resultat der Prüfung im Frühjahr 1858 dagegen ein wohlbefriedigendes, und wollten urteilsfähige Augen- und Ohrenzeugen bei den Prüfungen eine große zu Gunsten Mauchs ausfallende Veränderung bemerkt haben. Auch sein Betragen war ein allweg geordnetes, wie der anerkennende schulinspektoratliche Bericht schließt. „Er war allgemein beliebt und galt als ein talentvoller, strebsamer und zugleich lustiger junger Mann.“

---

4. Kapitel.

Mauch in der Fremde: die Hauslehrerstelle in Steiermark 1858 bis 1863; Austritt aus dem Schuldienst 1863; Mauchs Ausbildung und Befähigung zum Afrikareisenden.

Die Hauslehrerstelle in Steiermark.

März 1858 bis September 1863.

Eine Wendung in das einförmige Lehrerleben brachte es, als Seminaroberlehrer J. Haug in Gmünd eine Hauslehrerstelle in Steiermark ausschrieb; mit Aussicht auf ein vorzügliches Prädikat der Oberschulbehörde konnte Mauch in die Reihe der Bewerber eintreten und erhielt die Stelle. Den 29. März 1858 ging seine Bittschrift um einen Urlaub auf ein Jahr ab. Er weist darauf hin, daß seine Eltern nicht in der Lage seien, ihm zu weiterer, sehnlichst erwünschter Ausbildung zu verhelfen, daß er sich außer in den Elementarfächern auch noch in Musik und englischer und französischer Sprache vervollkommnet und eben

in diesen letzteren Fächern in der neuen Stellung zu unterrichten habe, daß sich endlich eine so günstige Gelegenheit zu allseitiger Weiterbildung nicht mehr bieten werde.

Unterm 27. April wurde seitens des Kgl. katholischen Kirchenrates der Urlaub erteilt, aber erst, nachdem die Militärbehörde über das Resultat der Musterung Mauchs befragt worden war. Er war für „bedingt untüchtig“ erklärt und daher in die Landwehrliste aufgenommen worden mit seiner Losnummer 63, welche in die Kontingentsgrenze fiel. Das Jahr 1859 brachte kriegerische Unruhen, und es wurde Mauch aus Steiermark zur Erfüllung der Landwehrpflicht zurückberufen; derselbe stellte sich als „Freiwilliger auf Kriegsdauer“ und ward der 2. reitenden Batterie zugeteilt. Am 7. August 1859 ging ein abermaliges Urlaubsgesuch aus Ludwigsburg an die Württembergische Schulbehörde ab, „da nun der Friedensstand beim Militär gegenwärtig hergestellt ist, und ich das innigste Verlangen trage, in den Zivilstand zurückkehren und meine frühere Stellung wieder antreten zu können,“ wie Mauch selbst schreibt.

Des weiteren begründet er seine Bitte mit den Unterrichtserfolgen, die er bei seinen fünf Knaben erzielte, mit der Zufriedenheit seines Prinzipals, der ihm freie Rückkehr, wenn notwendig die Kosten des Loskaufs von der Landwehr angeboten hatte. „Bei solchen Beweisen der Geneigtheit und Freundschaft muß es mich drängen, nach eingeholter Erlaubnis zurückzukehren.“

Stadt- und Garnisonspfarrer Dekan Vogt, ein Gönner Mauchs, legte am 8. August die Bitte befürwortend vor, und es erteilte der Kirchenrat nach Einlauf des Berichtes vom Oberrekrutierungsrat, der die Landwehrpflichtigen nunmehr wieder in ihr früheres Dienstverhältnis zurücktreten ließ, einen zweijährigen Urlaub[1]).

Diesmal ging Mauchs Reise nach Teschen in östreichisch Schlesien, zwei Jahre später nach Marburg in Steiermark, und von dort lief datiert vom 20. August 1861 abermals ein Gesuch um Urlaubsbewilligung ein. „Den ältesten meiner Söhne,“ wird berichtet, „habe ich so weit gebracht, daß ich die in der Real- und Oberrealschule in Ludwigsburg erworbenen und seither vermehrten Kenntnisse bei ihm in Anwendung bringen konnte; er macht darin so rasche Fortschritte, daß es mir sehr leid thun würde, ihn unterbrochen zu sehen; auch seine Brüder sind sehr talentvoll und dabei so anhänglich, daß ich nur sehr ungern von ihnen scheiden möchte. Nicht weniger ist es auch der Wunsch der Eltern, mich noch

---

[1]) Dekret Nr. 3253 vom 30. August.

länger als Lehrer und Erzieher ihrer Kinder um sich zu sehen . . . . . Schon das natürliche Gefühl der Dankbarkeit muß mich für den Verbleib auf meiner Stelle bestimmen[1])."

Abermals legte Dekan Vogt die Bittschrift mit Gründen verstärkt vor: „Der Vater ist immer noch kränklich und wünscht selbst, daß sein Sohn die Hauslehrerstelle behalte." Selbstredend erfolgte die Genehmigung des Urlaubs; es war das letztemal.

Der Austritt aus dem Schuldienst.

Aus Triest langte d. d. 10. Septbr. 1863 ein Gesuch beim Kirchenrat an mit der Bitte um Entlassung aus dem Schulstand oder Erteilung eines Urlaubs auf unbestimmte Zeit. Der Inhalt der Schrift legt uns das ernste und zielbewußte Streben des jungen Mannes recht deutlich klar. „Wenn ich neuerdings mich bittend nahe, so liegt ein Zweck vor, der nicht Sonderinteressen verfolgt, dessen Beweggrund wohl als ein edler anerkannt werden muß, ein Zweck, bei dem das eigene Leben aufs Spiel gesetzt, bei dessen Erreichung der Wissenschaft ein Dienst geleistet wird. Dieser Zweck, den ich mir als eine Lebensaufgabe gestellt, ist kein anderer, als einer Expedition nach Innerafrika mich anzuschließen oder diese bei Gelegenheit auf eigene Faust auszuführen. Ich habe in geistiger und körperlicher Beziehung nichts versäumt, was mich zu meinem Vorhaben geeignet machen könnte. Um mich zu akklimatisieren, zeigte sich in den letzten Tagen eine Gelegenheit, die nicht so leicht wiederkehren dürfte: es ist mir nämlich für Kairo eine sehr günstige Stelle angetragen, in der ich zugleich im stande wäre, mich der unumgänglich notwendigen arabischen Sprache, die ich zwar theoretisch kenne, vollkommen praktisch mächtig zu machen und dabei pekuniär so gut gestellt zu sein, daß mir die Fortsetzung meiner naturhistorischen Arbeiten möglich ist. . . Ich werde mich bestreben, meinem Vaterlande alle Ehre zu machen, und hiedurch meinem herzlichen Dankgefühle Ausdruck geben."

Am 15. September 1863 wurde die Entlassung erteilt „unter Verpflichtung zum Ersatz der vom Staat zur Ausbildung bezogenen Staatsstipendien im Betrag von 235 Gulden." Diese Zumutung traf Mauch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wieder um einen Schritt vorwärts

---

[1]) Mauch war Hauslehrer bei einem Herrn Kment, Bauführer und Bauunternehmer an der Kärntner Bahn.

gekommen in seinen Arbeiten wird er sogleich wieder durch seine Armut zurückgehalten. Er greift nochmals zur Feder, um die Behörde milder zu stimmen: „An die Stipendien dachte ich nicht bei meinem Gesuch, und ich erschrak nicht wenig, als ich das Urteil gelesen habe. Entschlossen, meinem gesteckten Ziele entgegenzugehen, erkläre ich mich bereit, die Schuld zu entrichten, allein für den Augenblick bin ich es nicht im stande; später würde ich es gerne thun. Meine Eltern haben einesteils beinah ihr ganzes Vermögen zu meiner Ausbildung verwendet und andernteils liegt ihnen noch die Sorge für die Zukunft der drei übrigen minderjährigen Geschwister ob. Darum möchte ich (im Hinweise auf meine 1½jährige Thätigkeit im Schulstande) um eine Frist von zwei Jahren ersuchen. . . . Wollte aber eine hohe Behörde das Füllhorn der Güte über mich ausschütten, und mir die Erstattung nachsehen, so würde ich jedes Ergebnis meiner Forschung — denn nur deshalb ging ich ins Ausland, um dem schon lange gehegten Gedanken auf eigene Kosten mehr Nahrung zuführen zu können — als durch sie vermittelt betrachten. Mein Entschluß steht fest . . . und in diesem Gedanken liegt der ganze Himmel meines irdischen Glückes, ihn werde ich zu erreichen streben trotz aller Hindernisse; ich kenne hierin nur das aut — aut: entweder für dieses erhabene Ziel zu leben, oder aber für die Welt abzusterben."

Wiederum legte Dekan Vogt empfehlende Worte bei und betonte namentlich, es möge doch das Oberamt wegen der Forderung des Kameralamtes den Reisepaß für Mauch nicht verweigern und dadurch dem Plan, nach Afrika zu reisen, hindernd in den Weg treten.

Der Paß wurde verabfolgt. Das Kameralamt Ludwigsburg übergab die Forderung von 235 Gulden ans Kameralamt Wurmlingen „zum Vermerk", weil der Vater als Schuldner in Oberflacht, Kameralamtsbezirk Wurmlingen, gebürtig war.

Als dann späterhin die „geographischen Mitteilungen" rühmende Berichte über Mauchs Reisen im „dunklen" Weltteil brachten, wurde von der K. Domänendirektion die Allerhöchste Entschließung des Nachlasses der Schuld (v. 31. Juli) an den Kirchenrat bekannt gegeben[1]. Eigenhändig hatte Oberregierungsrat von Kauffmann einen Auszug aus den Akten gemacht und dadurch erwähnte Vergünstigung herbeigeführt.

---

[1]) Erlaß Nr. 9698 vom 17. August 1867.

Mauchs Ausbildung und Befähigung zum Afrikareisenden.

Fassen wir im folgenden noch einmal die Faktoren von Mauchs Ausbildung zum geographischen Reisenden zusammen, ehe wir ihn nach Afrika begleiten!

Den Grund seiner Ausbildung legte die deutsche Volksschule, dann die Realschule, die Weiterbildung förderte das Lehrerseminar, und den Ausbau verdankte Mauch seinem Privatfleiß in der den Musen günstigen Zeit des Hofmeisters. Als Lehrer tritt Mauch ins Leben ein, als Lehrer erwirbt er sich einige hundert Gulden zu Reisezwecken, aus dem Lehrer ist der Afrikareisende geworden. Es liegt in der Lehrerbildung die Grundlage zu mancherlei Berufsarten, und in diesem Sinne hat sie etwas Fundamentales, Universelles; nicht hoch geht die Wissenschaftlichkeit, aber vielarmig ist sie; ein talentvoller Seminarist wird seine Bildungsanstalt verlassen nicht mit einem Ballast von vielem Wissen, wohl aber mit regem Interesse für religiöse und pädagogische Wissenschaften, für Mathematik und Naturwissenschaft, für Musik und Sprachen; er tritt in das Leben mit klarem Denken und richtigem Ausdruck in der Muttersprache, nicht ohne Kenntnis der klassischen Litteratur. Und gerade das warme Verlangen nach Weiterbildung ist der Glück verheißende und Zufriedenheit spendende Faktor der Zukunft; es ist das treibende und sprossende Reis, aus dem nach 30—40 Jahren des Selbststudiums der stattliche Baum der Erkenntnisse heranwächst. Der werkthätige Beruf eines Lehrers bringt ja die beharrliche Pflege der Wissenschaften für sich selbst und für andere mit sich, und wie der Obstbaum durch Abgabe der herrlichreifen goldenen Früchte im Herbst die Hoffnung für fernere Fruchtabgabe immer wieder erneut, so wird die vom Lehrer anderen dargereichte Lebensweisheit für ihn und seine Schüler der Same für weitere Belehrungen.

Mauch schätzte sich glücklich im Besitze einer solchen Lehrerbildung; er ist ein sprechendes Beispiel für das oben Angeführte, das selbstredend nur auf talentvolle und zugleich eifrige Lehrer paßt: seine wissenschaftliche Stärke lag in seinem Interesse für die Wissenschaft. In seinem ersten öffentlichen Vortrage in Stuttgart betonte er bei Besprechung seiner Bildungslaufbahn ganz besonders den Aufenthalt im Seminar zu Gmünd und seine Thätigkeit im Lehrerberufe. Die Menge seiner Kenntnisse machte ihn angenehm und belehrend im Umgange. Dr. Kuntze, der Reisebegleiter Mauchs nach Westindien (s. u.) erzählt einmal: „Bei einer Abendunterhaltung im Hotel Lloyd auf Skt. Thomas trug Mauch den Löwenanteil zur Unterhaltung bei; auch spielt

er gut Klavier und singt hübsch." Das geschah natürlich auf der Reise nicht einmal, sondern öfters, nicht nur auf der Reise mit Dr. Kuntze, sondern vor wie nach, wo Mauch weilte. Beim ersten angenehmen Aufenthalt Mauchs in Afrika im Hause eines Herrn B. in Pieter-Maritzburg „wurden die Abende in gemütlicher Konversation mit Abwechslung von musikalischen Unterhaltungen aufs angenehmste verbracht"[1]) — es ist die Frucht seiner Lehrerbildung, deren Würze eben die Musik bildet.

Der ganzen deutschen Lehrerschaft ist in unserem Freunde ein begeisterndes Beispiel gegeben, wir meinen nicht im Berufe eines Afrikaforschers, sondern vielmehr in seinem wissenschaftlichen Fleiße und in der praktischen Verwendung von Wissen und Können.

---

5. Kapitel.

Von Europa nach Afrika: Mauchs Bekenntnis vor Petermann; dunkle Irrfahrten 1863—64; Landung in Durban Jan. 1865.

„Forschungsdrang kennt keine Schwierigkeiten, keine Schranken. Gefahr, Elend, der Tod sind für ihn keine Schrecken, keine Entmutigung. Mit der größten Aufopferungsfähigkeit wird dem erkorenen Ziele nachgestrebt. Die Geschichte geographischer Entdeckungen liefert hierzu zahlreiche Belege, und aus dieser Geschichte weist das Kapitel der afrikanischen Reisen allein einen großen Teil auf. Kaum hat die von der Deckensche Expedition ein schreckliches Ende genommen[2]), so sind gleich wieder zwei neue Forscher da, um die Bresche zu füllen; der eine ist der Franzose Le Saint[3]), der andere Karl Mauch, der sich der langen Reihe deutscher Reisender in Afrika anschließt."

Mit diesen Worten leitet A. Petermann seine erste definitive Nachricht über das Vorhaben unseres Landsmannes ein. Drei Jahre vorher war seiner in den „Mitteilungen" Erwähnung geschehen in einer „Übersicht der entweder im Gange befindlichen oder projektierten afrikanischen Reisen", aber nur ganz beiläufig.

[1]) Ergh. 37, 5 und unten S. 28.

[2]) Karl Klaus Baron von der Decken, geb. 1833 zu Kotzen in der Mark Brandenburg, der Besteiger des Kilima-Ndjaro wurde am 2. Okt. 1865 in Berdera am Juba ermordet. 1866, 66—77.

[3]) Le Saint wollte damals einen neuen Versuch machen, vom Bahr el Ghasal aus die Äquatorialregionen Afrikas zu durchschneiden. Sein Tod infolge von Fieber und Anstrengungen 1868, 266.

Mauchs Bekenntnis vor Petermann.

Erst jetzt, im Juli 1866, publizierte Petermann einen Brief Mauchs aus Unter-Drauburg in Kärnten vom 7. August 1863. Dort heißt es:

„Euer Wohlgeboren werden entschuldigen, wenn ich mich an Sie wende in einem Anliegen, wo Sie allein mir den besten Rat erteilen können und welches meine ganze Zukunft betrifft. Um Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, will ich mich kurz fassen."

„Einziger Gedanke meines Strebens ist der, zur Erweiterung der Kenntnisse geographischer Verhältnisse Afrikas nach Kräften mitzuwirken. Diesen Gedanken verfolge ich seit meinem 15. Jahre d. h. seit 11 Jahren. Von meinen so ziemlich unbemittelten Eltern zum Lehrfach bestimmt, war es mir leider nicht möglich, an die in der Real- und Oberrealschule meines Heimatortes Ludwigsburg erworbenen Kenntnisse Universitätsstudien zu knüpfen, sondern ich sah mich angewiesen, zwei Jahre in einer Volksschullehrer-Bildungsanstalt zuzubringen, um sodann als spärlich besoldeter Lehrgehilfe ein ganz und gar nicht entsprechendes Leben zu führen. Jedoch sorgte ich dafür, die anderthalb Jahre dieser Stellung durch Studien in der Botanik und der lateinischen Sprache sowie durch Vervollkommnung in der französischen Sprache zu benützen und darnach zu trachten, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, eine bessere Stellung zu erlangen. Ich bewarb mich daher um eine ausgeschriebene Hofmeisterstelle in Österreich, erhielt dieselbe und verblieb darin vom Juni 1859 bis jetzt. Der letzte zweijährige Aufenthalt war im steierischen Marburg. Hier benützte ich die Bibliothek, das physikalische und naturhistorische Kabinett des Gymnasiums und besuchte während der Ferienzeit die Sammlung und den botanischen Garten in Steiermarks Hauptstadt Graz, legte Insektensammlungen, ein Herbarium und eine Mineraliensammlung an. Ärztliche Kenntnisse suchte ich zu bekommen durch den Umgang mit Ärzten und durch Studium geeigneter medizinischer Werke. Ihre hochgeschätzten „Mitteilungen" lieferten mir das beste Material, in geographischer Hinsicht auf dem Laufenden zu bleiben. Ich befliß mich der englischen und arabischen Sprache."

„So glaube ich in geistiger Hinsicht gethan zu haben, was mit meinen geringen Mitteln zu stande gebracht werden konnte. Aber auch der Körper erheischt zu solchem Unternehmen seine Vorbereitung. Ich suchte ihn zu stählen durch Fußreisen von 6 Meilen und mehr per Tag, in jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, in jede Gegend, öfters ohne

Speise und Trank bis zur Rückkunft zum Ausgangspunkt, in derselben gleich warmen Kleidung; dabei vernachlässigte ich das Turnen und die Schießübungen nicht. Von Natur aus bin ich groß und kräftig gebaut und von unverwüstlicher Gesundheit. Nach dem Vorausstehenden glaube ich mich für befähigt halten zu dürfen, an einer Expedition in gedachtem Sinne jedenfalls, wenn auch nicht in hervorragender Stellung, teilnehmen zu können. Mut und Entschlossenheit hiezu liegt im sehnlichsten Wunsche, an Stelle des allerdings viel tüchtigeren, aber leider zu frühe verstorbenen Dr. Steudner sein zu können oder mit Hrn. v. d. Decken von der Ostseite Afrikas aus ins Innere vorzudringen. Wegen Mangels an den nötigen Geldmitteln sehe ich mich genötigt, anstatt direkt dem Ziel entgegenzusteuern, den einen oder andern zweier Umwege zu benützen. Der erste wäre mit Hilfe meiner kaufmännischen Kenntnisse zu trachten, in die tropischen Gegenden zu gelangen, und der zweite ist so abenteuerlicher Art, daß ich ihn hier verschweigen möchte."

„In vorherstehendem hätte ich nun die Ursache angegeben, weswegen ich mich an Euer Wohlgeboren gewendet habe, und ich fürchte, es bereuen zu müssen, nicht schon früher diesen Weg eingeschlagen zu haben. Mein Aufenthalt hier ist von nur noch ganz kurzer Dauer. Am 15. oder 16. dieses Monats werde ich fast ganz sicher nach Triest abreisen, wo ich jedoch auch nur ganz kurz mich verweilen dürfte."

Dunkle Irrfahrten 1863—64.

Haben wir nun einen kurzen Einblick in Mauchs Pläne gewonnen, so begleiten wir ihn weiter. „Sie wünschen," schreibt er später an Petermann, „etwas von meinen Erlebnissen seit August 1863 zu erfahren. Doch muß ich jetzt noch den Schleier darüber decken; ich erwähne nur, daß ich im Vertrauen zu einer unredlichen Person gezwungen ward, von meinem ursprünglichen Plane abzuweichen; nachdem ich August 1863 von Triest aus meine Wanderung begonnen[1]), gelangte ich einige Zeit darauf nach

[1]) Daß Mauch den ihm angetragenen Posten in Kairo bezogen habe, ist nirgends bestätigt. Ein schwäbischer Freund Mauchs erinnert sich an seine Erzählung nach der Rückkehr von Afrika, wornach er in Stellung gewesen sei in Danzig. Dort habe er sich — wir erwähnen dies als Beweis des unablässig berufsbewußten Strebens — daran gewöhnt, Schlangen im Nachtlager zu haben; er habe Ringelnattern im Bette gezogen, sie zu Schlafgenossen gemacht, um sich an den Umgang mit Schlangen zu gewöhnen. Gefährlich sind die giftigen Schlangen ja weniger, wenn man ihnen kampfbereit gegenüber steht, als dann, wenn sie schlafende Menschen überraschen und diesen im Momente des schrecklichen Erwachens Bisse beibringen.

London, wo ich — wenn auch unter den allermißlichsten Umständen — Gelegenheit fand, 5 Monate lang mich mit wissenschaftlichen, besonders naturhistorischen Studien im britischen Museum, dem zoologischen Garten, dem botanischen Garten in Kew und im Kristallpalaste zu beschäftigen; über ein Jahr lang war ich auf See, und gelangte so endlich nach Südafrika." „Wie viele Entbehrungen, Sorgen, Widerwärtigkeiten und trübe Erfahrungen," so ruft Petermann nach Citierung dieser Stelle aus, „mögen nicht in diesen wenigen schlichten Worten verhüllt sein!"

Die Landung in Durban. Januar 1865.

Die gefahrvolle Landung, die Ankunft auf fremdländischem Boden lassen wir Mauch selbst erzählen. „Nach einer günstig verlaufenen Fahrt von 75 Tagen traf der Dreimastschoner[1]), auf dem ich mich dem Ziele meiner Wünsche entgegentragen ließ, auf der Rhede von Natal ein. Bereits befanden sich 3 Segelschiffe, welche am gleichen Tage angekommen waren, vor Anker. Ihr heftiges Schwanken zeugte von besonders aufgeregter See, und nicht ohne ernstes Bedenken gab der Kapitän meines Schiffes den Befehl, den einen von den beiden Ankern fallen zu lassen; kurze Zeit darauf hatte die Mannschaft die Segel festgemacht und versah jene noch übrigen Arbeiten, die bei bevorstehendem Landen üblich sind. Ich selbst aber überließ mich der Betrachtung des vor mir liegenden Küstenteiles. Da befand sich denn links ein ziemlich vorstehender, dicht bewaldeter Hügel, der auf seiner Spitze in einer Lichtung eine Flaggenstange trug, an seinem Fuße zeigten sich große Felsblöcke, gegen welche der Schaum der tobenden Welle emporschlug; die Trümmer eines Schiffskörpers wurden zeitweise sichtbar und bekundeten, daß man, wenn auch vor Anker, denn doch noch nicht außer der Gefahr des Strandens sei. Gerade vor mir brachen sich die mächtigen Wogen über der sehr veränderlichen Sandbarre der inneren Bai dem eigentlichen Hafen zu. Rechts ist das Ufer flach und sandig, gegen seine aufgeworfenen Dünen branden die rastlos sich überstürzenden Wellen. Der Hintergrund ist abgeschlossen durch einen wenig erhabenen, sehr dicht bewachsenen Hügelrand, an welchem hie und da ein weißer Punkt in einer Lichtung eine Villa bezeichnet. Über dem Niveau der Baumgipfel im Vordergrunde wiegt als seltenes

---

[1]) Nach der „Schwäb. Chronik Nr. 87 v. 14. April 1875 war es ein deutsches Schiff. „Freie Überfahrt hatte Mauch durch Arbeit sich verdient . . . ." A. Leuze (s. unten).

Exemplar eine Palme ihr gefiedertes Haupt. Wie sehr wünschte ich mir den Zeitpunkt herbei, wo ich zum erstenmale den fremdländischen Boden betreten durfte! Aber wie es stand, dieser Zeitpunkt wurde weiter hinausgerückt; bei dermaliger hochgehender See und bei heftigem Seewinde wäre es ein tollkühnes Wagnis gewesen, zu versuchen, im Boote ans Land zu kommen; ich mußte mich ins Unvermeidliche fügen und mir vornehmen, geduldig zu harren. In der Betrachtung der neuen Gegend verweilte ich, bis es bereits zu dunkeln begann. Plötzlich verspüre ich und mit mir alle im Schiffe einen heftigen Ruck, ein leichtes Rasseln der Ankerkette läßt sich vernehmen, und bald gewahren wir mit Schrecken, daß wir treiben, daß wir unseren Anker durch den Bruch der Kette verloren hatten. Die Richtung, in welcher wir trieben, war die nach dem Wrack zu, und dabei bedrohten wir eines der vor Anker liegenden Schiffe mit einem derben Zusammenstoß. In größter Eile gelingt es noch im rechten Momente, uns von dem bedrohten Schiffe abzulenken. Nach mehrmaligem Wenden konnte das offene Meer wieder gewonnen werden, und erst vier Tage später bei leichter Brise und wenig bewegter See durften wir uns wieder nähern, um endlich vom kleinen Schleppdampfer ins Tau genommen und über die Barre weg in den Hafen bugsiert zu werden. Das war am 15. Januar 1865[1]."

Als Datum des Abganges in London nannte Mauch im ersten öffentlichen Vortrag in Stuttgart den 24. Oktober 1864. Rechnen wir die Tage bis zum 15. Januar 1865, so ergiebt sich ein Reisezeitaufwand von 83 Tagen, so daß, etwa eine Woche der Ruhe in Madeira auf den Kanarischen Inseln, wo das Schiff unterwegs wohl gelandet hat, abgerechnet, ganz übereinstimmend die obigen 75 Tage herauskommen.

Die Länge des Seeweges ist von P. Terörde angegeben: von Ostende nach Madeira 1210 Meilen, von Madeira nach Kapstadt 4741 Meilen[2]).

Zum letzten Teil der Fahrt können wir nach A. v. Schweiger-Lerchenfeld einen kleinen Nachtrag machen: „Man genießt (von Kapstadt nach Durban) meist herrliche Bilder, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die malerischen Scenerien keineswegs vorherrschen. Allenthalben ziehen sich flache, langgestreckte Dünen längs der Ufer hin, mit weißen Kegelspitzen — den vom Winde zusammengewehten Sand-

[1]) Durban am Port Natâl, Hauptthafen der Provinz Natâl, so genannt, weil Vasco de Gama ihn am Weihnachtstag 1498 entdeckte.

[2]) P. Spillmann 28.

hügeln. Hinter diesen Dünen erheben sich Hügelgelände und noch weiter säumen Kegelberge den Horizont. Über all' diesen Landschaften brütet eine feine Staubatmosphäre, ein matter, gelber Dunst . . . . . Zunächst bei Durban wird das Gestade flach; ausgedehnte Zuckerplantagen verraten eine größere Niederlassung . . . ."

„Auf diese Weise am Ziele meiner sehnlichsten Wünsche einem Schiffbruche entgangen zu sein," schließt Mauch, „durfte ich als ein gutes Omen betrachten, und daher führte ich gleich am ersten Tage eine kleine Rundreise um die Bai von Natal aus, um mir vorläufig einen oberflächlichen Blick über die neuen Formen der Natur zu verschaffen."[1])

---

6. Kapitel.

Festhalten am Berufe eines Afrikaforschers: der Kampf um das tägliche Brot; die Hilfe in der Not; Aufenthalt zu Pieter-Maritzburg; Reise nach Rustenburg in der Transvaalrepublik; Versuchung durch Gold und Diamanten.

Der Kampf um das tägliche Brot.

„Ernstlicher Kummer beschlich mich, als ich daran dachte, auf welche Weise ich zunächst meinen Lebensunterhalt zu verdienen haben werde, um mich zu akklimatisieren und Tüchtiges im Forschen leisten zu können" — dies die letzten Worte aus der Notiz am Abende des ersten Tages auf afrikanischem Boden; sie zeigen, wie hoch Mauch seine Aufgabe stellte, wie ernst er sie nahm. Jahrelang härtet er sich schon im Heimatlande ab, macht große Fußreisen, gewöhnt den Körper an Fasten und Entbehrungen aller Art; und doch beschleicht ihn „ernstlicher Kummer", den eben Angekommenen auf afrikanischem Boden, beim Nachdenken über sein Fortkommen. Stärker aber noch als der Kummer ist der Entschluß, „Tüchtiges zu leisten" und sich zu diesem Zwecke allen Opfern zu unterwerfen.

„Die ersten Versuche, für das tägliche Brot zu arbeiten, schlugen fehl oder gefielen mir nicht. Die unentschiedene Lebensweise während der ersten Monate hatte ihr Gutes; denn neben der Akklimatisation wurde ich mit Land und Leuten näher bekannt und erwarb mir dadurch schätzens-

---

[1]) Ergh. 37, 1 und unten „mein erster Tag in Afrika."

werte Kenntnisse zur Forschung im weiten Innern und gewöhnte mich leichter an Entbehrungen."

Die Hilfe in der Not.

„Es kam mir die Nachricht erwünscht, daß nur eine kurze Strecke landeinwärts eine kleine deutsche Kolonie [1]) existiere, woselbst hauptsächlich zwei Personen wohnten, die schon über 20 Jahre in der Küstengegend gelebt, welche also mit allen Verhältnissen des Landes am meisten bekannt sein mußten und mir selbst auch die beste Auskunft geben und guten Rat erteilen konnten. Ich beschloß also, diese Herren aufzusuchen."

„Schon am Morgen darnach, als ich diese Neuigkeit in Erfahrung gebracht hatte, verließ ich Durban mit dem Vorsatze, womöglich nicht so bald wieder meinen Fuß darein zu setzen [2])."

„Was sollte ich mit mir selbst beginnen? Mich vielleicht auf die Gastfreundschaft der Leute verlassen, mit anderen Worten um Nahrung betteln? Das widerstrebte meinem Inneren, aber durch Hilfeleistung bei der Feldarbeit mein tägliches Brot zu verdienen durfte ich unter den obwaltenden Umständen nicht als erniedrigend ansehen, und so half ich denn pflügen, Unkraut jäten, Bataten pflanzen, und verdiente dadurch ebenfalls einige Bataten, zu denen allerdings Fleisch recht gut gemundet hätte, jedoch aus Sparsamkeit des Arbeit- und Kostgebers nur Sonntags aufgetischt wurde. Nach wenigen Betrachtungen über meine augenblickliche Lage hielt ich mich für überzeugt, daß ich zu einer Beschäftigung, durch welche mir nicht einmal ein anständiges Essen zu teil werden konnte, geschweige denn ein Lohn, um die bei der Arbeit ruinierten Kleider zu ersetzen oder gar etwas auf die Seite zu legen, nicht bestimmt sein könne . . ."

Aufenthalt in Pieter-Maritzburg.

„Der Pastor gab mir einen Empfehlungsbrief an einen Herrn B. in Pieter-Maritzburg [3]). Mein Bündelchen war bald geschnürt, und

---

[1]) Die Kolonie hieß „Neu-Deutschland", 8 Meilen von Durban entfernt, aus 40 Familien damals bestehend.

[2]) Ergh. 37, 3.

[3]) Pieter-Maritzburg, meistens kurzweg Maritzburg, mit 14 000 Einwohner — benannt nach zwei Führern der Boers, wohl Pieter Retief und Pieter Maritz, liegt höchst malerisch am Umsindusi oder „kleinen Buschmannsfluß", einem Nebenfluß des Umgeni. So weit das Auge blickt überall grüne Flächen, grüne Berge und riesige Plateaus. Ad. Hübner vergleicht diese Landschaft mit der „sächsischen Schweiz", doch

von freudigster Hoffnung beseelt, wanderte ich am frühen Morgen der gutgebauten Hauptstraße entlang und erreichte abends nach 9 Uhr die Stadt. Unterkunft fand ich, weil mit der Lokalität gänzlich unbekannt, nur mit großer Schwierigkeit und nicht ohne mehrmals in die unbedeckten Wasserkanäle zu tappen. Zwei Tage darnach, eine furchtbar lange Zeit, fand sich endlich die erwünschte Gelegenheit, den Rekommandationsbrief zu überreichen; vorsichtiger jedoch als der Herr Pastor ging dieser Herr B. zu Werke, und seine Frage, ob ich nicht etwa der deutschen Legion angehört habe, brachte keine geringe Bestürzung in mir hervor, denn einmal wußte ich nichts von einer solchen Legion und dann mußte ich aus dem Ton, der in der Frage lag, schließen, daß sie in keinem guten Rufe stand. Wohl durfte ich es entschieden verneinen, aber was half's, da Beweismittel gefordert wurden? In diesem kritischen Augenblick fiel mir ein, daß ich ja das erste Briefchen von A. Petermann, in welchem mir angeraten wurde, von meinen Reiseplänen abzustehen, nebst einem kurzen Zeitungsartikel, worin in freundlichen Worten meines Abschiedes von Marburg in Steiermark gedacht war, bei mir trug. Ich überreichte beide Dokumente und sie hatten einen prächtigen Erfolg. Ohne weiteres hatte ich Aufnahme und Beschäftigung gefunden, und nun entrang sich meiner Brust ein schwerer Seufzer, der letzte, mit dem ich die bisherige Not verabschieden konnte; nun fühlte ich festen Boden und die Zukunft erschien heller. Ich hatte die drei Wochen der Verzweiflung hinter mir, es war anfangs Februar 1865."

„So also gegen den Mangel an dem zum Lebensunterhalt Nötigsten verwahrt, mußte es mir zunächst am Herzen liegen, mich auch der fremden Idiome zu bemächtigen, und auch dabei glückte es mir, rasche Fortschritte zu machen. Ich wurde mit einer Familie bekannt, in der das Haupt deutsch, die Mutter holländisch und die Kinder englisch mit mir redeten. Wenn ich die wenigen Stunden meiner Beschäftigung oder einen Gang in die Umgegend hinter mir hatte, wurden die Abende in gemütlicher Konversation mit Abwechslung von musikalischen Unterhaltungen aufs angenehmste verbracht."

„Ich hielt es nicht für geraten, mich mehr in die Öffentlichkeit zu wagen und viele Bekanntschaften anzuknüpfen; ich zog es vor, im

---

müsse man sich die Formen ins Zehnfache übertragen denken. „Allenthalben erheben sich gewaltige Tafelberge — eine Eigentümlichkeit der Küstenzone, Sandsteinmassen von den pittoreskesten Formen". A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Der Reiseweg von Durban über Pinetown nach Maritzburg nimmt drei Tage in Anspruch. F. v. Hellwald. 605.

Stillen meine Vorbereitungen für meine weiteren Zwecke zu treffen. Wohl regte sich in mir der Wunsch, die Umgegend möchte noch unbekannt sein, aber im Bewußtsein, daß die Kolonie Natal bereits geographisch vermessen, also in jeder Richtung bereist, untersucht und beschrieben sein mußte, konnte ich mich höchstens mit dem Vorhandenen begnügen."[1])

„Nahezu 2½ Monate dauerte dieses Kleben an Pieter-Maritzburg und seiner nächsten Umgebung und wurde nur ein einzigesmal unterbrochen durch die Teilnahme an einer Picknickpartie nach den unteren Fällen des Umgeni-Flusses. Die starke Wassermasse des durch Regen angeschwollenen Flusses stürzt in mehreren Armen wohl 36′ hoch über eine zerrissene Felswand herab und bietet einen bescheidenen, aber angenehmen Anblick[2])."

Reise nach Rustenburg in der Transvaalrepublik.

„Aus dieser Einförmigkeit riß mich plötzlich die Ankunft eines Bruders des erwähnten deutschen Familienhauptes. Nach einigen Abenden, welche er mit mir verbracht hatte, und während welcher ich ihn von meinen weiteren Plänen in Kenntnis setzte, machte er mir aus freien Stücken den wohlmeinenden Antrag, ihn auf seiner Rückkehr nach der Transvaalrepublik, wo er schon seit Jahren sich häuslich niedergelassen hatte, zu begleiten und in seinem eigenen Hause mein Domizil zu wählen, um dort dann ungestört und ohne leibliche Sorgen die Erfüllung meiner Wünsche anstreben zu können. Dieser uneigennützige, für mich äußerst günstige Antrag versetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: schlug ich dies Anerbieten aus, so lief ich Gefahr, vielleicht nie wieder so sehr begünstigt zu werden, nahm ich es an, so mußte ich meinem bisherigen Prinzipale und Wohlthäter undankbar erscheinen. Die Wahl war schwierig, aber endlich gewann die erstere Ansicht die Oberhand, und ich beschloß, meinem Prinzipal offen und ehrlich den Vorfall mitzuteilen und ihm die Entscheidung zu überlassen. Über die Maßen freundlich riet er mir an, in den Vorschlag einzuwilligen, wenigstens den Versuch zu wagen, und sollte er mißglücken, zu ihm zurückzukehren, wo ich dann dieselbe Stellung wieder bekleiden könne. Das war zu viel Güte, und ich konnte nicht genug Worte des aufrichtigsten Dankes finden. Durch seine Gunst war es mir ermöglicht, aus der harten Vorbereitungsklasse zu meinen Reisen in die

---

[1]) Ergh. 37, 5.

[2]) In der Nähe der Stadt, d. h. im Bereiche der von dort zu machenden Ausflüge liegen noch die Karlloof-Wasserfälle und jene des Umsindusi, welche einen Doppelsprung von je 24 m machen. H. v. Hellwald 606.

erste Klasse eintreten zu dürfen. Wenige Tage darauf, am 27. April 1865, befand ich mich bereits auf dem Wege nach dem weniger bekannten Inneren [1]."

„Die Ankunft in Rustenburg erfolgte am 22. Juni 1865. „Die ersten Wochen galten vorerst den nächsten Umgebungen des Dörfchens; seine reizende Lage war zugleich eine vorteilhafte für Ausflüge auf zwei bis drei Tage [2]."

„Es war zunächst meine Sorge, auf Jagden, Streifzügen möglichst viel Material zu sammeln und durch die in die Heimat zu sendenden Resultate meine Befähigung zum Reisen darzuthun, um sodann auch hoffen zu dürfen, mit einiger pekuniärer Unterstützung mich freier bewegen zu können. Durch eigene Kraft mir im Lande selbst eine solche zu verschaffen, das mußte ich bald einsehen, war ein Ding der Unmöglichkeit, oder wenigstens mit enormem Zeitverluste verbunden. Hätte ich meine fast zehnjährige Vorbereitung ignorieren und mir mit größter Anstrengung das kärgliche tägliche Brot erwerben sollen? Hatte ich doch schon vor einigen Monaten einen vergeblichen Versuch in dieser Hinsicht gewagt! Nein, das durfte ich nicht! Die Verhältnisse hatten sich ja gegen mein Erwarten so günstig gestaltet, daß ich alle Aussicht auf das Gelingen meiner Pläne haben durfte . . . . Nun, durfte ich mir selbst sagen, hast du die Vorbereitungsklasse zum Reisen absolviert und trittst in die eigentliche Reiseschule, du bist Primaner geworden. Nun konnte ich den Körper auf die Probe stellen, ob er Klima und allerlei Strapazen zu ertragen vermöge und ob die Übungen, denen ich mich in der Heimat unterzogen hatte, etwas gefruchtet haben."

Zuerst Arbeit, dann Hoffnung auf Unterstützung — wahrhaftig ein redliches Streben, das uns mit Hochachtung erfüllt. In trostloser Lage erlischt der Mut nicht, beim kleinsten Hoffnungsschimmer flackert neuer Lebensmut auf.

Jahre hindurch, während des ganzen Aufenthaltes in Afrika, blieb der Entschluß des treuen Forschens immer derselbe. Der Gefahr, einem Kriegshaufen einverleibt zu werden, September 1865, anläßlich der Feindseligkeiten zwischen den Basuto unter dem inzwischen verstorbenen Moschesch und den Bauern der Nachbarrepublik, entzog sich Mauch. „Wie es bei solchen Heerhaufen zugehe und welchem Los der Uitländer oder

---

[1] Ergh. 37, 6.

[2] Ergh. 37, 11. Reise mit dem Ochsenwagen dahin s. u.

Buitenländer (Kollektivname für Nichtafrikaner, Ausländer[1])) unter diesen halbzivilisierten Bauernjungen verfalle, wurde mir von vielen mitgeteilt, welche bereits das Unglück hatten, mitziehen zu müssen. Ich zog es deshalb vor, meiner friedlicheren Beschäftigung nachzugehen, und nahm die erste Gelegenheit wahr, um in den Distrikt Marico, nordwestlich von Potschefstroom zu gelangen, um dort durch beständige Wanderung die Aufmerksamkeit der Behörden, die mich zum Kriegsdienste verpflichten wollten, von meiner Person abzulenken. Das gelang mir vollkommen[2])."

„Im Jagdbezirke angekommen, schreibt Mauch über seine Reise mit Elefantenjägern, sah ich es weniger als meine Aufgabe an, an der Jagd auf Elefanten teilzunehmen, obwohl mir auch dieses Weidwerk nicht fremd blieb, vielmehr suchte ich, jede Begleitung vermeidend, die Gesteinsarten, die Vegetation, den Lauf der Flüsse und den Zug der Bergketten kennen zu lernen und aufzuzeichnen[3])".

Versuchung durch Gold und Diamanten.

Sogar die spätere Entdeckung der Goldfelder[4]), die Möglichkeit der Erwerbung eines Reichtums, der Antrag einer bequemen und ehrenvollen Stellung brachten Mauch nicht vom anfänglichen Streben ab. „Jetzt sah ich mich in die Alternative versetzt, entweder die gemachten Entdeckungen auszubeuten und meinem früheren Plane untreu zu werden oder aber mich zu entschließen, pekuniäre Interessen hintansetzend, in meinen Forschungen fortzufahren. Inzwischen war auch Nachricht von Geldmitteln eingelaufen, die mir aus der Heimat gesendet worden waren. Ich entschloß mich besonders in Hinsicht auf diese Unterstützung zur Fortsetzung der Reisen anstatt mich an die Spitze einer goldsuchenden Gesellschaft zu stellen, welche mit dieser Aufforderung an mich herantrat. Teils entsprach die Fortsetzung der Reisen meinen wissenschaftlichen Neigungen, teils überlegte ich auch, daß bei den nur oberflächlich angestellten Untersuchungen in den weit ausgedehnten goldführenden Distrikten kein sicher abzuschätzendes Resultat erwartet werden konnte, und jeder Versuch, Gold zu graben, mich in lebensgefährliche Kollision mit den Eigentümern des Goldgrundes, nämlich mit den kriegerischen Matebele bringen mußte[5])."

---

[1]) 1866, 247.
[2]) Ergh. 37, 21.
[3]) Ergh. 37, 26.
[4]) 1870, 95—96, 102.
[5]) Ergh. 37, 27.

A. Petermann belehrt die Leser seiner „Mitteilungen“ also: „Mauch wird unbekümmert um die von ihm entdeckten Goldfelder gegen Norden über den Sambesi hinaus vorzudringen suchen und wir zweifeln nicht, daß er bei einigermaßen günstigen Umständen Bedeutendes leisten wird, da er diesesmal, unabhängig von Elefantenjägern, nur mit wissenschaftlichen Zielen im Auge, einem Teil des unbekannten Kernes von Afrika zustrebt[1].“

Eine andere Gelegenheit zu Besserung der pekuniären Lage war der Besuch der Diamantenfelder; „neben dem geographischen Interesse trieb mich auch die Hoffnung auf einen glücklichen Fund, sie aufzusuchen; ein gewerbsmäßiger Diamantensucher war ich aber nicht und wollte es auch nicht werden. Da Fortuna mir nicht günstig war, kehrte ich der Gegend den Rücken und entschädigte mich durch eine Tour nach den mittleren Partien der Transvaal-Republik, wo ich Gesteinsformationen entdeckte, die mir die Vermutung ergaben, daß sie goldführend seien, was sich später auch bestätigte. Nun folgte eine zweite Reise nach den Diamantenfeldern. Mehrfache Versuche, Diamanten von Eingeborenen zu erhandeln, zerschlugen sich an den fabelhaft hohen Forderungen[2], ... an ein eigenes Graben nach den teuren Kleinodien konnte ich auch diesmal der nur kurzen aufwendbaren Zeit wegen nicht denken[3].“

Lieber wollte er die Zeit zum Forschen benützen als zur Schaffung eines Reichtumes oder zur Erwerbung von Gold oder von Diamanten.

---

[1]) 1868, 230..

[2]) Für einen kleinen, nicht einmal reinen Diamanten von 2—3 Karat (= 4—6 Dezigr.) wurde ein Zeltwagen mit den dazu nötigen Zugtieren verlangt, für einen anderen von 68 Karat, aber unkristallisiert und ganz grünlich und flockig, 100 Stück Rindvieh, einen Wert von etwa 250 Pfd. Sterl. repräsentierend. Der größte in Südafrika gefundene wiegt 475 Karat und wird, wenn geschliffen, in Farbe, Reinheit und Glanz sämtliche Kron- und historischen Brillanten der Welt übertreffen. Der Stein in seinem fertigen Zustand wiegt noch 230 Karat („Orlow“ 194 3/4, „Regent“ 136 3/4, „Stern des Südens“ 125, Kohinoor 106, Piggot 82 1/4, Großmogul 279, ist aber nur rosettenartig geschliffen und klumpig).

P. Spillmann 70. 71. 80. Pet. 1869, 268. 294. 1871, 81. 201. Allgemeine Zeitung 28. Nov. 1871, 15. Febr. 1872. Merensky 7—11. A. v. Schweiger-Lerchenfeld 36. Mitt. der östr. geogr. Ges. 1870, 66. 483. v. Hellwald 608.

[3]) Ergh. 37, 28.

7. Kapitel.

Die Ausrüstung zur Reise: entblößt von allen Mitteln; Erwerbung der notwendigsten astronomischen Werkzeuge; die Bekleidung des Afrikareisenden; die Bewaffnung.

Entblößt von allen Mitteln.

Wie es mit der Unterstützung von deutschen Reisenden in fremden Weltteilen vor 20 Jahren aussah, wurde oben gezeigt. Mauch war, wie verschiedene andere Reisende, anfangs rein auf sich angewiesen. Er wollte arbeiten, die Resultate seiner Arbeit zeigen, und dann erst um Unterstützung nachsuchen, aber wie lang wird dieser schwere Anfang dauern? wo liegt das Ende dieser Probezeit? welche Gefahren und Entbehrungen müssen bestanden werden, bis Hilfe kommt? Vielleicht kommt sie zu spät, vielleicht erst, wenn das mörderische Klima, der giftige Pfeil eines Sulu, der vergiftete Trunk eines Weibes dem Tollkühnen das Leben geraubt.

Angesichts der selbsterwählten Pflicht und der entgegenstehenden Hindernisse schreibt Mauch in kleinlauter Stimmung: „Ich darf wohl erwähnen, daß ich von allen Geldmitteln entblößt war; denn nur so erklärt sich, warum ich, anstatt meinem gesteckten Ziele direkt zuzusteuern, mich gleichsam wie vom Winde habe umherwerfen lassen [1]."

Noch schwerer ruhte auf ihm der Mangel an Instrumenten, ohne welche der wissenschaftliche Reisezweck unmöglich erreicht werden konnte: „Was mir jedoch unendlich leid thut, ist das, daß ich gänzlich auf meinen Kompaß beschränkt sein muß und weder Instrumente zu astronomischen noch zu meteorologischen Beobachtungen zur Verfügung habe, daher ich Verzicht leisten muß auf genauere Berichte über absolute Höhe und Temperatur des Landes [2]."

„Als einziges Instrument," klagt er bei seiner Reise mit dem Jäger Hartley abermals, „besaß ich einen Taschenkompaß. Auf dem Jagdwagen konnte mir nur der geringe Raum für ein Kistchen zur Aufbewahrung des Nötigsten an Kleidung und Schreibmaterialien zugestanden werden [3]."

„Ich möchte anfügen, daß die beiden (ersten) Reisen von 1866 und 1867 nur als Mittel anzusehen sind, um mich zu akklimatisieren und die

---

[1]) Ergh. 37, 3.
[2]) 1866, 247.
[3]) Ergh. 37, 26.

Gebräuche der Kaffern und deren Sprache etwas kennen zu lernen. Darum sind meine Beobachtungen auch ziemlich allgemein gehalten, und es ist überall deutlich herauszusehen, daß es mir an allem gebrach, um, was ich Forschungen nennen könnte, auszuführen [1])."

Erwerbung der notwendigsten astronomischen Werkzeuge.

Ein schrecklicher Zustand, diese fortgesetzte Mittellosigkeit! Nach langer Zeit endlich sollte es besser kommen.

„Pretoria, 1. Juni 1868: Die Instrumente, die ich zu dieser Reise ankaufte, sind zwar von mäßigem Umfang, aber gut und so eingerichtet, daß, wenn alles andere verloren gehen sollte, ich dieselben in der Tasche bergen und tragen kann: Sextant, Azimut-Kompaß und Horizont [2])."

Wichtiger als Waffe und Wehr, seine oftmaligen Lebensretter, sind Mauch seine zweckdienlichen Instrumente; eher vermißt er alles andere, als sie.

„Meine Instrumente, Taschen-Sextant und Azimut-Kompaß," wiederholt er im Briefe von Leidenburg, 1. Juli 1868, „erweisen sich recht brauchbar, aber die Uhr geht schlecht [3])." „Meine Uhr ist unbrauchbar geworden, ich muß sie nach Natal zur Reparatur senden; Sextant und Azimut-Kompaß arbeiten noch recht gut."

Im Observatorium von Pieter-Maritzburg stellte Mauch Beobachtungen an, um seine Instrumente zu prüfen und zu vergleichen [4]).

Nachher schreibt er überglücklich: „Ich habe mich mit allem versehen, was mich mindestens zum Äquator bringen wird [5])."

Die sehr feinen und empfindlichen Instrumente machen alle Reisen durch mit ihrem Träger, es stößt ihnen mancher Unfall zu, sie werden defekt. Auch jetzt weiß sich unser Reisender zu helfen, er wird Mechaniker und Optiker. „Der Aufenthalt von 10 Tagen bei Missionär Grützner bei Matala wurde dazu benützt, um die ruinierten Instrumente einigermaßen wieder in Stand zu setzen [6])."

---

[1]) 1870, 103.
[2]) 1869, 188.
[3]) 1869, 189.
[4]) 1868, 145.
[5]) 1868, 230.
[6]) 1872, 81. Ein kleiner Unfall kann als wahres Mißgeschick erscheinen, z. B. das bei P. Spillmann erzählte Zerbrechen eines Uhrglases. 90.

Das vorzüglichste und zuverlässigste Instrument aber, das Mauch bei sich trug, war sein nie verzagender Mut, seine eiserne Ausdauer. „Vielleicht treffe ich Herrn Mohr in Inyati und können wir möglicherweise vereint gegen den Äquator vordringen... Mein Plan, nötigenfalls ganz allein die große Reise zu unternehmen, steht längst fest: fühle ich doch in mir die Kraft, Ersprießliches zu leisten; ich bin bei guter Gesundheit und besitze alles, was zu einer Reise unter Kaffern-Stämmen nötig ist[1])."

Die Bekleidung des Afrikareisenden.

Die Beschreibung der Gesamtausrüstung überlassen wir wiederum ihm selbst. Daß er sich glücklich, überglücklich gefühlt haben muß im Vollbesitze von Mitteln, merkt man dem Humor seiner Erzählung recht wohl an. Als ein Praktiker, der kaum in Verlegenheit zu bringen ist, als ein erfinderischer Kopf, verdient er auch nach dieser sehr wichtigen und interessanten Seite hin, in der er andern Modell und Muster sein kann, unsere vollste Bewunderung.

„Meine Ausrüstung," beginnt er, „war ziemlich vollständig geworden, und die gemachten Erfahrungen der verflossenen Reisejahre ließen mich erkennen, welches die unentbehrlichsten Gegenstände sind und welches die praktischeste Kleidung ist; eine Schilderung der Kleidung, Ausrüstung, Begleitung, Lebensmittel und des Beschaffens derselben dürfte mit Interesse gelesen werden, denn dies alles ist ja ganz anders beim Reisenden in Südafrika als sonstwo auf der Erde."

„Den Forderungen der Eleganz und der Mode konnte meine Kleidung wenig nachgeben, ja nicht einmal der Forderung, die man gewöhnlich stellt, daß sich der Mensch je nach der Jahreszeit kleiden soll. Für viel praktischer mußte ich es erkennen, mit nur einem Anzuge vielleicht mehrere Jahre zu reisen. Dauerhaftigkeit ist die vorzüglichste Anforderung, und deshalb kleidete ich mich mit Ausnahme der Leibwäsche in Leder. Rock, Weste und Beinkleider waren passend angefertigt aus gegerbtem, weich gearbeitetem Hirschfell und versehen mit vielen geräumigen Taschen, wovon jede ihren bestimmten Gegenstand zu bergen hatte. Eine starke Ledermütze, zum Abhalten der Sonnenstrahlen von Gesicht und Nacken mit zwei Schildern versehen, bedeckte den Kopf; die unteren Extremitäten steckten unbesockt in den starken Schuhen[2]); diese hatten eine

---

[1]) 1869, 188.

[2]) Auch F. Galton befürwortet Schuhe gegenüber Kanonenstiefeln. Dicke wollene Socken findet er kühlend, die dicksten, welche englische Seeleute tragen, köstlich. „Bericht eines Forschers im trop. Südafrika". Leipzig, Dyck 1851. London 1853. S. 175

dreifache Sohle und waren überdies noch mit starken Eisennägeln beschlagen. Zur Leibwäsche wählte ich den dicksten Flanell, den ich auftreiben konnte[1]). Dauerhaft war solches Kostüm, allein bei der sprichwörtlich gewordenen afrikanischen Hitze[2]) war das Gewicht anfänglich fast unerträglich. Nach und nach gewöhnt man sich daran, und wenn man auch die beschwerende Eigenschaft der Kleidung einen Fehler nennen möchte, so wird er doch durch mehrere Vorteile weit überwogen. Das lederne Kostüm ist so weit und bequem angefertigt, daß zwischen dem Körper und ihm sich eine Luftschichte vorfindet, welche nahezu dieselbe Temperatur beibehält, ob es nun heiß wie am Mittag oder kühl wie in der Nacht ist[3]); ferner ist die Oberfläche so glatt, daß, falls ein unartiger Büffel oder ein jähzorniges Rhinozeros den Wanderer unversehens

---

[1]) „Meine schwedischen Begleiter trugen Jägersches Wollhemd (ohne Weste oder Rock), während ich mich bei wenig baumwollener Kleidung stets am wohlsten befunden habe." H. Zöller I, 201.

[2]) „Heiße Felsen, daß man sie nicht mit der Hand anrühren konnte." H. Johnston 70. „Von den Felsen abprallende erstickende Hitze" . . . . „von den Felsen „zurückstrahlende Hitze." Stanley I. 263, 294. „Wirkliche Leiden F. Galtons wegen des heißen Sandes" 174. „Entsetzlich heißer Wind" (bei Tati) P. Spillmann 151. „. . . fürchterliche Hitze; der Boden brennt unter den Füßen wie eine heiße Platte; auf einem Steine hält man es nicht lange aus; . . . selbst ein Bad im Limpopo oder Mariko erfrischt nur wenig." P. Spillmann 198. „Die Glut des Rostes vom heil. Laurentius umzitterte uns." Kath. Miss. 1883, 70.

Überraschende Wirkungen der tropischen Sonne. Livingstone erzählt, daß er am Westufer des Njansasees beobachtete, wie die Steine am Tage so erhitzt wurden, daß selbst nach Sonnenuntergang niemand darauf sich niedersetzen konnte. Infolge der raschen nächtlichen Abkühlung und Zusammenziehung der äußeren Rinde des Gesteins springen diese ab. Der Reisende hört dann deutlich im Lager den Donner der abgesprengten Felsen wie in einem Steinbruch, und wenn er sich die Mühe giebt, die einzelnen Stücke wieder zusammenzusetzen, so sieht er, daß ihre Bruchstücke genau ineinander passen. Dr. Wetzstein erfährt dasselbe bei Damaskus; die schwarzen Steine zerspringen mit lautem Knall in Stücke. Die Sonne kann also im heißen Erdgürtel eine beachtenswerte destruktive Wirkung auf die Gesteine ausüben. 1866, 309; Dr. Andree II, 141.

[3]) Einige Beispiele der starken Temperaturwechsel mögen hier beigefügt sein. „Augenblicklich um 12 Uhr ist es so heiß (am Umthlosan-River), daß man nicht weiß, wo man sich vor den brennenden Sonnenstrahlen bergen soll, während man noch vor 5 Stunden frieren mußte." P. Spillmann 134. „Wir hatten um 7½ Uhr, 31. Mai am Sebenianisee, 32°, um 8½ Uhr schon 55° und um 11 Uhr 77° Fahrenheit (= 25° C. oder 20° R.), um 12 Uhr in der Sonne mehr denn 110° (= 43° C. oder 35° R.), mein Thermometer giebt keine höheren Grade an." P. Spillmann 259.

4. Juni: 7 Uhr 51° F., 2 Uhr 90°, 9 Uhr abends 55° (= 13° C. oder 10,4° R.). P. Spillmann 263; 150. S. u. S. 58.

nötigen sollte, sein Heil in der Flucht durch gefährliche Dornbüsche zu suchen, nur wenig Anhaltspunkte geboten sind, an denen sich jene bekannten rechtwinkeligen Risse bilden könnten, wie wir sie an den gewöhnlichen Kleiderstoffen gewahren, wenn wir uns rasch durch Rosenbüsche oder Brombeersträucher drängen wollen. Noch einen gar nicht zu verachtenden Vorteil muß ich erwähnen; jene kleinen Tierchen nämlich, die sich bei der Unreinlichkeit so wohl fühlen und deren selbst der Reinlichste sich unter den Stämmen Afrikas nicht zu erwehren vermag, finden keine Umschlagssäume, worin sie Brutplätze anlegen könnten."

Die Bewaffnung.

„Gegen Sonnenschein, ebenso gegen Regen und Tau während der Nacht schützt ein Regenschirm von solcher Größe, daß eine kleine Familie darunter Platz finden kann; zu weiterer Bedeckung während kalter Nächte dient eine Woll- oder Pelzdecke (Karosse). Erstere ist europäisches oder amerikanisches Fabrikat, letztere wird von einigen Stämmen aus Tierfellen angefertigt, die sie hübsch zu bearbeiten und an einander zu nähen verstehen, und zwar verwenden sie dazu die Felle von einer Zibethkatzenart, vom Klippdachs, Schakal oder Leopard."

„Mit den erwähnten Dingen ist für Bekleidung und Schutz des Körpers gegen atmosphärische Einflüsse gesorgt. Ich muß mich aber auch mit Waffen und Munition versehen; denn ohne dieselben wäre ich übel daran, ich muß durchaus ein Jäger sein, der sein Ziel nur selten verfehlen darf. Vorderhand ganz abgesehen davon, daß das Gewehr in vielen Fällen zur Verteidigung zu dienen hat, so findet es fast täglich seine Anwendung bei der Beschaffung von Fleisch für mich und meine oft zahlreiche Begleitung. Der Anforderungen an ein Gewehr sind nicht wenige; ich muß mit ihm eben so gut den Elefanten, wie ein Kaninchen, eben so wohl den Vogel Strauß als eine Wachtel erlegen können; seine Läufe dürfen nicht besonders darunter leiden, anstatt einer weichen Bleikugel oder gehackten Bleies Glasperlen oder Quarzkörner als Ladung zu bekommen; die Schlösser müssen mit großer Einfachheit äußerste Genauigkeit und Dauerhaftigkeit verbinden, damit ein Schaden nicht so leicht vorkommen oder wenigstens von mir selber wieder ausgebessert werden kann [1]). Eine andere, wenn auch selten in Anwendung kommende Waffe ist der Revolver; bei den

---

[1]) Behandlung des Gewehres, besonders des Hahnen, und die Befestigung beim Reiten, F. Galton, 172—173.

unwissenden Eingeborenen ist er von ausgezeichneter Wirkung, wenn er nur vorgezeigt wird. Das Drehen der Kammern erscheint ihnen kontinuierlich; daß man ihn wieder laden müsse, daran denkt keiner. Wenn ich nun hierzu noch die gefüllte Pulverflasche, die womöglich 25 Kugeln enthaltende Tasche um die Lenden und ein langes Messer füge, so ist die Bewaffnung vollständig."

„Denke ich mich selbst in dem gegebenen Aufzug, von Kopf bis zu Fuß in Leder gekleidet, um die Lenden einen Gürtel, in welchem Revolver und Messer stecken, eine Doppelflinte um die Schulter und mit einem großen aufgespannten Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen, versetzte ich mich sodann in einen Pisanghain, über dem einige Palmen ihre gefiederten oder fächerartigen Blätter wiegen, so komme ich mir wie ein Seitenstück zu jenem Helden der bekannten Jugendschrift vor, der einst von allen bemitleidet und bewundert worden ist."

Kapitel 8.

Das Gepäck des Reisenden: das Fortschaffen der astronomischen Werkzeuge; die eigene Bürde des Reisenden; der Wert großer Körperstärke; Tauschwaren als Reisegeld.

Das Fortschaffen der astronomischen Werkzeuge.

„Den wichtigsten Teil meiner Ausrüstung machen aber die astronomischen und meteorologischen Instrumente aus. Sie erfordern die äußerste Sorgfalt und dürfen keineswegs einem Eingeborenen zum Tragen überlassen werden [1]). Von deren Gebrauch hängt es ja ab, sich in der weiten Wildnis zurecht zu finden, jeden Tag die Position zu bestimmen, die Entfernung von der Küste, im Falle man zur Flucht genötigt wäre, möglichst genau berechnen zu können. Die vornehmste Stelle gebührt dem Sextanten; es ist ein niedliches, praktisch angefertigtes Instrumentchen, das sehr zuverlässig arbeitet. Ein zweites Instrument ist der künstliche Horizont, bestehend aus einer oblongen schmiedeeisernen Truhe, die inwendig mit schwarzem Lack überzogen ist, damit, wenn das Quecksilber bei seiner schwierigen Behandlung verloren gehen sollte, auch Wasser verwendbar ist.

---

[1]) Galton packte seinen astronomischen Kreis „in reichlich viele Strümpfe in einen Fischkorb", den er einem Mann auf den Rücken schnallte. „Das Packen und Abpacken der Instrumente ist lästig und können sie nie unbeaufsichtigt gelassen werden."

Über diese Truhe wird ein Dach von Glasscheiben, welche unter einem rechten Winkel zusammenstoßen und in einen messingenen schwarz gefärbten Rahmen gefaßt sind, gestellt, um den Wind abzuhalten, also Störungen der leicht beweglichen Oberfläche der Flüssigkeit zu verhindern. Ein weiteres höchst nötiges Instrument ist der prismatische Kompaß, ferner ein Taschenkompaß [1]), der bei minder genau zu machenden Beobachtungen, wie z. B. über das Streichen von Gesteinen, viel handlicher ist. Eine gute Taschenuhr von stetigem Gange ist einem Chronometer vorzuziehen, wenn auch die Berechnung der geographischen Länge durch das letztere sehr vereinfacht würde; allein ein solch genaues Instrument läßt sich nicht einmal anfertigen, oder wollte man selbst diesen günstigsten, sehr wünschenswerten Fall des Gelingens annehmen, so müßte die feine Konstruktion bei der rauhen Behandlung, der es dort beständig ausgesetzt ist, bedeutend leiden. Daher ist ein starkes Uhrwerk in gut schließendem Gehäuse das beste."

„Zu Beobachtungen während der Nacht dient eine kleine Blendlaterne, deren Docht aus einheimischer Baumwolle angefertigt und welche mittels Öles aus Erdnüssen (Arachis) genährt wird." [2])

„Ein weiteres Instrument ist das Aneroidbarometer, sodann ein Thermometer. Zur Untersuchung von Gesteinen und Pflanzen darf auch eine Lupe nicht fehlen, die zugleich als Brennglas verwertet werden kann, und zu den ersteren überdies ein kleiner Hammer."

Die eigene Bürde des Reisenden.

„Alle bisher aufgeführten Gegenstände, Instrumente und Waffen, wurden meist von mir selbst getragen, und wenn auch deren Gesamtgewicht (25—30 Kilo) eine große Last ausmachte, so durfte ich doch hoffen, daß sie weniger leicht von Schaden betroffen werden würden, als wenn ich sie den mindestens gleichgültigen, oft mutwilligen Trägern überlassen hätte, welche sich nichts daraus machen, zu verlieren, was sie nicht tragen wollten. Für Bücher, worunter sich jedoch keine „leichte Lektüre" vorfand, änderte ich das wasserdichte Etui für ein Gewehrkistchen in einen schulsackähnlichen Behälter zum Umhängen um; er barg außer den täglich mehrmals in Gebrauch kommenden Büchern, Almanach, Logarithmen, Botanik, Gesteins-

---

[1]) „Der Kompaß darf nicht zu delikat sein. Der beste ist der, der oben und unten ein Glas hat, wie die, welche gewöhnlich in den Schiffskajüten aufgehängt werden, nur viel kleiner. Das Oberglas sollte sich abschrauben lassen." Galton 169.

[2]) **Arachis hypogæa L.** in Brasilien einheimisch, von da nach Asien, Afrika und Südeuropa verpflanzt, liefert in ihren Samen mildes, fettes Öl für die Küche und zum Brennen..

lehre, noch Reißzeug, Farbenkasten, Journale, Zeichnungshefte, Tintenzeug und Handtuch mit Kamm und Haarbürste."

„Als Behältnis für andere Gegenstände, wie Feilen, Nähzeug, Schleifstein, Ahle, Zangen, überhaupt für solche Gegenstände, welche zur Ausübung verschiedener Handwerke unentbehrlich sind, habe ich eine Botanisierbüchse verwendet, zur Aufbewahrung der nötigen Arzneien eine verschließbare Blechbüchse."

Das Äußere dieses Aufzugs war jedenfalls seltsam und interessant. Wer ihn einmal gesehen, kann ihn wohl nicht sobald wieder vergessen haben. A. Merensky berichtet auch wirklich Folgendes: „Mauch steht noch deutlich vor meinen Augen, wie er eines Tages im Missionshause von Botsabelo nach mühseligen Tagemärschen Rast und Erquickung suchte. Ein lederner Anzug umgab die stämmige Figur. Revolver, Kompaß, Sextant, Jagdmesser und eine Blechschüssel hiengen an seinem Gürtel, in den Händen trug er das Doppelgewehr, einen Ersatzlauf für dasselbe und die unentbehrliche wollene Decke auf dem Rücken. Wahrlich, keine Kleinigkeit ist es, so bepackt, ohne Hilfe treuer Eingeborener, die afrikanische Wildnis zu durchstreifen [1])."

„Im bisherigen habe ich bezeichnet," fährt Mauch fort, „was für meine Person und meine speziellen Zwecke unumgänglich notwendig ist. Die verschiedenen Berufsarten, die ich auszuüben habe, folgen oft rasch auf einander: jetzt Astronom, dann Wäscherin, jetzt Botaniker, dann Schneider, jetzt Geolog, dann Schuster [2]), jetzt Arzt, dann Köchin [3])."

Der Wert großer Körperstärke.

In der großen muskulösen Figur unseres Reisenden wohnte ohne Zweifel eine ganz bedeutende persönliche Stärke, von der wir annehmen, daß sie oftmals sehr gute Dienste leisten konnte, trotzdem Mauch hierüber nichts erzählt. Baker sagt: „Manche Schriftsteller glauben, daß persönliche Stärke für einen Reisenden unnötig sei. Ich kann denselben nicht beistimmen. In jenen (afrikanischen) Ländern trägt sie wesent-

[1]) „Zeitschrift d. Gesellsch. f. Erdkunde" zu Berlin. 1875, 368.

[2]) Mauch näht aus Giraffenfell eine neue Sohle an die Schuhe, „um sein Pferd in besseren Stand zu setzen."

[3]) „Viel störender als die Hitze wirken die zahlreichen Nebenbeschäftigungen, welchen man sich zu unterziehen hat . . ., Beschäftigungen wie Jagen, Kochen, Ein- und Ausspannen, Ausbessern der durch die zahlreichen Dornen stets zerrissenen Kleider nehmen einen nicht unbeträchtlichen Teil der kostbaren Zeit in Anspruch." Dr. E. Cohen, „Jahrb. d. Mineralogie" 1874.

lich zum Gelingen der Expedition bei, vorausgesetzt, daß sie mit Freundlichkeit, Gerechtigkeit und fester Entschlossenheit verbunden ist[1]) . . . ."

Auch den Wilden mag es lächerlich erscheinen, einen kleinen Mann einem großen Haufen gegenüber kommandieren, nach Eindruck ringen zu sehen; auch ihnen wird nicht entgehen, daß Miene und Mundstück ersetzen sollen, was den Muskeln an Festigkeit und Gewandtheit abgeht. In hundert Fällen, schon beim Jagen, Bauen, Tragen, Aufpacken der Güter 2c. wird ein Riese an Kraft und Körpergröße sich besser stellen als ein Schwächling.

Wenn H. Zöller sagt, daß unter allen Eigenschaften, die Europäer besitzen mögen, riesige Muskulatur dem Neger am wenigsten imponiere[2]), so ist das vielleicht eine ganz unerhärtete Ansicht und er will wohl nicht so weit gehen, auch persönliche Kraft geringschätzend anzusehen. Er setzt noch bei: „Ich habe noch keinen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen einem einzelnen Europäer und einem einzelnen Neger gesehen, bei dem nicht stets und unweigerlich der erstere Sieger geblieben wäre. Das moralische Element hat daran den größten Anteil. Denn sobald erst der Europäer Furcht zu zeigen beginnt, so ist es auch um ihn geschehen. . . . Ich gelangte zu der Überzeugung, daß die Körperkraft des Durchschnittsnegers doch nicht ganz so groß ist, als man beim Anblick seiner gewaltigen Muskulatur mutmaßt."

Wer sich für „physische Auseinandersetzungen" interessiert, lese solche nach bei Baker[3]).

Sogar die Missionäre kommen in die Lage, Hand und Stock gebrauchen zu müssen[4]).

H. Zöller sagt sehr gut, daß man sich „in gewissen Lebenslagen mit ein bischen Schauspielerei weitaus am besten stelle"[5]); eine kleine Postur wird öfter zu dem Mittel der Schauspielerei greifen, List und Schliche anwenden müssen als eine herkulische Gestalt mit entsprechender manueller Festigkeit. Ist unter zivilisierten Leuten manchmal eine „physische" Entscheidung nützlicher als lange und breite polizeiliche und juridische Unterhandlungen, so wird das bei unzivilisierten noch viel öfter der Fall sein.

---

[1]) I, 40.

[2]) I, 225.

[3]) „Albert Njansa" übersetzt ins Deutsche v. Martin. Costenoble in Jena I, 36. 40. 93. 125. 137 2c.

[4]) P. Spillmann 199.

[5]) I, 224.

Vorsicht erscheint namentlich in Afrika als gute Tugend, da überall der, der den ersten Schuß thut, den ersten Schlag oder Stoß führt, von vornherein der Schuldige ist; es wird also nur da die Kraft einzusetzen sein, wo der Sieg unfehlbar ist. „Die goldene Regel, welche Sie nicht außer Acht lassen dürfen, ist, niemals den ersten Schuß abzugeben, wie groß die Herausforderung auch sein möge" [1]). Ein gewisses Gefühl der Sicherheit auf der Basis persönlicher Stärke mag oft Beruhigung ins Herz ziehen lassen, wo dem Kraftlosen bangt und graut. Als besonderer Grad von Qualifikation für einen Afrikareisenden ist bei Mollien hervorgehoben, daß er so „keck und rauflustig" gewesen, daß während seiner Studienzeit am Lyceum in Metz keine Woche ohne ein Duell vergangen sei [2]).

Tauschwaren als Reisegeld.

„Da ich auch häufig mit den Eingeborenen zu thun bekomme, so muß ich mich mit den nötigen Tauschwaren versehen, teils um Nahrung von denselben zu kaufen, teils auch um mich bei den Häuptlingen durch Geschenke in Gunst zu setzen. Es wäre freilich besser, wenn man Münzen oder Banknoten als Zahlungsmittel mitnehmen könnte, aber leider ist dem nicht so. Ein Eingeborener im weiten Innern, wohin noch keine Kenntnis von dem Werte der Münze gedrungen ist, würde eine glattpolierte Messingscheibe, die ein Loch hat, damit er eine Schnur durchziehen und sie als Schmuck um den Hals hängen könnte, einer Goldmünze weit vorziehen, und ein schneeweißes oder auch farbiges Papier, aufgerollt wie zu den Federbüschen der papiernen Generalshüte der Knaben, das er mit einer Schnur über der Stirne befestigen könnte, wäre ihm lieber als eine Banknote von hohem Wert. Solche Tauschartikel sind nun: ganz schlechte Baumwollstoffe von einfacher, weißer, indigoblauer, selten schwarzer Farbe oder auch gestreift in verschiedenen Farben, die sie gern zu Lendentüchern benützen; grellrot gefärbte oder auch bunte Sacktücher der billigsten Sorte, die gern um den Kopf gebunden werden; Glasperlen von verschiedener Farbe und Größe, die an Schnüre gereiht bald um den Hals, bald um die Lenden getragen werden; Messingdraht zu Arm-, Hals- und Fußringen für das schöne Geschlecht. Zur Verpackung dieser Waren dienen

---

[1]) Stanley I, 57.

[2]) „Reise nach den Quellen des Senegal und Gambia," Berlin 1820, Einleitung XIV.

alsdann wasserdichte Matten, angefertigt aus Schilfgräsern oder Palmblattfiedern, und dicke Bänder aus Baumbast oder zähen Gräsern[1])."

Außer dem, daß diese Tauschartikel, so notwendig sie waren, schwierig zu transportieren waren (s. unten), lockten sie stets auch diebische Finger an. „Als ich mein Gepäck", schreibt Mauch, „an einen gesicherten Ort bringen wollte (beim Häuptling Dumbo), denn es begann zu regnen, entdeckte ich, daß der runde, mit Deckel versehene Korb aus Palmblättern, der verschiedene, häufig in Verwendung kommende Gegenstände enthielt, abhanden gekommen war. Nun mußte ich erkennen, daß ich mich in schlimmer Lage befand. Den ganzen Tag saß ich auf der Wache . . . Gegen Abend begab ich mich mit einer Kürbisflasche an die nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Dort aber waren mehrere junge Leute, welche sich im hohen Grase um das Wasser aufstellten, als ob sie einer Wasserratte oder einem sonstigen Tiere darin mit dem Pfeile auflauerten. Ich schaute diesem eigentümlichen mir fremdartigen Treiben etwas länger zu; nichts zeigte sich, und ich kehrte zu meinem Platze zurück. Hier aber gewahrte ich zu meiner größten Überraschung, daß einer meiner Päcke aufgeschnitten und mein ganzer Vorrat von den teuersten gangbarsten Glasperlen, welche ein Universaltauschmittel in jenen Gegenden sind, entwendet war. An eine Verfolgung konnte ich nicht denken, aber daran mußte ich denken, wie ich meine übrigen Effekten und vielleicht mein Leben aus dieser Räuberhöhle zu retten vermöchte."[2])

„An den Gütern fehlten 2 Stück Leinewaren à 36 Yards, 2 Pfund fein Pulver, 1 Büchse Zündhütchen und mehrere andere Gegenstände"[3]).

„Nach all den bedeutenden Diebstählen sind meine Güter heutzutage (12. September 1871) auf einige Proben und einige Kupferringe zusammengeschmolzen. Bei der äußerst zahlreichen Bevölkerung, wobei noch Kraal gegen Kraal ist, macht es bedeutende Kosten, um als guter Freund mit allen aufzutreten"[4]).

„Während die gangbaren Handelsartikel: Baumwollwaren, Wolle, Decken, Messingdraht, Glasperlen und dergleichen auf der westlichen Route,

[1]) Ergh. 37, 30. Stanley führte 9000 kg Gepäck bei sich, das, in Parzellen von 30 kg geteilt, 300 Träger erforderte — und Stanley reiste allein und ohne die Absicht eines längeren Aufenthaltes.

Auf einen Träger kommt im Durchschnitt eine Last von 35 kg. Kath. Miss. 1883, 10.

[2]) Ergh. 37, 36.

[3]) 1872, 81.

[4]) 1870, 122.

auf der gewöhnlichen, von Zeltwagen befahrenen Hauptstraße zu der englischen Missionsstation Inyati im Matebeleland per Achse gelangen sollten, suchte ich auf großen Umwegen durch die östlichen Partien der Transvaalrepublik ebenfalls dahin zu gelangen, aber zu Fuß [1]). Ich muß in größter Eile Leute von hier (Pikes Kraal) nach Zoutpansberg (im Norden von Transvaal) senden, um mehr Güter zu holen, und auch diese haben starke Tagemärsche zu machen, um binnen einem Monat wieder zurück zu sein. Dies kostet aber wieder Geld und leider viel, und es wird mir schwer, darüber zu sinnen, wie die Summe getilgt werden kann. Ich sehe keinen anderen Ausweg, als einen Wechsel auf Sie (Dr. Petermann in Gotha) auszustellen, für dessen Betrag Sie um die Güte ersucht werden einzustehen. Ich habe das Vertrauen, daß ich während der Sommermonate im stande sein werde, soviel Gold zu waschen, daß keine Not eintritt." [2])

Über diesen sehr wichtigen Gegenstand wollen wir die Ansichten anderer Afrikaforscher auch noch hören.

Tauschhandel in Afrika ist das „große Zivilisationsmoment" nach Monteiro. — „Ohne Tauschwaren nicht reisen, sie sind Geld", sagt F. Galton [3]); er hatte einen Vorrat „wie ein Tabuletkrämerladen", sogar eine prachtvolle Krone, welche er „dem größten oder entferntesten Potentaten", den er in Afrika treffen werde, aufs Haupt setzen wollte. — „Man muß die falsche Vorstellung, daß man an jedem Orte Afrikas mit jeder Sorte von Perlen und jeder Art von Tüchern willkommen ist, fallen lassen. Jeder Distrikt hat seinen besonderen Geschmack und seine eigene Mode, die man zu Rate halten muß, wenn man nicht an dem einen Orte Hunger leiden will trotz des Besitzes von Güterballen, für welche man anderswo Königreiche kaufen könnte. In dem einen Teil des Kongobeckens ist z. B. rot die beliebte Farbe, in dem anderen blau, im dritten grün, und ich bin, erzählt H. Johnston, auch zu einigen Stämmen gekommen, bei welchen weiße Tücher alle gefärbten oder gemusterten Stoffe ausstechen. Zwischen Vivi und Isangila erweisen sich als vorteilhaft rote Taschentücher, gestreiftes Tuch, messingene Haken, Branntwein und Draht. In Manjanga beherrschen blaue Perlen den Markt; am Stanley-Pol messingene Stäbe ꝛc." [4]). Stanley bezeichnet als Tauschmittel, die für seine Kongo-Expedition notwendig sind: gemischte Zeugwaren,

---

[1]) Ergh. 37, 27.
[2]) 1872, 122.
[3]) 129.
[4]) 115.

Kaurimuscheln, sowie weiße, braune, blaue kleine und blaßrote kleine Perlen . . . ., von Zeugwaren 40 Lasten, und von Perlen 40 Lasten[1]."

Tauschwaren für das Kamerungebiet sind nach H. Zöller: Manufakturwaren, Tabak, Schmuck[2]. „Die wertvollsten Perlen im Lande Mujoro waren die weißen Opal, die roten Porzellankorallen und die ganz kleinen Arten, die man in England gewöhnlich zum Sticken der Schirme benützt", sagt Baker[3]. Ein Beispiel eines Tauschhandels am Albert Njansa in Eppigoja ist folgendes: ein Huhn für eine blaue Perle (Monjour), was in Geld 250 Hühner für 1 Schilling = 1 Mark beträgt[4].

Ja Reisen in fremden Weltteilen kostet auch Geld, das nur viel schwieriger fortzuschaffen ist, weil es in Form von Waren geschehen muß.

Man wird sich über den Wert dieser Tauschwaren am ehesten ein richtiges Bild machen, wenn man an einen Jahrmarkt auf dem Lande denkt, die Neger haben ja auch ihre Märkte, wie Dr. Ratzel[5], Johnston[6] und Stanley[7] schreiben. Bloß werden häufig hier auch Menschen verhandelt, die der Reisende zu Trägern oder Dienern verwendet, und ohne Zweifel denken die Einwohner eines Kraals, wenn die Karawane eines Reisenden sich nähert, zunächst daran, vorteilhafte Geschäfte zu machen, daher die schönen Scenen und Manieren beim Tausch oder Bettel, wie wir sie zum Teil wohl auch auf ländlichen Jahrmärkten mit ansehen, wiewohl ein wenig übertüncht durch europäische Kultur.

Eine besondere Rolle unter den Tauschwaren spielen die alkoholischen Getränke. Diese mögen die Träger zu vermehrter Arbeit anregen, wie Monteiro schreibt; auch unterliegt keinem Zweifel, daß sie als Tauschmittel Wunder wirken[8], aber Zöller[9] befürchtet bei den Bakwiri, daß die Bevölkerung unter dem Einflusse geistiger Getränke zu unüberlegten Handlungen hingerissen werden könnte. „Denn", sagt er, „wie ich schon mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, es kann derselbe Neger, der in diesem Augenblicke Freundschaftsversicherungen giebt, schon im

[1]) I, 46, 48.
[2]) II, 20.
[3]) Baker II, 155.
[4]) Baker II, 107.
[5]) 193—194.
[6]) 102—105.
[7]) Vergl. I, 223. 304.
[8]) Dr. Ratzel 597. P. Spillmann 170. 172. Dr. Roskoschny I, 23. Stanley I, 162. 188. 203. 213—222. II, 424. Johnston 59.
[9]) I, 224.

nächsten Augenblicke, namentlich wenn sein Dünkel und seine Überhebung durch geistige Getränke oder durch fremden Zuspruch angefacht werden, zur unverschämtesten Bestie werden, gegen die nur noch Gewalt hilft". Diese Befürchtung ist gewiß begründet, dazu kommt die große Verantwortung, die der sich zuzieht, der als der erste einen Volksstamm mit den alkoholischen Genüssen bekannt macht, d. h. mit solch' starken Getränken wie Branntwein, Rum, Liqueur u. s. f. Da ist es gewiß vom sittlichen Standpunkt aus sehr angezeigt, wenn die Kolonialmächte hinsichtlich des Branntweinhandels eine strenge Kontrolle einführen.

Bei dem deutschen Geographentag zu Hamburg v. 9.—11. April 1885 war als III. Abteilg. arrangiert die Reiseausrüstung der Forscher. Im Bericht darüber heißt es: „Diese Zusammenstellung zugleich mit den in Afrika gebräuchlichen Tauschartikeln gab dem Laien zum erstenmal einen Begriff von den vielen Vorbereitungen, welche bei Expeditionen die Auswahl der Waren, ihre Verpackung ꝛc. erfordert, und von den mannigfachen Schwierigkeiten, welche den Verlauf der Reise verzögern können. Da muß der Reisende genaueste Erkundigungen einziehen über die gerade in den von ihm zu besuchenden Gegenden herrschenden Moden und Geschmacksrichtungen, damit er sich nicht in die Lage versetzt sieht, Ballen von Zeugen, Perlen, Messingdraht ꝛc. umsonst mit sich geschleppt zu haben, weil für diese Artikel in Färbung, Größe, Stärke u. dergl. andere Liebhabereien sich Bahn gebrochen haben"[1]).

Kapitel 9.

Die Unterstützung, die Mauch fand: Petermanns Aufruf zu Beiträgen; Erfolg der Sammlungen; Mauchs Gegenleistung; Übersicht über seine Reisen.

Im ersten Schreiben d. d. März 1866 aus Potschefftroom aus dem fernen Weltteil an Dr. Petermann ist ein Plan Mauchs niedergelegt, um Geld zu erwerben: „Die erste Frucht meiner Bemühungen ist eine möglichst genaue Karte der South African Republik . . . Gründe, warum ich dieselbe ausführte, sind . . . ., durch den Verkauf eine Unterstützung zu fernerer Thätigkeit zu gewinnen . . . ."[2])

[1]) 1885, 180.
[2]) 1866, 246.

Der Plan war gut gemeint, aber nicht viel Erfolg versprechend: die Karte muß zuerst lithographiert sein; die Herstellung verursacht Kosten, nimmt lange Zeit in Anspruch, bis sie verkäuflich und endlich verkauft ist — was thun unterdessen? wie sich fortbringen? Mauch kommt zur Einsicht, daß er die Hilfe anderer nicht entbehren kann, weil sonst die Erreichung eines erklecklichen Zieles zu sehr sich in die Länge zöge, die Kräfte sich vorzeitig aufreiben würden ohne Resultat.

Petermanns Aufruf.

Da fand er die kräftigste Stütze an Dr. Petermann in Gotha. Dieser Gelehrte erkannte in ihm den wahren Wert, und seine Hochachtung für das emporstrebende Talent diktierten seinen „Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen für Karl Mauch, den deutschen Entdeckungsreisenden im Innern von Südafrika.“[1])

„Nach unserer Überzeugung hat er das Zeug dazu, ausgezeichnete afrikanische Entdeckungsreisende, die sich das Ziel gesetzt, vom Süden her ins Innere vorzudringen, die aber in der Verfolgung dieses Zieles der Wissenschaft zum Opfer fielen, wie: von der Decken, Speke u. a. zu ersetzen. Er hat gewiß in hohem Grade gezeigt, daß er sich durch keinerlei Schwierigkeiten und Hindernisse entmutigen läßt, das einmal gesteckte Ziel zu verfolgen. Was wir ihm vor 4 Jahren über sein Vorhaben geschrieben, hätte allein schon sicherlich einen jeden, der für seine Sache nicht mit einer hohen Begeisterung erfüllt und mit einer ungewöhnlichen Energie begabt wäre, davon abbringen können . . . . Nachdem endlich der Reisende nach verschiedenen Irrfahrten auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit und auf einem vielversprechenden Arbeitsfeld angelangt war und Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hat; — selbst da noch verhallte sein Ruf um ein wenig Hilfe und ein wenig Sympathie für seine schwere Aufgabe daheim ungehört; denn es war gerade vor dem Ausbruch des vorjährigen Krieges, der ja keinen Gedanken an Unterstützung solcher Unternehmungen aufkommen ließ, als sein vorletztes Schreiben nach Deutschland kam. Wir konnten ihm am 23. Mai 1866 nichts anderes schreiben, als daß auch dann noch, nach 3 Jahre langem Hoffen seinerseits keine Aussicht auf Hilfe von daheim für ihn sei.“

„Welch' hohe Thatkraft zeigt es, wenn unser Forscher trotz aller solcher entmutigenden Verhältnisse nicht erlahmt und nicht den Mut ver-

[1]) 1867, 223.

liert, sondern im Gegenteil um so fester und energischer seine große und schwierige Aufgabe zu erfüllen trachtet, wenn er eben jetzt die Resultate seiner letztjährigen Arbeiten heimschickt und lange, ehe eine Antwort zurückkommen kann, von neuem aufbricht! Nur durch Darlehen hat er es bisher ermöglichen können, seine Reisen fortzuführen, aber er hat wenigstens in jener fernen Ansiedelung einige gute Menschen gefunden, die ihm so weit hilfreich waren, einige Deutsche, vor allem einen Schweden A. Forßmann, einen in Potschefstroom ansäßigen Kaufmann."

„Als die letzte Sendung von Karl Mauch einging, waren wir keinen Augenblick unschlüssig, welcher Weg hier einzuschlagen sei; wir fühlten, daß man ihm helfen müsse und werde; wir glaubten, daß es Tausenden als eine patriotische und wissenschaftliche Pflicht erscheinen werde, Herrn Mauch zu unterstützen und ihn im fernen Innern von Afrika nicht hilflos zu lassen; wir waren so fest davon überzeugt, daß wir ihm mit umgehender Post schrieben, um bereits die Absendung einer Geldsumme zu avisieren und ihn vor allem zu veranlassen, sich mit den nötigen Instrumenten zur Bestimmung der geographischen Breite, Länge und Höhe der von ihm zu berührenden Punkte zu versehen, oder sich von seinen Freunden schleunigst nachsenden zu lassen".

„Wir haben uns nicht getäuscht, denn als wir uns an einige wenige Freunde der Wissenschaft und deutscher nationaler Bestrebungen um ein Scherflein für Mauch wandten, fanden wir bereitwilligst überall Gehör. Wir selbst beteiligen uns nur höchst ungern an Anregungen zu öffentlichen Sammlungen; denn das gute deutsche Volk wird schon für so zahllose Zwecke besonders wohlthätiger und patriotischer Art in Mitleidenschaft gezogen, daß wir der Ansicht sind, das Publikum im allgemeinen sollte nicht um jedweder Sache willen angehalten werden, Geld zu geben. Seit dem Jahre 1860, wo wir erst durch das Interesse für die Angelegenheit Eduard Vogels und das Drängen in der Nation selbst bewogen wurden, uns mit an die Spitze jenes Unternehmens zu stellen, haben wir uns von allen solchen Anrufen an das deutsche Volk fern gehalten, ja als in unserem eigenen Lieblingsprojekt, der deutschen Nordfahrt, trotzdem eine öffentliche Sammlung entriert werden sollte, uns absolut und ganz davon ausgeschlossen."

„Allein mit dieser Sache des Herrn Mauch ist es ein ganz anderer Fall. Es handelt sich hier nicht darum, ein Projekt des Publikums oder der geographischen Kreise zur Ausführung zu bringen, wie es etwa die deutsche Expedition nach Nordafrika war, oder die deutsche

Nordfahrt sein würde, sondern hier ist ein deutscher Forscher, der, von unwiderstehlichem wissenschaftlichem Drang getrieben, seit 4 Jahren die Heimat und seine Angehörigen verließ, um, mit einem bestimmten und festen Plan vor sich, im Innern des gefährlichsten der Kontinente sein Alles aufs Spiel zu setzen oder auf dem Altar der Wissenschaft zum Opfer zu bringen, der trotz aller bisherigen Entmutigungen sein Ziel heldenmütig verfolgt und — was für uns daheim die Berücksichtigung am meisten verdient — sich bereits trefflich bewährt hat und im vollsten ersprießlichen Wirken begriffen ist und seinem deutschen Vaterlande und der Wissenschaft bereits zur Ehre gereicht; denn schon seine vorjährige erste Reise ins Innere durchschneidet gerade den bisher unbekanntesten Teil Südafrikas südlich vom Sambesi, der trotz aller portugiesischen und englischen Reisen bisher noch ein weißer Fleck auf der Karte war."

„Was Herrn Mauch auch noch zu seiner wissenschaftlichen Ausrüstung und Befähigung etwa fehlen möchte, soviel ist ganz gewiß, daß er augenblicklich der einzige tüchtige Reisende im Innern von ganz Südafrika ist, der mit Aussicht auf Erfolg die großen Aufgaben seiner eminenten Vorgänger, wie Livingstone, Speke, von der Decken u. a., weiter zu führen sucht. Ist es doch auch wie eine höhere Schickung, daß für die großen Verluste solcher Märtyrer der Wissenschaft in neuen energischen und determinierten Forschern wie Mauch Ersatz gebracht und die Erforschung unserer Erdoberfläche weiter geführt wird. „„Man muß," schrieb man uns von einer unserer deutschen geographischen Gesellschaften, „jene aufkeimenden und meist ununterstützten jungen Kräfte, durch welche sich die Wissenschaft überall verjüngt, heben und unterstützen.""

„Mit voller Überzeugung daher, daß ein gutes Werk gethan wird, und in berechtigter Hoffnung, daß ersprießliche Resultate dadurch erzielt werden, beteiligen wir uns mit freudigem Herzen an einem Aufruf zu Beiträgen." [1])

„Schon deshalb, weil gewiß im deutschen Vaterlande manche Summen zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen zur Disposition stehen oder leicht zur Disposition gestellt werden könnten, ist es wohl gut, daß mitunter eine öffentliche Ansprache in derartigen Angelegenheiten laut wird; ist es doch auch verhältnismäßig selten, daß z. B. Entdeckungsreisende im besten Zuge ihres Wirkens sind und nur die Zuführung einer pekuniären Unterstützung notwendig haben, um ihr Ziel zu

---

[1]) 1867, 221.

erreichen oder ihm näher zu rücken. Gerade in solchen einzelnen Fällen ist es aber auch ersprießlich, daß man eine ansehnliche Summe zur Unterstützung zusammenzubringen sucht."

„Wir werden in jedem Hefte über empfangene Beiträge öffentlich quittieren und unsere verehrten Leser prompt au courant halten über den Fortgang des Mauchschen . . . . Unternehmens."

Später fügte Petermann bei:

„Zur Unterstützung Mauchs sind wir nicht gewillt, uns an eine ausländische geographische Gesellschaft zu wenden, und die bereits eingegangenen Beiträge zeigen, daß wir recht daran thaten, denn nicht bloß fließen dieselben von Privatpersonen, sondern auch von wissenschaftlichen Instituten herbei — drei derselben und zwei Missionsgesellschaften haben bereits Beiträge für Mauch beschlossen. Und in der That handelt es sich zur Förderung der Wissenschaften in den meisten Fällen hauptsächlich um eine Zusammenführung und Vereinigung von wissenschaftlichen Kräften mit materiellen Mitteln, letztere liegen oft tot, und erstere werden ohne sie in ihren Bestrebungen gehemmt und beschränkt." [1])

Dr. Petermann und Mauch kannten sich damals nicht persönlich; die gemeinsamen Bestrebungen machten sie zu Freunden, die sich gegenseitig sehr hoch schätzten. Mauch trug den ersten Brief Petermanns aus dem Jahr 1863 stets bei sich und benützte ihn sogar einmal als Empfehlungskarte. [2])

Erfolg der Sammlung.

Dr. Petermanns Aufruf hatte guten Erfolg. Aber wie lange mag Mauch die Zeit vorgekommen sein vom Januar 1865 bis Dezember 1867, wo die ersten Gelder aus Deutschland ankamen? „Dürfte ich wohl erfahren," fragt er schüchtern (März 1866), „welches der gegenwärtige Stand des Thermometers für Unterstützungsbewilligungen ist, ob ich hoffen darf, mein Werk beschleunigen zu können oder dasselbe verzögert sehen muß?" [3])

Daß man daheim mit ebenso viel Interesse als thatkräftiger Teilnahme seinen Schritten folge und seine Unternehmungen unterstütze, war ihm die freudigste und ermutigendste Überraschung, die ihm habe zu teil werden können, und er wolle alles aufbieten, um durch fernere Anstreng-

---

[1]) Ein Beispiel hiefür in der „Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin" Nro. 7 1867 S. 101.

[2]) Ergh. 37, 5. vergl. oben S. 28.

[3]) 1866, 247.

ungen sich dieser Teilnahme würdig zu zeigen [1]) — das konnte erst nach langer, langer Zeit des Harrens ausgesprochen werden.

Der Gesamtbetrag der Mauch zugeflossenen Unterstützungen [2]) ist 2636 Thlr. Eine Zusammenstellung ergiebt als Beiträge:

Von der kgl. württ. Regierung . 500 Gulden =	285	Thlr. 21 Sgr.
Evangel. Missionsgesellschaft Basel	32	„
Missionsgesellschaft Berlin	10	„
Gera, Lesekränzchen	23	„
Karlsruhe, Naturwissenschaftlicher Verein . .	25	„
Dresden, Deutsche Leop.-Karol. Akademie . .	150	„
„ Verein für Erdkunde	110	„
Florenz, Geogr. Gesellschaft . . 200 Lire =	49	„
Frankfurt am Main, Verein f. Geographie 2c.	25	„
Görlitz, Naturforschende Gesellschaft	10	„
Kiel, Verein f. Geographie u. Naturwissenschaften [3])	57	„
Lauban, Verein f. wissenschaftliche Unterhaltung	10	„
Leipzig, Verein der Freunde der Erdkunde und Karl-Ritter-Stiftung	150	„
Paris, Verein deutscher Ingenieure [4])	30	„
Wien, Zoolog.-Botanische Gesellschaft	13	„
zus. mit den Groschen —	982	Thlr.

[1]) 1868, 94.

[2]) Quittungen und Gabenverzeichnisse 1867, 222. 280. 316. 356. 396. 436; 1868, 147—148. 230. — Camerons Reise von der Ostküste durch ganz Afrika hindurch bis zur Westküste kostete etwa 5000 Pfd. Sterl.; Aufenthalt auf afrikanischem Boden vom März 1873 bis November 1875. 1876, 106.

[3]) In der Versammlung vom 6. Mai 1867 — Gründung des Vereins am 26. Febr. d. J. — wurde folgende Resolution gefaßt:

„Der Verein hält dafür, daß bei günstigen Umständen durch die Reise des Herrn Mauch den Wissenschaften erhebliche Bereicherung erwachsen muß; denn die bisherigen Resultate geben für die Befähigung dieses Reisenden das günstigste Zeugnis, und überhaupt lehrt die Erfahrung, daß mit kleinerem Apparat Reisende in den unbekannten Regionen verhältnismäßig sehr günstige Resultate erzielen können. Der Verein beschließt deshalb, entsprechend seinen Kräften, sogleich 50 Thlr. für Herrn Mauch beizusteuern." — Zugleich ward beschlossen, einen mit entsprechender Darstellung versehenen Aufruf in den größeren Blättern des Landes zu veröffentlichen, der das Publikum für denselben Zweck anregen sollte; die „Kieler Ztg." vom 9. Mai enthielt bereits diesen Aufruf. 1867, 223.

[4]) Die Pariser Deutsche Ausstellungszeitung vom 30. April 1867 erließ einen Aufruf zu Gunsten Mauchs, bei welcher Gelegenheit der Hauptmann Chr. Harkourt unter anderem bemerkt:

Die Geber sind meistenteils Personen von Distinktion. Der Adel ist vertreten mit Frau Baronin Keffenbrinck-Ascheraden in Nehringen; Baron von Ponte Reno in Gotha; Baron Hammer-Purgstall auf Schloß Hainfeld; Herzog Wilhelm von Urach, Graf von Württemberg; Baron Nikolai von Kaulbars in Petersburg; Major Freiherr von Wirsing in Ludwigsburg; M. de Turgenef, N. de Khanikof in Baden-Baden; G. Freiherr von Vincke in Ostenwalde;

die hohe weltliche Beamtung mit Ministerialrat Dr. Ritter von Scherzer in Wien; Oberstudienrat Prof. Dr. von Krauß (sammelt in Stuttgart); H. Kolb, Württ. Geschäftsträger in Rom; Englischer Generalkonsul F. Strong in Hamburg; Geheimer Kommerzienrat Alexander Mendelssohn in Berlin; Oberpräsident von Beurmann in Oppin; Kreisgerichtsrat Lorsbach in Werl; k. k. Rat Steinhauser in Wien; Militärs: Major Schubert, Dresden; Hauptmann Harkourt, Paris;

die gelehrte Welt: Prof. F. v. Hochstetter, F. v. Hellwald, Wien; Prof. Homeyer, Berlin; Prof. Mendelssohn, Bonn; Dr. Meß, München; Dr. Liévin, Danzig; Dr. Meinecke, Prenzlau; Dr. Mayer in Trebnitz; Dr. F. Eiselen, Wittstock; Dr. F. und Dr. O. Ule in Halle; Dr. E. Wagner, Karlsruhe; Prof. Dr. Grisebach, Göttingen; Dr. D. A., Hamburg; Direktor Dr. H. Krause, Rostock; Prälat Kapff und Dr. G,. Stuttgart; Dr. A. Petermann und Dr. H. Wagner, Gotha; Dr. K. v. Fritsch, Frankfurt; Dr. H. Lange, Leipzig; Dr. K. Zöppritz, Tübingen; Dr. Pfeiffer, Burkersdorf; Dr. A. Ziegler, Ruhla; Dr. Wolf, Rektor Lauchert, Prof. Bosch, Präz. Dr. Frey, Rottweil; Dr. Lindenkohl, Kassel; Dr. O. Kersten, Altenburg; Dr. O. Peschel, Augsburg; Prof. Dr. Senft, Eisenach; Dr. R. A. Philippi, Dr. J. Brunner, Santiago;

der Afrikareisende Dr. Gerhard Rohlfs;

von Zeitungen 2c. beteiligten sich: Staatsanzeiger von Württemberg, Leipziger Illustrierte Zeitung, Geographisches Institut von Justus Perthes und Hellfahrts lithographische Anstalt in Gotha, Redaktion der „Natur", der Turnverein in Marburg (Steiermark);

„Meine eigenen Bemühungen in den letzten Jahren, den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt über Lissabon nach der Westküste Afrikas zu fördern, sowie die Einführung des deutschen Bergbaues und Gründung von eigenen deutschen Kolonien daselbst, geben mir vielleicht ein Anrecht, die obige dringende Bitte . . . . an Ihren werten Verein (deutscher Ingenieure für die allgemeine Ausstellung zu Paris pro 1867) zu richten, dessen Wirken ja auch mit die Ausbreitung deutschen Industriefleißes im Verkehr mit fremden und befreundeten Nationen zum Ziele hat."

Private: C. Villeroy, Wallerfangen bei Saarlouis; R. und W. Köppen, Heidelberg; Buchdruckereibesitzer W. Keller, Gießen; J. Krause, Naumburg; C. Joachim, Gotha; F. Burhold, Halle; L. Grosch, Santiago; Eisenwerksbesitzer Ant. Fischer in Sft. Egid bei Sft. Pölten; A. Brenner, Merseburg; Förster Wittich, Ruhla; C. Kallenberg, Lindau; Fr. Klentz, Berlin; Louis Bauch, Glogau; Pf. Honold, Gundelbach; H. Heiland, Hohenschöpping; H. Greffrath, Jena; H. Bornitz, Lichtenberg; C. J. Reichard, Neuwied; K. Rathgen, Weimar; Verlagsbuchhändler Costenoble, Jena; Kramer und Buchholz, Rönsahl; „6 Ludwigsburger ihrem Landsmann Mauch"; John A. Tinne aus England. Viele Geber sind ungenannt. Auch Damen trugen ihr Scherflein bei im Interesse für einen Forscher: Frl. Barth, Hamburg; Frau Ottilie Cronbiegel-Collenbusch, Frl. Pauline Wittich, Frl. Tony Ziegler, Frau Pauline Ziegler, Frl. Ernestine Zenker, sämtliche in Ruhla; „eine dankbare Leserin" in Halle.

Von der englischen Regierung stand Mauch „eine Belohnung in Aussicht, vielleicht bis zur Höhe von 2000 Pfd. Sterl. = 14000 Thlr." [1]) Daß sie in Mauchs Hände gelangt sei, ist nirgends berichtet.

Mauchs Gegenleistung.

Über das Verhältnis der Mauchschen Arbeiten zu der wohlthätigen und großherzigen Spende der vielen Geber macht Dr. Petermann folgende Betrachtung:

„Summiert man die bereits gewonnenen und nach Europa überschickten Resultate der Mauchschen Forschungsreisen, die trefflichen Karten seiner beiden Reisen ins Innere von Südafrika in den Jahren 1866 und 1867, seine Entdeckung ausgedehnter Goldfelder, seinen mit besonderer Rücksicht auf die Geologie der durchreisten Gebiete abgefaßten Bericht der letzten Reise, die ursprünglich auf seine Veranlassung und unter seiner wesentlichen Hilfe entstandene Spezialkarte der Transvaalrepublik und der Nachbarländer — und bedenkt man, daß für alle diese bereits vorliegenden und in allernächster Zeit in würdiger Weise zur Publikation gelangenden Arbeiten und Resultate von der bescheidenen Sammlung nur die kleine Summe von 70 Pfd. Sterl. (482 Thlr.) verausgabt, die übrigen 109 Pfd. Sterl. (751 Thlr.) zur Ausrüstung der neuen großen, am 15. Mai anzutretenden

[1]) 1868, 148.

Reise ins Innere angewandt worden sind,[1]) so muß man anerkennen, daß mit äußerst geringen Mitteln Bedeutendes geleistet ist. Diese Resultate werden den gütigen Gebern zur Befriedigung und zur Freude gereichen, daß sie zu diesem Unternehmen beigesteuert haben. Wir sprechen ihnen hiebei unseren ganz besonderen Dank aus .... Wir freuen uns, daß das Verdienst dieses Forschungsunternehmens und die Wichtigkeit der bereits erlangten Resultate im deutschen Publikum die gebührende Aufmerksamkeit erregen und daß man auch bereits bei uns anfängt, sich für dergleichen thatkräftig zu interessieren."[2])

„Zu den gegenwärtig hervorragendsten und hoffnungsreichsten dieser aufopferungsvollen Männer der Afrikaforschung gehören Gerhard Rohlfs und Karl Mauch ...."[3]) „Während ersterer im Inneren Nordafrikas unablässig vordringt, um bisher von Europäern noch unbetretene Gebiete der Wissenschaft zu erobern, hat Karl Mauch im Inneren von Südafrika eine treffliche Basis gewonnen, um mit eiserner Energie von hier aus den ganz unbekannten Zentralkern des Kontinents zu erreichen ...."[4])

Freilich ist Mauch nicht so weit gekommen, als er wollte, den Äquator hat er nicht erreicht; trotzdem sind die Erfolge, die er zwischen dem 30. und 17. Grad s. Br. mit verhältnismäßig geringen Mitteln errang, so bedeutend und für die Kenntnis der Länder südlich vom Sambesi so grundlegend, daß Mauch damit den Dank abgestattet hat für die Sammlung seines hochherzigen Gönners.

Übersicht über Mauchs Reisen.[5])

Mit diesen keineswegs bedeutenden Mitteln unternahm nun Mauch seine Entdeckungsreisen, von denen im nachfolgenden noch mehr die Rede sein wird; vorerst sollen dieselben hier übersichtlich zusammengestellt werden:

I. Reise 22. Mai 1866 — 10. Januar 1867 mit dem Elefantenjäger Hartley vom Limpopo zu dem Gebiet der Matebele, Entdeckung fruchtbarer Landstriche;

II. Reise 15. März 1867 — 1. Dezember 1867 wieder in Gesellschaft von Hartley bis 17,5° s. Br., Entdeckung von 3 Goldfeldern;

[1]) Weitere Ausgabe 1868, 230.

[2]) 1867, 217.

[3]) 1867, 219.

[4]) 1868, 148.

[5]) Vergl. unten.

III. Reise 10. Juli 1868 — 17. Oktober 1868, die Matebele verhindern ein weiteres Vordringen gegen Norden;

IV. Reise 1869 Erforschung und Kartierung der Transvaal-republik, Besuch der Blau- und Zoutpansberge am mittleren Limpopo, zweimaliger Besuch der Diamantenfelder; erster Fieberanfall;

V. Reise 1870 Erforschung der Delagoabai aus Anlaß von Besitzstreitigkeiten zwischen Engländern, Portugiesen und Transvaalern, erneuerter Fieberanfall;

VI. Reise 16. Dezember 1870 — Januar 1871 die gefährliche Bootfahrt auf dem Vaal, der auf Schiffbarkeit geprüft werden sollte, von der Mündung des Mooi bis Hebron in Westgriqualand;

VII. und größte Reise 30. Juli 1871 — Mai 1872 zwischen Limpopo und Sambesi bis 17½° s. Br., Entdeckung der Ruinen von Symbabye.

---

10. Kapitel.

Beschwerden und Abenteuer: Hunger und Durst; unfreundliche Farmer; Hitze und Fieber; Aufenthalt bei einer Kriegsmannschaft; Gefangenschaft; Irrfahrten in den Pilaansbergen; eine Nacht auf einem Baume; unter Elefanten; denunciert und mit dem Tode bedroht; verlassen und bestohlen; in einer Felsenkluft.

Kein Kontinent bereitet seinen Entdeckern so viele Beschwerden als Afrika, keiner birgt so viele Gefahren, keiner bedroht auf so mannigfache Weise mit dem Tode. Und so sollte auch Mauch alle diese Gefahren durchkosten, nur selten verliert er dabei den guten Mut, und wenn je seine Kräfte zu unterliegen drohen, so bricht doch bald wieder als Hoffnungsstrahl durch das dunkle Gewölke die frohe Zuversicht, zum Ziele zu gelangen.

Zuerst galt es, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen: „seit Juni 1865 trachte ich darnach, mich zu akklimatisieren, indem ich fleißig zu Fuß im Lande umherwandere, unbekümmert darum, ob ich zwei und drei Tage ohne Nahrung in unbewohnter Gegend streife oder unliebsame Begegnung mit den größeren Raubtieren zu bestehen habe[1])."

---

[1]) 1866, 246.

Hunger und Durst.

„Die Strapazen der III. Reise im Jahr 1868 waren ungeheuer.... Ohne Übertreibung darf ich diese Reise einen dreimonatlichen Kampf mit Hunger und Durst nennen. Die Trockenheit des Jahrganges war so bedeutend, daß nahezu alles Wasser verdunstet war; infolge dessen zog sich das Wild, auf das ich vorzüglich zur Nahrung angewiesen war, in andere, weniger wasserarme Gegenden; die wenigen Eingeborenen hatten in ihrer Ernte einen so starken Ausfall gehabt, daß sie sich von unreifen Baumfrüchten, von dem weißen, sauerschmeckenden Mehl, das die Samenkörner der Fruchtkapseln vom Affenbrotbaum umgiebt, von außerordentlich bittern Früchten einer Kigelia[1]), von zwiebelartigen Wurzeln, von Graswurzeln und teilweise sogar vom Aas durch Löwen erlegter Tiere ernährten. In jenen Tagen der Not däuchten mir ein Stückchen kaum verdaulichen Büffelfells, einige kleine ohne Salz in Wasser gekochte Fischchen, die ich in seichten Tümpeln fand, prächtige Leckerbissen; geriet doch einer meiner fünf Begleiter auf den Einfall, die Sandalen, die er seit zwei Tagen an den Füßen getragen hatte, mittels Röstens am Feuer und Hämmerns zwischen Steinen mundgerecht zu machen. Als einen glücklichen Fund sah ich damals die Früchte einer Leguminose (Canavallia) an; ich sammelte eine ziemliche Quantität ihrer steinharten Bohnen, kochte sie lange und trotzdem sie nicht weich werden wollten, fing ich an, sie zu genießen, und überließ einen Teil davon meinen Begleitern, die dann auch wacker darauf los aßen; aber schon nach wenigen Minuten erfolgte bei uns allen ein heftiges Erbrechen, eine noch gnädige Strafe für meine Unvorsichtigkeit. Dies wurde für mich eine Lehre, nie wieder auf solche Weise die medizinische Wirkung einer unbekannten Pflanze zu erproben[2])."

„Die anhaltenden Hochflächen ohne Wild, ohne Holz, um sich jenes als Kost zu bereiten oder durch dieses sich bei der nächtlichen Kälte am flackernden Feuer zu wärmen, ohne zur Rast einladende Bäume, die ganze Gegend mit schwarzem Trauerflor bedeckt, von wenigen, dem Fußreisenden abholden Bauern bewohnt; genötigt, mit dem Notwendigsten zur Reise sich selbst zu beladen — Faktoren, die jedermann das Ende erwünscht sein lassen[3])."

---

[1]) Eine Trompetenbaumart, Bignoniaceae.

[2]) Ergh. 37, 27.

[3]) 1869, 189.

„Mit dieser Gelegenheit“ (Olifantfluß auf der III. Reise 20. Juli 1868), so berichtet Mauch an Herrn Nachtigal, einen Missionär, „sende ich Ihnen wahrscheinlich die letzten Nachrichten von mir; der Eingeborne will stehenden Fußes zurück, so daß es mir unmöglich ist, mehr als meine gegenwärtige Lage zu schildern. Auch habe ich mich die letzten Tage so müde marschiert, um Kost für uns und das Volk zu schießen. Es ist bereits der 8. Tag, den wir ohne Fleisch leben müssen, das ganze bisher durchstreifte Land hat kein Wild mehr aufzuweisen. Auf meinen früheren Entschluß, direkt nach Norden zu gehen, muß ich Verzicht leisten, wenn ich nicht verhungern und verdursten will [1].“

Einen Monat später schrieb Mauch an Herrn Jeppe vom Nebenfluß des Letsobo, 20. August 1868: „Langsam aber sicher gehe ich vorwärts. Bis hieher gab es nur wenig Wild und ich genoß 3 Wochen lang keinen Bissen Fleisch; furchtbar hartes Leben, fast die ganze Arbeit ruht auf meinen Schultern [2].“

„Ein Aufenthalt (im Limpopothal) war nicht rätlich, weil sich die hier lebenden Baroka nicht allzu freundlich gegen uns erwiesen, an mich und meine Leute keine Lebensmittel verkaufen konnten oder wollten und das Wild ganz ausgestorben zu sein schien [3].“

Unfreundliche Farmer.

War die unfreundliche Aufnahme bei den Eingebornen noch zu entschuldigen, weil ihnen jeder Fremde als Feind gelten konnte, so mußte die Ungastlichkeit der Farmer, die ja selbst Weiße waren, beleidigen und niederdrücken.

„Ich sprach bei mehreren Farmern ein, welche sich jedoch dem Fußwanderer gegenüber nichts weniger als freundlich zeigten. Der eine schlug mir, dem „Vagabunden“, jeden Imbiß ab, um den ich ihn ersuchte; ein anderer drohte mir mit Erschießen, wenn ich über sein Eigentum wandle, um „nach Gold zu suchen“; ein dritter entschuldigte sich mit zu großer Armut, als daß er mir auch nur ein Stück Brot geben könnte, trotzdem seine Kinder vor dem Hause die Hühner mit ihrem Butterbrote fütterten. Ein vierter wies mich zu seinem Nachbar, der nur eine kleine Distanz „über dem Built“ (Rändchen) drüben von ihm entfernt wohne, in der That brauchte ich aber mehr als zwei Stunden angestrengten Marsches,

[1] 1869, 190.
[2] 1869, 191.
[3] 1870, 6.

um zu ihm zu gelangen, so daß es bereits dunkelte, als ich daselbst ankam. Ich bat um Nachtquartier, es wurde mir aber verweigert, weil der Mann nicht zu Hause sei, und so sah ich mich eben wieder genötigt, mir im Freien ein Lager zu suchen[1]."

Nicht allein grobe und beschämende Zurückweisung ward ihm zu teil; unser Reisender wurde auch absichtlich falsche Wege gewiesen. „Mit nicht allzu großer Freundlichkeit wurde mir Bescheid gegeben, aber, wie ich bald einsehen mußte, ein unrichtiger[2]."

Die bequeme Reisezeit, der lichtvolle Tag, mußte oft überschritten werden, wenn man das Ziel noch nicht erreicht hatte; auch die grauenvolle, finstere afrikanische Nacht machte er sich zum Freunde. „Eine und eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang kam ich (von der Entdeckung eines Goldfeldes) wieder beim Wagen an, nachdem ich kurz zuvor dem Falle in einen mehr als 20 Fuß tiefen Wassergraben mit senkrechten Thonwänden bei der pechschwarzen Finsternis der Nacht entgangen war[3]."

„Hungrig, durstig, ermüdet, mit fast unausstehlichen Schmerzen im linken Knie mußte ich noch über 25 Meilen zurücklegen, und das Unglück wollte, daß ich zu keinem einzigen Schusse Gelegenheit hatte, und somit nichts zu essen bekam, bis ich endlich 2½ Stunden nach Sonnenuntergang beim Wagen anlangte, aufgerieben, unfähig für die nächsten 14 Tage meine gewohnten Touren zu unternehmen[4]."

Hitze und Fieber.

Nicht der geringste Feind war natürlich die Hitze, die bei Windstille unerträglich wurde und im Schatten die Höhe von 95° Fahrenheit = 35° C. erreichte[5]. Die großen Entbehrungen und Überanstrengungen, von denen man sich selten erholen konnte, mußten auch die stärkste Natur angreifen und krank machen. „Zum erstenmal (Febr. 1870 an der Delagoabai) ergriff mich das Wechselfieber, und zwar in Verbindung mit einem unfreiwilligen Radikalfasten. 8 Tage brachte ich zu ohne irgend

---

[1] Ergh. 37, 25.

[2] Ergh. 37, 13.

[3] 1870, 95—96.

[4] 1870, 96. — 1 geogr. engl. Meile = ¼ geogr. Meile = 1,851 km.

[5] Ergh. 37, 35. Fahrenheit bezeichnet den Schmelzpunkt des Eises mit 32° und den Siedpunkt des Wassers mit 212°, also ziehe von 95° zuerst 32 ab und berechne 5/9 des Restes d. h. von 63°. S. oben S. 36.

welche Nahrung als das spärliche Fleisch einiger sog. Kaffer-Orangen (einer strychninartigen Pflanze). Mit äußerster Anstrengung der nahezu erschöpften Kräfte — ich fiel bewußtlos zu Boden, als ich die letzte Höhe erreicht hatte — setzte ich den Weg fort nach Leidenburg. Nach meiner Ankunft fiel ich in 3tägige Bewußtlosigkeit. Unter den sorgsam pflegenden Händen eines Missionärs der Berliner Gesellschaft erstarkte ich rasch wieder[1]) . . . . ."

„Seit Juni vorigen Jahres (1871) wurde ich vom heftigsten Fieber heimgesucht." (Mai 1872)[2]).

Aufenthalt bei einer Kriegsmannschaft.

Die Erlebnisse bei einer Kriegsrotte[3]) zählen auch nicht zu den glänzendsten und angenehmsten. „Die Erzählung meiner jüngsten Erlebnisse hatte eine gute Wirkung: ich durfte mich nach Herzenslust restaurieren. Während der folgenden zwei Tage wurde die Kriegstruppe vollzählig mit 35 Mann, meist jungen Leuten. Einzelne waren beritten, die größere Zahl jedoch auf 5 Zeltwagen, welche Proviant für den Kriegsschauplatz aufgeladen hatten. Ich befand mich unter völlig fremden, rohen, halbzivilisierten Kerlen und durfte daher als Ausländer auf bitterböse Gesellschaft rechnen. Doch es lief günstiger ab; man beobachtete mich gar nicht und drei Tage lang, während welcher immer nur wenige Stunden weit gefahren wurde, erhielt ich nicht ein einzigesmal eine Einladung, an ihrem Mahl teilzunehmen, trotzdem jeden Tag ein fetter Ochse geschlachtet und aufgezehrt wurde; die Nächte hatte ich unter einem Wagen ohne Grasunterlage oder Decke zuzubringen, so daß ich endlich ernstlich für meine Gesundheit befürchten mußte. Am vierten Morgen verließ ich diese Rotte und schlug die gerade Richtung durchs Feld nach einem bestimmten, weithin sichtbaren Berg in der Nähe von Potschefstroom ein, erreichte unvermutet am nämlichen Abend eine Farm, fand gastliche Aufnahme, erhielt richtige Auskunft über den nächsten Weg nach dem Dorfe, welches ich dann auch nach siebenstündiger weiterer Wanderung betrat,

---

[1]) Ergh. 37, 28.

[2]) Ergh. 37, 44.

[3]) Im Krieg zwischen dem Basutochef Moschesch und dem Oranje-Freistaat; die Boeren erzwangen 1865—1870 die Abtretung des kleineren, aber fruchtbaren Teiles des Basutolandes. Den Rest (14 000 Einwohner) stellte Moschesch unter englischen Schutz. Ed. Schwarz, „Erdkunde ꝛc." S. 738.

nahezu erschöpft durch die erduldeten Strapazen. Auf solche Weise ein Land zu erforschen, ist schlimmer als Zuchthausarbeit [1]."

Gefangenschaft.

Auch die Gefangenschaft blieb dem Tapfern nicht erspart. „Als Gefangener mit größter Eile transportiert, konnte ich nur oberflächliche Kunde erhalten" (von den geognostischen Verhältnissen) [2]).

Inyati, engl. Missionsstation, 19. Okt. 1868. (III. Reise.) „Ich kam gestern gesund, aber sehr geschwächt hier an, da die ganze Tour ein beständiger Kampf gegen den Hunger genannt werden muß. Die furchtbare Trockenheit südlich und nördlich vom Limpopo nötigte mich, den Marsch zu forcieren bis zu den Quellen des Bubye, und eben daselbst wurde ich von 7 Matebele als Gefangener nach Mosilikatses Land gebracht; als Spion betrachtet, insofern ich von einer Seite ins Land kam, die bisher noch nicht von einem Weißen versucht und von keinem Schwarzen vermutet worden war, war ich ganz in die Gewalt der Matebelen gegeben [3])."

Einige der gefährlichsten Abenteuer müssen hier ihre Stelle finden.

Irrfahrten in den Pilaansbergen.

„ . . . . . Das hohe Gras mit seinen bleistiftdicken Halmen erlaubte kaum, in die Ferne die Richtung des undeutlichen Pfades zu verfolgen; ein Komplex von vielen Hütten, den ich am Abhang eines höheren Berges gewahr wurde, veranlaßte mich, geraden Weges darauf loszugehen; ehe ich das Dorf erreicht hatte, war es Nacht geworden und die Hyänen und Schakale thaten mir durch ihr Geheul kund, daß sie meine Schlafgenossen zu werden gedachten. Kein menschliches Wesen zeigte sich; das Dorf war vollständig verlassen."

„Eine widerwärtige Situation, in die ich geraten war! Kein Tropfen Wasser, um den unsäglichen Durst zu stillen, kein Bissen Brot, um den nagenden Hunger zu beschwichtigen, keine Decke, um mich gegen die Kälte der frostigen Nacht und den starken Wind zu schützen, kein Stückchen Holz, um mich an einem Feuer zu wärmen; ich suchte mir eine der besterhaltenen Hütten aus, kroch hinein und suchte die niedrige Öffnung, so gut es gehen wollte, mit Gras zu verstopfen. Von Schlafen konnte keine

[1]) Ergh. 37, 25; 1866, 247.
[2]) 1870, 7.
[3]) 1869, 191.

Rede sein; denn die nächtlichen Raubtiere schnupperten leicht vernehmlich in nächster Nähe herum oder heulten in einiger Entfernung, das Ungeziefer war noch nicht ausgewandert und machte sich und mir fortwährend zu schaffen. Die Nacht schien gar nicht enden zu wollen, kein Glockenschlag verkündete die Stunde, und nur am Schweigen der Hyänen konnte ich vernehmen, daß Mitternacht vorüber sein müsse. Mit Freuden begrüßte ich die erste Dämmerung, um meine Wanderung fortzusetzen[1])."

Eine Nacht auf einem Baum.

„Eines Tages verlor ich mich in der dichtbeholzten Fläche nördlich von der Station; die Witterung war trübe geworden und bei der großen Ähnlichkeit, welche einzelne Partien der Gegend mit einander hatten, konnte ich die Richtung zurück nicht mehr beurteilen und sah mich beim herannahenden Dunkel der Nacht genötigt, zu verbleiben, wo ich mich gerade befand. Das Gebrüll einiger Löwen veranlaßte mich, der Furcht vor plötzlichem Überfall Rechnung zu tragen; ich erstieg einen dicht belaubten Baum und machte es mir, so gut es eben ging, bequem auf einem breiten, gegabelten Äste. In solcher Situation eine ganze Nacht zuzubringen, prägt sich dem Gedächtnis für immer ein[2])."

„Den folgenden Tag suchte ich wieder vergeblich nach der Wohnung des Missionärs, irrte wieder ratlos umher und erst gegen Abend gelangte

---

[1]) Ergh. 37, 13.

[2]) Ergh. 37, 24. Ed. Mohr erzählt vom „donnerähnlichen Rollen der mächtigen Stimmen" der Löwen. — Die Löwen kommen in Rudeln von 6—8, um sich ihrer Beute zu bemächtigen. Einige Tiere halten ihnen Stand, oft mit Erfolg; niemals wagt ein Löwe einen ausgewachsenen Elefanten anzugreifen, ja sie fliehen sogar vor einem Büffel, wenn sie nicht zu zwei ein einzelnes Tier anfallen können. Gewöhnlich greifen sie die Karawanen nicht an, jedenfalls nie bei Tage. Höchstens mag sich wohl ein hungriger Löwe mitten im Dickicht auf einen Nachzügler stürzen. Bei Nacht aber sind sie nicht so ungefährlich; wenn die Löwen von ferne eine Karawane wittern, namentlich eine solche, welche Ziegen und Lasttiere mit sich führt, so kommen sie herbei und lassen ihr schreckliches Gebrüll erschallen. Doch ist die Gefahr in einem wohlumzäunten Lager nicht so groß; die Schützen können sich hinter die Pallisaden stellen und ihnen wohlgezielte Kugeln entgegenschicken. Wenn aber die Schutzhecke unvollendet blieb und der Angriff von einem ganzen Rudel unternommen wird, fallen ihnen gewöhnlich mehrere Personen zum Opfer. „Kath. Miss." 1879, 138.

Nach F. v. Hellwald (610) ist von den 2 Varietäten des südafrikanischen Löwen der mit fahlgelbem Körper und schwarzer Mähne (Felis leo capensis) der gefährlichste, nach Merensky (22) jedoch nur, wenn der Mond nicht scheint.

ich über einen Bergrücken hinweg mühsam schreitend zu einer Farm am obern Laufe eines starken Flüßchens. An einen Weitermarsch war nicht zu denken, und so bat ich um ein Nachtquartier bei dem holländischen Farmer. Nur mit Widerstreben wurde es mir gewährt, und wäre nicht ein starkes Gewitter, das erste der beginnenden nassen Jahreszeit, im Anzug gewesen, so hätte ich wahrscheinlich zum zweitenmale im Freien kampieren müssen. Der Farmer hatte sich ein neues Haus gebaut und wies mir das alte, baufällige Haus mit morschem, halb eingesunkenem Grasdache für die Nacht an, wo ich in einer Ecke noch so viel Schutz fand, um den heftig herabströmenden Regen nicht mit voller Kraft zu fühlen. Wackere Schlafgenossen waren in dasselbe Lager getrieben worden, nämlich einige junge Schweine, eine Entenfamilie, Hühner, ein Paar Gänse, die denn auch die ganze Nacht ein jammervolles Konzert veranstalteten. Zu dieser Gesellschaft fand sich endlich noch ein Hund ein, der bald mit mir Freundschaft schloß und sich vor dem Regen flüchtend in meine Nähe legte."

„Am andern Morgen, weidlich durchnäßt und zitternd vor Frost, erkundigte ich mich rasch nach der Richtung, in welcher die Station liege, lief dahin mit größter Eile, um mich wieder zu erwärmen, und kam nach dieser gefährlichen Tour hungrig und ermüdet nach mehrstündiger Wanderung wieder an, wo ich mich durch kräftiges Essen und ungestörten Schlaf wieder erholen konnte. Einige Tage später mußte ich daran denken, wieder zurück nach Potschefstroom zu kommen; um jedoch die Steppe zu passieren, mußte ich anstatt eines verwegenen Marsches zu Fuße eine Fahrgelegenheit wahrnehmen und, um von solcher eher zu hören, mich zunächst zur Farm zurückbegeben, bei der ich zuerst angelangt war. Der schmale, stellenweise unkenntliche Fußpfad brachte mich bald dahin, auch trieb mich ein Gewitter, das jeden Augenblick loszubrechen drohte, zu größerer Eile an. Ehe ich jedoch die letzte Fläche überschritten hatte, entlud es sich auch wirklich über mir, ein greller, fast blendender Blitz fuhr hernieder, ein betäubender Schlag folgte unmittelbar und nicht 150 Schritt vor mir flammte plötzlich das dürre Gras lichterloh auf; der Blitz hatte es entzündet. Ich gestehe, daß es mir jetzt recht unheimlich zu Mute war, als der höchste Gegenstand dieser Fläche, mit dem doppelläufigen Gewehr über der Schulter, einen Kompaß in der Tasche und eine Menge von Erzbrocken, die ich gesammelt hatte, im Sacktuch, dem Gewitter ausgesetzt zu sein. Ein heftiger Regen fiel hernieder und löschte den entstandenen Brand, der mich bei dem heftigen Winde in Gefahr brachte. Im strömenden Regen erreichte ich bald darauf die Farm und wurde dies-

mal, weil der Hausherr zu Hause war, recht freundlich aufgenommen und beherbergt."

Unter Elefanten.

„Auf einem meiner kleinen Ausflüge war es, daß ich unabsichtlicher Weise einem Trupp Elefanten (1 Männchen, 6 Weibchen und 2 Junge) im hohen Grase eines Kaffergartens näher, als es wünschenswert war, auf den Leib lief. Das trommelnde Geräusch, das entweder von der Höhlung der Rüsselwurzel des Männchens oder aus seinen Eingeweiden herkam, ließ mich noch zur rechten Zeit anhalten und wohlweislich etwas geräuschloser dahin zurückgehen, von wo ich gekommen war. Unbemerkt erkletterte ich einen ziemlich hohen Baum in 30 Schritt Entfernung unter dem Winde und freute mich bereits des herrlichen Anblicks. Eben wollte ich mich bereit machen, eine kleine Skizze von der Gruppe zu entwerfen, da kommt ein Störenfried herbeigeflogen, der Honigkukuk, und durch sein unaufhörliches Geschrei, als ob sein Leben davon abhinge, mich nach dem Bienennest zu bringen[1]), das er vielleicht weiß, wird das mir zunächst befindliche Männchen aufmerksam gemacht. Neugierig, wie der „Bull" ist und kouragiert dreht er sich um und kommt auf meinen Baum zu, hält an und streckt seinen Rüssel, so weit er kann, nach mir aus, um mich zu riechen. Verwunderung, Neugierde, selbst schelmische Absicht waren ganz deutlich in seinem Auge zu lesen. Er schien nicht ganz ins reine gekommen zu sein; denn er ging nach dem Trupp zurück. Ich konnte mich kaum des Lachens erwehren, wie er sich so auf seinen Beinen fortschob und mir erschien wie einer der Slowakischen Bauern im nordwestlichen Ungarn in seinen weiten, faltigen Hosen und plumpen Stiefeln. Ich war froh, daß er mein Gewehr am Fuße des Baumes nicht entdeckt hatte. Bald machten alle neun Elefanten eine Schwenkung und kamen auf mich zu; ich hielt mich nun nicht mehr sicher und ließ mich schneller hinab, als ich herauf gekommen war, nahm mein Gewehr über die Schultern und rannte in entgegengesetzter Richtung davon. Wenige Minuten darauf sah ich sie wieder in einer Linie schnellen Schrittes davonstreichen, den Rüssel einem Fragezeichen gleich vor sich hertragend. Ganz allein, nur zu Fuß und mit leichtem Gewehr kleinen Kalibers versehen, durfte ich keinen Schuß wagen[2])."

---

[1]) 1870, 93.

[2]) Mauchs Honigjagen 1870, 95—96. Der „Honigweiser", Cuculus indicator bei Le Vaillant II, 197; „Kath. Miss." 1883, 99. P. Spillmann 267.

Von Freunden und Feinden denunziert, mit einer Kugel bedroht, gefangen und — befreit.

Inyati, 29. Nov. 1868 am Ende der III. Reise. „Am 9. Nov. erschienen zwei bewaffnete Abgesandte vom Hauptquartier der Matebele, mich dahin zu bringen; ich zögerte nicht lange und war bereits 3 Stunden nach Ankunft der beiden auf dem Wege dahin, das Schlimmste erwartend. Ich hatte bereits erfahren, daß Jahn Viljoen, vom Transvaal-Präsidenten Pretorius noch zu Lebzeiten des alten Mosilikatse abgeschickt, mich hier denunzierte, daß der alte Hartley, Gefahr witternd, alle Schuld der Goldentdeckung auf mich geworfen hatte, daß er die Händler aufstachelte und es darin so weit brachte, daß mir von einem derselben bei günstiger Gelegenheit eine Kugel präsentiert werden sollte, daß daher die Eingeborenen gegen mich eingenommen sein müssen. Ferner vermutete ich, daß kein Weißer daselbst sein werde, ich darum ganz in die Hände der Schwarzen fallen würde; meine Güter waren noch nicht angekommen, so daß ich keine Geschenke zu geben hatte; sodann mein Kommen von verbotener, niemals zuvor versuchter Seite — dies alles zusammengenommen mußte mich einigermaßen fürchten machen."

„Die Strecke von etwa 45 Meilen legte ich in zwei Tagen bei großer Hitze, außerordentlichem Wassermangel, ohne Kost und mit am ersten Tage gebildeten schmerzhaften Blasen an den Füßen zurück und wurde noch am nämlichen Abend meiner Ankunft im Hauptquartier vor das Tribunal gerufen, erstaunte aber nicht wenig, als der alte Ngumbat, der während des Interregnums die Staatszügel führte, nach wenigen Minuten gegenseitigen Ansehens seine Zufriedenheit zu erkennen gab und sich wieder in seine Hütte verkroch, für mich ein Zeichen, mich zu entfernen. Drei volle Tage blieb ich daselbst, erhielt jedoch, wie es dort üblich ist, kein Fleisch als Geschenk, und als ich meinen Wunsch äußerte, mich wieder nach Inyati begeben zu dürfen, wurde mir das ohne weiteres gewährt. Am folgenden Morgen, als ich eben mein Gewehr über die Schulter warf, um mich zu entfernen, erschien ein Abgesandter von Ngumbat, um mich zu bewegen, zu bleiben, da er einen Ochsen schlachten, und mich damit regalieren wolle; ich lehnte jedoch ab, begab mich auf den Rückweg und war in 1½ Tagen wieder in Inyati[1])."

---

[1]) 1869, 192.

Verlassen und bestohlen, in verzweifelter Lage. 1871.

„So sehr mir nun auch die Gegend — beim Dörfchen des Häuptlings Sumba — gefiel, so geriet ich doch bald in eine Lage, die es mich fast bereuen ließ, mich hieher gewagt zu haben. Dumbos Leute [1]), zu denen unterwegs noch einige andere unter der Führung eines 12jährigen impertinenten Häuptlings-Sohnes gestoßen waren, verließen mich, doch nicht ohne die abgefeimteste Spitzbüberei und den raffiniertesten Diebstahl an mir zu begehen. Sie hatten versprochen, mein Gepäck bis zu Mapansule zu bringen, welcher Häuptling noch 3½ Stunden entfernt wohnte. Hier weigerten sie sich und verlangten Bezahlung. Die unverschämte Weise, in der sie dies thaten, bewog mich zu dem Versuch, sie zum Halten ihres Versprechens zu zwingen. Sie entfernten sich und ließen sich erst des Abends wieder blicken, gelobten aber aufs neue, am folgenden Morgen versprochenermaßen mit mir weiter zu ziehen. Ich glaubte es und ließ ihnen zum Zeichen, daß ich ihnen nicht grolle, Bier vorsetzen, jedoch wollte ich die Hälfte für den folgenden Morgen als Stärkung für den Marsch aufbewahren. Voll der besten Hoffnung begab ich mich, als es dunkel geworden war, an einen etwa zwanzig Schritt von der Lagerstätte entfernten flachen Stein, um eine Beobachtung eines Sternes für Breitenbestimmung und einige Monddistanzen zu nehmen. Dieser Beschäftigung meine ganze Aufmerksamkeit widmend sah ich nicht nach meinem Lagerplatz, hörte aber plötzlich ein Geräusch, aus dem ich schließen konnte, daß einer der Leute sich am Biere gütlich thun wollte, meinen Blechbecher dazu benützte, damit aber gegen den Topf anstieß. Mein Zuruf erschreckte dieselben derartig, daß sie die Flucht ergriffen und Topf und Becher ihrem Schicksal überließen; der erstere rollte den abschüssigen Boden hinab und wurde an einem Felsstück zerschmettert. Bis spät in die Nacht ließ sich keiner mehr blicken. Ich witterte einen Schelmenstreich und brachte einen Bogen, der in der Eile zurückgelassen worden war, in Verwahrung. Endlich erkundigten sich einige aus der Ferne, ob ich sie schlagen würde; auf meine Verneinung hin näherten sie sich, lagerten sich um das Feuer und schliefen.

Während der Nacht brauste ein kalter Wind zwischen den Bergen, ich hatte Mitleid mit den nackten, vor Kälte zitternden mageren Gestalten und gab ihnen meine eigene Wolldecke, daß sie sich einigermaßen schützen

[1]) Dumbos Kraal nahe bei Simbabye.

konnten[1]). Am frühen Morgen erhoben sie sich, nahmen ihre Waffen, Bogen und Pfeil, und entfernten sich unter dem Vorwande, einige Perlhühner zu schießen. Dagegen konnte ich nichts einwenden, ich ließ sie ziehen, nun aber befand ich mich völlig allein."

„Das Äußerste befürchtend hielt ich von nun an mit gespanntem Hahn Wache und strengte Gehör und Gesicht an, um jedes verdächtige Geräusch zu unterscheiden. Es mochte etwa gegen 9 Uhr sein, da näherten sich zwei schwatzende Gestalten und stellten eine große Kalabasse mit Bier vor mich hin, indem sie mir verständlich zu machen suchten, es sei dies ein Geschenk ihres Häuptlings für mich. Ich forderte sie auf, erst Bescheid zu thun, wie es überall Sitte ist, sie aber weigerten sich, ein nur zu deutliches Zeichen, daß das Bier Gift enthalten mußte. Mit einem Fußstoß vernichtete ich das Gefäß und eine verständliche Bewegung mit dem Gewehr veranlaßte die Überbringer zur schleunigen Flucht. Dadurch hatte sich aber in meiner Lage nichts geändert; in meine Wolldecke gehüllt, saß ich die ganze Nacht, ohne abgelöst zu werden, auf dem Posten in der ängstlichen Ungewißheit, ob nicht der nächste Augenblick meinem Leben durch einen vergifteten Pfeil ein Ende machen werde. Als endlich der Morgen graute, später die Sonne die Bergspitzen rötete, hatten sich trübe Gedanken meiner bemächtigt. Fliehen kann ich nicht, denn die Gegend ist zu bevölkert, und wenn ich auch fliehen könnte, wohin denn? nach Westen zu den Matebele? Dort durfte ich sicher sein, daß man mich nicht zum zweitenmal entwischen lassen würde, nachdem sie mich 1868 in diesen Gegenden gefangen genommen hatten. Nach Osten zu den Zulu, wo man, bis aufs Hemd ausgeraubt, wieder entlassen wird? Zurück nach Süden, wo mir die Leute von Dumbo auflauern dürften? Ich wußte mir nicht zu raten. In dieser traurigen Lage kam der Häuptling mit mehreren seiner Leute, um mir Gesellschaft zu leisten, aber da fand sich keine Möglichkeit, mich ihm verständlich zu machen; keiner wollte etwas von der Sprache der Matebele verstehen."

„Meine Lage war jetzt verzweifelt. Eine zweite Nacht folgte der ersten und da war es nicht zu verwundern, wenn mir der Gedanke kam,

---

[1]) „Die Eingeborenen leiden ganz entsetzlich von der Kälte. So unempfindlich sie gegen die brennendste Sonnenhitze, ebenso empfindlich sind sie für kalte Witterung. Mit der anscheinend größten Leichtigkeit tragen sie in hoher Sonnenhitze schwere Lasten an ihren Querstangen und müssen dabei barfuß auf so steinigen, rauhen Pfaden gehen, daß ein Europäer in seinem bequemen Schuhwerk es kaum aushalten zu können glaubt." P. Spillmann 286.

selbst Hand an mein Leben zu legen, bevor ich vielleicht einer langsamen Marter erliegen müßte[1])." Indessen kamen, wie durch ein Wunder, freiwillige Träger, welche Mauchs Gepäck weiterschafften und seine Weiterreise ermöglichten.

In einer Felsenkluft.

„Während dieser Zeit (im Monat April 1871) veranstalteten die Matebele einen Raubzug in die Gegenden nach dem Sabiafluß und ich war keinen Augenblick sicher, ob sie nicht auch einen Überfall in mein Dörfchen versuchen würden. Ich zog mich deshalb in eine Felsenkluft zurück und verbarrikadierte die Öffnung derselben so gut es eben anging. Der Zugang war so schwierig, daß immer nur ein Feind sich hätte nahen können. Glücklicherweise vermieden sie es, einen Angriff zu wagen, und zogen vorüber[2])."

Man vergleiche mit den Mauchschen Reisen und deren Schwierigkeiten das Leben neuerer Afrikareisenden, die von einem Zeitungsfonds, einer Gesellschaft, einem reichen Manne oder aber ihrem eigenen reichlich anererbten Gelde unterstützt auf Monate sich Afrika ansehen — dieser Vergleich allein ohne die Betrachtung der praktischen Resultate erhebt Mauch hoch über viele neuere Afrikareisende[3]).

---

[1]) Ergh. 37, 37. Erlösung s. Kap. 12.

[2]) Ergh. 37, 44.

[3]) Johnston: „Drei angenehme Wochen . . . ." S. 28. Das Leben in Vivi und die Tagesbeschäftigung nebst Mahlzeiten („Lissaboner und Bordeauxwein fehlten nie") 44—47. Konserven-Mahlzeiten, 6, 156, 177 ꝛc.; „afrikanische" Speisung („überreichlich vorhandene Landesprodukte") 115, 165, 185, 208. Frische Kleider, warmes Bad, reichliche Mahlzeit, 95. — Verpflegung Stanleys „direkt von London aus" . . . . „Eßkisten den Kongo hinaufgesandt" Dr. Pechuël-Loesche 18. — 4950 Pfd. Eßwaren (Konserven ꝛc.) für 3 Mann in Majanga auf der Station zurückgelassen, so daß jeder Europäer 3 Jahre lang 1¼ Pfd. Extraproviant erhalten kann. Stanley I, 307.

H. Zöller führte Exportbier in Flaschen und „eine ziemliche Menge Wein" mit sich. I, 178.

„Bei der Ausstellung des 5. Geographentages in Hamburg vom 9.—11. April 1885 war auch die Ausrüstung mit Proviant nicht vergessen worden. Von der Firma Wilh. Richers war ein reichhaltiges Sortiment von bequem zu verpackenden Verproviantierungsmitteln, sowohl für einzelne Reisende, wie auch für größere Expeditionen nach allen Himmelsrichtungen ausgestellt worden. Die Proben dieser Konserven mußten selbst einen Gourmand befriedigen . . . ." 1885, 180.

11. Kapitel.

Eine Schwierigkeit besonderer Art; der Klipnuiker; der Goldsucher; vermeintliche Mineralschätze.

Es mußte Argwohn erregen, wenn unser Reisender sich mit Untersuchung der Gesteinsarten abgab, da und dort einen Brocken Stein aufhob, zur Besichtigung ihn sogar mit dem Hammer zerstückelte, ja wie etwas Kostbares in die Tasche schob. Er zog sich Verdächtigungen aller Art und Mißtrauen zu, auf fremdem Boden ein peinvoller Zustand, weil dadurch der Reisende in allem behindert ist.

Der Klipnuiker.

„Aus dem Farmhaus war der wohlbeleibte Besitzer herausgetreten, um den Nachbar, in dessen Schutz und Wagen ich reiste, zu begrüßen. Ich war bald dem Hausherrn, der Hausfrau und allen Kindern vorgestellt, begab mich aber nach flüchtigem Gruße und dem unvermeidlichen, bei solchen Gelegenheiten an den Familiengliedern der Reihe nach auszuübenden Händedruck wieder hinaus an die Gartenmauer, die aus gebrochenen Kalksteinen aufgeführt war und worin mich Stücke rein weißen Quarzes in Adern zu näherer Besichtigung einluden. Bald fand ich, daß der verschwenderische Mann einige Bleiglanzstufen verwendet hatte. Ich brach einige Stückchen davon aus und steckte dieselben in die Tasche, wurde jedoch dabei von jemand beobachtet. Bis ich wieder in die Stube trat, war die Familie bereits von meinem Berufe als Klipnuiker (jemand, der an allen Steinen herumklopft) in Kenntnis gesetzt; die ihren Gatten an Embonpoint sehr übertreffende Frau konnte aus solchem Berufe nicht klar werden, witterte Unrat und schöpfte in raschen Geistessprüngen den Verdacht, ich wollte sie um Haus und Hof bringen. Sie ereiferte sich so sehr, daß sie es über dem nach langem Geplauder endlich ganz energisch hervorgeschleuderten: „sie wolle ihren Platz nicht verkaufen, sondern darauf sterben und begraben werden," — völlig vergaß, den üblichen, sonst obligaten Kaffee zu reichen. Sie wurde jedoch allmählich wieder ganz zahm, als ihr völlige Freiheit gewährt worden war, sich auszutoben, und als endlich auf eine leichte, aber gut verständliche Weise eine Anspielung auf das beliebte Getränke gemacht worden war, legte sich ihr Groll, sie schluckte den falschen Verdacht hinunter und benetzte zugleich ihre trocken gewordene Zunge. Wir schieden im Frieden von ihr und ihrer zahlreichen Familie [1]."

[1] Ergh. 37, 22.

Der Goldsucher.

Ganz natürlich finden wir es, daß Mauch als „Goldsucher“ angesehen wird. „Es war mir das Gerücht zu Ohren gekommen, daß ich Gold und Silber gefunden hätte. Keine Beteuerung vom Gegenteil half, je mehr ich mich dagegen verwahrte, um so fester wurde daran geglaubt, fortan blieb ich der „Goldsucher“. In dem Benehmen des Mannes, der mir scheinbar so uneigennützig zur Reise von der Küste nach dem Innern verholfen hatte und der durch mein aufrichtiges Geständnis, daß von einem Goldfunde gar nicht die Rede sein könne, ebenfalls seine Hoffnungen fehlgeschlagen sah, trat eine Änderung ein, die für den ersten Augenblick von Nachteil für mich hätte werden können. Feig und charakterlos verschloß er mir eines Abends seine Hausthüre, ohne irgend welchen Grund dafür anzugeben; ich war für diese Nacht an die freie Luft gesetzt [1].“

„Alles Schreiben und Zeichnen, schreibt Mauch am Ende seiner dritten Reise, mußte leider unterbleiben und Beobachtungen konnte ich bis zu Umtegans Stadt keine machen, da sich meine Wächter auch während der Nacht ablösten, um mich zu beobachten. Daher ist auch mein Tagebuch von dort ab nicht vollendet worden [2].“

„In meinen Ausflügen wurde ich genau überwacht, und obwohl mir auch größere Streifpartien erlaubt wurden, sah ich doch, daß ich hier im Lande der Makalaka keine Gelegenheit hatte, von meinem verlängerten Aufenthalt Vorteil zu ziehen. *Sechs Monate währte diese traurige Zeit der Freiheitsbeschränkung* . . ., nirgends that sich mir eine Thür auf, die mir eine Fortsetzung der Reise nach Norden ermöglichte; ich mußte nach Süden umkehren [3].“

„Der Verdacht der Bevölkerung der Matebele gegen mich hatte einen hohen Grad erreicht und meine indirekten und direkten Anfragen wurden ganz unbestimmt und ausweichend beantwortet [4]. — So interessant die Gegend auch für den Geologen sein mag, er darf es . . . nicht wagen, sie eingehend zu betrachten und an Mosilikatses Steinen herumzuklopfen [5].“

---

[1]) Ergh. 37, 17.
[2]) 1869, 191
[3]) Ergh. 37, 27.
[4]) 1869, 301. 1868, 145.
[5]) 1870, 99.

„Hätte ich hier — auf dem Goldfeld am Tati — nicht mit den Hauptfehlern der jungen Generation der Afrikaner Boerscher Abkunft, Trägheit, Unverstand und selbst Bosheit zu kämpfen gehabt, so würde ich in 14 Tagen gewiß an 3 Pfd. Gold durch einfaches Zerschlagen der Quarzsteine mit dem Hammer erhalten haben[1])."

Die Notwendigkeit machte Mauch einmal sogar zum Heuchler. „Da die Matebele bis dahin noch nichts von der Beschäftigung eines Reisenden oder Naturforschers wußten, und ich deshalb leicht in den Verdacht hätte kommen können, ich wolle ihr Land ausspionieren, so galt es, die Wachsamkeit der von ihrem Herrscher Umsilikatse[2]) der Jagdpartie mitgegebenen Führer zu täuschen, und dies gelang so vortrefflich, daß ich für geisteskrank erklärt wurde und dadurch gewissermaßen Freiheit behielt, Steine und Pflanzen „aufzuheben und wieder wegzuwerfen[3])."

„Es war eine gefährliche Sache, wissenschaftliche Instrumente sehen zu lassen; sogar Skizzieren, Mineraliensammeln mußte geheim, in Abwesenheit der uns begleitenden Matebele oder bei einsamen Wanderungen geschehen; für alle meine Effekten und Sammlungen hatte ich nur über eine einzige kleine Kiste zu verfügen[4])."

Es ließ die Großartigkeit der Scenerie unseren Freund nicht zu Worte kommen, neben dem, daß die Zeit gemessen war. „Um von dem, was ich hier (am Sechwechwe und Sepakwe, Zuflüssen des Umnjati) von einer etwa 150 Fuß hohen Kuppe schneeweißen zerklüfteten Quarzes aus übersehen konnte, eine gute Idee zu bekommen und zu Papier zu bringen, gehört mehr Fähigkeit und Zeit, als ich zur Verfügung habe. Es erschien mir die ganze Gegend auf Meilen und Meilen als ein Chaos von Formationen[5])."

Als seltener Ausnahmsfall ist berichtet, daß Häuptling Sewaas Mauch doch einige Zeit ließ, um Notizen zu machen[6]).

Ganz übereinstimmend berichtet P. Spillmann von demselben Volke: „Sobald man etwas thut, was sie noch nie gesehen haben, so heißt es gleich: Das ist ein Hexenmeister, ein Zauberer, oder, wie das

---

[1]) 1870, 102.
[2]) = Mosilikatse.
[3]) Ergh. 37, 26.
[4]) 1867, 219.
[5]) 1870, 96.
[6]) Ergh. 37, 34.

in der Suluſprache heißt, ein Omtagati[1].“ „Das Volk (der Bamangwato) erſchrak, als es den P. Miniſter mit dem Sextanten ſeine Beobachtungen machen ſah[2].“

„Nur verſtohlen darf ich (P. Terörde[3]) das Notizbuch zur Hand nehmen; die armen Leute meinen gleich, der unſchuldige Bleiſtift könnte einen böſen Zauber auf ſie üben. Sie beklagen ſich beim Häuptlinge, daß ich längs des Weges jeden Stein, jede Blüte, jeden Baum betrachtete und die Namen von allen Kraals und Flüſſen aufgezeichnet habe. Um dem Könige zu zeigen, daß er ſich vor meiner Zauberfeder nicht zu fürchten brauche, machte ich meine Aufzeichnungen in ſeiner Gegenwart.“

„Es war das erſtemal,“ ſagt Johnſton[4], „daß ein Weißer dieſen Ort betreten (Bolobo am Kongo), und dann muß er nicht ſeinen Beſuch dadurch auffällig machen, daß er ſolche unbeikömmliche Dinge vollführt wie Zeichnen und Pflanzenſammeln, denn für jede dieſer ſchlechten Manieren dürfte ein empfindlicher Neger ihn mit Recht der Zauberei anklagen und ſich entſchuldigt halten, daß er den Zauber zu brechen wünſcht, indem er das Blut des Fremden vergießt.“

„Gemäß einer gemeinſamen Charakteranlage fürchten ſich (nach H. Zöller[5]) die meiſten Neger vor allem, was mit Papier, Federn, Büchern, Schreiben in Verbindung ſteht. Die meiſten Neger ſehen in einem Stück Papier, auf das geſchrieben wird, das allerſchlimmſte Hexenwerk. Von ſolcher Art fand Buchholz die Bakwiri (Weſtafrika). Wenn er ſchrieb, baten ihn die Leute aufzuhören, und wenn er zerriſſenes Papier wegwarf, forderten ſie ihn auf, ſolches doch nicht wieder zu thun.“

Vermeintliche Mineralſchätze.

Im Eifer der Forſchung hätte ſich Mauch beinahe einmal täuſchen laſſen; freilich hielt bei ſeinem ſicheren Blick die Täuſchung nicht lange an. „In der Nähe des Dorfes Ruſtenburg wohnte ein Mann von holländiſcher Abkunft, der in dem Rufe ſtand, ſeinen Mitbürgern in der Bildung ſehr weit voraus zu ſein; er war deshalb ſchon mehrmals in die Volksvertretung gewählt worden. Beſonders aber lobte man ſeine Kenntnis der Geſteine und Erze und wollte ſogar wiſſen, daß er Gold

---

[1] 190.

[2] 124.

[3] „Kath. Miſſ.“ 1883, 71.

[4] 216.

[5] I, 195.

gefunden habe, den Fundort aber verheimliche. Während eines Besuches, wobei er gegen seine Gewohnheit recht gesprächig geworden war, lud er mich ein, ihn auf einem Jagdzuge zu begleiten, der an einer Stelle vorüberführe, wo „ietz" (etwas) sei; das sagte er mit einer bedeutsamen ernsten Miene, die den Stolz des Bewußtseins von überreicher Kenntnis zu erkennen gab. Was dieses „ietz" sei, wollte er nicht sagen, da er ja beabsichtige, mich auf die Probe zu stellen. Wenige Tage darauf war alles in Bereitschaft, ein eiserner Kuhfuß zum Ausheben von Gesteinsbrocken, ein schwerer Schmiedehammer und ein Spaten durften nicht fehlen zum wichtigen Werk. Dem Zuge hatte sich noch ein alter neugieriger Verwandter angeschlossen, der ebenfalls erwartete, daß reiche Schätze gehoben werden würden. . . . Auf dem dunkelfarbigen lehmigen Boden lagen massenhaft zerstreut Bruchstücke von Rosenquarz und Brocken von einseitig ausgebildeten Rauchquarzkristallen, die mein gelehrter Freund ebenfalls für „ietz" hielt. Leider aber mußte ich ihn aus seinen Himmeln werfen durch ein freimütiges Geständnis, daß diese Dinge völlig wertlos seien. . . . In rötlich feldspatigem Gestein fanden sich kleine Nester und Trümmer eines silberglänzenden Erzes, welche mein weiser Gefährte auch für „ietz" erklärte; aber auch hier fiel seine Hoffnung zu Boden, als ich ihm sagte, es sei nur Eisenglanz und ohne Wert. Noch führte er mich von hier aus auf eine entferntere niedrige Kuppe, wo aus dichtem oder feinkörnigem, reichlich mit Eisen imprägnirten Quarzit eine mächtige Bank von Magneteisenerz hervorragte, so daß Blöcke von zehn Fuß Länge, acht Fuß Höhe und vier Fuß Dicke abgelöst werden könnten. Das war allerdings „ietz", konnte aber nicht verwertet werden."

„Seine sanguinischen Erwartungen hätten nun allerdings gedämpft sein können, wenn er sich nicht schon bereits seit Jahren in den Kopf gesetzt hätte, er sei Naturkundiger; hatte er doch schon ein Buch über dergleichen Wissenschaften gelesen und wieder gelesen und hat er doch mit unsäglicher Mühe sich die fremdartigen Wörter, wie Quarz, Granit, Schwefel und Eisen, Kobalt, Nickel rc. ins Gedächtnis so eingeprägt, daß sie ihm mit einigen unfreiwilligen Änderungen in ihrer Aussprache recht geläufig waren, ohne natürlich zu wissen, welches Mineral damit gemeint sei. . . ."

„Ein kurzer Gang brachte uns an eine große Quarzader, in der bereits einige Gruben angelegt, aber wieder verfallen waren; schon der Anflug und die Kruste an umherliegenden Gesteinen zeigte deutlich, daß man es hier mit Kupfererz zu thun habe. Allein mein bergmännischer

Führer wollte absolut ein anderes „ietz" darin finden, besonders wenn er die metallisch glänzenden Stückchen Kupferkies im schön weißen Gestein erblickte. Schlau war er und wahrte sich sorgfältig vor Blamage; denn niemals bezeichnete er den fraglichen Gegenstand mit dem Namen, den das Metall oder Erz vom Laien erhalten würde; sein unbestimmtes „ietz" ließ ihn nie in Verlegenheit. Um nun einige bessere Stufen für meine künftige Mineraliensammlung zu erhalten, sprach ich den Wunsch aus, mit dem Kuhfuß einige größere Gangstücke herauszubrechen. Gern willfahrte er und legte selbst mit Hand an. Als ich die größeren Brocken zerkleinerte und die besseren Stückchen in die Tasche steckte, kam ihm der Verdacht, es müsse doch „ietz" darin vorhanden sein, das ich ihm nicht zeigen wolle. Müde von der harten Arbeit mit dem schweren eisernen Instrumente sammelte er nun die reinen Kupferkiesstückchen, die ich wieder weggeworfen hatte, und verschloß sie nachher, sorgfältig in einen baumwollenen Lappen gewickelt, in seine Wagenkiste. Weiter sprachen wir nicht mehr darüber [1])."

---

12. Kapitel.

Die Reisebegleitung: Reisegefährten; die Plage der Träger; der Packochs; Rettung durch einen Weißen.

Meistens sind es Expeditionen, die ferne Weltteile aufsuchen, d. h. Gesellschaften von gleichdenkenden Reisenden und Forschern oder größere oder kleinere Kompagnien von einem Reisenden geführt, die sich unterwegs trennen, um von einem wichtigen Punkte aus wieder vereinigt vorzugehen; ein anderesmal sind es wenige Missionare, oder aber wenige Freunde und Brüder, die die Gefahren der Reise vereint teilen wollen. Mauch reist oft allein. Nur zeitweise schließt er sich jemand an, nicht um vermehrten persönlichen Schutz zu haben, sondern um rascher voranzukommen und dem Forscherzwecke besser dienen zu können. Ist er in Gesellschaft, z. B. bei Jägern, so geht er ab und zu seine eigenen Wege zu Verfolgung eines besonderen Studiums. Wenn ihn Träger begleiten, so ist dies angemessen zur Fortschaffung der Tauschgegenstände und Geschenke; die Träger selbst sind nur ein notwendiges Übel, keineswegs eine Erleichterung oder eine Art von Wache; so sagt P. Spillmann (172):

---

[1]) Ergh. 37, 15—17; vergl. auch Pet. 1869, 300, wo Eister, d. h. Eisenglanz als etwas Besonderes Hübner gezeigt wurde.

„Die zwei Kaffern, welche der König Lobengula (der Matebele) uns zum Schutz auf den Weg entsandt hatte, waren eher eine Last, als eine Schutzwehr und ein Gewinn. Erstens sind zwei Männer mehr zu ernähren, und dann wird man sie, haben sie sich ihres Auftrags entledigt, nicht eher los, als bis man sie mit reichen Geschenken überschüttet hat." Sie verzögern die Reise, werfen beim Nahen der Gefahr die Last bei Seite und springen davon, den Herrn seinem Schicksal überlassend. In den äußersten Gefahren steht Mauch allein, ganz allein, eine von rückwärts gedeckte Stellung an einem Baum ist sein Schutz, im übrigen ist es seine Geistesgegenwart, die ihn nie, auch nicht im gefährlichsten Momente, verläßt. Gerade nach dieser Seite hin ist er am bewunderungswürdigsten, eine wahre Heldennatur. Oft vertritt ihm Untreue den Weg oder schleicht Verrat um ihn: er durchschaut die Sache, erkennt schnell den Zusammenhang der Umstände und hat damit schon den Schlüssel zur Lösung der Schwierigkeiten. Seine anfangs freundschaftlichen Begleiter bereiten später die größten Unannehmlichkeiten. Der feige und charakterlose Händler, der Mauch von der Küste nach dem Inneren gebracht hatte, verschließt ihm eines Abends die Hausthüre[1]); bei der Kriegstruppe freundlich aufgenommen und bewirtet, erhält er nachher keine Lebensmittel; sogar Hartley, der Elefantenjäger, mit dem er jahrelang umgeht, wird an ihm zum Verräter.

Reisegefährten.

„Im Juli 1865, also nach 7wöchentlichem Aufenthalt, verließ ich in Gesellschaft eines Deutschen, der seither zu hohen Ämtern in der Republik gelangt ist, das nette Dorf Rustenburg, um in Potschefstroom, dem Hauptort des ganzen Staates, wenn auch nicht Sitz der Regierung, meine kleineren Ausflüge zu machen[2])."

„Der Einladung eines holländischen reformierten Geistlichen, ihn auf das „Hohe Feld" zu begleiten, konnte ich entsprechen; bald fahrend, bald zu Fuß gehend, erreichte ich im Oktober (1870) wieder Potschefstroom[3])."

„Unter meinen Reisegefährten habe ich zuerst den trefflichen und gebildeten H. Hartley zu nennen mit seinen wackeren drei Söhnen. Ein

---

[1]) Ergh. 37, 17. S. oben S. 69.

[2]) Ergh. 37, 17.

[3]) Ergh. 37, 28.

hoher Fünfziger, hat er mehr als die Hälfte seiner Jahre auf der Jagd zugebracht und ist bei allen Kaffernstämmen zwischen dem Kaplande und dem Sambesi, der Ostküste und dem Ngamisee als „Oud-Baas" bekannt[1])." Anders lautete es einige Jahre später, wenn Mauch schreibt: „Der alte Hartley hatte, Gefahr witternd, alle Schuld der Goldentdeckung auf mich geworfen, die Händler aufgestachelt und es darin soweit gebracht, daß mir von einem derselben bei günstiger Gelegenheit eine Kugel präsentiert werden sollte[2])."

„Eine andere erwähnenswerte Person unserer Reisegesellschaft ist ein alter Elefantenjäger Chr. Harmsen ....., ihm habe ich viel Belehrung über die Fauna Südafrikas zu danken[3])."

Ein junger Deutscher, Paul Jebe aus Schleswig, seines Faches ein Ingenieur, der sich einige Zeit in England aufgehalten hatte und dann nach Südafrika gekommen war, hegte den Wunsch, sich Mauch anzuschließen und begleitete ihn einige Zeit. Aber Mauch schreibt: „er paßt nicht für solche Reisen, es fehlt ihm zum mindesten der Sinn für Naturstudien und ist er nebenbei ziemlich verwöhnt, daher ich ihm hier (Inyati) den Abschied gab[4])."

V. Erskine, Sohn des Gouverneurs von Natal, reiste einige Zeit mit Mauch; in Lydenburg trennte er sich wieder von ihm am 31. Juni 1868, um die Limpopo-Mündung zu erforschen[5]).

Mit einer Matebele-Horde gelangte Mauch ins Land der Makalaka. „Schon am dritten Tage nach der Begegnung mit derselben betraten wir fruchtbaren Boden ... alle Not hörte auf. ... Diese Leute, von den Matebele als Sklaven angesehen, mußten uns ohne irgend welche Entschädigung Erdmandeln, Bohnen, Reis, Hirsenmehl in Menge bringen, und das fand statt in jedem Dörfchen, bei welchem wir abends unser Lager aufschlugen[6])."

Die Plage der Träger.

Die Träger heißen nach H. Zöller[7]) in Ostafrika Pagasi, Pagazi, in den portugiesischen Teilen Carregadores. — Kruleute, Krumanos

---

[1]) 1867, 219. S. unten S. 91.

[2]) 1869, 192.

[3]) 1867, 219.

[4]) 1869, 191. 269.

[5]) 1869, 189. 382.

[6]) Ergh. 37, 27.

[7]) II, 19—20.

der Portugiesen, oder Krujungen werden nach Johnston in der Sprache des oberen Kongo die eingeborenen Träger und gemieteten Diener genannt; am unteren Kongo bedeutet das Wort soviel als Sklaven. „Man muß in diesem Lande Jobgeduld haben . . .", sagt Spillmann [1]). Jeden Morgen vor Sonnenaufgang muß man einen Scheffel Geduldmanna sammeln . . ." „Es ist richtig, was mir ein erfahrener Afrikareisender gesagt: auf dieser Reise brauche man nur zwei Sachen, erstens eine ruhige Geduld und zweitens eine geduldige Ruhe."

„Die komplottierenden Träger sagten: Wir ziehen es vor, heim zu gehen, um Bier zu trinken und bei den Weibern zu sein, als Lasten zu tragen [2])."

„Das Haupthindernis für Afrikareisende ist die Beschaffung von Trägern [3])."

„An der Ernährung von Trägern scheitern so viele Expeditionen."

„Zur besonderen Ungunst gereicht den Forschungsreisenden im äquatorialen Afrika die Notwendigkeit menschlicher Träger zur Fortschaffung der Effekten [4])."

„Auf einer Afrikareise braucht man den Verstand sehr viel, aber noch mehr kaltes, ruhiges Blut, und am meisten ein „langes, ellenlanges Herz", wie die Betschuanen die Geduld bezeichnen [5])."

„Was soll ich (H. Zöller) über die Anwerbung der Träger sagen? Alles, was ich in meinem Leben an geduldserschöpfenden Dingen kennen gelernt hatte, war Kinderspiel im Vergleich zu dem, was mir hier (in Mapanja) zugemutet wurde [6]). Wie häufig zuckte es in meinen Nerven, die Hand, die ich in die schmutzige Pfote solcher hinterlistigen Kanaille legen sollte, zu ganz anderem Thun zu gebrauchen! Aber ich habe mich stets am besten dabei befunden, wenn ich diesen Antrieben nicht folgte, wenn ich mir vorstellte, daß alle meine Vorgänger durch dieses selbe elende und langweilige Vorspiel endloser und nutzloser Unterhandlungen haben hindurchgehen müssen. Wenn irgend ein Hindernis im Wege steht, wenn der Führer den Weg nicht kennt, so wird man das niemals rechtzeitig, sondern erst, wenn alles zum Aufbruch bereit ist, erfahren [7]).

---

[1]) 369, 66, 134. Dr. Andree II, 149.

[2]) P. Spillmann 299.

[3]) 1877, 406.

[4]) 1873, 72.

[5]) P. Spillmann 192.

[6]) I, 195.

[7]) I, 137.

„Haben Sie zu jeder Zeit Geduld mit ihren weißen und farbigen Begleitern; seien Sie freundlich gegen die Schwarzen, ärgern und quälen Sie dieselben nicht mit unnötigen Befehlen . . . Sie dürfen in diesem von ungestümen, habgierigen und gewaltthätigen Einwohnern bewohnten Lande nie vergessen, daß Ihre beste Waffe jenen gegenüber Geduld und Freundlichkeit sind," rät Stanley[1]). „Nachtigal verstand es, die Neger lachen und tanzen zu lassen. So war sein Erfolg gewiß. Mürrische Leute taugen nichts. Leben und Lebenlassen muß der Wahlspruch sein, la joie de vivre (et pour les autres)", schreibt G. Schweinfurth an H. Zöller[2]).

Die Erlebnisse mit den Trägern sind deswegen auch von Mauch überschrieben mit „Geduldproben": „Der eine hatte seinen Schnupftabak noch nicht bereitet, der andere seine prophetischen Hölzer, Beinchen, Muscheln, Wurzeln vorerst zu befragen, ein dritter mußte seinem in der Nähe wohnenden Halbbruder die Sorge für seinen Besitz, der in einer einzigen Ziege bestand, für die Zeit seiner Abwesenheit ans Herz legen; ein vierter hatte eine Liebschaft angefangen und möchte seiner Schönen gern einige Perlen als Abschiedsgeschenk verehren, wozu er natürlich meine Hilfe erst in Anspruch nehmen mußte; mein Dolmetscher hatte seinem Freunde ein Stück Blei von bestimmter Größe versprochen, hatte es jedoch zu Hause ganz vergessen; alle aber hatten noch nicht gegessen und getrunken. Da heißt es, sich mit Geduld wappnen, nur kein schiefes Gesicht machen, nur die Hand zum Geben hübsch offen halten. Die Leute wissen, daß ich ihrer bedarf, daß sie mir unentbehrlich sind."

„Endlich ist Abschied genommen, die ganze Bevölkerung, groß und klein, bildet nun Spalier, und unser Zug kommt in Bewegung, jeder Träger seinen Pack auf dem Kopf oder auf der Schulter, ich selbst schreite hinterdrein, um ein wachsames Auge auf jeden zu haben, der etwa entfliehen möchte. Sie rennen förmlich dahin auf den breitgetretenen Fußpfaden, die durch den heftigen Tau sehr schlüpfrig geworden und rechts und links von Gras, dichtem Gebüsch und verschiedenen dornigen Schlingpflanzen (Smilax) wie von einer Mauer eingefaßt sind, so daß jede Aussicht in die Ferne gehemmt ist. Da gewahre ich plötzlich einen Pack an der Seite des Pfades, aber keinen Träger dazu, der Zug kommt ins Stocken! Sollte der Mann davongelaufen sein? Doch nein!

---

[1]) I, 57.

[2]) I. Vorrede X.

Da kommt er nach einigen Minuten fast atemlos zurück, in der Hand seine primitiv konstruierte Wasserpfeife, die er hatte liegen lassen, er bedauert jedoch, daß er keinen Hanf, das beliebte Kraut zum Rauchen, besitze. Glücklicherweise erbietet sich ein anderer, seinen Vorrat mit ihm zu teilen oder wenigstens in Gemeinschaft die schöne Tugend des Betäubens zu üben. Er nimmt seine Last auf und wir ziehen weiter. Störungen wiederholen sich bei jedem kleinen Dorfe, das passiert wird. Wo hätte ein Schwarzer keine Verwandten, wo wäre er nicht geneigt, zu rauchen und zu schnupfen? Wann wäre er nicht durstig genug, den angebotenen Topf mit gegorenem Getränke (ubutyala)[1]) bis zur Hefe zu leeren, oder hungrig genug, eine voluminöse Schüssel voll gekochter Maiskörner, Bohnen oder Brei in sich aufzunehmen? Darin leisten diese Leute bei ihrem sehr dehnbaren Magen Unglaubliches! Dann und wann erscheint während des Marsches ein Eingeborener aus dem Gebüsch, gesellt sich eine Strecke weit dem Zuge bei; mit äußerster Aufmerksamkeit betrachtet er alle und jeden, befragt sich um das Woher? und Wohin? um Quantität und Qualität der verpackten Gegenstände u. drgl. und verschwindet dann ebenso plötzlich wieder, um die gemachte Entdeckung schleunigst weiter zu telegraphieren[2]).

„Wir wurden häufig von den Leuten angeredet, welche in ihren Gärten beschäftigt waren, und öfters wurde sogar der Versuch gemacht, meine Träger durch Spottreden zum Abfall zu bewegen; doch hielten sie diesmal aus[3])."

„Der Eingeborene will stehenden Fußes zurück, so daß es mir unmöglich ist, mehr als meine gegenwärtige Lage zu schildern[4])."

„Bei Märschen bilden (nach Zöller)[5]) die Weißen meist den Schluß der Kolonne, damit keiner der Träger aus Faulheit oder Mangel an Willenskraft zurückbleiben kann. Bei solcher Anordnung der Marschkolonne ereignet es sich nun recht häufig, daß die Neger einen zu Narren halten suchen, indem die Hintersten unter dem Vorwand, daß erst ein Weg durchgehauen werden müsse, Halt machen, während die Vordersten schon längst ihre Lasten vom Kopf genommen hatten und sich unbeob-

---

[1]) Verschiedene Namen für Bier: tyawala Reisbier, butschuale schwaches Bier, matimba Lagerbier. P. Spillmann 176, 189, 222.

[2]) Ergh. 37, 32.

[3]) Ergh. 37, 31.

[4]) 1869, 190.

[5]) I, 149.

achtet wissend, ohne ans Buschlichten zu denken, ruhig ihre Pfeife rauchen." Daher empfahl Stanley in seinem Werke: „Durch den schwarzen Erdteil" weibliche Träger und rühmt ihr geduldiges Ausharren und ihre Treue, ebenso Johnston[1]): „Die Weiber, welche die Träger mitnehmen, bilden eine wertvolle Zugabe zu der Expedition; sie tragen fast ebenso schwere Lasten wie ihre Männer und Brüder und behüten sie viel sorgfältiger. Sie waschen und kochen besser als die Männer und verstehen Maniok zur Speise zuzubereiten in einer Weise, welche alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Männer weit hinter sich läßt. In stetiger harter Arbeit und Ertragung von Anstrengungen übertreffen sie sicher das andere Geschlecht, sie verlangen weniger Lohn, bedürfen weniger Nahrung, kurz ich würde ernstlich zu größerer Benützung weiblicher Arbeit bei der Bildung aller afrikanischen Expeditionen raten." Galton findet sie schwatzhaft, aber sehr tauglich zum Auskundschaften. Nach Le Vaillant[2]) „leisteten die Weiber unzählige Dienste, waren immer zuvorkommend thätig und erhielten steten Frohsinn im Lager".

„Bei Besuchen der Häuptlinge hatte ich," schreibt Mauch, „für meine Träger nicht im geringsten zu sorgen; sie fanden überall Nahrung in Hülle und Fülle, und nur der Nachteil erwuchs für mich daraus, daß sie gern länger bleiben mochten, und noch öfter ließen sie sich überreden, die Umkehr nach Hause anzutreten. Ich durfte mich z. B. nur mit dem Regendoktor nicht gut vertragen, so konnte ich sicher sein, daß er ihnen durch seine prophetischen Hölzer Unglück für die Reise voraussagte[3])."

Der Regenmacher besitzt, wie Ratzel[4]) schreibt, einen außerordentlichen Einfluß, der nicht selten den des Häuptlings übertrifft. Die Regenmacher sind im allgemeinen Männer von Scharfsinn und natürlichem Talent. Kühn gemacht durch das volle Gefühl ihrer Überlegenheit, beugen sie mit Bewußtsein den Geist des Volkes vor ihrem Zauber in den Staub. Dazu sind sie nicht selten Fremde, welche es sich angelegen sein lassen, ihre Thaten nach außen hin möglichst groß erscheinen zu lassen. Jeder Stamm hat einen Regenmacher und oft mehrere, die zugleich auch die ärztliche Praxis ausüben, was ihren Einfluß nur erhöhen kann. Moffat erzählt von einem 200 englische Meilen weit hergeholten Regenmacher.

---

[1]) 117.
[2]) III, 71.
[3]) Ergh. 37, 34.
[4]) p. 300—302.

Mauch hatte nicht 300 Träger wie Stanley; er begnügte sich mit weniger. Auf der dritten Reise 1868 nahm er vier Kaffern mit, die er durch den Einfluß des Missionars Nachtigal mieten konnte für 1 Pfd. Sterl. per Mann und Monat, welcher Lohn erst bei der Rückkehr zu Herrn Nachtigal bezahlt zu werden brauchte.

Einer der Kaffern hieß Makxaoxanyo, ein anderer Plaatje. „Sie sind wohl dumm," urteilt Nachtigal, „aber sie werden treulich aushalten, und das ist für Reisende ja auch ein Schatz." Mauch schätzt seine Begleiter weniger hoch. „Wie ich vorwärts kommen werde mit Hilfe Makxaoxanyos ist mir ein Rätsel; er macht mir viel Sorge; spreche ich von Ochsen, so versteht er so ziemlich alles, möchte ich aber gern etwas aus ihm haben in Betreff der Gegend, Bevölkerung, des Laufes der Flüsse, der Kenntnis der Tränkstätten u. s. w., so ist es kaum glaublich, daß er mich nicht versteht. Er ist zwar sehr willig, aber fürchterlich dumm; ich wünsche nur, daß er mich nicht in schlimme Verlegenheiten mit den Eingeborenen bringt. . . ." Nach der Rückkehr von der Reise verlangte Plaatje von Nachtigal Bezahlung und teilte mit, daß Mauch 16 Kaffern bei sich habe, „da er jetzt wieder Wild genug für dieselben schießen könne [1])." Bezahlung erhielt er jedoch nicht, da er einen „dicken Brief" von Mauch verloren hatte [2]).

Die erforderlichen neun Träger zur Reise nach Simbabye brachte ihm Albasini, portugiesischer Konsul in Zoutpansberg, „nach längerem Zögern und nur mit Anwendung von Drohungen und Schlägen zusammen"; teilweise erhielten sie ihren Lohn voraus, den Rest desselben sollten sie bei ihrer Rückkehr gegen Vorzeigen eines Papieres mit ihrem Namen von Albasini erhalten. Ein im Dienste eines holländischen Bauern stehender farbiger Jäger diente als Dolmetscher [3]).

Ein anderesmal erzählt Mauch: „Endlich gelang es mir, dem Häuptling Dumbo (Reise 1871 bis 1872) verständlich zu machen, daß ich Leute wünsche, um nach Mapansule zu kommen. Ich legte die Bezahlung für jeden einzelnen hin, ich übermachte dem Häuptling selbst ein Geschenk, er nahm es an, verlangte aber mehr für die

---

[1]) „Nur einmal im Tage, und zwar nach Sonnenuntergang essen die Träger. Giebt man ihnen Kost für mehrere Tage, so wird alles auf einmal verzehrt; finden sie den Tag über etwas, verschmähen sie es natürlich nicht. Längs des Weges sammeln sie Wurzeln und Baumfrüchte." Ed. Mohr.

[2]) 1869, 191.

[3]) Ergh. 37, 31.

Träger; ich legte zu, es genügte noch nicht, ja er verlangte zuletzt soviel, daß ich nicht einmal genug vorrätig hatte. Meine Lage war jetzt verzweifelt. . . .“ Doch sollte bald ganz unerwartet Erlösung kommen, indem sich freiwillige Träger meldeten. „Gegen Nachmittag am dritten Tag erschienen plötzlich sieben kräftige Leute, gebadet im geschmolzenen Fett ihrer Haare und in Schweiß, und setzten sich schweigend vor mir nieder. Was nun? Ich sollte nicht lange in Zweifel bleiben. Bald darauf hinkte ein magerer, langer Kerl auf einem Bein, auf einen Stock sich mühsam stützend und fast außer Atem, ebenfalls herbei, und aus den wenigen Worten erkannte ich, daß er diese Leute, Söhne von Mapansule, herbeigeholt habe, da keiner in seinem Dorfe etwas für mich habe thun wollen. Dabei deutete er auf sein gesundes Bein, als das einzige, auf dem er den weiten Weg hin und zurück gemacht habe. Ich belohnte ihn reichlich zu seinem und seiner Mitbürger Staunen. . . Die sieben aber bepackten sich mit meiner Habe, ohne zuvor nach dem leichtesten Stück zu suchen, und mit erfreulicher Eile brachten sie mich aus der fatalen Bevölkerung hinweg. Noch am nämlichen Abend gelangten wir bald auf ebenem Felde bald über Sättel zwischen Granitkuppen hindurch zu einem Außendörfchen des Mapansule. Wie ganz anders war jetzt die Behandlung! Von was die Leute dachten, daß es mir gefallen könnte, das boten sie mir an, Fleisch, Bier, Gras zum Nachtlager; sorgfältig legten sie mein Gepäck nieder und nicht die geringste Neigung schien vorhanden, mir auch nur das geringste zu entwenden[1]).“

Der Packochs.

Auf der dritten Reise nahm Mauch außer wenigen Trägern noch einen Ochsen mit, er schreibt darüber[2]): „Der Packochs, den ich von Lydenburg, dem Wohnorte des Missionars Nachtigal, mitnahm, hat sich als das unfähigste Tier für die lange Reise erwiesen. Schon während der ersten 14 Tage war er so hinderlich geworden, daß die durchschnittliche Strecke am Tag nur 5 englische Meilen (8 km) betrug. Trotz aller Vorsorge magerte er bald ab, und die Folgen der zahllosen, Tag und Nacht erhaltenen Stiche der Tsetsefliege machten ihm vollends den Garaus. Ihr Gift besitzt die Eigenschaft, das Blut zu zersetzen, verhindert dadurch die Ernährung und erschlafft alle Muskeln. Eine schwache Tagereise südlich

[1]) Ergh. 37, 37.
[2]) 1870, 1.

vom Limpopo sah ich mich genötigt, den letzten Nutzen von ihm zu ziehen d. h. ihn aufzuessen. Ammoniaksalz, jede Woche ein wallnußgroßes Stück in Wasser aufgelöst und eingegeben, hatte keine sichtliche Wirkung und ist also kein Gegengift. Besser hielt sich die Eselin, die ich mit 9 Pfd. Sterl. in Lydenburg erkaufte. Mit einer Last von etwa 50 Pfund schritt sie viel besser und rascher als der Ochse, war immer leicht einzufangen und mit jeder Kost zufrieden. Baumrinde und Blätter, so trocken sie auch sein mochten, hielten sie in gutem Stand und einmaliges Tränken während 24 Stunden war genügend. Der Hauptvorteil bestand aber darin, daß ihr die Tsetse nichts anhaben konnte, sei es nun, daß der Esel in gewissen Blättern oder Rinden ein Mittel gegen das Gift findet oder daß die langen Haare oder die Ausdünstung das Insekt abhalten. Ungefähr 80 engl. M. (128 km) vom Limpopo verlor ich sie leider, indem sie in eine Herde Zebras geriet und nicht mehr einzufangen war. Nachdem so die Mittel zum Fortbringen meines Gepäcks verloren waren, blieb für mich und meine Leute nichts anderes übrig, als selbst Packtiere zu spielen, weitere Eingeborene zu mieten gelang mir auch nicht, weil die Nachricht vom Tode Mosilikatses, des Herrschers der Matebele, eingetroffen war und infolge dessen das ganze vor uns liegende Land durch umherstreifende Räuberhorden unsicher gemacht wurde. Mit je vierzig Pfund Last, ich selbst nicht ausgenommen, fielen wir, etwa 125 engl. Meilen von Inyati entfernt, in die Hände einer solchen umherziehenden Bande [1]."

Es ist von Interesse, die Last unserer Soldaten zu vergleichen mit der Bürde unseres Reisenden. Nach einer Mitteilung im Schwäbischen Merkur vom Oktober 1889 trägt am meisten der schweizerische Infanterist (30,9 kg), dann folgt der italienische mit 30,5, sodann der deutsche mit 29,856, der russische mit 28,59, der österreichische mit 27,31, der französische mit 27,73, der englische mit 27,2, und am leichtesten kommt der Bulgare daher mit 26,88 kg.

Es wäre freilich eine ungeheure Erleichterung wenn man die Lasten durch Tiere fortschaffen lassen könnte. P. Spillmann empfiehlt dazu Esel, Hugo von Koppenfels Elefanten. Er berechnet, daß 10 gutgeschulte Elefanten hinsichtlich ihrer Erwerbung und ihrer Transportkosten nur so so viel als 300 Träger kosten würden, etwa 120 000 ℳ. Nach Popelin trägt 1 Elefant so viel wie 12 Träger, ist aber nach Geschwindigkeit, Ge-

---

[1]) S. oben S. 60.

horsam, Ernährung so viel wert wie 50 Träger[1]). Petherik behauptet sogar, was von andern aber entschieden geleugnet wird, der afrikanische Elefant lasse sich ebenso leicht und gut dressieren als Lasttier, wie der asiatische[2]). Rohlfs spricht sich dagegen aus, da der Elefant keineswegs soviel trage, schwer zu ernähren und im Todesfall eben nicht zu ersetzen sei, er zieht Maultiere und Esel vor[3]). Der Transport dieser Kolosse hat seine Schwierigkeiten, und Mauch, der auf bescheidene Mittel angewiesen war, konnte höchstens einige Träger mieten, im übrigen war er in letzter Linie immer wieder auf seine eigene Kraft hingewiesen.

Rettung durch einen Weißen.

Von Adam Reuder, seit Jahren in Afrika ansässig, wurde Mauch im September 1871 aus räuberischen Händen befreit. „Eine Bande von Sewaas Leuten hatte die Absicht, den Häuptling der Makalaka, Mapansule, zu veranlassen, mich „als seinen weißen Mann", als Gast und Gefangenen zu behalten. Willigte ich ein, so verurteilte ich mich zu einem elenden Leben, schlug ich es aus, so lief ich doppelt Gefahr, mein Leben zu verlieren. Da es aber doch einmal, wie ich glauben mußte, auf dem Spiele stand, so sollte auch alles, selbst das Unwahrscheinlichste, versucht werden. Ich erfuhr nämlich, daß ein Weißer etwa in 3 Stunden Entfernung bei einem anderen selbständigen Häuptling wohne, daß derselbe die Tochter des letzteren geheiratet habe und im Begriffe stehe, sich eine zweite Frau zu nehmen. Es mußte dies derselbe Abenteurer sein, vor dem man mich gewarnt hatte, weil er ein ganz treuloser, schlechter Charakter sei, der sich ebensowohl hüten müsse, seinen zahlreichen Gläubigern in die Hände zu fallen, als dem Gerichte ausgeliefert zu werden, da er eine Frau mit 4 Kindern in der Republik schnöde verlassen habe. Was konnte ich von einem solchen Menschen erwarten? Und doch konnte nur er mir Hilfe leisten. In einigen Minuten waren ein paar Zeilen zu Papier gebracht und abgesandt. Spät in der Nacht erschien er, wohlweislich einen Spion voraussendend, der Holländisch verstand und also von meinen Zwecken unterrichtet werden konnte. Er erkannte bald das Gefährliche meiner Lage und den Vorteil für sich selbst. Der Sprache der Ma-

---

[1]) 1873, 72; 1875, 7. 10; 1878, 233. 267. 405. 469; 1880, 309.
[2]) 1880, 309.
[3]) 1888, 138.

kalaka ziemlich kundig wußte er es dahin zu bringen, daß Mapansule mich endlich gegen ein besonderes Geschenk für drei seiner Söhne und für sich selbst ziehen ließ. Ich ging natürlich mit diesem unerwarteten Helfer in der Not und hatte bald für mich eine Wohnung im nämlichen Dörfchen eingerichtet[1])."

---

13. Kapitel.

Aufenthalt bei Missionaren: der helfende Pastor; das Heim des Basler Missionars; beim deutschen Missionar; die Dienste Merenskys und Nachtigals.

Lieblich ist zu lesen, wie Mauch nach monatelangem Irren Aufnahme gesucht und gefunden bei Missionaren. Sonst gewohnt zusammengescharrtes Laub als Lager, den freien Himmel als Decke, Hyänen und Schakale als Schlafnachbarn, Schlangen als lästige Ruhestörer zu haben, mußte der Wanderer doch zeitweilig die Sehnsucht nach einem ruhigen, ungestörten, traulichen Heim empfinden, wo der Geist ausruht von der Aufregung der fortwährenden Gefahr, das Blut ruhig kreist, die Nerven gestärkt werden, die Sinne in voller Ruhe durch sanften Schlaf sich sammeln, der Traum der Jugend, die Erinnerung ans Elternhaus, an Vater, Mutter und Geschwister wiederkehren und der Gedanke an eine Familie erwachen kann. Ferne von der Heimat in der weitesten Fremde ist gastliche Aufnahme so wohlthuend, um so wohlthätiger, je größer die Entfernung von Haus, je zweifelhafter eine Wiederkehr in die Heimat, in die Arme der einstigen Freunde ist. Traulich erscheint im fremden Gemach jedes Gerät, gewohnt jeder Gegenstand, liebgeworden jede Ecke. Freundlicher scheint durchs Fenster die Sonne, heller blickt der liebe Mond, wärmer strahlt der trauliche Herd, besser schmeckt die einfachste Kost. Das Lager ist wie mit Daunen bereitet, wohlige Wärme strahlt aus der Decke; den Geist umgaukeln nicht die erlebten Abenteuer mit wilden Tieren und teuflischen Menschen; liebliche Bilder der Kinderjahre umspielen die Phantasie: das frohe Dankgebet eines Glücklichen steigt gen Himmel zum allschützenden Vater, der über dem fernen Wanderer die Hände ausbreitet.

---

[1]) Ergh. 37,3 7.

Der helfende Pastor[1]).

Die einzige angenehme Reiseunterbrechung für Mauch ist die kurze Rast bei den Missionaren. Gleich im Beginn der Reise in Natal erscheint „ein Pastor als Helfer in der Not". „Ein Stern der Hoffnung ging für mich auf, als mir der heimkehrende Pastor gezeigt wurde, der in ganz geringer Entfernung auf dem Feldwege seinem Gehöfte zuritt. Einige ausbessernde Nadelstiche und Bürstenstriche ließen mich möglichst anständig erscheinen, mit pochendem Herzen eilte ich dem Pastorsitze zu und bat verschämt um Einlaß. Ich durfte mein Inneres vor diesem liebenswürdigen Manne ausschütten und fand Erleichterung und Trost schon darin, daß der Herr mir Glauben schenkte. Bald hatte er Aushilfe für mich erdacht, ließ mir zunächst einen Imbiß vorsetzen, an dem mein Gaumen zum erstenmal seit meiner Ankunft auf afrikanischem Boden sich wirklich laben konnte und beschied mich sodann für den folgenden Morgen. Zur bestimmten Stunde stellte ich mich ein, empfing aus seinen Händen einen Empfehlungsbrief an einen Herrn B. in Pieter-Maritzburg, der Hauptstadt der Kolonie Natal, und dazu noch eine pekuniäre Unterstützung, die ich jedoch anzunehmen zögerte. Mein Bündelchen war bald geschnürt, und von freudigster Hoffnung beseelt wanderte ich weiter[2])."

Das Heim des Basler Missionars.

„Es war mir gesagt worden, daß ein Basler Missionar und mehrere Boers irgendwo in den Bergen wohnen sollten, aber wie sollte ich diese finden? Nach mehreren Stunden mühsamen Wanderns mit hungrigem Magen und durstiger Kehle über felsigen Boden, durch dorniges Gestrüpp, die Sättel zwischen den einzelnen Kuppen als Übergänge benützend, erblickte ich plötzlich unter mir ein kleines Häuschen und eine weidende Schafherde in der Nähe. Ich eilte darauf zu, aber die Ärmlichkeit der Wohnung, der Anblick der verwahrlosten Umgebung und die hageren Gesichter der Bewohner ließen keine Hoffnung in mir aufkommen, daß ich hier etwas zur Befriedigung meiner dringendsten Bedürfnisse erhalten könnte. Ich scheute mich daher auch, darum zu bitten, und erkundigte mich nur nach der Wohnung des Missionars. Mit nicht allzugroßer Freund-

---

[1]) S. oben Kap. 6.

[2]) Ergh. 37, 5. S. oben S. 27.

lichkeit wurde mir Bescheid gegeben, aber, wie ich bald einsehen mußte, ein unrichtiger."

„Wiederum wanderte ich Stunde um Stunde förmlich verirrt umher; des unbestimmten Wanderns müde, erstieg ich einen Berggipfel und erblickte vor mir gegen Norden eine mächtig ausgedehnte Ebene ohne Bäume, die jedenfalls nicht bewohnt sein konnte. Nun änderte ich meine Richtung nach Westen, kam auf eine kleine Hochfläche mit sumpfigem Boden und bald darauf zu einer klaren, kühlen Quelle. Ich labte mich an dem köstlichen Wässerchen, gönnte mir einige Ruhe und brach dann wieder auf, ohne zu wissen, wohin ich meine Schritte wenden sollte. Kurz darauf erblickte ich einen Mann zu Pferde, argwöhnte jedoch im Reitersmanne mehr Gefahr als Hilfe, und hätte er mich nicht bereits wahrgenommen gehabt, ich wäre darauf bedacht gewesen, mich vor ihm zu verstecken; denn er führte sein Gewehr mit sich, ich war gänzlich ohne Waffen. Die Sache lief jedoch recht günstig ab; der Mann hatte mich bereits im Dörfchen Rustenburg gesehen, war also auch mit dem Zwecke meines Umherstreifens bekannt. Mit wenigen Worten bezeichnete er mir die Richtung nach der Missionsstation und ritt weiter, um einen Besuch bei einem Verwandten abzustatten."

„Bald gelangte ich auf den Fahrweg, und diesem fortan folgend erblickte ich bald das kleine nette Häuschen. Vor demselben war eine Frau mit häuslicher Arbeit beschäftigt, es konnte wohl niemand anders sein als die Frau des Missionars. Ich täuschte mich nicht und fand freundliche Aufnahme. Wie herrlich schmeckte mir nun die vorgesetzte Milch, das frische Brot mit Butter! Der Herr war nicht zu Hause, und so zauderte ich mit der Bitte um ein nächtliches Obdach. Aus dieser Verlegenheit riß mich jedoch die Frau selbst, indem sie mich auf die vorgeschrittene Tageszeit und die Gefahr, bei eintretender Nacht meine Wanderung fortzusetzen, aufmerksam machte und mir mitteilte, wenn ich mit dem bescheidenen Lager vorlieb nehmen wolle, das sie mir zurecht machen könne, so sei ich willkommen. Dieses gütige Anerbieten konnte wohl nicht ausgeschlagen werden; denn ich bedurfte der Ruhe. Am folgenden Morgen aber brach ich trotz der freundlichen Einladung zu bleiben, bis der Hausherr zurückkäme, wieder auf und durchstöberte noch den westlichen Teil der Berge [1])."

---

[1]) Ergh. 37, 13.

Beim deutschen Missionar.

Über einen „behaglichen Aufenthalt bei einer deutschen Missionarsfamilie“ erzählt Mauch: „Am folgenden Morgen nach eingenommenem Kaffee, der in lobenswerter Weise schon vor Sonnenaufgang[1]) bereitet wird, verließ ich die Frau, um der Farm eines damals vom Amte enthobenen Missionars der Hermannsburger Gesellschaft zuzuwandern. Ohne Führer war es ratsamer, den Fahrweg einzuschlagen, obwohl derselbe mehr als die doppelte Entfernung des Fußsteiges über die zerklüfteten Sandsteinrücken beträgt. Nach mehrstündigem Wandern aufs Geratewohl — Wegweiser giebt es nicht und niemand begegnete mir — entdeckte ich das reinlich aussehende neue Häuschen mit seinem frischen Grasdache. Bei meinem Anmarsche war ich bereits bemerkt worden, und der Hausherr erschien auf der Schwelle, neugierig, was der Unbekannte wohl für Wünsche habe. Ein deutscher Gruß, dem wenige Worte über meine Person und meinen Zweck folgten, genügte, um das anfänglich in seinen Mienen zu lesende Mißbehagen zu verscheuchen; unter herzlichem Händedruck wurde ich ins Haus genötigt und der netten Hausfrau vorgestellt. Das Innere des hellen, freundlichen Zimmers zeugte bis ins kleinste von der ordnenden Hand der deutschen Hausfrau, und die wahrhaft herzliche Aufnahme, die liebenswürdigste Zuvorkommenheit ließ mich bald heimisch in der Familie werden. Nur etwas fehlte; sie hatten nicht, weshalb sie sich Vater und Mutter nannten; dieses Glück war ihnen nicht beschieden.“

„Der aufrichtig gemeinten Einladung, bei ihnen zu bleiben, um meinen Zwecken nachzugehen, leistete ich gern Folge und sagte mit den Ausdrücken dankbaren Gefühles zu. Sechzehn Tage verweilte ich daselbst, während welcher ich den ganzen Distrikt ziemlich genau kennen lernen konnte[2]).“

Wie die sorgsam pflegenden Hände eines Missionars der Berliner Gesellschaft Mauch zur Genesung vom Fieber verhalfen, ist oben erwähnt, ebenso, daß er mit einem holländischen reformierten Geistlichen das „Hohe Feld“ bereiste (Oktober 1870)[3]).

---

[1]) Die kostbarste Zeit ist allen Reisenden Afrikas die Stunde vor Sonnenaufgang, weil die Luft höchst angenehm kühl und stärkend ist, die Sonne aber allgemein als der Feind betrachtet und der Sonnenaufgang gefürchtet wird. „Dessenungeachtet ist es schwer, vor Sonnenaufgang abzureisen. Die Lasttiere, Träger können in der Dunkelheit nicht ordentlich beladen werden, und da dies eine langwierige Arbeit ist, so geht die kühle Morgenstunde stets verloren.“ Baker I, 133.

[2]) Ergh. 37, 24.

[3]) S. oben S. 59. 74.

Die Dienste Merenskys und Nachtigals.

Mit dem Missionar Merensky von der Berliner Missionsgesellschaft und dem Missionar Nachtigal stand Mauch im innigsten persönlichen und schriftlichen Verkehr. Sie gehen ihm mit Rat und That an die Hand, vermitteln Bezahlungen an Träger und Führer, befördern seine Schreiben nach Gotha an Dr. Petermann und setzen ihre eigenen Nachrichten bei. Im Brief vom 1. Juli 1868 aus Leidenburg oder Lydenburg heißt es: „Infolge freundlicher Mitteilungen des Herrn Merensky . . . gab ich den Plan, nach Inhambane zu gehen, auf und werde nun von hier aus in nördlicher Richtung bis etwa zur Breite von Mosilikatses Kraal und dann westwärts zu demselben reisen. Durch die größten Bemühungen von seiten des Herrn Missionars Nachtigal sehe ich mich allein in stand gesetzt, die Reise von hier fortzusetzen . . . [1]." (Das Mieten von Kaffern und Überlassen eines Packochsen an Mauch s. oben Kapitel 12).

Herr Nachtigal schrieb im Juli 1868: „Herr Mauch ist gestern (10. Juli) gesund und wohlbehalten von hier nach Origstadt abgegangen. Sein Ziel ist zum Teil, die Ruinen mit ägyptischen Altertümern zu entdecken; er hat Kaffern von hier mit, die den Weg dahin gut kennen." Einem Briefe Mauchs vom 20. Juli 1868, vom Olifantfluß, setzte er bei: „Ich weiß nicht, warum die Leute so bange sind, den Weg nach den großen Ruinen zu zeigen; hätte Herr Mauch mehr Mittel, so könnte er die Bangigkeit leicht durch Geschenke überwinden. Jetzt will er bei Motsatsis Kaffern nach einem Führer suchen, aber er hat weder Geld noch Waren dazu, und ob sich dort die Leute damit begnügen werden, wegen Bezahlung zu mir zu kommen, steht noch dahin. Ich hoffe, daß es Mauch gelingen werde, die drei Ruinenstätten zu entdecken, deren größte etwa 4 Stunden im Umfang betragen muß. Gelingt Herrn Mauch dieser Versuch jetzt nicht, so wird er hoffentlich abermals von hier aus besser gerüstet vordringen, ehe die Engländer es versuchen, von denen bereits ein reicher Mann aus Sydenham bei London bei mir Erkundigungen eingezogen hat. Herr Mauch hat selbst verschiedene Kaffern gehört, die dort bei Bunjai gewesen waren, und zweifelte nicht daran, daß daselbst ägyptische Altertümer zu finden wären [2]."

---

[1]) 1869, 189.

[2]) 1869, 190.

Herr Merensky schrieb am 18. Juli von Lydenburg aus: „Herr Mauch hat trotz meines Abratens eine Route eingeschlagen, die ich entschieden für gefährlich halte; ich hatte ihm geraten, durch das Bapedi-Land zu gehen, er hat sich aber weiter östlich gehalten, gegen die Baramapulana, die durch den Bauernkrieg sehr zu fürchten sind; ich fürchte das Schlimmste [1]."

Missionar Thomas machte an Mauch Mitteilungen von einer im Jahre 1867 gemachten „interessanten Tour nach dem Sambesi" und lieferte Mauch die Zeichnung dazu [2]. „Der Aufenthalt von 10 Tagen bei Herrn Missionar Grützner bei Matala wurde benützt, um die ruinierten Instrumente einigermaßen wieder in stand zu setzen."

In der von Bethesda nach Mc. Kidds Platz am südlichen Fuß des West-Zoutpansberges verlegten Missionsstation der D.R.G. machte Mauch die „Bekanntschaft des freundlichen Missionars Hofmeyr, afrikanischer Abkunft [3]." „Fühlt man sich doch im kleinen Zirkel der Missionare ins Heimatland versetzt [4])!"

Aus allem geht hervor, daß die Missionare Mauch schätzten, seinen Eifer und seine Thätigkeit anerkannten und ihm deshalb besten Erfolg wünschten; Mauch selbst erwiderte das wohlwollende, freundliche Entgegenkommen mit herzlichstem Danke, der ihm die Erwähnung jeder Wohlthat in seinen Berichten auferlegte. Denken wir uns Mauch ohne diese Unterstützung, ohne diesen liebevollen Beistand, wer weiß, ob ihm überhaupt seine Forschung so gelungen wäre, ob er so viel Erfolg gehabt hätte, als wirklich anzuführen ist. Gar nicht unmöglich ist, daß das Fieber ohne die sorgliche Pflege des Missionars die jugendliche Kraft hinweggerafft und Mauchs Leben und Streben ein frühes Ziel gesetzt haben würde [5]. Es ist darum nur ein Akt der Billigkeit, wenn wir als Mauchs Freunde und Verehrer seinen ersten und besten Gönnern auch hier in diesen Zeilen ein Denkmal der Dankbarkeit setzen [6].

---

1) 1869, 190.

2) 1869, 192.

3) 1872, 81.

4) 1871, 391.

5) Die Anklage der Undankbarkeit der Reisenden gegen die Missionare s. belegt in „Missionsgeschichte in Heften" 129.

6) Auffallend ist, daß der Name dieses edlen Pflegers von Mauch nirgends ausdrücklich genannt ist; es kann übrigens Merensky oder Nachtigal gewesen sein, die in Lydenburg ihren Wohnsitz hatten.

14. Kapitel.

Mauchs Reisen: Reise von Pieter-Maritzburg in die Transvaalrepublik 1865; erste Reise mit Hartley 1866; zweite Reise ebenfalls mit Hartley 1867.

Reise von Pieter-Maritzburg in die Transvaalrepublik.

Wir haben oben [1]) unseren Reisenden schon an die afrikanische Küste begleitet und sind ihm nach Rustenburg in der Transvaalrepublik gefolgt, auch wurde [2]) eine kurze Übersicht über Mauchs Reisen an die Hand gegeben. Im folgenden sollen nun diese Reisen näher beschrieben werden, damit der freundliche Leser einen Überblick gewinnt über die Landschaften, welche Mauch durchwanderte.

Auf der kleinen Kartenskizze, welche dem ersten Heft beigedruckt wurde, ist das Mauchsche Reisegebiet im allgemeinen angedeutet, es zieht sich von Kimberley im Süden bis in das Sambesigebiet, das er bei Senna betrat. Eine genauere Karte folgt hier mit der zweiten Lieferung, dieselbe ist den Karten nachgezeichnet, die Dr. Petermann in den „Geogr. Mitteilungen" 1867 bis 1872 veröffentlichte, insbesondere den Originalkarten von Mauchs Reisen 1870 und 1872. Die Gebirge sind darin nicht gezeichnet, sondern nur eingeschrieben mit Angabe der Höhe einiger Berge in englischen Fußen (3 Fuß = 0,914 m); botanische und geognostische Bemerkungen sind häufig darin aufgenommen. Karte II ist an Karte I rechts oben angesetzt zu denken.

Mauch war von einem Kleinhändler oder „Winkelier" eingeladen worden, ihn nach Rustenburg zu begleiten. Am 27. April 1865 setzten sich die drei Ochsenwagen, je mit 16 Tieren bespannt, in Bewegung; der Weg, welcher von Pieter-Maritzburg aus eingeschlagen wurde, ist der gleiche, welchen heute die Eisenbahn verfolgt, welche von Durban ins Innere von Natal führt. Damals brauchten die Wagen 5 Tage durch die Ebene an den Fuß der Drakenberge, welche Natal von dem Oranje-Freistaat trennen. Von dem Städtchen Ladysmith aus beginnt der Anstieg und auf dem Van Reenen-Paß hatte man 1640 m erreicht [3]). Von da gieng es 200 m hinunter auf die Hochebene der südafrikanischen Freistaaten. Harrismith, am Fuße des genannten Passes im Oranje-

[1]) S. oben S. 26.

[2]) S. oben S. 54.

[3]) Jak van Reenen 1790 im Kapland und Kaffernland.

Freistaat, hat noch 1440 m Höhe und in dieser Höhe zieht sich etwa der Weg durch den Oranjestaat. Dem Wilge River folgend erreicht man den Vaal, über den die 3 Wagen auf einer Furt bei Heilbron übersetzten. Jenseits betrat man das Gebiet der Transvaalrepublik, am Klip River ging es gegen Norden ab und über die Berge des Witwater-Rand, welche heute zu den reichsten Goldfeldern zählen, wurde Rustenburg, westlich von Pretoria, 1300 m hoch gelegen, am 22. Juni 1865 erreicht. Also wurde die Entfernung Pieter-Maritzburg—Rustenburg, welche in gerader Linie etwa 500 km ausmacht, in 56 Tagen zurückgelegt, heute geht das rascher, da die Eisenbahn bis Ladysmith geht. In Rustenburg benützte Mauch die Gastfreundschaft seines Freundes bei einem siebenwöchentlichen Aufenthalt dazu, um die Umgebung des Dorfes zu erforschen, wovon unten noch mehr die Rede sein wird. Der Einladung eines Deutschen folgend verlegte sodann unser Reisender seinen Wohnsitz in das Städtchen Potschefstroom, wo ihm die freundlichste Unterstützung durch den schwedischen Kaufmann Forßmann zu teil wurde. Von da setzte Mauch seine Wanderungen durch die Transvaalrepublik fort und sammelte den Stoff zur Herausgabe seiner Karte, welche er im März 1866 zum Druck in die Kapstadt sandte.

Erste Reise mit Hartley 1866.

Schon im Februar 1866 war Mauch auf der Rückkehr von einer Jagdpartie am Limpopo zufällig mit dem Elefantenjäger Hartley zusammengetroffen. Dieser Mann [1]), damals schon hoher Fünfziger, war bei allen Kafferstämmen zwischen dem Kaplande und dem Sambesi, der Ostküste und dem Ngami-See (nördl. von Betschuanaland) bekannt als „Oud Baas" („alter Mann"). Mosilikatse, der mächtige Negerfürst, der über die Matebele nördlich von der Transvaalrepublik herrschte, nannte ihn seinen alten Freund. Mauch konnte daher nicht lange unentschieden sein, als dieser weithin bekannte Jäger ihn einlud mit ihm ins Land der Matebele zu ziehen. Außerdem schloß sich ein anderer alter Elefantenjäger an, der Boer Chr. Harmsen, der mit seinem Gewehr ältester Einrichtung manchen Elefanten mit dem ersten Schusse niederstreckte. Diesem Jägersmann verdankte Mauch manche Belehrung über die Tierwelt jener Gegend [2]). Am 22. Mai 1866 wurde aufgebrochen [3]) von Hart-

[1]) Ergh. 37, 26.

[2]) S. oben S. 75.

[3]) 1867, 219. 281. Taf. 10a.

leys Farm, welche in der Mitte zwischen Rustenburg und Pretoria am Südabhang der Magaliesberge lag. Hier bauen die Kolonisten Kaffee und Zucker, überall wächst Baumwolle wild; trotzdem wurde zu Mauchs Zeit beinahe aller Kaffee und Zucker in die Transvaalrepublik eingeführt, jener von Brasilien über Port Elisabeth und Port Natal, dieser aus Natal und Mauritius. Um Baumwolle aus amerikanischem oder indischem Samen in größerer Menge anzupflanzen, wären viel mehr Arbeitskräfte erforderlich, als vorhanden sind. Heutzutage steht die Goldgewinnung obenan und drängt alle anderen Erwerbszweige in den Hintergrund. Hartley führte auf seinen Jagdzügen einen Wagen mit sich und so folgte man gebahnten Wegen und zog so ziemlich auf 28° östlich von Greenwich gegen Norden. Zunächst folgte man dem Limpopo oder Krokodilfluß, der seinen Namen nicht umsonst führt. Aber auch in den Zuflüssen des Sambesi, die der Zug späterhin überschritt, fand man selbst in ganz seichtem Wasser sehr viele dieser gefährlichen Tiere (Crocodilus vulgaris Cuv., das gewöhnliche Nilkrokodil). Der Limpopo wurde am Wendekreis des Steinbocks etwa verlassen, da die Residenz von Matschens' Reich, Sekhomo oder Schoschong, auf 23° s. Br. das nächste Ziel war. Dieser Platz war früher von J. Chapman im J. 1853 besucht worden. Von da schlug der Jagdzug nordöstliche Richtung ein, es wurde das Gebiet der gefährlichen Tsetsefliege berührt[1]). Dieses weithin gefürchtete Insekt (Glossina morsitans Westw.) gehört zu den Stechfliegen und vernichtet oft ganze Rinderherden. Mauch wurde auch gestochen[2]), er schreibt: „sie verursachte mir am Gelenke der rechten Hand eine thalergroße Entzündung, verbunden mit einem Schmerze, der dem durch unsere besonders beim Baden lästigen Stechfliegen hervorgebrachten gleich ist; nach einer Stunde war Schmerz und Entzündung verschwunden." Sodann erreichte man die stellenweise 30 engl. M.[3]) breite Hochebene, welche schwach gegen Norden abfallend die Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi bildet. Die Felsart, welche vorherrscht, ist Granit. Bei 19° 50′ südl. Breite und 28° 35′ östl. Länge erhebt sich der höchste Punkt etwa 2140 m hoch. Eine wunderschöne Aussicht bot die südlichste Spitze von 60 m hohem Granitblock aus: „tausende von Kuppen, ein wahres Meer von Berggipfeln sieht man hier vor sich ausgebreitet, sie bestehen aus kolossalen Blöcken, die in der wunderlichsten Form aufeinander getürmt sind und

---

[1]) S. oben S. 82.

[2]) 1867, 220.

[3]) 1 engl. M. = 5/23 deutsche geogr. M. = 1,609 km, also 30 M. = 48,27 km.

dazwischen eine charakteristische Vegetation tragen." Wer denkt da nicht an die bizarren Granitkuppen des Fichtelgebirges mit Waldstein, Louisenburg und wie sie alle heißen, freilich mit anderer Vegetation!

Etwas nördlich vom 20° südl. Breite wurde Mosilikatses Kraal erreicht, des gefürchteten Herrschers der kriegerischen Matebele. Nach Schoschong wurden 96 Zugstunden, von da nach Mosilikatses Residenz 128, zusammen 224 Zugstunden gebraucht. Nördlich von dieser Residenz befand sich das Jagdgebiet — heutzutage sind auch hier die Elefanten selten geworden. Mauch war es weniger um die Jagd zu thun als um die Erforschung des noch unbekannten Landes. Das hatte aber seine Schwierigkeiten, die Matebele waren sehr mißtrauisch: „Da dieselben bis dahin noch nichts von der Beschäftigung eines Reisenden oder Naturforschers wußten und ich deshalb leicht in den Verdacht hätte kommen können, ich wolle ihr Land ausspionieren, so galt es, die Wachsamkeit der von ihrem Herrscher Umsilikatse der Jagdpartie mitgegebenen Führer zu täuschen, und dies gelang so vortrefflich, daß ich für geisteskrank erklärt wurde und dadurch gewissermaßen Freiheit behielt, Steine und Pflanzen aufzuheben und wieder wegzuwerfen[1])." Ja, vieles mußte weggeworfen werden, denn Mauch hatte für alle seine Effekten und Sammlungen nur eine einzige kleine Kiste zur Verfügung; von astronomischen Instrumenten hatte er nur einen kleinen guten Taschenkompaß[2]). Am Umfule, einem Zuflusse des Sambesi, wurde unter 17° südl. Breite am 3. August 1866 der nördlichste Punkt erreicht im Gebiet der Maschona; an dieser Stelle war Mauch nur noch 44 deutsche Meilen von Tete am Sambesi entfernt. Die Maschona standen teilweise unter Mosilikatses Regierung, sie bauen viel Reis und Erdnuß (Arachis hypogaea L.)[3]), so erhielten die Jäger eine „unverhoffte Zugabe zu der immerwährenden trockenen Fleischkost".

Nun wurde der Rückweg angetreten und zwar auf dem gleichen Wege ohne Zweifel, man fuhr wieder über die grasreiche Wasserscheide zwischen Sambesi und Limpopo, auf der nur wenige Bäume die Einförmigkeit des Grasmeers unterbrechen. Hier fand Mauch unter den Honig bereitenden Bienen die kleine stachellose Mokha, die den fettesten und süßesten Honig darstellt, denselben in sehr unregelmäßig geformte und zu

---

[1]) Ergh. 37, 26. und oben S. 70.

[2]) S. oben S. 33.

[3]) S. oben S. 39.

Klumpen vereinigte Säcke von etwas mehr als Erbsengröße in verlassene Termitenhügel sammelt und nur für die Larven und deren Nahrung Waben anfertigt. Sie findet sich auf der Wasserscheide in großer Menge vor. Bald waren wieder die Zuflüsse des Limpopo erreicht und damit die Waldungen der Dornbäume und Mimosen; auf dem 24. Grad sah Mauch den südlichsten Baobab oder Affenbrotbaum. Diese Bäume (Adansonia digitata L.) gehören zu den Riesen unter den Bäumen, der Baum wird 20 bis 28 m hoch, sein Stamm 6 bis 10 m dick, seine 20 und mehr Meter langen Zweige bilden eine riesige Baumkrone von 40 bis 50 m Durchmesser. Die schweren Zweige senken sich mit ihren Enden wieder zur Erde und bilden so große, schattige Lauben. Wird der Stamm hohl, so dient er den Negern zur Wohnung, auch hängen die Neger die Leichen ihrer Zauberer darein, damit dieselben die Erde nicht entweihen. Das Fruchtmark der einen halben Meter langen, einer Melone ähnlichen Fruchtkapseln ist ein erfrischendes und durststillendes Nahrungsmittel. Die viel Kali enthaltende Asche seiner Fruchthülle giebt mit Palmöl eine gute Seife. Seine langgestielten 5 bis 7 zählig gefingerten Blätter werden von den Negern am Senegal gepulvert und unter dem Namen Lalo unter ihre täglichen Speisen gemischt.

Am 10. Januar 1867 kehrte Hartleys Zug wieder in die Magaliesberge zurück nach achtmonatlicher Abwesenheit, es war ein Weg von 485 geogr. Meilen zurückgelegt worden, ein Weg, der in gerader Linie am Äquator quer durch den ganzen afrikanischen Kontinent von Küste zu Küste reichen würde. Mauch hatte damit ein Gebiet betreten, das meist ganz unerforscht war, nur zwei Reisende waren vorher in die Nähe gekommen, J. Chapman nach Schoschong 1853 und Moffat in Mosilikatses Residenz 1856; Mauch war aber der erste, der über diese Gebietsteile eine Karte entwarf. Ebenso war seine Karte von Transvaal eine große Errungenschaft für die Geographie, denn vordem war eigentlich nur der Reiseweg des Geistlichen Rita Montanha von Inhambane (nördlich von der Limpopomündung) nach den Zoutpansbergen (23° südl. Br., 30° östl. L.) vom Jahr 1856 bekannt geworden.

Zweite Reise mit Hartley 1867.

Nur zwei Monate gönnte sich Mauch Ruhe und Erholung, schon am 15. März 1867 unternahm er die zweite größere Reise, indem er wiederum dem Jäger Hartley in die Elefantengebiete folgte. Von Potschefstroom begab sich Mauch nach Thorndale, der Farm Hartleys, und

nun ging es wieder mit dem Wagen nach Rustenburg, von da nordwärts so ziemlich auf dem gleichen Wege, den man auch auf der ersten Reise eingeschlagen hatte. Zuerst erreichte man die Pilaansberge (oder Pilandsberge), Sandsteinkuppen von Porphyr durchbrochen, dann die Witfonteinberge mit der Quelle Witfontein, Sandstein mit Kalkstein, der Mariko wurde gekreuzt kurz vor seiner Vereinigung mit dem Krokodilfluß oder Limpopo. Von da wurde wieder eine westliche Abzweigung nach Schoschong ausgeführt und dann eine nördliche Richtung eingeschlagen, bis die Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi erreicht war. Hier wurde wie bei der ersten Reise ein Besuch zu Matlokotlolo, in der Residenz von Mosilikatse, abgestattet. Dann erreichte man, nun beständig von Matebelen bewacht, die Missionsstation Inyati und damit die Jagdgründe in dem Gebiete zweier Zuflüsse des Sambesi, nämlich des Umnjati und des Umfule, die sich weiter unten zum Sanjati vereinigen. Es gelang Mauch diesmal etwas weiter gegen Nordwesten vorzudringen, sein nördlichster Punkt war am 26. Juli erreicht bei 17° 35′ südl. Br. und 30° 20′ östl. L. am Umbili, einem Nebenflusse des Umfule. Der Aufenthalt, der hier gemacht wurde, gab Mauch Gelegenheit, eine Entdeckung zu machen, durch welche sein Name bald in aller Mund war, hier fand er zum erstenmal Gold. Er schreibt darüber[1]: „Am 27. Juli brachte mir Herr Hartley die Nachricht, daß er einem angeschossenen Elefanten folgend, an mehreren Gruben, in Quarz angelegt, vorbeigekommen sei, und daß er vermute, die früheren Bewohner des Landes hätten hier ein Metall ausgegraben; was das aber für ein Metall gewesen sei, habe er noch nicht finden können. Nach der Beschreibung von Hartley mußte ich die Örtlichkeit von unserem Lagerplatz in einem Tag erreichen können und so machte ich mich denn am nächsten Tage, mit meinem Hammer versehen, auf, um in der angegebenen Richtung zu suchen. In einer Entfernung von 4½ engl. M. kreuzte ich einen kleinen Bach, dessen Gerölle und Sand von einem kalkigen Gneisgestein herrührte; auf dem anderen Ufer betrat ich eine große kahle Stelle aus Brackgrund, auf der sich in 1½ M. Entfernung über der abgebrannten schwarzen Landschaft eine weiße Linie scharf abzeichnete und sich bei meiner Annäherung als eine Quarzader erwies, die stellenweise mehr als 4 Fuß hervorragte. Bald kam ich in ihre Linie und wenige Schritte längs derselben brachten mich zu einer Stelle, die ich als einen Schmelzplatz erkennen mußte. Sie

[1]) 1868, 93.

hatte etwa 10 Fuß im Durchmesser und enthielt Schlacken, Quarzsteine, Stücke thönerner Röhren, Asche und Kohlen. Etwa 50 Schritt davon fanden sich einige Gruben von 4 bis 5 Fuß Tiefe in Weitungen der Quarzader angelegt und noch etwas weiter eine solche von 10 Fuß Tiefe, die jedoch 2 Fuß tief mit Wasser angefüllt war, was wahrscheinlich das Weitergraben der Eingeborenen verhindert hatte. Beim Untersuchen einiger herausgeholten Steine fand ich Bleiglanz mit geringem Silbergehalt ungemein glänzend und Gold."

Dieses Goldfeld ist das nördlichste, das Mauch fand, es liegt etwa in 17° südl. Breite nahe bei einem Zufluß Sterkstroom des Umfule und ist nur etwa 40 deutsche Meilen von der portugiesischen Niederlassung Tete am Sambesi entfernt.

Wenige Tage nachher, als auf der Rückkehr Hartleys Wagen den Umzwezwe, Zufluß des Umnjati, erreicht hatte, fand Mauch, von einem Maschona-Mann Makombo begleitet, das zweite Goldfeld; tausende von Gruben zeugten hier von früheren Goldgräbereien („Diggings"). Der alte Hartley fand an den Goldfunden wenig Gefallen, da er rasch erkannte, daß dieser Fund ihn um die Freundschaft der Matebele bringen könnte, und so half er Mauch in keiner Weise[1]). Mauch erhielt die Erlaubnis zu seinen Ausflügen nur durch Vorspiegelung des Honigsuchens. Und Honig findet man dort in großer Menge. Immer ließen sich die Honigvögel (Cuculus indicator L.) in der Nähe des Standquartiers hören und man brauchte denselben bloß bis zum nächsten hohlen Baum, Termitenhügel oder Felsen zu folgen. Hier verstummte der Vogel und bald war das Nest gefunden, die Bienen wurden durch Rauch betäubt und die Waben herausgenommen. Oft entnahm man aus einem Bienenstock 20 Pfund Honig[2]).

Nachdem der Ochsenwagen den Büffelfluß (Umnjati) durchschnitten hatte, kam man an dessen Zufluß Sepakwe, der sich hier mit dem Pembisi vereinigt, und hier fand Mauch sein drittes Goldfeld. Wiederum stand ein weißes, zerklüftetes Quarzriff zu Tage und bald hatte Mauch einige Quarzstufen gesammelt, die für die Untersuchung auf Gold genügten[3]). Makombo meinte, nicht fern davon liege noch viel mehr „darama" (Gold), aber Mauch durfte sich nicht zu lange vom Wagen

---

[1]) S. oben S. 75.

[2]) S. oben S. 63 und die Anm. dort.

[3]) 1870, 96.

entfernen. Müde und hungrig erreichte er den Lagerplatz $2\frac{1}{2}$ Stunden nach Sonnenuntergang.

Man kann diese drei Goldfelder am Sterkstroom, Umzwezwe und Sepakwe zusammenfassen als Goldlager im Gebiete der Maschona an den Quellflüssen des Sanjati, der bei Mambas Residenz den Sambesi erreicht.

Am Fuße des hohen Kaal Field, hauptsächlich von Granit und Gneis gebildet, kam man über die Quellflüsse des Gwai, der ebenfalls dem Sambesi seine Wasser zuführt, nach der Missionsstation Inyati. Hier hat der Missionar Thomas[1]), der 1867 zum Sambesi von hier aus reiste, das Missionsgeschäft, von Herrn Sykes unterstützt, unternommen. Südlich davon liegt die Residenz Mosilikatses, des Herrschers der Matebele, die unten beschrieben werden soll. Die Matoppeberge im Gebiet der Makalaka bilden die Wasserscheide zwischen Sambesi und Limpopo. Da die Jagd nicht sehr ergiebig war, so ging es nun rascher voran und man erreichte bald den Schaschi, einen periodischen Zufluß des Limpopo oder Krokodilflusses, und seinen Nebenfluß Tati. Hier standen wieder Quarzriffe zu Tag und Mauch erkannte darin Gold; er hätte, schreibt er[2]), in 14 Tagen leicht 3 Pfund allein durch Zerschlagen der Quarzsteine gesammelt, wenn ihn nicht Unverstand und Trägheit, vielleicht auch Bosheit seiner Begleiter daran gehindert hätte. Nun kam man an das Gebiet der gefürchteten Tsetsefliege, wo es sich empfahl, bloß bei windigem Wetter oder bei Nacht zu reisen. Dazu kam Wassermangel, so daß man möglichst rasch dem Limpopo zustrebte. Ein „Eland" oder eine Elenantilope (Oreas canna Gray), das teilweise zu Wurst verarbeitet wurde, und einige Rehböcke versorgten die Reisegesellschaft mit Fleisch. Bei Rustenburg wurden die Magaliesberge überquert und am 28. November Hartleys Farm „Thorndale" erreicht. Von da begab sich unser Reisender nach Potschefstroom, wo er am 1. Dezember glücklich eintraf.

Indessen war die Kunde von den Goldfeldern dem Zuge vorausgeeilt, überall wurde Mauch freudigst begrüßt und aufgenommen. Er begab sich nach Natal, um der englischen Regierungsbehörde selbst Bericht zu erstatten. Diese kam ihm mit großem Wohlwollen entgegen, er wohnte bei dem Gouverneur Major Erskine und genoß freie Benützung der Instrumente des Observatoriums zu Pieter-Maritzburg. Es bildeten sich Ge-

---

[1]) S. oben S. 89.

[2]) 1870, 102.

sellschaften von „Diggings“, man feierte den kühnen Reisenden im „Transvaal Argus“ mit dem Refrain:

„to the Diggings in March with our Pioneer Mauch“

und Mauch sollte die Leitung einer solchen Gesellschaft übernehmen. Allein unser „Pionier“ dankte für die Ehre, hatte er doch bei seiner Rückkehr die erste Unterstützung aus Deutschland vorgefunden, und so war er keinen Augenblick unschlüssig, daß er nun, nachdem er seine Vorbereitungszeit hinter sich hatte, sich in den Dienst der Afrikaerforschung zu stellen habe.

---

15. Kapitel.

Fortsetzung: Dritte größere Reise im Jahr 1868—69; zweimaliger Besuch der Diamantenfelder, vierte größere Reise in der Transvaalrepublik 1869; fünfte größere Reise zur Delagoabai.

Dritte größere Reise 1868—69.

Mauch war durch die ihm von der Heimat zugegangenen Mittel in die freudigste Stimmung versetzt, die 173 Pfd. St. (3460 *M*) benützte er vor allem zum Ankauf von astronomischen Instrumenten, die er in Pieter-Maritzburg auf dem dortigen Observatorium prüfte[1]); sodann rüstete er sich nach eigener Idee zu einer längeren Reise aus, da er nun ohne Hartleys Begleitung seine eigenen Wege gehen wollte, um weiter gegen Norden vorzudringen. Im Vollgefühl der nun erlangten Selbstständigkeit schreibt er 10. März 1868: „Ich habe mich mit allem versehen, was mich mindestens bis zum Äquator bringen wird.“ Allein da hatte er doch die Schwierigkeiten unterschätzt, namentlich die Feindseligkeit der Matebele, wie wir bald sehen werden.

Am 10. März 1868 verließ Mauch Pieter-Maritzburg und begab sich zurück nach Potschefstroom; es begleitete ihn auf dieser Reise der Ingenieur P. Jebe aus Schleswig, der nach längerem Aufenthalt in England nach Südafrika gekommen war, und Vincent Erskine, Sohn des Gouverneurs von Natal[2]).

Am 8. Mai erfolgte die Abreise von Potschefstroom; zunächst wandte sich Mauch, begleitet von Jebe und Erskine, nach Pretoria im Osten der Magaliesberge, von da gegen Norden nach den Waterbergen mit der

---

[1]) S. oben S. 34.

[2]) S. oben S. 75.

Station Nylstroom. Hier erhob sich aber die erste Schwierigkeit, der Krieg zwischen den Boers und den Kaffern verbot ein weiteres Vordringen auf dieser Linie gegen Norden, also ging es wieder zurück nach Pretoria und von da genau gegen Osten über Botschabelo (Berliner Mission) an den Plateaurand der Drakenberge und von hier nach Norden, wo zu Lydenburg (Leidenburg) die Missionare Nachtigal und Merensky Mauch mit Rat und That unterstützten [1]). Der Weg von Pretoria nach Lydenburg führt auf etwa 2000 m hoher Hochfläche, welche nur von niedrigem Busch bedeckt ist. Es fehlte wie an Holz so an Wild, und die wenigen Boers, die man fand, waren wenig geneigt, etwas abzugeben; um so erwünschter war das Entgegenkommen der genannten Missionare; sie warben zu Begleitern 4 Kaffern um 1 Pfd. St. für den Mann und auf den Monat, Herr Nachtigal beschenkte zudem Mauch mit einem Packochsen, Merensky trat einen Esel ab und ein Hund war auch noch zu haben. So wohl ausgerüstet marschierte Mauch am 10. Juli von Lydenburg ab, nachdem er östlich davon ziemlich viel Steinkohlen gefunden und der höchste Berg von 2188 Meter Höhe „Mauchspitze" getauft worden war.

Am 20. Juli kreuzte man den Olifant oder den Elefantenfluß, dessen Zugehörigkeit zum Limpopo Mauch sofort vermutete. Die 4 Kaffern leisteten Mauch nicht die Hilfe, die er erwartet hatte, namentlich konnte er über die rätselhaften ägyptischen Ruinen, die durch die Sage in diese Gegend verlegt wurden, nichts Sicheres erfahren. Am 31. August war endlich das Ufer des Limpopo erreicht, aber nicht mehr in der stattlichen Ausrüstung, die Mauch in Lydenburg erhalten hatte; der Packochs, dem die Tsetse übel mitgespielt hatte, mußte am Letsobo, einem Zuflusse des Limpopo, erschossen und gegessen werden, der Hund starb vor Hunger, und die Eselin, die mehr als der Ochs geleistet hatte und leicht zu ernähren war, geriet kurz nachher zwischen eine Truppe Quagga, aus der sie nicht mehr herauszubringen war [2]). Noch Schlimmeres aber drohte; der alte weithin gefürchtete Mosilikatse war zu seinen Vätern versammelt und Mauch, der Goldsucher, war bei den Matebele angeschwärzt worden. Jahn Viljoen, ein Abgesandter des Transvaalpräsidenten Prätorius, hatte dieses Geschäft vollbracht, ja selbst der alte Hartley hatte, Gefahr witternd, alle Schuld der Goldentdeckung auf Mauch geworfen. Dazu die Streitig-

---

[1]) S. oben S. 88.
[2]) S. oben S. 82.

keiten unter den Häuptlingen, Räuberbanden da und dort und keine Möglichkeit der Umkehr, da Mauch auf dem zurückgelegten Wege beinahe durch Hunger und Durst umgekommen wäre. Also ging es eben voran, den Flußlauf des Bubye aufwärts. Kaum waren indessen die Quellen desselben erreicht, so erschienen 7 oder 9 Matebele[1]) und führten den Gefangenen in Mosilikatses Land, wo er Tag und Nacht als Spion scharf bewacht wurde. Mauch hatte nur noch eine Hoffnung, nämlich die, in der englischen Missionsstation Inyati die vorausgesandten Tauschwaren anzutreffen, durch die er die Matebele für sich hätte gewinnen können, allein als er am 19. Oktober Inyati erreichte, waren diese ausgeblieben. Dagegen erschienen am 9. Nov. 1868 Abgesandte, die ihn ins Hauptquartier des „großen Königs" abführten. Der Reichsverweser Ngumbat gab ihm nun zwar nichts zu essen, fand aber, wie es schien, nichts Verdächtiges an ihm und gestattete Mauch nach zwei Tagen wieder die Abreise nach Inyati. Zwar konnte Mauch sich vom Händler G. Wood Güter im Betrage von 17 Pfd. St. 5 Sh. 6 P. verschaffen, allein die Matebele, welche ihn nicht aus dem Auge gelassen hatten, verweigerten ein weiteres Vordringen durch ihr Reich, so oft auch Mauch anfragte.

Mauch blieb nun längere Zeit zu Inyati, um das Setebele und die Sprache der Maschona zu lernen, Naturalien zu sammeln und Zeichnungen von Pflanzen auszuführen. Im Januar 1869 machte er von da aus einen kurzen Ausflug nach den Goldfeldern am Umnjati, litt aber viel durch fortwährenden Regen[2]).

Am 15. Mai 1869 kehrte Mauch in Gesellschaft mehrerer Händler auf dem Fahrweg, den er schon bei den ersten Reisen benützt hatte, nach einjähriger Abwesenheit nach Potschefstroom zurück; Sextant und Azimutkompaß hatten gut ausgehalten, nur die Uhr war schadhaft geworden. Mauch hatte nun zwar keineswegs das Ziel erreicht, das er sich gesteckt hatte, vielmehr war er mit den größten Feinden einer Entdeckungsreife bekannt geworden, mit Trockenheit und feindlichen Eingeborenen. In jenem Strich zwischen den Drakensbergen und dem Bubye nährten sich die Einwohner in jener Zeit der Dürre selbst nur von Baumfrüchten, Gras- und Zwiebelwurzeln, und Wild war so gut wie keines zu sehen. Trotzdem erforschte Mauch die Gegend des mittleren Limpopo und war den sagenhaften ägyptischen Ruinen um ein gutes näher gerückt.

---

[1]) Ergh. 37, 27 und 1869, 191.
[2]) 1870, 8.

Zweimaliger Besuch der Diamantenfelder, vierte größere Reise in der Transvaalrepublik 1869; Begegnung mit Mohr und Hübner.

Bei der Rückkehr von der dritten Reise wurde Mauch die große Freude zu teil, mit deutschen Forschern zusammenzutreffen. Es war ohne Zweifel Anfang Mai 1869, 5 Meilen nördlich von Potschefstroom, wo Mauch mit Eduard Mohr und Adolf Hübner zusammentraf.

Eduard Mohr aus Bremen war vorher in Indien, Polynesien, dem Bering-Meer und dem Zululande gereist und wandte sich damals der neuen Aufgabe zu, auf eigene Kosten die Transvaalrepublik zu erforschen und von da zum Sambesi vorzudringen. Es ist ihm bekanntlich gelungen, 1870 diesen Plan auszuführen; er wanderte vom Mariko nach Schoschong und von da durch das „Land der 1000 Teiche" zum Sambesi und entdeckte die Viktoriafälle in 18° südl. Br. Adolf Hübner, Berg- und Hütteningenieur aus Chemnitz, begleitete ihn nach Transvaal und hat sich durch seine geographischen Aufnahmen in Südafrika große Verdienste erworben. Einen Tag waren die Reisenden zusammen und Mauch konnte nach 4 Jahren zum erstenmal mit einem Deutschen in seinem geliebten Deutsch über die geologischen Verhältnisse von Transvaal verhandeln. Man kann die Frage aufwerfen, warum Mauch sich nicht Mohr anschloß. Mauch äußert sich darüber in einem Brief vom 30. Juni[1]): „Herrn Mohrs Einladung, ihn zu begleiten, durfte ich nicht entsprechen, weil ich befürchtete, das Mißtrauen der Eingeborenen wegen meiner Entdeckung der Goldfelder würde ihm von Nachteil werden." Es war für beide Teile gut, Mohr kam in der That durch das Matebeleland verhältnismäßig leicht hindurch und sein Name bleibt mit der Erforschung des Sambesi für alle Zeiten verknüpft; Mauch blieb bei seinem Plane, jene ägyptischen Ruinen aufzusuchen und sein Name bleibt mit den Ruinen von Simbabye für immer verbunden.

Zunächst zogen Mauch die neu entdeckten Diamantenfelder an. Potschefstroom liegt nur zwei deutsche Meilen nördlich vom Vaalfluß entfernt, etwa 27 Meilen flußabwärts im Südwesten liegt das erste Diamantenfeld und weitere 27 Meilen abwärts bei der Einmündung des Hart-River das zweite mit den Gruben von Klip-Drift. Damals gehörten diese Felder noch zur Transvaalrepublik, wenigstens wurden sie vom

[1]) 1869, 301.

Präsidenten Prätorius für diese in Anspruch genommen; man sprach von 100 000 Pfd. St. oder 2 Mill. Mark[1]) Jahresausbeute. Späterhin kamen bekanntlich diese Felder als ein Teil von Westgriqualand mit Betschuanaland an England. Mauch trieb zunächst das geographische Interesse, er hoffte freilich dabei auch Diamanten zu finden[2]), ohne zum gewerbsmäßigen Diamantensucher herunterzusinken. Seine Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Daher kehrte er bald wieder zurück und nahm die weitere Untersuchung der nördlichen Gebiete der Transvaal-Republik wieder auf. Er trat den 23. September 1869 seine vierte größere Reise an, zunächst waren es Grenzregulierungen, die Mauch beschäftigten, er sollte mit den portugiesischen Konsularbehörden in den Zoutpansbergen zusammentreffen. Von dieser Zusammenkunft hoffte er dann Förderung seiner bevorstehenden größeren Reise zu den ägyptischen Ruinen. Zum Teil hatte Mauch „teuer gemietete" Kaffern zur Begleitung, zum Teil ging er allein und trug seine Ausrüstungsgegenstände selbst. Zunächst führte der Marsch von Potschefstroom gegen Norden zur Wasserscheide zwischen Vaal und Limpopo in dem Witwater-Rand, dann über die Magaliesberge nach Rustenburg; von hier an den Pilandsbergen vorbei nach Nylstroom in den Waterbergen, von da gegen Norden nach den Zoutpansbergen in 24° südl. Breite, die sich in den Blaubergen gegen Westen fortsetzen. Es waren bei dieser Reise also hauptsächlich geographische Messungen anzustellen, die Höhe der Berge, sowie Länge und Breite von verschiedenen Punkten wurde bestimmt. Dazu waren namentlich astronomische Beobachtungen erforderlich, da die Magnetnadel durch den Gehalt an Eisenerzen, der sich in den Gebirgen häufig vorfand, stark abgelenkt wurde und daher zu Messungen wenig tauglich sich erwies. Eduard Mohr zollt Mauchs Meßkunst alle Achtung, namentlich im Vergleich mit der ungenauen Messung, die sonst in Transvaal üblich war[3]). Am 28. Dezember traf Mauch nach 3monatlicher Abwesenheit wieder in Potschefstroom ein. Im Januar 1870 begab sich Mauch zum zweitenmal auf die Diamantenfelder, wobei in der „kartographischen Zeichnung des mittleren, damals noch als südwestliche Grenze von Transvaal angenommenen Hartflusses Berichtigungen vorgenommen wurden"[4]). Im

---

[1]) 1869, 474.

[2]) Ergh. 37, 27. Karte 1871, 11.

[3]) 1871, 170.

[4]) Ergh. 37, 28.

Diamantenfinden fehlte aber alles Glück, ein Einkauf oder Tausch war bei den hohen Preisen nicht möglich[1]) und so „verließ Mauch die Felder ein zweitesmal unbefriedigt“. Es waren damals in jenem Gebiet, das man Adamantia getauft hatte, schon 10 000 Europäer mit Diamantensuchen beschäftigt, ein Herr Wheeler fand einen Stein im Wert von 60 000 ℳ und man sprach schon damals von dem Bau einer Eisenbahn, der heute vollendet ist in den Linien Kimberley—Kapstadt, Kimberley—Port Elisabeth und Bathurst.

Fünfte größere Reise zur Delagoabai 1870.

Wie wir gesehen haben, vollführte Mauch mehr und mehr geographische Aufnahmen im Auftrage der Transvaalrepublik und so kam er auch zu seiner fünften Reise, die ihn eigentlich von seinem Hauptzweck abzog und leider den ersten Fieberanfall veranlaßte. Die Grenzen der Transvaalrepublik sollten festgestellt werden, im Norden drohten die kriegerischen Matebele, im Südwesten zogen die Diamanten eine unruhige Bevölkerung an und im Osten, wo der beste Hafen Südafrikas in der Delagoabai so verlockend winkte, machten die Portugiesen ihre längst erworbenen Besitztitel geltend. Nebenbei machte die Kapkolonie Ansprüche auf das südliche Gestade der Delagoabai und die davor liegende Insel Inyak. Damals schlossen nun die Portugiesen mit der Transvaalrepublik einen Vertrag, der die Grenzen ordnete und den Boers freie Ein- und Ausfuhr in und von allen portugiesischen Häfen der Ostküste gestattete, sowie den Bau einer Poststraße von der Bai bis zur portugiesischen Grenze in den Lobombobergen den Portugiesen auferlegte. Mauch sollte bei der Festsetzung der Grenze und der Aussteckung der Straße behilflich sein. Späterhin wurde bekanntlich der Streit um die Bai dem Deutschen Kaiser als Schiedsrichter unterbreitet, der für die Portugiesen entschied.

Mauch begab sich wahrscheinlich schon im Februar 1870[2]) in Begleitung eines Mitglieds der portugiesischen Deputation an die östliche Grenze. Der Weg führte südlich von Botschabelo vorbei nach der eben neu gegründeten Provinz Neuschottland (heute ein Teil von Swasiland). Es ist das ein Kohlenrevier, das schon oben bei der dritten Reise als solches

[1]) S. oben S. 32.

[2]) Ergh. 37, 28.

genannt wurde, hier liegt am Rande der Drakenberge oder Kathlamba der Quellbezirk der Flüsse, die zur Delagoabai hinabführen. Granitische Vorberge ziehen sich hin bis zur zweiten Terrasse der Lobomboberge, von der man dann in die fieberbrütende Tiefebene hinabsteigt. Nachdem der Marsch durch die wasserreiche Gebirgslandschaft nicht eben beschleunigt worden war, durcheilte Mauch die gefürchtete Tiefebene in 6 Tagen. Zu Lourenço Marques empfing der portugiesische Gouverneur den Reisenden mit zuvorkommender Freundlichkeit im August 1870 und nahm ihn in sein Haus auf; 3 Wochen verwandte Mauch auf die astronomischen Messungen und die Erforschung der Gegend. Dann wollte er von hier unmittelbar gegen Nordwesten vordringen, ein Versuch, woran er durch einen heftigen Anfall von Wechselfieber verhindert wurde. Die Appetitlosigkeit war so groß, daß Mauch nur das Fleisch sogenannter Kafferorangen genoß. Mit äußerster Anstrengung schleppte sich der kranke Reisende wieder auf die Gebirgsterrassen hinauf, oben angekommen brach er beim Anblick der Mauchspitze bewußtlos zusammen [1]). Nachdem das Bewußtsein wieder gekommen war, erreichte er eben noch Lydenburg, wo er bei den Missionaren Arznei und Pflege fand. Wenige Wochen darauf begleitete Mauch einen holländischen reformierten Geistlichen auf das „Hohe Feld", das Plateau zwischen Pretoria und Potschefstroom, und erreichte im Oktober wieder Potschefstroom, wiewohl immer noch mit Wechselfieber behaftet.

Die oben genannte Poststraße von der Delagoabai an die Grenze von Transvaal wurde kurze Zeit nachher fertiggestellt, sie folgt derselben Linie, auf welcher heute [2]) die von Portugal und England viel umstrittene Eisenbahnlinie gebaut wird. Bekanntlich haben die Engländer in jenem Streitfall nachgegeben und die Bahn wird heute bis zum Komatiflusse fertiggestellt sein, von da sind schon Verträge für Bodenarbeiten bis Barbeton (südlich von der Mauchspitze) abgeschlossen und der Weiterbau von Barbeton bis Pretoria ist abgesteckt.

---

[1]) S. oben S. 59.

[2]) Frühjahr 1890.

16. Kapitel.

Die sechste Reise: Wasserfahrt von Potschefstroom nach den Diamantenfeldern am Vaalfluß Dezember 1870 bis Januar 1871; Charakter der Vaallandschaft; Ausbeute der Diamantengruben.

Wasserfahrt von Potschefstroom nach den Diamantenfeldern am Vaalfluß Dezember 1870 bis Januar 1871.

Diese Fahrt erzählt Mauch selbst mit herrlichem Humor [1]):

„Mehrere Fieberanfälle während der ersten Hälfte des Dezembers machten mich der wenig taugenden Arznei müde und veranlaßten mich, auf ein wirksameres Mittel zu sinnen. Dabei kam mir eine Idee des Herrn A. Forßmann zu Hilfe. Dieser Herr beabsichtigte nämlich, seinen Pont (einen Floß, groß genug, um zwei Wagen zumal von der einen Bank eines Flusses nach der andern hinüberzurudern) auf dem Vaalfluß bis nach Hebron im Diamantendistrikt abschwimmen zu lassen. Da jedoch der Fluß nicht in allen seinen Eigentümlichkeiten, was Inselpartien, Katarakte, Felsbänke u. drgl. betrifft, bekannt war, also eine große Summe Geldes riskiert worden wäre, so entschloß ich mich, zuvor auf Kundschaft auszugehen und den Fluß von der Vereinigung mit dem Mooifluße an in einem Boote zu beschiffen, was ich denn auch glücklich zu stande brachte. Die erhoffte Genesung stellte sich ebenfalls ein, und ich erfreue mich wieder früherer Gesundheit."

„Mein Fahrzeug war ein gebrechliches Boot mit flachem Boden von etwa 10 Fuß Länge und 4 Fuß Breite hinter der Mitte, das zwar schon vor 4 Jahren angefertigt, aber niemals benützt worden war; es nahm mehrere Tage in Anspruch, um die klaffenden Fugen zu verstopfen und das Boot in Ermangelung von Pech mit Theer wasserdicht zu machen; ein Mast, eine Rahe, ein Ruder und zwei Ochsenriemen vervollständigten die Ausrüstung. Meine Instrumente zu astronomischen Beobachtungen ließ ich zurück, da ich wohl zu erwarten hatte, Schiffbruch zu leiden; ich versah mich nur mit den allernötigsten Kleidungs- und Bettstücken."

„Der Mooifluß hat viele flache Sumpfstellen mit durch das Hochwasser angehäuften trockenen Riedstengeln und zu zahlreiche Windungen von kleinem Halbmesser, als daß ich bei der Mühle, wo das Boot lag und ausgebessert wurde, an Bord gehen konnte; ich ließ es deshalb auf

---

[1]) 1871, 254. Karte 1871, 11.

der Achse nach der Mündung des Mooiflusses bringen. Freitag den 16. Dezember 1870, nachmittags 1 Uhr, war ich flott, ruderte rasch der Mitte des etwa 200 Schritt breiten Vaalflusses zu und ließ mich, da keine Brise wehte, langsam abwärts treiben. Nur zu bald gewahrte ich, daß das Boot Wasser machte, etwa 40 Pints[1]) in der Stunde; während der letzten 4 Tage schöpfte es dieselbe Menge in 10 Minuten; die gute Gelegenheit, mich auf dessen Boden während der Nacht im Schlafe wiegen zu lassen, war mir daher benommen, und ich war genötigt, Schutz gegen Wind und Wetter bei Farmbesitzern zu suchen, oder wo solche nicht vorhanden waren, im dichten Busch der schmutzigen, oft steilen Ufer."

„Gleich am 2. Tage sollte ich Bekanntschaft machen mit dem ersten Hindernisse von den 33, welche der Beschiffung von Potscheffstroom—Hebron, einer Strecke von etwa 350 engl. M.[2]), im Wege sind, nämlich mit einer Inselpartie. Der Fluß teilt sich in mehrere Arme; den breitesten wählte ich, fand jedoch, daß dieser wieder mehrere Kanäle bildet, während die kleinen Inseln stellenweise ganz mit Weidenbäumen überwachsen waren; bei einer Schnelligkeit von etwa 6 Knoten das plumpe Fahrzeug geschickt dazwischen und darunter durchzusteuern war eine harte Arbeit und nicht ohne Gefahr; ein Anstoß gegen einen kaum über das Wasser hervorragenden Baumstumpf warf mich nahezu um und nur die plötzliche Verlegung des Schwerpunktes durch einen Sprung nach dem Vorderteile des Bootes rettete mich aus der bedenklichen Lage. Kurze Zeit darauf hatte ich das Boot über eine mehrere 100 Schritt lange Anhäufung von Felstrümmern hinabgleiten zu lassen, wobei ich stehenden Fußes das Gleichgewicht herstellte, ohne im geringsten steuern zu können; sternvorwärts erwartete ich jeden Augenblick das Umschlagen an einem der größeren Felsblöcke, die trotz des Hochwassers noch immer ihre scharfen Kanten entgegenboten. In ruhigem Fahrwasser angekommen durfte ich mir gestehen, daß das gering geschätzte Boot denn doch genügend seetüchtig und daß damit etwas zu wagen sei. Das geschöpfte Wasser füllte das Boot fast bis zur Hälfte und alles war naß geworden, an eine Weiterfahrt war für diesen Tag nicht zu denken, da ich erst die Gegenstände zum Trocknen auslegen mußte. Am folgenden Morgen, nachdem mehrere weniger gefährliche Katarakte und Schnellen passiert worden waren, befand ich mich plötzlich in einem kleinen Malstrom, dessen Umkreis massen-

[1]) 1 Pint = 0,56 Liter, also 40 Pints etwa 20 Liter.

[2]) 350 engl. M. = 563,15 km.

hafter weißer Schaum bezeichnete und in dessen Mitte eine große Zahl Fische, hier zu Lande „Barben“ genannt (wissenschaftlicher Name mir unbekannt), sich ergötzten. Mit aller Kraft hatte ich mein unlenksames Fahrzeug zu rudern, um aus den Wirbeln wieder herauszukommen. Das südliche oder Freistaatsufer zeigt hier schroffe Kieselkalksteinwände, ein äußerst hartes Material, das im hohen Felde in großer Mächtigkeit vorkommt, höhlenreich mit unterirdisch fließenden Wassern ist und häufige, noch jetzt sich bildende Einsenkungen zeigt. Eine solche ist es sicherlich, welche diese Wirbel erzeugt. Später ist dieser Kalkstein von weißlichen Sandsteinbänken horizontal bedeckt; selten bilden diese letzteren Riffe gegen die Mitte des Flusses, wohl aber senkrechte Wälle von 60 bis 80 Fuß Höhe; erstere konnte ich nur an dieser Stelle beobachten, während alle anderen Felsriffe von trappartigen Grünsteinen mit zahllosen Textur- und Mengungsarten gebildet sind.“

„Widerwärtig zu befahren war eine Strecke von etwa 80 Meilen, bei Bloemhof [1]) endend; der Fluß hat äußerst geringes Gefälle, wird um etwa 100 Schritt breiter und der heftige N.N.Wind und S.W.Wind (vollständig entgegen), der in dieser Jahreszeit vorherrscht und mehrere Tage anhält, verursacht Wellen, die selbst das kräftigste Rudern nutzlos machen; bei direktem Gegenwind wurde ich rückwärts getrieben, bei Wind von der Seite an die Ufer geworfen; sehr selten war es mir in frühen Morgenstunden vergönnt, die leichte Brise mittels meines großen Regenschirmes aufzufangen, um etwas rascher von der Stelle zu kommen.“

„Etwa 6 Meilen oberhalb des neulich angelegten Dorfes Christiana [2]) teilt sich der Fluß, bei meiner Ankunft mit niedrigem Wasserstand, in so zahlreiche kleine Arme, daß keiner gefunden werden konnte, breit genug, um dem Boote Durchgang zu gestatten; ich war daher genötigt, das Ruder als Hebel zu benützen, um über die mit Binsen sehr dicht bewachsenen Geröllpartien hinweg ins bessere Fahrwasser zu kommen.“

„Die letzten 25 Meilen der Fahrt waren die schwierigsten, weil sich hier Katarakte und Schnellen beständig folgen, und 3 Meilen ober-

[1]) „Welch' pomphafte Namen diese „Städte“ führen: Bloemhof, Christiana, Philippopolis! Bloemhof zählt höchstens 15 Häuser. Woher es den schönen Namen hat, weiß ich nicht, sicher nicht von seinen Blumenbeeten, denn dafür scheint der steinige Boden nicht angelegt; wollte man ihn etwas bearbeiten, so könnte man sicher viel erzielen.“ P. Spillmann 88,80.

[2]) Christiana zählt 8 Häuser mit ungefähr 70 Einwohnern . . . . Ist es nicht drollig, die Leute immer von der „Stadt“ sprechen zu hören? Christiana ist die Bezirkshauptstadt und heißt nur „die Capitale“. P. Spillmann 81. (1. Juni 1879.)

halb Hebron ist der Glanzpunkt aller Schwierigkeiten, ein Katarakt von 20 Fuß Höhe bei 40 Fuß Länge der Strecke. Hier durfte ich mich nicht dem Boote anvertrauen und deshalb band ich seinen Riemen fest um meine rechte Hand, damit, während ich von Fels zu Fels springe, es ein gleiches thun möge; dabei verlor ich meinen festen Stand auf schlüpfriger Klippe, wurde unbarmherzig mitgenommen und erhielt Kontusionen an allen Ecken meines durch harte Arbeit bei schmaler Kost (Milch, Wasser und Brot) mager gewordenen Körpers; dazu kam noch, daß die Sonne auf meine bloßen Arme und Beine so stark brennend eingewirkt hatte, daß ich einige Tage später handgroße Fetzen meiner Haut abziehen konnte. Dies waren die Abenteuer bei der erstmaligen Beschiffung des Vaalflusses, und 3 Wochen und 2 Tage nahm sie in Anspruch."

Charakter der Vaallandschaft.

„Obwohl die von seinem System bewässerte Gegend nur äußerst wenige Punkte von Interesse für das Auge, ein beständiges Einerlei einer flachgewellten, nahezu allen Baum- und Strauchwuchses baren Ebene bildet, so hat doch der Fluß selbst sehr hübsche Scenerien, viele der Betrachtung würdige Partien [1]. Zu den Schönheiten gehören vor allem seine Ufer: eine nur selten unterbrochene Reihe von Weiden (Salix Gariepensis) faßt in erster Linie den breiten Fluß auf beiden Seiten ein, ihre schlanken und leichtbeweglichen Zweige im Wasser spielen lassend; die lichtgrüne Farbe ihres Laubes hebt sich prächtig auf den dunkelgrünen dahinter und etwas höher stehenden Akazien und Rhusarten ab. Beim Glanz der im Wasser sich spiegelnden Abendsonne verbreitet sich ein eigentümlicher Reiz darüber."

„Geräuschlos gleitet der Kahn auf dem glatten Wasserspiegel dahin, hier überrascht er ein Gänsepärchen, das sich mit seinen kaum beflaumten Jungen aus seinem kühlen Schlupfwinkel unter den Weidenguirlanden ins

[1]) „Der Vaal ist ein prächtiger Strom! Wie der Anblick der klaren Wasserfläche, in der sich die Weiden und das andere Ufergestrüpp abspiegeln, dem Auge wohlthat! In Europa würde man so etwas kaum beachten; aber hier in diesen Steppen ruft es nicht bloß liebgewonnene Erinnerungen wach, sondern läßt auch das Auge ruhen und ergötzt Herz und Sinn. Nur vermißt man an und auf dem Strom das Leben. Kein Schifflein schaukelt auf seinen Fluten, kein Landhaus ziert seine zahlreichen Inseln, nur selten erscheint an seinen Ufern eine Farm. Fast unglaublich ist die Öde an seinen Gestaden." P. Spillmann 79.

Der Vaal nimmt den Vet-River und den Modder auf von links.

Offene flüchtet; das Männchen, zur Verfolgung herausfordernd, trennt sich von den übrigen Gliedern der Familie, erhebt sich plötzlich mit einem Warnungsrufe schwerfällig vom Wasser und fliegt dahin, während die erschreckten Kleinen mit erstaunlichem Geschick tauchen, um in größerer Entfernung sich wieder nach dem vermeintlichen Feinde umzusehen, und wenn Gefahr noch ferner droht, aufs neue zu verschwinden, dabei aber immer in der Nähe der mehr sorgsamen Mutter zu verharren suchen, die endlich den Weg nach dem Ufer zurücknimmt. Dort wird ein Entenpärchen aufgestört, das, in einigem Abstand vom Lande sich ganz sicher wähnend, zwischen dicht wachsenden Wasserpflanzen eifrig seine Nahrung sucht. Dort hat ein Perlhuhn die noch nie zuvor gesehene Gestalt des Kahnes wahrgenommen und verkündet nun diese Neuigkeit mit lauter Stimme den anderen auf dem Boden beschäftigten Gliedern der Truppe, die sich in raschen Lauf setzen, um aus dem Dickicht zu kommen und für den Fall der Not sich besser auf den Flug begeben zu können. So machen es auch das Rebhuhn und der Frankolin[1]) von seinem Observatorium aus auf einem weite Umschau erlaubenden Baumaste. Dem Dunkel des Laubes entschlüpft eine große Eule (Bubo Verreauxii)[2]) mit ihrer Gefährtin, von lautem Geschrei des kleineren, die Nachtschwärmer verspottenden Federvölkchens verfolgt, um sich nach kurzem Fluge in noch dichterem Laubdache zu verstecken, die großen Katzenaugen auf den sich nähernden Kahn gerichtet. Auf jenem über dem Wasser hängenden, trockenen Weidenast sitzen mehrere Kormorane (Graculus L.) mit ausgerecktem Halse steif nach oben sehend. Auf jener kleinen, mit niedrigen Binsen oder Riedgräsern bewachsenen, das Wasser kaum überragenden Insel hat ein großer, grauer Kafferkranich Posto gefaßt, ergreift aber bei größerer Annäherung meinerseits, jedoch immer außer Schußweite, die Flucht; er läßt sich so für mehrere Stunden lang immer wieder vertreiben. Auf große Entfernung hin ist ein Fischaarpärchen, sich auf vertrockneten Ästen eines Weidenstammes das schneeweiße Gefieder putzend, sichtbar, während zahlreiche Königsfischer ihre häufigen Tauchversuche nach kleinen vorwitzigen Fischen anstellen. Gut genährte Kühe suchen wählerisch nach süßem Grase unter den dicht stehenden Dornbäumen der ziemlich steilen Ufer; muntere Ziegen nippen die jungen Blätter an den Enden der Zweige, und ihr kleiner menschlicher Wächter sucht sich bei meinem Anblick tiergleich hinter

---

[1]) Francolinus ein Feldhuhn.

[2]) Eine Ohreule.

dem Busch zu verstecken, oder rennt davon, um die überraschende Neuigkeit seinem in der Nähe wohnenden „Baas“ oder Vater zu überbringen, der denn auch gewöhnlich nicht unterläßt, auf dem Uferwall zu erscheinen, um immer die gleiche Unterredung über das Wer? Woher? und Wohin? anzubinden[1]).“

„Weniger anmutige Scenerien bieten sich dem Auge auf kurze Strecken dar, wo der Fluß zwischen Sandsteinfelsen eingeengt ist. Der weißliche Fels zeigt loses Korn und ist der rascheren Verwitterung wegen bedeutenden Veränderungen unterworfen; das während der nassen Jahreszeit reißende Hochwasser unterwäscht die horizontalen Lagen ungleicher Dicke und verursacht vorspringende Bänke, die sich mit der Zeit lostrennen, abfallen und so gleichsam Hemmsteine bilden für Erde, Schlamm und Sand, für einen Boden, der seiner Fruchtbarkeit wegen einen üppigen Buschwuchs aufkommen läßt. Auf einem Vorsprung hockt die aufmerksame Wache einer Paviantruppe, stößt ihren heiseren Ruf hervor und aus den am Fuße der Felswände sehr dichten Büschen flüchten sich die übrigen Individuen, gewandt an den weniger steilen Felsen hinankletternd; sehr selten bekommt man am Vaalflusse den kleinen, am Limpopo sehr häufigen Affen mit schwarzem Gesicht zum Anblick, wie er entomologische Studien oder gymnastische Übungen macht. Unter überhangenden Bänken haben sich zahlreiche Kolonien der braunen Uferschwalbe angesiedelt, bei ihren eng aneinander gebauten Nestern aus Thonklümpchen beständig ab und zu fliegend. Äußerst selten wird man ein Exemplar des so sehr verfolgten Riedbockes gewahr, wie er sich von den grasreichen Inseln aus über scharfkantige Felstrümmer hinweg in gewaltigen Sprüngen an das Ufer flüchtet[2]).“

„So ist also überall Bewegung und Leben vorhanden, welches den einsamen Schiffer einladet, sich angenehme Unterhaltung zu verschaffen und ihm behilflich ist, das sonst unvermeidliche Gefühl der Einsamkeit durch Verstärkung der Freundschaft mit der Natur zu vertreiben. Wo freilich bei starkem Gefäll des Flusses und bei einer ausgedehnten Folge von Katarakten, Felsbänken, Klippen alle Aufmerksamkeit auf diese ge-

---

[1]) Diese wirklich wunderschöne Schilderung erinnert an die Stanleysche Kongolandschaft II, 7 und die von Johnston 256, 315.

[2]) Cervicapra eleotragus Sund. Riedantilope, lebt in sumpfigen mit Schilf und Riedgras bewachsenen Gegenden von Mittel- und Südafrika, Färbung oben rotgraubraun, unten weiß; Hörner schwarz, an der Wurzel geringelt, an der Spitze nach vorn gebogen.

lenkt werden muß, hört auch die Beobachtung des „Kampfes um die Existenz“ bei den anderen Naturgeschöpfen auf; an ihre Stelle tritt der Kampf mit den Elementen um das eigene Dasein. So verhält es sich gegen das Ende der Fahrt.“

„Was nun die Wichtigkeit des Vaalflusses als Kommunikationsweges betrifft, so ist er für größere Kähne, Frachtkähne, kleine Dampfer in seinem gegenwärtigen Zustande unbefahrbar, selbst bei bedeutendem Hochwasser; mit nicht sehr erheblichen Kosten würde er sich für eben genannte Fahrzeuge herstellen lassen, und zwar teilweise durch Umgehung der meist nur wenige Fuß betragenden Hindernisse, wie Schnellen und Katarakte, mittels zu grabender Kanäle, teilweise durch Vertiefung schon vorhandener, nur mit losen Gesteinstrümmern angefüllter Arme, teils durch Sprengung von den den Fluß kreuzenden Felsbänken, teils durch bloßes Wegräumen vertrockneter, die Passage sperrender Weidenstümpfe. Dadurch würde eine Wasserverbindung beschafft, von mehr denn 300 engl. Meilen, von welchen eine Strecke von etwa 80 Meilen, bei Bloemhof endend, nicht der geringsten Änderung bedarf. Ich zweifle nicht, daß diese Straße bei wachsendem Verkehr noch zu stande gebracht wird; sollte die Ergiebigkeit der Diamantenfelder mehr und mehr Bevölkerung hieher locken, so hat diese ihre unentbehrlichsten Lebensmittel, als Fleisch, Mehl, Kartoffeln, Salz, Butter rc., von Transvaal zu beziehen, wo es dann die Notwendigkeit gebieten wird, solche Verkehrsmittel zu verwenden, denen Lungenkrankheit, Futtermangel und andere Plagen nichts anhaben können.“

„Die Arbeiten im Diamantendistrikt sind noch zu oberflächlich, als daß ich hätte Ursache finden können, an meinem vorjährigen Berichte etwas zu ändern, nur daß das Areal, über welches die Diamanten zerstreut gefunden werden, eine viel größere denn die bisher geglaubte Ausdehnung hat. Wenn es sich bestätigt, daß nahe bei Pretoria, ferner am mittleren Pinaarsflusse [1]) einige Diamanten gefunden worden sind, so ist die Zukunft, und zwar die nächste Zukunft, eine solch glänzende, wie sie nur wenige Länder aufzuweisen haben.“

Ausbeute der Diamantengruben.

Mauch hielt sich im Diamantenfeld von Hebron nur kurz auf und ohne Erfolg, die Rückreise machte er zu Fuß. Er hat den Aufschwung, welchen diese Industrie kurz nachher nahm, richtig geahnt, wenn ihm

[1]) Zufluß des Limpopo nordöstlich von Pretoria.

auch trotz dreimaligen Besuches das Glück nicht zu teil wurde, etwas zu finden. Damals entstand die berühmteste Diamantengrube, Kimberley. Wenn irgend ein Ort im stande ist, die Veränderungen zu zeigen, welche neu entdeckte Gold- oder Diamantengruben in einer Gegend hervorbringen, so ist es Kimberley in Westgriqualand. Weit und breit kein Baum, in dessen Schatten man vor der heißen Sonne fliehen könnte, kein Gras, kein Tropfen Wasser, selten Regen, nur Sand und glühender Sonnenschein. Und da entsteht eine Stadt wie hingezaubert, in wenigen Jahren die Wohnstätte von 40 000 Menschen; freilich zeigen die Häuser die Hast, in der sie hingestellt wurden, sie bestehen aus gewelltem Zinkblech, selten sieht man einen Ziegelsteinbau. Alles, was zu des Leibes Notdurft und Nahrung dient, kommt in Kisten und Fässern aus England, es wird elektrische Beleuchtung eingerichtet und aus dem 8 Stunden entfernten Vaalfluß wird Wasser zugeleitet. Die Einwohner, zu 1/3 Weiße und 2/3 Schwarze, ist bunt aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt, Schwarze von allen Farbentönen zwischen ebenholzschwarzen und hellkaffeebraunen, dann Holländer oder Boeren, Engländer, Portugiesen, Deutsche. 1884 fand man andere reichere Gruben, da sank die Einwohnerzahl auf 15 000, und ist erst die Kimberleymine ausgebeutet, so verschwindet die Stadt von der Steppe ebenso rasch, wie sie entstand. Die Mine von Kimberley gleicht einem Riesentrichter, sieht man von dessen Rand hinab, so wimmelt unten ein Volk von winzig kleinen Menschen, die aus dem harten Grunde das Gestein loslösen und die Rollkarren füllen. An starken Drahtseilen werden diese durch Dampfes Kraft in die Höhe gezogen, oben auf Rollbahnen nach den „Flures“ geführt und hier ausgeschüttet, damit ihr Inhalt in 4 bis 6 Monaten verwittert. Dieser verwitterte „Grund“ oder Staub wird nun gewaschen und aus den zurückbleibenden Steinen werden an den Sortiertischen die Diamanten herausgesucht. Diese Arbeit vollbringen Schwarze, aber unter der Aufsicht von vielen weißen Aufsehern. Diese beziehen im Monat 80—100 ℳ Gehalt und erhalten von den Edelsteinen, die unter ihrer Aufsicht gefunden werden, 2 1/2 % Provision. Um Betrug und Diebstahl möglichst zu verhindern, ist eine genügende Anzahl von Detektives aufgestellt. Auf 1 Load Grund = 20 Ztr. „Grund“ rechnet man 1 Karat Diamanten[1]). Nach der „Kimberley daily Indep.“ sind in dem Zeitraum von 1870 bis Ende 1885 dem Gewichte nach 16 642 Pfd. oder nahezu 7 1/2 Tonnen Diamanten

---

[1]) Vgl. „Schwäb. Merkur“ vom 17. Juli 1884.

durch das Postamt befördert worden, was eine Zahl von 28470000 Karat = 6207,4 kg ergiebt. Rechnet man den durchschnittlichen Wert eines Karats zu 30 Sh., so erhält man den Gesamtpreis von 43056000 Pfd. St. = 861120000 *M.* Dazu kommt noch der nicht geschätzte Wert der Diamanten, die nicht durch das Postamt gegangen sind. Das sind aber nur die Zahlen von Kimberley, das als viertes Diamantenfeld am Vaal gefunden wurde. Seither hat man aber immer wieder neue Fundorte gefunden, so auf dem Grund und Boden der Witwatersrand-Goldmine-Gesellschaft (also bei Hartleys Farm Thorndale), beim Waterberg (Nylstroom) beide in Transvaal, bei Lady Brand im Oranjefreistaat und im Hope Towndistrikt am Oranje in Kapland. Sollten diese Gruben reichlich Ausbeute geben, so dürfte eine Entwertung des Königs der Edelsteine eintreten.

---

17. Kapitel.

Mauchs siebente und letzte Reise: Reise nach Albasini in den Zoutpansbergen Mai bis Juli 1871; von Albasini zu den Ruinen von Simbabye; Entdeckung der Ruinen von Simbabye, Aufenthalt in Pikes Kraal und Reise zum Sambesi; Geschwindigkeit auf der Reise.

Reise nach Albasini in den Zoutpansbergen Mai bis Juli 1871.

Mauch empfing die Nachricht vom glücklichen Ende des deutsch-französischen Krieges und vom Friedensschluß in der Transvaalrepublik, und er schreibt von Botschabelo am 8. Mai 1871 an Dr. Petermann [1]: „Wenn es mir nicht vergönnt war, an dem großen Streite persönlich teilzunehmen oder zur allgemeinen Unterstützung Verwundeter oder Hinterbliebener etwas beizutragen, so werde ich es mir in meinem Berufskreise zur heiligsten Pflicht machen, dem Namen der deutschen Nation Ehre zu machen. Wie ich erwarte, giebt die nächste Reise Gelegenheit dazu; die Auffindung der Ruinen von Ophir wäre gewiß ein solcher Punkt, um den uns andere Nationen beneiden müßten. Nachdem ich mehreres über die Vermutungen der Lage von Ophir gelesen, scheint mir doch die Gegend zwischen Limpopo und Sambesi die wahrscheinlichste zu sein.“ — —

[1] 1871, 391.

So nahm Mauch, nachdem er vom Fieber befreit war, mit neuem Eifer den Plan wieder auf, die sagenumsponnenen Ruinen nördlich vom Limpopo aufzusuchen. Missionar Merensky wollte ebenfalls im Winter 1871 (also in unserem Sommer) dahin aufbrechen, wurde aber durch einen Angriff auf seine Missionsstation daran verhindert. Mauch hatte schon im April 1870 seine Waren in die Zoutpansberge nach Albasini, dem Sitz eines portugiesischen Konsuls gleichen Namens[1]), vorausgeschickt; hatte er doch gehofft, von der Delagoabai aus, unterstützt durch die Freundschaft der Portugiesen, von Südosten her das Land Ophir entdecken zu können. Allein der erste Fieberanfall hatte einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nun brach er ein Jahr später, am 9. Mai 1871, von Botschabelo auf und wollte von hier auf noch nicht begangenem Wege genau gegen Norden nach Albasini vordringen. Dieser Versuch „scheiterte aber am Benehmen von Masserumule (nördl. von 25 ° südl. Br.), der, von den Missionaren kommend, mich nicht einmal vorließ“. Wahrscheinlich war es dieser Häuptling, der die Missionsstation Lydenburg beunruhigt hatte. Daher kehrte Mauch um und traf in Botschabelo glücklicherweise einen Wagen, der tags darauf nach der Station Matala (in der Karte „Matlala“) abging. Durch einen Unglücksfall wurden die Instrumente verletzt, die bei einem 10tägigen Aufenthalt bei Missionar Grützner einigermaßen wiederhergestellt wurden. Von da ging es zu Fuß weiter nach Mc. Kidds Platz im Westen der Zoutpansberge, wo die Bekanntschaft des Missionars Hofmeyr afrikanischer Abkunft gemacht wurde, und von da nach Albasini. Hier traf Mauch die letzten Vorbereitungen zu der Reise, er sandte am 23. Juli an Dr. Petermann seine endgültige Karte von Transvaal, außerdem eine geologische Kartenskizze mit Profilen und Begleitworten, endlich die Jagdroute des Elefantenjägers Corn. Botha, der von da an den Sabia und nach Mosilas Stadt unfern der Bai von Sofala vorgedrungen war. Mauch fand seine Waren vor, aber etwas leicht „angeplündert“ und zum Teil von Motten angefressen. Albasini stellte die geforderten 9 Träger erst nach Anwendung von Drohungen, dazu kam als Dollmetscher ein bei einem Boeren im Dienste stehender farbiger Jäger. Nun wurde die Reisekleidung, welche oben[2]) beschrieben wurde, in stand gesetzt und Mauch war der besten Zuversicht, sein Ziel zu erreichen.

---

[1]) 1869, 474.

[2]) S. oben S. 35.

Reise von Albasini zu den Ruinen von Simbabye.

Am 30. Juli 1871 erfolgte der Abmarsch von Albasini; da bald das Gebiet der Banyai[1]) jenseits des Limpopo durchkreuzt werden mußte, so war es von Vorteil, daß Mauch sich in den Besitz von 5 geraubten, Banyaikindern setzen konnte, worunter ein Häuptlingssohn sich befand. Diesen seinen Eltern zurückzuerstatten galt als Zweck der Reise. Zunächst führte der Weg durch die „kleine Spelunke", eine fruchtbare Niederung am Fuße der Zoutpansberge, von denen wasserreiche Bäche entspringen, die alle zum Letsobo oder Limvubu, einem Zuflusse des Limpopo, eilen. Es gedeihen hier Bananen vorzüglich, Kolonisten bauen mit Erfolg Zucker und Kaffee. Dann ging es zu Lomondos Kraal, dessen Beherrscher den Eindruck eines Kannibalen auf Mauch machte; von da zu Sewaas, einem andern Häuptling der Baromapulana. Dieser verstand durch Schlauheit und List Mauch einige Tage hinzuhalten und nicht wenig abzubetteln; an steilen Bergabhang angelehnt standen seine Hütten. Endlich kam Mauch los, freilich nur gegen das Versprechen, wieder zu kommen; dann ging es vorüber an dem Kraal von Tekwe, einstweilen wuchs Mauchs Begleitung auf 40 Mann an, welche teils die Hoffnung auf Geschenke teils auf reiche Jagdbeute ihm zuführte. Durch ein fruchtbares Thal mit Baobab und schließlich Sanddorn (Hippophaë) wurde am 10. August der Limpopo erreicht. Dieser Fluß zeigt hier eine Breite von 250 Schritten, bildet weiter unten einen 20 bis 40′ hohen Wasserfall und nimmt dann die Breite von 1200 Schritt an. Am Bubye, der nahe dabei mit dem Limpopo sich vereinigt, kreuzte Mauch seine Reiselinie vom Jahr 1868, dann betrat man eine trockene, unfruchtbare Gegend; es zeigte sich wenig Wild, nur eine Harrisantilope, ein Zebra und 14 Frankoline[2]) wurden erlegt; die 40 Mann konnten sehen, wie sie sich von Wurzeln und mitgenommenen Bohnen und Maiskolben nährten. Selbst die Flüsse, die man überschritt, Bubye und Nuanetsi, beide dem Limpopo tributär, waren trockene Sandflüsse, die nur in einigen Tümpeln Wasservorrat darboten. Endlich war Dumbos Kraal erreicht, die Kinder und der Häuptlingssohn wurden ausgeliefert, aber zum Dank dafür konnte Mauch sich hungrig schlafen legen. Erst den andern Tag erschien Dumbo mit 3 Töpfen Bier und einem Elefantenzahn von etwa 15 Pfd., Lebensmittel aber brachte er keine, die mußten teuer gekauft

[1]) Auch „Bunjai" geschrieben s. oben S. 88.

[2]) S. oben S. 109.

werden. Hier entließ Mauch seine Begleiter von Albasini, mit Mühe erhielt er von Tumbo einige Träger, welche seine Waren zu Sumbas, des „Löwen“, Kraal beförderten, hier aber sich weigerten weiterzugehen. Mauch wurde von ihnen bestohlen und saß zwei Nächte allein, bei seinen Waren scharfe Wache haltend; ein Teil war ihm schon gestohlen worden[1]. Endlich brachte ein hinkender Schwarzer einige Träger herbei, die Mauch und seine Waren zum Häuptling Mapansule beförderten. Hier traf Mauch Sewaas, welche Mapansule bereden wollten, Mauch als seinen „weißen Mann“ festzuhalten. In dieser Not erfuhr Mauch, daß in der Nähe ein Weißer wohne, vor dem er allerdings gewarnt worden war. Aber dieser Mann allein konnte Mauch noch retten. Adam Render, der in der Transvaalrepublik Weib und Kind im Stiche gelassen hatte und hieher entflohen war, erschien auf Mauchs schriftliche Bitte und befreite den Gefangenen, der durch Geschenke sich loskaufte, und nun zog Mauch nach Renders Wohnort, nach Pikes Kraal, wo er vom 31. August 1871 bis 21. Mai 1872 sich aufhielt. 20 Kilometer entfernt liegen die Ruinen von Simbabye.

Entdeckung der Ruinen von Simbabye, Aufenthalt in Pikes Kraal und Reise zum Sambesi 1871—1872.

Mauch besaß infolge der Betteleien der Häuptlinge und der Diebstähle seiner treulosen Träger nur noch einige Perlen und einige Kupferringe, also mußte er Tauschwaren — das Geld der Reisenden — von den Zoutpansbergen holen lassen, das nahm immerhin einen Monat in Anspruch; zudem war die schlimme Zeit des Sommers vor der Thüre, wo die Regen und Gewitter den Marsch erschweren; endlich mußte Mauch, wenn er weiter vordringen wollte, notwendig die Sprache der Eingeborenen erlernen, sonst war er jeder Bosheit und Mißhandlung preisgegeben. Das waren alles Gründe, die einen längeren Aufenthalt wünschenswert, ja notwendig erscheinen ließen. Dazu kam aber gleich am ersten Abend in Pikes Kraal die Nachricht, daß früher hier weiße Menschen gewohnt haben müßten. Weiße Menschen? Sollten diese nicht Wohnungen hinterlassen haben, sollten das nicht Spuren sein, welche zu den längst gesuchten „ägyptischen“ Ruinen hinführen?

Schon am 3. September 1871 bestieg Mauch in Begleitung seines Lebensretters und dessen Schwager — Render war Schwiegersohn von

[1] S. oben S. 81. 83.

Häuptling Pika geworden — einen Berg von ziemlicher Höhe mit kahlem Gipfel; vorsichtig und scheu wegen der Heilighaltung des Orts wagten sich Pikes Söhne hinauf, und oben angekommen deutete einer auf einen etwa 2 Stunden entfernten Hügel in östlicher Richtung und meinte, dort seien große Mauern, die auch von Weißen gebaut worden seien. Da hatte Mauch das Ziel, nach dem er seit 1868 gestrebt, vor Augen. Welch' ein Glück, und vor wenigen Tagen noch glaubte er seine Todesstunde gekommen! Am gleichen Tage fand Mauch ein Goldfeld und er hoffte den Sommer über soviel Gold waschen zu können, daß er einen auf Dr. Petermann gezogenen Wechsel bereinigen könnte. Am 5. September besuchte Mauch zum erstenmal die rätselhaften Ruinen, er fand drei große Bauwerke: das eine festungsartig auf einem etwa 120 m hohen Granithügel, das zweite 900 m davon entfernt und durch ein versandetes Thälchen geschieden, das dritte wieder 900 m vom zweiten entfernt in der Ebene, ein kreisförmiger Bau von etwa 150 m Durchmesser. Alle drei Bauten sind von dicken Mauern, zum Teil von Türmen eingeschlossen mit zubehauenen Granitsteinen ausgeführt. Die Frage, ob hier das Land Ophir zu suchen ist, soll unten beleuchtet werden. Soviel genüge hier: der Platz diente damals noch als Stätte eines geheimen Gottesdienstes, und so mußte Mauch viel List und Überredung anwenden, um den Platz überhaupt besuchen zu dürfen und dann um Erkundigungen darüber einzuziehen. So ließ er sich denn in Pikes Kraal häuslich nieder, auf vorspringendem Granitblock baute er sich seine Strohhütte, unten floß ein Bach vorbei zum Tokwe, einem Nebenfluß des Sabi. Schattige Bäume und beständige Luftströmung milderten die Hitze, die in einer Meereshöhe von 4000′ ohnedies viel leichter zu ertragen ist, als in der Tiefebene am Meer. Reis, Bohnen, Korn gediehen dort vortrefflich und an Schafen, Ziegen, Rindern war kein Mangel. Die Bevölkerung benahm sich gegen den „weißen Häuptling", als welcher Mauch von Render eingeführt worden war, freundlich; sie war arbeitsam, nur sehr abergläubisch und zeigte eine bedenkliche Neigung zum Vergiften. Am 11. September erhielt Mauch die Erlaubnis, die Ruinen öfters besuchen und untersuchen zu dürfen; damit hatte Mauch für die Regenzeit des Sommers (Oktober bis März) eine genügende Beschäftigung.

Im April 1872[1]) machte sich Mauch wieder auf den Marsch in der Richtung zum Sambesi, aber bald ließen ihn seine Träger im Stich

[1]) Ergh. 37, 44.

und er mußte wieder umkehren und blieb auch diesen Monat in Pikes Kraal. Erst das Versprechen, daß jeder Träger ein Gewehr erhalten sollte, wirkte, und nun verließ Mauch am 21. Mai Pika. Zunächst wurde nordöstliche Richtung eingeschlagen bis zum zweiten Goldfeld, das Mauch auf dieser Reise fand, das Kaiser-Wilhelm-Goldfeld in $17^{1}/_{2}{}^{0}$ südl. Br. Es wird in jener Gegend überhaupt viel Gold gewaschen; die Eingeborenen waschen, so viel sie eben brauchen, größere Stücke müssen den Häuptlingen abgeliefert werden, welche dieselben an portugiesische Händler gegen Waffen vertauschen. Das Goldfeld ist von hohen Bergzügen im Norden und Süden eingeschlossen, welche in hohen, unersteiglichen Kuppen gegen Osten auslaufen und gleichsam das Goldfeld bewachen und beschützen; die nördliche Kuppe nannte Mauch „Bismarck", die südliche „Moltke". Der Sand der Flüsse, z. B. des Gaveresi, enthält ohne Zweifel Edelsteine, denn die Weiber tragen in der geschlitzten Oberlippe und im Ohrläppchen glänzende farbige Steine, so in Manika und Magony. Nun aber stellte sich im Juni 1872 wieder ein schlimmer Gast bei Mauch ein, das Fieber, und er mußte seine ganze Willenskraft einsetzen, um nur den Sambesi zu erreichen. Er wandte sich daher in $17^{1}/_{2}{}^{0}$ südl. Br. genau gegen Osten, erreichte Makombes Stadt im Lande der Batoka und von da aus den gewaltigen Sambesistrom wenige Stunden oberhalb der portugiesischen Kolonie Senna. Zwischen hohen Schilfen wälzt sich sein Wasser dahin und man kann bei Senna das jenseitige Ufer kaum sehen, doch ist er nicht tief und bespült viele Inseln. Zwischen Senna und der Spitze des Deltas in der Mitte mündet der Schire, der Ausfluß des Njassa. Bei Masaro beginnt das Delta, der nördliche Arm Quaqua führt in vielen Windungen nach Quelimane, das in 5 bis 6 Tagen von Masaro aus erreicht wird. Die Kokospalme, sowie die heraufsteigende Flut, endlich die dichter und dichter werdende Bevölkerung melden die Nähe des Weltmeeres, dessen breite Bucht bei Quelimane endlich erreicht wurde. Mauch fürchtete ernstlich für seine Gesundheit und doch mußte er über die Ruinen von Simbabye berichten. Daher entschloß er sich zur Heimkehr; auf kleinerem Boote erreichte er die Mündung der Bucht und bestieg hier ein kleineres französisches Segelschiff von 270 Tonnen, das ihn über St. Helena nach Marseille brachte. Schon die sorgsame Pflege, welche die von Forßmann benachrichtigten Portugiesen in Senna dem müden Wandersmann hatten angedeihen lassen, milderte das Fieber, noch mehr der Aufenthalt zur See, der sich sehr in die Länge zog, da das Segelschiff nur langsam voran kam.

Geschwindigkeit auf der Reise.

Zum Schluß mögen hier noch einige Angaben gemacht werden über die Schnelligkeit, mit der verschiedene geographische Reisende reisten. Vor allem muß man unterscheiden, ob der Reisende allein marschiert oder ob er eine größere oder kleinere Anzahl von Trägern mit sich führt. Als Mauch allein war, kam er achtmal, ja zehnmal soweit, wie mit Trägern. Er machte allein — das waren allerdings Ausnahmen — 45 engl. M. = 72,4 km, ja 50 engl. M. = 80,45 km an einem Tage[1]. Als er Träger bei sich hatte, war er ab und zu mit 5 engl. M. = 8 km zufrieden. Beim schnellen Gehen machte Mauch allein in der Stunde 5,63 km[2]. Welche Plage die Träger sind, davon haben europäische Touristen wohl gar keine Vorstellung[3]; sie verlangsamen den Zug ungeheuer; nur so ist es erklärlich, daß ein Reisender wie Mauch, der selbst im Notfall 70 km machen konnte, sich mit 8 begnügen mußte.

Galton machte am Tag 10 engl. M. = 16,09 km; er schreibt, man müsse zufrieden sein, wenn in 6 Monaten 1000 Meilen, also durchschnittlich im Tag 5⁵/₉ M. = 10,28 km gemacht würden. Der Marsch wird ja allerdings durch manche Hindernisse aufgehalten und man darf nicht die Schnelligkeit vergleichen, mit der wir auf gut unterhaltenen Straßen vorwärts kommen. Im Durchschnitt machte Galtons Zug in der Stunde 2½ km[4].

Stanley legte in einem Jahr 3784 km zurück — Fuß für Fuß mit der Leine gemessen — also durchschnittlich im Tag 10,4 km, und er schrieb[5]: „Der Durchschnitt unserer Märsche — Rasttage und Arbeit zu Erstellung einer Straße sind eingerechnet — zeigt, daß wir ein ungewöhnliches und heiliges Ehrgefühl besessen haben.“ Stanley legte einen Wasserweg von 7340 km in 436 Tagen zurück, also 16,8 km im Tag. Mauch hat bei seiner Vaalfahrt, auf der er ganz allein war, 350 engl. M. in 23 Tagen zurückgelegt, somit 24,5 km im Tag.

Dr. Emil Holub legte die Entfernung von Moiloa nach Schoschong, 363 engl. M., in 26 Tagen, also 22,5 km in einem Tag, und

---

[1] 1869, 192. Ergh. 37, 5.

[2] 1870, 75.

[3] S. oben S. 75.

[4] S. VIII.

[5] I, 262. 293.

die Strecke von Schoschong nach Penda ma Tenka, 660 M., in 58 Tagen, also 18,34 km in einem Tage zurück.

P. Spillmann schreibt[1]): „Wir waren 41 Tage unterwegs, wegen eines Kranken mußte 12 Tage gerastet werden, auch fuhren wir 48½ Stunden, um mit Umwegen 370 M. zurückzulegen, also 9,02 M. = 14,51 km im Tag durchschnittlich.“ Ein andermal machte der Pater 170 Meilen in 22 Tagen, also 12,87 km im Tage, und ein drittesmal 241 km in 42 Tagen, also 5,7 km nur im Tag[2]).

Man kann somit, wenn man überhaupt eine Durchschnittszahl aufstellen will, sagen, daß ein Zug von mehr oder weniger Trägern etwa 10 km im Tage macht, während ein Alleinreisender durchschnittlich das doppelte macht. Dabei fragt es sich freilich, durch welche Gegend der Zug geht, ob durch nie betretenes Land oder auf längst betretenem Wege, ob durch Urwald oder durch die Steppe, durch ebenes Land oder Gebirge, auf trockenem Pfade oder über Flüsse und Seen. Mauch kam nun meistens, sobald er die Grenzen der Transvaalrepublik hinter sich hatte, durch unbekanntes, unbetretenes Land, von Häuptling zu Häuptling. Und da gilt, was Dr. Reichenow schreibt[3]): „Die Eifersucht und ewige Fehde, welche zwischen den einzelnen Stämmen herrscht, erschwert das Fortkommen in unglaublicher Weise; fast jede Tagreise führt in ein anderes Fürstentum, und wenn der Herrscher schon den Durchgang gestattet, nachdem er gehörige Geschenke erhalten hat, so werden die Neger des fremden Fürstentums nimmermehr durchgelassen, abgesehen davon, daß sie selbst auch für ihr Leben fürchten.“ Stanley sagt: „Auf eine halbe Stunde in fremdes Gebiet hinüberzugehen, ist ein Wagestück, das der einzelne und oft eine ganze Reisegesellschaft mit dem Leben bezahlen kann.“ Ja, der Durchmarsch durch ein Dorf kann 700 Mark kosten[4]) Und dazu gehören reichlich ausgestattete Unternehmungen oder ein kleines Heer, wie es Stanley mit sich führte. Wie anders kam Mauch daher! Entweder allein oder mit wenigen Trägern und zudem von diesen bestohlen und verraten. Und doch hat er das Ziel, das er sich steckte, erreicht: die Erforschung Transvaals und der Gegend nördlich davon, die Entdeckung der reichen Mineralschätze jener Länder und vor allem der geheimnisvollen Ruinen zu Simbabye.

---

[1]) S. 276.

[2]) „Kath. Miss.“ 1879, 115.

[3]) 1873, 8.

[4]) „Kath. Miss.“ 1879, 169.

Entfernungen der oben genannten Orte und Städte:

Durban — Pieter-Maritzburg . .	86,8	km
Pieter-Maritzburg — Potschefstroom	587,2	„
Potschefstroom — Rustenburg . .	141,5	„
Rustenburg — Tati	582,4	„
Tati — Mnjani (Matebeleland) .	112,6	„
Schoschong — Pretoria	402	„
Tati — Gubuluwayo (Matlokotlolo)	207	„
Schoschong — Gubuluwayo . . .	463	„
Gubuluwayo — Sambesifälle . .	418[1])	„

---

18. Kapitel.

Die Jagd in Südafrika: schwarze und weiße Jäger; die Tiere der Jagd.

Schwarze und weiße Jäger.

Es ist bekannt, daß die Jagd von sämtlichen wilden Völkern leidenschaftlich betrieben wird; es wirkt dabei aber nicht allein der Reiz, die Kraft im Kampfe mit den wilden Tieren zu messen, auch nicht allein der Wunsch, die Wohnstätte gegen gefürchtete Fleischfresser zu schützen, sondern in erster Linie das Bedürfnis nach Fleischnahrung. Während die Frauen die harte Arbeit der Bestellung der Felder vollbringen, geht der Mann auf die Jagd, lauert den katzenartigen und anderen Raubtieren auf und verfolgt die davoneilende Herde von Antilopen und Zebras mit seinem wohlgezielten Pfeil. Deswegen kann man den Eingeborenen keine größere Freude bereiten als die, daß man ihnen Gewehre und Pulver schenkt. Gelingt dann die Erbeutung eines größeren Tieres, so wird dasselbe alsbald zerlegt und es wird mit Gesang und Tanz ein Freudenfest gefeiert, an dem der ganze Kraal sich beteiligt. Denn die Wilden lieben das Fleisch über alles. Nach Lichtenstein[2]) war Fleischhunger das einzige Motiv, welches die Hottentotten veranlassen konnte, in der Kapkolonie in die Dienste der Weißen zu treten und zwar meist als Viehhirten. Kein afrikanischer Wilder kann das Fleisch ganz entbehren, im Notfall greifen sie zu Haut und Leder, das sie sengen, um es dann weich zu

---

[1]) 1870, 168. „Kath. Miss." 1879, 123.

[2]) M. H. C. Lichtenstein, „Reisen im südl. Afrika", in 2 Teilen. Berlin 1812.

kauen. Ja man muß sich nur wundern, welche Mengen von Fett und Fleisch ein Neger zu verschlingen im stande ist. Und so sind auch die geographischen Reisenden ab und zu der Gegenstand von Huldigungen, nur weil sie durch ihre Schießwaffe für Fleisch sorgen. Man sollte glauben, daß eben im tropischen Afrika das Fleischbedürfnis ein geringeres wäre als in der gemäßigten Zone, allein davon wissen die Reisenden nichts zu berichten, vielmehr waren die Sudanesen nach Baker jederzeit lüstern nach Fleisch. Horace Waller schreibt in „Livingstones letztem Tagebuch": „Fleisch und guter Wille gehen Hand in Hand durch ganz Afrika". Leicht begreiflich ist, daß die Reisenden Fleisch bedürfen, um bei Kräften zu bleiben; mehlige Nahrung hält nicht lange vor, der Fleischhunger will befriedigt sein.

Allein die wildreichen Jagdgründe Südafrikas lockten von jeher auch berufsmäßige Jäger an. Zu Anfang unseres Jahrhunderts lebten die Elefanten in großen Herden im Osten der Kapkolonie. 1830 begann die Jagd darauf, doch setzten Maßregeln der Regierung dem Vernichtungswerke Schranken, so daß man heute noch an der Küste mehr Elefanten sieht als im Innern, so bei Port Elisabeth und in den Winterhoekbergen im Norden dieses Hafens. In den Jahren 1850 bis 1875 wurden die Elefanten im Zululande hauptsächlich von den Jägern Baldwin, Drummond u. a. zusammengeschossen. Der waldarme Oranjefreistaat bot den Jägern von jeher geringe Ausbeute, dagegen waren die Elefanten in Transvaal häufig, bis 1837 Kapitän Harris und der Boer Voer Trekkers die Jagd mit großem Erfolg betrieben. Als Mauch Transvaal durchzog, waren die Elefanten schon selten geworden; wir haben oben geschildert, wie Hartley die Grenzen dieses Staates überschreiten und im Lande der Matebele die Jagdgründe aufsuchen mußte. Seinen Spuren folgte späterhin 1876 Kapitän Parker Gillmore, der eine Jagdpartie von Natal durch Transvaal nach Schoschong und in die Diamantenfelder ausführte. Selous jagte 1877 zwischen dem mittleren Sambesi und Bangweolo [1]). 1884 dehnte der Amerikaner Farini seine Jagdzüge bis in die Wüste Kalahari aus.

Es ist von Interesse, F. Galton, der ebenfalls als leidenschaftlicher Jäger ums Jahr 1851 Damaraland, Natal und Transvaal durchzog [2]),

---

[1]) A Hunters Wanderings in Africa. London Proceed. of the R. Geogr. Soc. 1881.

[2]) „Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika." Leipzig, Dyck 1851, London 1853.

über die Kleidung dieser Jäger sprechen zu hören. „Es ist vollständig falsche Idee," schreibt er, „Leute, welche beständig im Gebüsch herumkriechen und gemeiniglich im Schatten sind, deswegen dunkel zu kleiden. Derselbe Schatten, der die Farbe der Bäume verdunkelt, macht auch zu gleicher Zeit die Kleider der Menschen noch dunkler. Am besten kann man sich verbergen in einem Anzug, dessen Farben dem vorherrschenden Farbenspiel des Landes gleichkommen, so daß, wenn man die Kleider zu Boden fallen ließe, sie von diesem in geringer Entfernung nicht zu unterscheiden wären, wie Licht und Schatten auch darauf fallen mögen. Die Farbe des Landes ist aber selten gleichförmig, deshalb wird auch die Farbe der Kleidung unregelmäßig unterbrochen sein sollen, damit sie nicht grell von der Beschaffenheit des Landes absticht. Es sind z. B. die Streifen auf dem Fell des Tigers, weil sie senkrecht sind, auf den aufrechten Stämmen und Strunken weit weniger deutlich sichtbar, als wenn die Natur sie horizontal verteilt hätte. Ein wenig Versuchen bringt ein merkwürdiges Resultat hervor: verwendet man die am hellsten glänzenden Farben in Flecken oder Streifen zu einer Zeichnung, aber in einem solchen Verhältnis, daß die wirkliche Mischung mit Farbenbrett und Pinsel denselben Gesamteindruck macht wie die gezeichneten Flecken oder Streifen aus der Ferne, so beweist das, daß die Schußentfernung die Eigentümlichkeit der Farbe verschwinden läßt, wie das durch Untereinandermischen beim Malen geschieht. Die am meisten versteckten Tiere haben bunte Kleidung, sogar große Muster finden sich auf dem Felle vor, die Ränder aber sind in Streifen und kleinen Flecken abschattiert. Das Katzengeschlecht ist fast allgemein mit Flecken oder Streifen geziert, Schlangen und Eidechsen zeigen von allen Tieren die glänzendsten Farben, sie alle aber haben aus einiger Entfernung betrachtet keine lebhafte Mannigfaltigkeit mehr. Man kann sich kein Tier denken, dessen Farbenzeichnung deutlicher hervorträte als beim Zebra; in einer sternhellen Nacht aber kann man ein solches dicht neben sich atmen hören und doch ganz unfähig sein es zu sehen. Wären die schwarzen Streifen zahlreicher, so würde es als eine schwarze Masse auffallen, wären es die weißen, so würde man eine weiße Masse sehen. Das Verhältnis ist aber in der That ein solches, daß es genau zu den blassen Farben paßt, welche der dürre Boden zeigt, wenn man ihn bei Mondschein sieht. Ein durchweg dunkler Anzug ist ganz darauf berechnet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, statt von sich abzulenken. Es wäre hoffnungslos, dunkel gekleidet schlaue Tiere beschleichen zu wollen, es müßte nur sein, daß die Beschaffenheit

des Landes höchst eigentümliche Erleichterung dazu böte. Wer sich zum Beschleichen von Tieren kleiden will, kann sich einer großen Stoffauswahl überlassen; jedes Muster aber sollte darauf geprüft werden, ob es in der Entfernung auffällt oder nicht."

Die Tiere der Jagd.

Was den Reichtum an Jagdtieren betrifft, so war Südafrika in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für Jäger geradezu ein Eldorado. Mit der zunehmenden Einwanderung verschoben sich allerdings die Grenzen der Jagdgebiete immer mehr gegen den Äquator hin. Doch meint Dr. E. Holub[1]), ein böhmischer Arzt, der in den Jahren 1873 bis 1880 von der Transvaalrepublik zum Sambesi vordrang, daß von der Grenze der Kapkolonie nordwärts bis zum Nil ein guter Jäger eine ganze Karawane mit Fleisch tagtäglich versorgen könne. Ja Chapman, der mit Baines von der Walfischbai zum Sambesi 1861 bis 1863 reiste[2]), versicherte, daß in Gegenden, wo Schießwaffen nicht im Gebrauch sind, 10 gute Schützen mit Gewehren eine Armee von 1000 Mann zu ernähren vermöchten. Woran Südafrika besonders reich ist, das sind die großen Herden von Antilopen und Gazellen, denen sich die Zebras und Gnus beigesellen. Da ist zu nennen als die größte die Elenantilope (Oreas canna Gray), mit 50 cm langen geraden oder leicht gebogenen Hörnern; dann die blauen und schwarzen Böcke (Hippotragus equinus Sund. und capensis Sund.) jene mit stark gekrümmten, geringelten Hörnern weißgrau, diese, auch Pasan genannt, mit 1 m langen geraden Hörnern aschgrau; das „Haarte Beest" oder die Kuhantilope (Bubalis caama Sund.), hell zimtbraun, die Hörner biegen sich anfänglich nach vorn und außen, dann rückwärts und nach außen; der Riedbock (Cervicapra eleotragus Sund.) mit langen, an der Spitze nach vorn gebogenen Hörnern lebt paarweise im Schilf und Ried des Sumpflandes; die Blaß- oder Bleichböcke (Calotragus scoparius Sund.) mit kurzen, nur an der Spitze leicht vorwärts gebogenen Hörnern, hell fuchsrot oder gelbbraun mit einem weißen Flecken über den Augen und weißem Kinn und weißen Lippen, etwas größer als unsere Ziegen; der Buntbock (Bubalis pygarga Sund.) mit 40 cm langen, unten auf- und auswärts, in der Mitte rück- und seitwärts, an der Spitze wieder aufwärts gebogenen Hörnern, dunkel-

---

[1]) „Sieben Jahre in Südafrika." Wien, bei Hölder 1881.

[2]) Travels in the interior of South-Africa. London 1868.

braun mit rötlichem Schimmer; der Klippspringer (Calotragus saltatrix Sund.), mit kurzen nach vorn gebogenen Hörnern, von der Färbung unserer Rehe und ihnen ähnlich, nur etwas länger. Die größten Herden — Merensky schätzt eine Herde auf 50 000 Stück[1]), andere sprechen von 12 000 — bildet der Springbock (Antilope euchore Forst.), mit leierförmigen, geringelten schwarzen Hörnern, zimtbraun mit einer schneeweißen Rückenlinie und weißem Schwanz mit schwarzbraunem Endbüschel, sie leben in den Steppen Südafrikas und lassen sich zähmen, was von den übrigen Antilopen nicht gesagt werden kann. Das schnellste Tier in den südafrikanischen Ebenen ist aber das Gnu oder Wildebeest (Catoblepas gnu Sund.), mit kurzen rückwärts gebogenen Hörnern, Nase, Kehle und Brust sind braun behaart, der Körper ist dunkel braungrau, die Mähne weißlich, der Schwanz roßschweifartig; verwundet geht es wütend, den Blick abwärts gerichtet, auf seinen Feind los; ein Verwandter davon das blaue „Wildebeest“ (Catoblepas Gorgon). Von Pferden ist vor allem das Zebra zu nennen (Equus zebra L.), der weiße oder hellgelbe Grund seines Felles ist, die innere Seite der Oberschenkel und den Bauch ausgenommen, von schwarzen oder rotbraunen Querbinden gestreift, über den Rücken und die Vorderseite des Bauches zieht sich ein schwarzbrauner Längsstreifen. Die Tiere werden bis zu 2,2 m lang, der Schwanz mißt 60 cm, sie leben herdenweise in Süd- und Ostafrika bis zu 10° nördl. Breite. Südlich vom Vaalfluß lebt das Quagga (Equus quagga Gmel.), mit braunem Fell, nur am Kopf, Hals und Schulter grauweiß gestreift. Die Tigerpferde oder Dauw (Equus Burchelii Gray), meist in Gesellschaft der Wildenbeest sind oben isabellfarbig, unten weiß, Kopf, Hals und Leib zeigen schwarze Querstreifen, sie finden sich auch noch nördlich vom Vaal vor. Sehr gefürchtet ist der südafrikanische Büffel (Bubalus Caffer L.), die Hörner entspringen in breiten Wülsten auf der Stirne, biegen sich zuerst nach unten und hinten, dann nach oben und innen, das Tier ist schwach behaart, dunkelbraungrau und lebt in Herden in sumpfigen Waldgegenden, greift Menschen und Tiere an und läßt sich nicht zähmen, nur wenige Tiere wurden nach Europa gebracht und diese blieben wild. Seine Haut giebt das stärkste Sohlleder. Die Giraffen (Camelopardalis giraffa Schreb.), gelblich weiß mit braunen Flecken, tragen auf der Stirne 2 Stirnzapfen, den Hals entlang hinten einen Längskamm von Haaren, sie

[1]) S. oben S. 17.

leben in kleineren Herden und nähren sich von Gras und den Blättern einer Mimose, Acacia giraffae.

Charakteristisch für die südafrikanische Tierwelt sind ferner die Dickhäuter, vor allem der afrikanische Elefant (Elephas africanus Blumenb.), mit großen Schlappohren und rautenförmigen Figuren auf den Kauflächen der Zähne, größer als sein asiatischer Vetter und nicht zu zähmen, heute in größerer Menge bloß noch zwischen 22° südl. Br. und 15° nördl. Br., das Hauptwild, auf das gejagt wird. Er ist aber schon stark zusammengeschossen, die Ausfuhr an Elfenbein betrug in der Kapkolonie 1875 ℳ 6975000 und 1886 nur noch ℳ 81000; ebenso in Natal 1862 ℳ 540000, 1872 180000, 1886 153000[1]). In den Flüssen und stehenden Gewässern trifft man das plumpe Nilpferd (Hippopotamus amphibius L.), das nachts die Gewässer verläßt, um auf Grasplätzen seine Nahrung zu holen, dabei verwüstet es die Ackerfelder; wenn es gereizt wird, greift es den Menschen an. Von Nashörnern beherbergt Afrika 2 Arten: in Mittelafrika von 18° nördl. Br. bis 24° südl. Br. das afrikanische oder zweihörnige Nashorn, vornen auf der Nase ein großes Horn, dahinter ein kleineres, daher Rhinoceros bicornis L. (bei Keitloa, das eben dort vorkommt, umgekehrt), es wird 3 bis 4 m lang und ist sehr gefürchtet. Noch größer ist die zweite Art, welche in Südafrika vorkommt, Rhin. simus Burchell., das platt- und stumpfnasige, das vordere Horn bis zu 1 m lang, das hintere stummelförmig, mit stumpfer Schnauze — das größte Rhinozeros unter den heute lebenden. Es giebt davon eine weiße Varietät und die englische Regierung soll nach Dr. H. Raddatz[2]) einen Preis von 200000 ℳ ausgesetzt haben für das erste Exemplar, das nach London gebracht wird. Zur Jagd auf diese riesigen Dickhäuter verwenden die Boeren zum Teil Dynamit. Diese Aasjägerei ist nun allerdings vom Gesetz verboten, aber die Regierung hat nach dem genannten Gewährsmann nicht die Macht, das Verbot streng durchzuführen.

An die Dickhäuter reihen sich die Wildschweine an, nämlich die Warzenschweine, so genannt, weil sie unter dem Auge eine Warze und auf der Wange einen Fleischlappen haben, sie sind häßliche, schnelle, wilde Tiere, die sich jung zähmen lassen, im Alter aber wieder unbändig werden. Man kennt zwei Arten, im tropischen Afrika Phacochoerus

---

[1]) Merensky 19.

[2]) 1886, 53. P. Spillmann 407.

Aeliani Rüpp., graulich schieferfarben mit langer Mähne, und Ph. Pallasii v. d. Hoev. im südlichen Afrika, schwärzlich, mit langen Eckzähnen. Im Südwesten Afrikas leben die Larvenschweine, welche zwischen Augen und Schnauzenspitze eine warzige Anschwellung haben. Diese Art (Potamochoerus africanus Gray.) hat eine liegende Nackenmähne und ziemlich starken Backenbart.

Von Raubtieren ist der Löwe zu nennen, Felis leo senegalensis, dessen Mähne im Unterschied vom Berberlöwen kürzer und weniger dicht ist. In Südafrika kommt eine Varietät dieses Senegallöwen vor, Leo capensis, welche sich nur durch die dunklere Mähne unterscheidet. Einmal kam ein Löwe nahe auf Mauch zu, dieser warf sich in knieende schußfertige Stellung, um im Augenblick des Absprunges des auf den Vordertatzen kauernden Löwen sein Auge zu treffen. Der Löwe zog es aber vor, wie Mauch schreibt, vor dem ruhigen, sicheren und unverwandten Blick seines Gegners „die Segel zu streichen". Auch Merensky schreibt, daß der Löwe oft, als ob er sich besinne, nach dem drohenden Ansprung einige Schritte vor seinem Feinde stehen bleibe, während der Panther (Felis pardus L.) oder afrikanische Tiger, wenn er gereizt anspringt, auch sicher beißt. Der letztere, auch Leopard genannt, kommt in ganz Afrika vor, ihn holten schon die Römer zu ihren Kampfspielen, er lebt hauptsächlich von Antilopen. Weniger gefürchtet sind die Hyänen, die gefleckte (Hyaena crocuta Zimm.) dunkelweißgrau mit braunen Flecken, und der Erdwolf (Proteles Lalandii Geoffr.), welcher der gestreiften Hyäne Nordafrikas sehr nahe steht. Er hält sich den Tag über in unterirdischen Höhlen auf und geht nachts auf die Jagd und stellt hauptsächlich den Schafen nach. Von Hunden oder Wölfen ist der Hyänenhund (Canis pictus Desm.) zu nennen, diese hyänenähnlichen Hunde leben in Rudeln von 30—40 Stücken und überfallen Schafe, Antilopen, ja Büffel; weiter der Schabrakenschakal, oben rostrot mit einer schwarzen Schabrake auf dem Rücken, macht ebenfalls in Gesellschaft nachts seine Streifzüge (Canis mesomelas Schreb.). Der südafrikanische Fuchs oder Löffelhund (Otocyon caffer Lichtst.) wird wegen seines schönen gelblichgrauen Felles von den Eingeborenen häufig gejagt. Von Nagetieren seien die Stachelschweine angeführt, es sind aber nicht die gewöhnlichen, welche in Nordafrika und Südeuropa vorkommen, sondern die afrikanischen Quastenstachler (Atherura africana Gray.), deren Schwanz mit Schuppen bedeckt ist und am Ende eine Quaste von hornigen Schuppen trägt.

Von Vögeln ist das vornehmste Wild der Vogel Strauß (Struthio camelus L.), der auch in den Steppen und Wüsten Südafrikas lebt; mehrere Hennen legen in eine Vertiefung in der Erde etwa 30 Eier, die sie den Tag über abwechselnd bebrüten, nachts brütet der Hahn. Das Ei ist 15 cm lang, 12 dick und wiegt bis zu 3 Pfund. Der Vogel läuft schneller als ein Rennpferd, trotzdem hat die Jagd ihm schon bös mitgespielt. Es giebt übrigens in Südafrika viele Gärten, in denen Strauße gezüchtet werden, da die Federn der zahmen schöner und weniger verletzt sind als die der wilden. Besonders beliebt als Jagdvögel sind die Hühner, nämlich die Perlhühner, vor allem das Hornperlhuhn (Numida cristata Pall.), dasselbe wird einen halben Meter hoch, hat graues, weiß geflecktes Gefieder und trägt auf der Scheitelmitte einen hornartigen Aufsatz. Dazu kommt der Frankolin, namentlich in der Nähe der Gewässer. Von den Raubvögeln nennen wir nur den kosmopolitischen Fischadler (Pandion haliaëtus Cuv.) an den Flüssen und Seen und den Sekretär (Gypogeranus serpentarius Illig.), aus dessen Schopf hinten nach unten mehrere lange Federn hervorstehen, er liegt hauptsächlich der Schlangenjagd ob.

Die Reptilien werden von den Jägern mehr gefürchtet als gesucht. Sehr häufig ist in den Gewässern das Krokodil (Crocodilus vulg. Cuv.), das auch Nilkrokodil heißt. Es geht indessen im Nil nicht weiter nördlich als bis Theben. Dasselbe legt 40—60 Eier, die von den Eingeborenen gegessen werden. Es hat Moschusgeruch und wird zum Teil wegen dieser Moschusdrüsen gejagt, welche die Parfumerie benützt. Wenn die Krokodile nur beim Durchschreiten der Flüsse oder beim Baden gefährlich werden können, so sind dagegen die Schlangen auf Schritt und Tritt, während des Marsches wie am Lagerplatz zu fürchten. Das gefürchtetste dieser Tiere ist die Puffotter (Vipera arietans) mit dickem, froschartigem Kopf, von ihrem Biß stirbt ein Hund nach 10 Minuten oder wenigen Stunden. Die meisten Schlangen verlassen in der Dämmerung ihre Verstecke, daher erfolgen die meisten Verwundungen nachts. Mauch, der sonst wohl das am wenigsten kannte, was man Furcht nennt, gesteht, daß die Schlangen ihm als die größten Feinde erschienen. Er nennt eine Schlange die „Spritzschlange“, weil sie dem Gegner ihren ätzenden Speichel in das Gesicht spritzt. Merensky spritzte eine solche Schlange, als er ihre Eigentümlichkeit noch nicht kannte, das Gift auf 3 bis 4 Schritt Entfernung so haarscharf in das Gesicht, daß die Tropfen an seiner Brille hingen, die ihn also vor langwieriger Augenkrankheit, wenn nicht vor dem Verlust des Augen=

Karte von Mauchs Reisen.



Karte zu dem Werk:
Karl Mauch, Lebensbild eines Afrikareisenden.
Gezeichnet von E. Mager. (Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.)

lichtes bewahrte. Eine andere Schlange ist die Springschlange — das könnte die Puffotter sein, sie schießt zuerst vom Menschen weg, um in raschem Schwunge mit dem Kopf nach rückwärts ihn wieder anzufallen und zu beißen. Eine weitere Giftschlange ist der „Kuhtöter", Beestbyter, von den Basutos „Mokopa" genannt, bis zu 10 Fuß lang, sie verbirgt sich im Laub der Bäume und soll 5 bis 7 Stück Rindvieh hintereinander beißen und töten, wenn die Herde unter ihr wegzieht [1]. Mauch hatte sich nach und nach an die Schlangen gewöhnt [2], er ließ sie zur Nachtzeit ruhig an sich herankommen, wo sie unter einem Stück der Decke in seiner Nähe warm liegen wollten. Nun wartete er den Augenblick ab, wo das Kriechtier, den Kopf seitwärts gewendet, sich Ruhe gönnte, sprang rasch nach der andern Seite auf, die Decke zurückwerfend, um mit dem Stock oder sonst einer Waffe das Tier zu erschlagen. Aber wie abergläubisch die Eingeborenen sind! Als Mauch bei den Makalaka sehr giftige Schlangen wegschoß, kam er in den Verdacht, er vertreibe durch sein Schießen den Regen.

---

19. Kapitel.

Die Jagdbeute: ein Jagdzug in das Gebiet des Limpopo; Erfolg der Jagd; das Zerlegen und Zubereiten des Fleisches; Geschmack der verschiedenen Fleischarten.

Ein Jagdzug in das Gebiet des Limpopo.

Man kann wohl sagen, im Innern Südafrikas ist jeder Weiße mehr oder weniger Jägersmann, selbst die Friedensboten des Evangeliums sind genötigt, dem Gewerbe der Jagd obzuliegen, denn nur so können sie sich ernähren, wenn auch bei den katholischen Missionaren eigentlich die Erlaubnis des P. Superior dazu eingeholt werden mußte. P. Spillmann schreibt [3]: „für unsern Tisch waren wir vollständig auf die Jagd angewiesen .... am Abend prächtige Hühner, am Morgen herrliche Fische aus dem Limpopo und am Mittag köstlicher Honig, alles das unentgeltlich!" Freilich war der Erfolg nicht immer der gleiche.

---

[1]) A. Merensky 22.

[2]) S. oben S. 23.

[3]) P. Spillmann 89. 106. 108. 146. 295. 392. 396. 407.

Livingstone sagt [1]): „wenn man auf der Reise hinsichtlich der Nahrungsmittel von der Büchse abhängt, so gibt es immer entweder Hungersnot oder Übersättigung, entweder Fleisch im Überfluß oder gar keines. Am häufigsten gibt es knappe Kost, außer wenn reichliches Wild vorhanden ist, wie es weit den Sambesi hinauf der Fall ist. Wir hatten an einem Morgen 2 Flußpferde und einen Elefanten, im ganzen etwa 160 Centner Fleisch und zwei Tage nachher nur den Rest von wenigen Sardellen zum Mittagsmahl."

Abgesehen von diesen Männern, die schießen, um sich zu ernähren, gibt es aber Hunderte von Boeren, welche großartige Jagdzüge veranstalten und zu ihnen gehörte der alte Hartley. Mauch schildert die Jagd auf seiner ersten und zweiten Reise in Hartleys Gesellschaft folgendermaßen [2]): „mehrere Stunden waren wir den Krokodilfluß entlang in nordwestlicher Richtung gefahren, da hatten wir das ersehnte Jagdgebiet erreicht. Auf der weit ausgedehnten, steppenartigen Fläche, die sich gegen Nordwesten vor uns ausbreitete, zeigten sich mehrere Herden vom blauen Wildebeest (Catoblepas Gorgon), vom Springbock (Antilope euchore), der Kuhantilope (Kaama) und Zebra. Die beiden Jagdwagen wurden in gedeckte Stellung gebracht und man rückte dem Wilde näher auf den Leib. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich unbemerkt anzuschleichen, streckte endlich eine wohl gezielte Kugel ein Wildebeest nieder, die andern ergriffen die Flucht und hielten erst wieder, als sie etwa eine Meile (1,6 km) entfernt waren. Das gefallene Tier wird abgehäutet, in größere Stücke zerlegt und zu dem Wagen getragen, wo man es in dünne Streifen zerschneidet und zum Trocknen auf Büsche oder niedrige Baumäste hängt."

Also trocknen die Jäger das Fleisch in der Sonne, wie die Graubündner ihr „gediegenes Fleisch", das sie aus Ochsenfleisch ebenso herstellen; in Südamerika heißt dieses Fleisch carne sec [3]), „trockenes Fleisch."

„Ähnlich wird", fährt Mauch fort, mit jedem Stück verfahren und die Jagd solange fortgesetzt, bis endlich die gewünschte Menge getrockneten Fleisches, Biltong genannt, vorhanden ist. Weil es hier nun keine Jagdgesetze gibt, so holt sich jeder, der Lust hat, seinen Bedarf an Fleisch, wo und wann er will. Die Häute der erlegten Tiere werden

---

1) Ebenso Le Vaillant II. 179.

2) Ergh. 37, 17. 34.

3) A. Merensky 17.

teils gegerbt und als Ober- oder Sohlleder zu Markt gebracht, teils in noch rohem Zustande an umherreisende Händler gegen Kleidungsstoffe, Pulver, Blei und dergl. ausgetauscht."

Erfolg der Jagd.

Es läßt sich denken, daß solche Jagden die Jäger nicht selten auch in Gefahr bringen. Schon mancher Boer, ja mancher Forscher begoß den Jagdgrund mit seinem eigenen Blute und fand dort sein Grab. Wilh. v. Harnier, der einem Neger das Leben retten wollte, fand am 23. Nov. 1861 auf der Büffeljagd am weißen Nil, der schwedische Ingenieur und Naturforscher Wahlberg nordöstlich vom Ngami-See auf der Elefantenjagd 1856 seinen Tod. Der schwedische Reisende und Händler Anderson wurde durch ein Rhinoceros schwer verletzt [1]. Mauch hatte es seinem Mut und seiner Geistesgegenwart zu verdanken, daß er aus allen Jagdabenteuern unversehrt davon kam. Wir dürfen wohl annehmen — er selbst ist ja zu bescheiden, dies auszusprechen — daß Mauch manch' einen Meisterschuß that, nachdem er sich in passender Weise bewaffnet hatte [2]. Er schoß nach Dr. Kunze [3]) von Mimusops globosa, einem Baume Südamerikas, die herrlich schmeckenden Früchte herunter. In seinem zweiten Vortrag, den Mauch nach seiner Rückkehr zu Stuttgart hielt, erregten seine Schilderungen der Jagd in Südafrika das Interesse der Zuhörer auf das lebhafteste. Daß er nach dieser Hinsicht bei Hartley und Harmsen die beste Schule genoß, die er besuchen konnte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Und so war auch der Erfolg des ersten Jagdzuges unter Hartleys Führung ein sehr ergiebiger: 91 Elefanten mit etwa 80 Stücken anderen Wildes, darunter 2 Giraffen, 8 Elends, 2 Flußpferde, 3 Büffel, 5 Nashörner. Die Elefanten lieferten, wenn man das durchschnittliche Gewicht eines Stoßzahns zu 22½ Pfd. rechnet, über 4000 Pfd. Elfenbein, was bei einem Preise von 5 sh auf das Pfd. einen Wert von 1000 Pfd. Sterl. ergibt.

Weniger günstig war das Ergebnis auf der Hungerreise vom Jahr 1868; Mauch schoß in 3 Monaten: 4 Pallah (eine Hochhornantilope Aepyceros melampus), 2 Wasserböcke (Aegoceros ellipsiprymnus so groß beinah wie unser Edelhirsch), 1 Tsessebe, 1 Zebra, einen Steinbock (nicht

[1]) 1871, 169.

[2]) S. oben S. 37.

[3]) S. dessen Werk „Um die Erde".

den der Alpen, sondern die Bockantilope Calotragus tragulus Sund.) und nur 2 Perlhühner. Das Großwild wie Elefanten, Rhinoceros und Büffel zeigte sich gar nicht. In der Freude, ein Straußennest mit 11 Eiern zu finden, ließ Mauch den Vogel entkommen, dessen Federn einen Wert von *M.* 200 gehabt hätten [1]).

Es versteht sich, daß die großen Jagdzüge der Berufsjäger nicht ohne Einfluß auf den Bestand der Fauna Südafrikas sind. „Wenn man bedenkt," schreibt Mauch [2]), „daß Hunderte von Bauern jährlich mehrmals solche Frachten Wildfleisch holen, daß die Eingeborenen, seit sie sich meist heimlich Gewehre erworben haben, das Wild bis in seine verborgensten Schlupfwinkel mit riesiger Ausdauer verfolgen, so darf man sich nicht wundern, daß der Reichtum der Jagdgebiete sich verringert und das unaufhörlich verfolgte Wild sich in die entlegensten Gegenden zurückzieht und in gar nicht ferner Zeit Busch und Steppe ihres schönsten Schmuckes beraubt sein werden. Meinem so oft in den schönsten Hoffnungen enttäuschten Jäger (Hartley) schien es nicht mehr recht behagen zu wollen, er trat bald die Rückreise nach seiner Farm an und wählte den kürzeren Weg durch den anmutigen Buschwald über die granitische Höhe zwischen den Pilaansbergen und denen bei Ramakoko im Osten davon. Der Besuch beim Häuptling Ramakoko galt nichts anderem als Unterhandlungen der dienstbaren Geister wegen, die auf die Jagd mitgehen sollten." An anderer Stelle sagt Mauch [3]): „von den früher zahllosen Scharen des Steppenwildes haben sich bedeutendere Reste nur noch in jenen Strichen erhalten, welche wegen ihrer Wasserarmut noch nicht zu Ansiedlungen tauglich befunden worden sind oder vom Jäger nicht allzu häufig besucht werden, die Zeit ist jedoch nicht mehr fern, wo auch diese Reste verschwunden sein werden, wenn nicht eine geordnete Jagd zu stande gebracht wird." Ebenso berichtet P. Spillmann [4]): „von der furchtbaren Schnelligkeit, mit der die Zerstörung im Tierreich hierzulande fortschreitet, macht man sich keinen Begriff. Nicht die geringste Schuld an dieser Vernichtung der afrikanischen Fauna tragen die weißen Jäger. So z. B. haben unsere 3 Holländer allein in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes in Tati an Tieren getötet: 18 Giraffen, 2 Büffel, 20 Strauße, 50 Antilopen,

---

[1]) 1870, 2.
[2]) Ergh. 37, 17.
[3]) Ergh. 37, 20.
[4]) S. 155 im Okt. 1879.

3 Tiger, 2 Löwen. Kein Wunder also, wenn das Wild die Spuren des Menschen flieht!“

Es ist also die Pflicht der Afrika kolonisierenden Mächte, durch Gesetze diesem Vernichtungswerke Einhalt zu thun, so weit möglich; der Tierfreund wird übrigens mit Bedauern bald das Aussterben dieser oder jener Tierart feststellen müssen, die gleiche traurige Erfahrung, die man in Amerika und Australien machte.

Das Zerlegen und Zubereiten des Fleisches.

Oben wurde schon angeführt, daß das Fleisch der Antilopen in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Von Interesse ist es zu hören, wie die Eingeborenen (Makololo), welche mit Livingstone 1860 am Sambesi aufwärts zogen, einen Elefanten teilten und verzehrten: „das Zerlegen eines Elefanten ist ein Schauspiel, das durchaus einzig in seiner Art bleibt. Die Leute stehen da in Totenstille um das Tier, während der Führer der reisenden Gesellschaft erklärt, daß nach altem Recht der Kopf und das rechte Hinterbein dem gehören, der das Tier erlegte, d. h. demjenigen, der ihm die erste Wunde, sodann das linke Hinterbein dem, der die zweite Wunde beibrachte oder das Tier, nachdem es gefallen, zuerst berührte, das Fleisch um das Auge herum dem Führer der Gesellschaft, und verschiedene Teile den Vorstehern der verschiedenen Feuer oder Gruppen, aus welchen das Lager zusammengesetzt ist, wobei er nicht vergißt, die Aufbewahrung des Fettes und der Eingeweide für eine zweite Verteilung einzuschärfen. Nach dieser Rede beherrschen die Eingeborenen ihre Aufregung nicht länger, sie erheben ein wildes Geschrei, indem sie mit einer Menge von Speeren, deren lange Schäfte über ihren Köpfen in der Luft zittern, am Leichnam herumschneiden. Ihre Aufregung wächst mit jedem Augenblick und erreicht ihren Höhepunkt, wenn die ganze Masse sich schön auseinander legt, was durch ein Brausen von Gas angedeutet wird. Einige springen hinein und wälzen sich vor Begierde nach dem schönen Fett, während andere laut schreiend mit Stücken des blutigen Fleisches fortlaufen, es ins Gras werfen und forteilen, um noch mehr zu holen. Alle schwatzen und schreien fortwährend, so laut sie nur können. Bisweilen ergreifen zwei oder drei, ohne sich um die Gesetze zu kümmern, ein und dasselbe Stück Fleisch und kämpfen darum in lebhaftem Wortkampf. Dann und wann erhebt sich ein mörderisches Geschrei: ein Eingeborener taucht aus der beweglichen Masse des toten Elefanten und der durcheinander tobenden Menschen hervor mit übel zerschnittener Hand, die sein Nachbar und

Freund eben mit dem Speere bearbeitete; um böses Blut zu verhindern, sind für ihn ein Lappen und einige besänftigende Worte nötig. In unglaublich kurzer Zeit sind die Tonnen Fleisch — beim afrikanischen steigt das Gewicht bis zu 6000 kg — zerschnitten und ringsum auf besondere Haufen niedergelegt."

„Den Vorderfuß des Tieres kochten wir für uns auf einheimische Art. Es wurde ein großes Loch in den Boden gegraben und darin ein Feuer angezündet; als das Innere des Loches durch und durch erhitzt war, wurde der ganze Fuß hineingelegt und mit heißer Asche und Erde überdeckt. Über das Ganze wurde ein zweites Feuer gemacht und die ganze Nacht brennend erhalten. Nächsten Morgen bekamen wir den so gekochten Fuß zum Frühstück und fanden ihn köstlich. Es ist ein weißliches Fleisch, schwach gallertartig und süß wie Mark. Nach einer Mahlzeit von Elefantenfuß ist ein langer Marsch eine Vorsichtsmaßregel, um Gallenfieber zu verhindern. Rüssel und Zunge des Elefanten sind ebenfalls gut und gleichen nach langem, gelindem Kochen sehr dem Rücken eines Büffels und der Zunge eines Ochsen; alles übrige Fleisch ist zäh und läßt sich wegen seines eigentümlichen Geschmacks nur essen, wenn man sehr hungrig ist."

„Was unsere Leute für Mengen verschlingen, ist ganz unglaublich. Sie kochen, so viel nur ihre Töpfe fassen und essen so lange, bis es für sie unmöglich wird, noch etwas hineinzubringen. Dann folgt ein tobender, von lautem Gesang begleiteter Tanz, und sobald sie ihr erstes Gericht hinuntergeschüttelt und den Staub und Schweiß des Nachspiels abgewaschen haben, fangen sie wieder an zu braten; darauf kommt ein kurzer Schlaf, bald sind sie wieder auf und abermals beim Fleische, und so geht das Kochen und Essen, Braten und Verschlingen die ganze Nacht hindurch mit wenig Unterbrechung."

Häufig essen die Eingeborenen das Fleisch auf der Jagd auch roh nach Dr. Ratzel. Die nächst höhere Stufe ist das Braten in glühenden Kohlen, dabei verzichten sie gern auf Pfanne und Topf [1]); nur die weißen Jäger und Reisenden bereiten sich getrocknetes Fleisch durch Trocknen an der Sonne oder Räuchern an einem tüchtigen Feuer, um für Zeiten der Not vorzusorgen.

Geschmack der verschiedenen Fleischarten.

Auch in Afrika gilt die Regel: de gustibus non est disputandum

[1]) P. Spillmann 90.

d. h. über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Trotzdem unterscheiden die Jäger scharf die verschiedenen Fleischarten nach ihrem Wohlgeschmack. Am wenigsten wohlschmeckend ist das Fleisch der katzenartigen Tiere, das Löwenfleisch ist hart und sehnig und hat einen solch durchdringenden Geruch, daß die Hunde, wenn sie es beriechen, zurückspringen [1]. Das Fleisch des Wildebeest (Gnu) ist ebenfalls nicht gesucht [2]. Vom Elefantenfleisch war schon oben die Rede, das Herz des frisch erlegten Tieres wird von allen Jägern als ein Leckerbissen erster Klasse gepriesen. Übrigens geht kein Tier so rasch in Fäulnis über wie der Elefant [2]. Am Nilpferd schätzt man die Zunge und den Speck sehr hoch, letzteren zieht man dem Schweinefett vor, außerdem werden die Eckzähne als Elfenbein verkauft [3]. Das Fleisch der Affen ist nicht übel, nur etwas trocken [2]. Ueber das Fleisch der Krokodile lauten die Urteile verschieden. P. Spillmann schreibt: „das Fleisch der Krokodile in Schichten gelagert wie bei Stören bietet den appetitlichsten Anblick dar. Einfach im Wasser abgekocht, hat es den Geschmack von guten, frischen Stockfischen; ich bin überzeugt, ordentlich zubereitet würde es als Fischdelikatesse verkauft werden." Anders Baker [4]: „was meinen Geschmack betrifft, so kann nichts ekelhafter sein als Krokodilfleisch. Ich habe fast alles gegessen, aber obgleich ich Krokodil gekostet habe, so konnte ich es doch nicht dahin bringen, dasselbe zu schlucken; der vereinigte Geschmack von schlechtem Fisch, faulem Fleisch und Moschus ist die dem Schwelger dargebotene Speisekarte." Die Eingeborenen sah Livingstone Krokodilfleisch mit Lust verspeisen, „in uns aber erweckte der Gedanke, das moschusartig riechende, fischähnlich aussehende Fleisch zu genießen den Gedanken an Kannibalismus." Rowley, weniger empfindlich, verspeist Krokodilfleisch mit Appetit. Das Fleisch des Zebra ist nach P. Spillmann [5]) gebraten vortrefflich. „Mancher Jäger ißt nicht davon, weil es eine Pferdeart ist, allein wir fanden es gut und würden Gott danken, wenn es uns nie daran fehlen würde. Minder gut fanden wir das Fleisch von Straußen, da es dürr und trocken ist; vielleicht hängt das von der Art der Zubereitung ab, man bratet einen ganzen Flügel einfach unter der Asche." Giraffenfleisch gilt als sehr wohl-

[1]) Pananti S. 141.
[2]) P. Spillmann 201. 150. 101. 108.
[3]) Merensky 19.
[4]) II, 104.
[5]) P. Spillmann 151. 101. 147. 142.

schmeckend, auch wird das Fell teuer verkauft [1]). Der Darm der Giraffe wird 45 m lang. Am gesuchtesten aber ist das Fleisch von Antilopen und Büffeln. Daher bilden auch die zahlreichen Antilopenherden das Hauptwild, auf das gejagt wird, in zweiter Linie die Büffel, eine Jagd, die aber weit gefährlicher ist. Eingeborene essen auch Schlangen, ihr Fleisch soll ganz wie das des Aal schmecken. Von Eiern wird das des Vogel Strauß mit Vorliebe verspeist, sein Inhalt entspricht 25 bis 30 Hühnereiern. Als Rührei oder Omelette zubereitet ist es kaum von Hühnereiern zu unterscheiden. Die Eingeborenen essen auch Krokodilseier, doch konnte Gerhard Rohlfs denselben keinen Geschmack abgewinnen.

---

20. Kapitel.

Mauchs Kartenzeichnung: die Karten von Südafrika vor Mauchs Zeit; Mauchs Vorbereitung der Karten; astronomische Beobachtungen.

Die Karten von Südafrika vor Mauchs Zeit.

Merensky schreibt in seinem Text zu seiner neuen Karte der südafrikanischen Republik [1]): „Im Jahre 1860 war es noch unmöglich, eine Karte des heutigen Gebietes der südafrikanischen Republik zu entwerfen. Es war dasselbe fast noch ganz unbekannt. Die ausgewanderten holländischen Bauern hatten gegen das Ende der dreißiger Jahre in den besten Strichen Transvaals Farmen, selbst einige sog. Dörfer d. h. Mittelpunkte für die Verwaltung ihrer Angelegenheiten angelegt, aber es fehlten unter diesen Leuten Männer, die das Geschick oder auch nur den Sinn gehabt hätten, für die Feststellung der geographischen Verhältnisse des besetzten Landes etwas zu thun. Landesvermesser gab es in jenen Zeiten unter den Bauern noch nicht; der Grundbesitz wurde durch Umreiten der Feldmark nach dem Kompaß bestimmt, und im betreffenden Schriftstück die Zahl der Minuten, welche das im Schritt gehende Pferd zu dieser Arbeit brauchte, als Maß der Entfernungen eingetragen. Von europäischen Reisenden hatten die berühmten Missionare Moffat und Livingstone die südlicheren Teile des Landes, Jäger wie Gordon Cumming, Harris, Delegorgues und Gassiot auch die nördlicheren Striche bereist; aber wie verdienstvoll auch diese

---

[1]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 10 Band Taf. VI, 366. 1875.

Reisen als Voruntersuchungen gewesen sind, daß die Kenntnisse auch dieser Männer von den Einzelnheiten der Bodengestaltung des Landes nur eine geringe war, das beweisen alle aus diesen Zeiten stammenden kartographischen Darstellungen der Republik."

„In den fünfziger Jahren gab General Hall eine sehr tüchtig gearbeitete Karte Südafrikas in England heraus. Auch das Transvaalgebiet war auf derselben dargestellt, aber leider wie es nach den vorausgeschickten Bemerkungen gar nicht anders zu erwarten war, in lücken- und fehlerhafter Weise. Auch die Kenntnis der ethnographischen Verhältnisse war noch sehr gering in jener Zeit. In den fünfziger Jahren finden wir die Volksnamen, welche die Reisenden gesammelt hatten, ohne Verständnis und Kritik in die kartographischen Darstellungen eingetragen. Erst nachdem im Anfang der sechziger Jahre die Republik sich mehr und mehr dem Verkehr öffnete, wurde auch ihre Geographie schrittweise gefördert. Berliner Missionare faßten 1860 im Lydenburger Bezirk festen Fuß. Sie gaben zuerst über den oberen Lauf der ostwärts strömenden Flüsse, wie über die Völkerverhältnisse Aufschluß. Im Jahre 1865 traf der Reisende Mauch ein. Seine Reisen führten ihn zunächst durch die südlichen und westlichen, später auch durch die nördlichen und östlichen Teile des Landes. Besonders in Bezug auf die ersteren verdankt die Kartographie Transvaals diesem unermüdlich thätigen Manne unendlich viel."

Mauchs Vorbereitung der Karten.

Mauch wurde zu dem Plane, eine Karte von Transvaal zu entwerfen, schon durch die Not gedrängt; rasch erkannte er das Bedürfnis, das vorlag, und so hoffte er durch dieses Werk sich einen Namen zu machen und die Mittel für seine Reisen zu erwerben. Aber er gieng dabei, wie bei allem seinem Thun, redlich und ehrlich zu Werke; weder ließ er seiner Fantasie die Zügel schießen, noch stützte er sich auf die Aussagen der Eingeborenen.

Wie leichtfertig hatte man früher Karten des dunklen Weltteils entworfen! Noch im Jahre 1749 zeichnete d'Anville eine Karte von Afrika mit Zuhilfenahme von Schriften des Ptolemäus (im 2ten Jahrh. nach Chr.) und des Edrisi in einer Weise, die Swift mit folgendem Verse geißelte:

Geographers, in Afric maps,
with savage pictures fill their gaps
and over unhabitable downs
place elephants for want of towns.

Was thut der Geograph denn wohl,
wenn er den Weltteil Afrika
auf eine Karte zeichnen soll?
Dann wird mit manchem wilden Bild
auch flugs der leere Raum gefüllt,
und wenn er keine Städte hat —
je nun, er malt an deren statt
Euch einen Elefanten hin! [1])

Ein anderes wohlfeiles Mittel, wodurch Kartenblätter ausgefüllt werden, ist die Benützung der Aussagen der Eingeborenen. Zum Teil mögen ja ihre Aussagen zuverlässig sein, in Südafrika aber sicher nicht. Petermann schreibt [2]): „während bei Karten von Nordafrika zum großen Teil die Aussagen von mehr oder weniger verständigen arabischen oder muhamedanischen Reisenden — die von Barth z. B. gesammelten Itinerarien gestatten die Zeichnung ziemlich ausführlicher Karten von Ländern wie Wadai, Bagirmi, Adamaua, von denen er selbst wenig oder nichts gesehen hat — und sogar oft von unverständigen und stumpfsinnigen Negern aushelfen müssen, entbehren die Karten vieler Gebiete südlich vom Äquator ganz dieser Unterstützung." Mauch hat diese Unmöglichkeit bald eingesehen, er schreibt [3]): „man kann sich auf keine Auskunft, sie sei auch von einem mit der Gegend noch so gut bekannten Boer erteilt, verlassen, noch weniger auf die Aussagen der eingeborenen Kaffern." Häufig verhindern ausgebrochene Fehden das Einziehen von Erkundigungen: „es ist kaum möglich, Erkundigungen einzuziehen, seit die Matebele mit allen Stämmen am Sambesi und nach Osten hin in Streit sind. Einige der Händler waren ziemlich weit nach Osten von meinem Nordostpunkt im J. 1866 vorgedrungen, allein ihre Mitteilungen sind derart, daß ich es nicht wage, sie zu Papier zu bringen." Mauch hielt es in diesem Punkte ganz wie Livingstone, dem man sogar den Vorwurf machte, daß er zu wenig Angaben der Eingeborenen in seine Berichte aufnahm [4]). Allein man kann diese Vorsicht nur loben, Mauch nahm in seine Karten nur das auf, was er selbst sah; es erwuchs ihm aber daraus auch die Aufgabe, die Transvaalrepublik mit den angrenzenden Ländern, also ein Gebiet nicht viel kleiner als das Königreich Preußen, nach allen Richtungen, in die Kreuz und in die Quere zu durchwandern. Er schreibt z. B. im Anschluß an die Karte von den

[1]) Magazin v. merkwürd. neuen Reisebeschreib. 5. Band, Berlin Voß, 1791, 368.
[2]) 1867, 104.
[3]) 1870, 165. 1867, 104. 1869, 192.
[4]) 1876, 106.

Blaubergen: „beifolgende Karte zeigt die Notwendigkeit der letzten Reise. Einige Strecken legte ich in Begleitung von teuer erkauften Kaffern zurück, andere allein. Auf dem Wege vom Pongola nach Rustenburg hatte ich bei fast unerträglicher Hitze und schwer beladen, 2½ Tage lang auch nicht den geringsten Bissen Nahrung" [1]. Und dabei noch Messungen vornehmen, Einträge machen, Skizzen zeichnen!

Die astronomischen Beobachtungen.

Die einzige Grundlage für den Entwurf einer Karte von Südostafrika bildeten die astronomischen Beobachtungen. Dieselben warfen alle früheren Karten über den Haufen, sofern sie viele Punkte dieser Karten, auch der neuesten und besten, genauer bestimmten, nicht wenige zum erstenmal festsetzten [1].

Die Basis der Petermannschen Karte Taf. 1 in Heft 1 v. J. 1870 bilden eben diese Beobachtungen, die Mauch während der dritten größeren Reise im J. 1868 und Anfang 1869 gemacht hat; sie führten eine bedeutende Verrückung der Karte des ganzen Transvaalgebietes herbei [2].

Hören wir, wie Mauch seine astronomischen Beobachtungen betrieb: „ich nahm von hervorragenden Kuppen Peilungen der wichtigsten Punkte und stellte zahlreiche Beobachtungen für die Breite, sowie einige für die Länge an. Bei den Kompaßpeilungen stellte sich bald heraus, daß die Nadel an verschiedenen Punkten durch örtliche Anziehung bedeutend abgelenkt wurde. Während die Variation etwa 25° bis 26° westlich im Mittel betragen sollte, sank sie bis auf 8° 28′ westlich herab und war nirgends so hoch als jene Zahl. Mächtige Eisenerze sind die Ursache hievon. Bei Beobachtungen für Breite nehme ich Sternhöhen, wenn möglich zwei oder drei, und lasse das Resultat nur gelten, wenn der Unterschied bei den zweien oder dreien nicht über eine Minute beträgt. Ganz ähnlich mache ich es bei den Monddistanzen" [3].

Ein ganz besonderes Lob erntete Mauch von Petermann wegen dieser Beobachtung des Einflusses reicher Lager von Eisenerzen auf die Magnetnadel. „Alle diese und die früheren Bestimmungen Mauchs in

---

[1]) 1870, 165. 1869, 154.

[2]) 1870, 139.

[3]) 1870, 166. Die Magnetnadel zeigt bekanntlich nicht genau gegen Norden, sondern weicht von dieser Richtung ab (Deklination). Diese Deklination wechselt aber und zwar täglich (tägliche Variation) und mit den Jahren (säkulare). Sie betrug im Jahr 1580 11° 30′ östl., im Jahr 1663 0° 0 östl., im Jahr 1780 19° 55′ westl. im Jahr 1814 22° 34′ westl., im Jahr 1868 19° westl.

Transvaal sind um so wertvoller, weil die starke Ablenkung der Magnetnadel durch örtliche Anziehung alle Messungen und Reiseaufnahmen der Landvermesser, Reisenden und Missionare ohne astronomische Beobachtungen ganz besonders ungenau und unzuverlässig macht. Diese nun in ganz Nordtransvaal zuerst ausgeführt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Karl Mauchs, der, ursprünglich nicht für solche Messungen vorbereitet, sich während seiner 4jährigen Reisen und Arbeiten an Ort und Stelle trotz seiner bescheidenen Mittel die nötigen Kenntnisse und Instrumente erworben hat, was ganz besonders anerkennenswert ist." [1])

Astronomische Feststellungen von Mauch finden sich in Band 1869, 188 u. 192; 1870, 139 u. 166; 1871, 392 u. 1872, 81, 122. Nur die beiden vorletzten seien hier genannt.

„Das Mittel aus fünf Beobachtungen — Station Botschabelo — giebt für die Breite 25° 40′ 25″ S.; 15 Beobachtungsreihen für die Länge ergeben 29° 58′ 1″ O., wobei die Extreme eine Differenz von 52 Sekunden Zeit zeigen; auf gleiche Weise werde ich die Lage von Albasini Farm bestimmen."

Positionsbestimmungen: [2])

	Südl. Breite.		Oestl. Länge v. Greenwich.	
Potscheffstroom	26°	42′	27°	50′
Pretoria	25	44	28	43
Botschabelo	25	40	29	58
Lonehouse	27	2	31	57
Hamilton	26	18	30	50
Matala	23	44	29	33
Nylstroom	24	38	—	—
Blauberg	23	6	—	—
Zeerust	25	28	—	—
Marico-Mündung . . .	24	12	—	—
Inkumpi-Mündung . .	24	31	—	—
Bloemhof am Vaal . .	27	37	—	—
Lydenburg	25	4	—	—
Masserumule	24	48	—	—
Albasini	23	4	—	—

Unter vielen Afrikareisenden machte Mauch mit seiner verhältnismäßig gründlichen astronomischen Thätigkeit eine rühmliche Ausnahme.

[1]) 1870, 166.

[2]) 1872, 81. 1869, 382.

„Die Bildung anderer Reisenden hierzulande — unseren Freund und Landsmann Karl Mauch ausgenommen" — schreibt Ed. Mohr, „ist so, daß sie sich nur mit den Breitebestimmungen befassen; beobachten sie Azimute, so geschieht es „by projection with a lead line," ein rohes und unsicheres Verfahren; von den Herren Engländern habe ich hier in diesem Fache durchaus nichts lernen können. Wir (Mohr u. Mauch) besitzen reiches Material an Ortsbestimmungen für die durchreisten Gegenden und das Nötige in den Tagebüchern, um eine Karte entwerfen zu können" [1]).

Daß solche astronomische Beobachtungen nicht immer leicht auszuführen sind, versteht sich von selbst; die Eingeborenen sahen darin keineswegs unschuldige Beschäftigungen, die Makalaka glaubten, Mauch sehe nach den Sternen, damit der Regen nicht komme [2]).

Die Instrumente, welche Mauch verwandte, nemlich Sextant, Horizont, Kompaß, Taschenuhr, Aneroidbarometer und Thermometer [3]) kaufte Mauch vor seiner dritten Reise; er verglich dieselben Januar bis März 1868 mit den Instrumenten der Sternwarte zu Pieter-Maritzburg, wobei er sich, nachdem er dem Gouverneur von Natal über seine Goldfunde Bericht erstattet hatte, jeder Unterstützung von Seiten dieses hohen Beamten zu erfreuen hatte. Von dort erhielt er auch alle Zahlen und Angaben, die er seinen Beobachtungen zu Grunde legte.

---

21. Kapitel.

Fortsetzung: Mauchs Skizzen und Karten; eine ungünstige Beurteilung derselben; Wert und Bedeutung der Mauchschen Karten; seine Nachfolger.

Merensky berichtet uns über Mauchs Arbeiten und Anstrengungen, als er seinen Stoff für die Karten sammelte: „wir trafen Mauch", schreibt er [4]), „am Ufer des Vaalflusses auf der Rückreise von den Diamantfeldern nach Potschefstroom begriffen. Der Reisende war in einem schlechten Boot [5]), welches so sehr Wasser durchließ, daß er nur barfüßig darin hantiren konnte, den Vaalfluß etwa 40 deutsche Meilen

[1]) 1871, 170—171.

[2]) Ergh. 37, 36 und 39.

[3]) S. oben S. 38. 97.

[4]) S. 368.

[5]) S. oben S. 105.

stromabwärts gefahren, um dessen Krümmungen aufzunehmen. Über Felsen, durch deren Stromschnellen er sein Boot, dasselbe am Tau festhaltend, gleiten lassen wollte, hatte ihn dieses nachgeschleift; er ließ es aber nicht fahren, er wollte seinen Zweck erreichen, und er hat ihn erreicht, denn auch in der vorliegenden Karte (Merenskys) [1]) ist der zwischen Potschefstroom und Hebron liegende Teil des Vaalflusses nach der von Mauch damals durchgeführten Aufnahme gezeichnet." Indessen mit dieser körperlichen Anstrengung allein wäre es nicht gethan gewesen, der Reisende muß auch im Stande sein, Stift und Pinsel zu handhaben, Skizzen zu zeichnen, Karten zu entwerfen. Und das konnte Mauch. Wer seinen zu Stuttgart gehaltenen Vorträgen anwohnte, erinnert sich noch einer wohlgelungenen kolossalen Wandkarte Südostafrikas, welche dem Vortrag als erläuternde Abbildung diente. Endlich mußte Mauch frühere Arbeiten, soweit sie zuverlässig sind, berücksichtigen und in seinen Karten verarbeiten, und darüber stellt Petermann das Zeugnis aus [2]): „für die geographische Wissenschaft sind außer den von uns schon bei früherer Gelegenheit erwähnten topographischen und geologischen Karten und Plänen von Mauchs Reisen in den Jahren 1866 und 1867 die Aufnahmen und Verarbeitungen allen vorhandenen Materials über die Transvaal-Republik und die Nachbarländer von höchstem Wert, so wertvoll, wie uns kaum je von deutschen Reisenden in unserer fast 30jährigen geographischen Praxis solche Arbeiten und Dokumente zugegangen sind."

Die kartographischen Arbeiten Mauchs kann man einteilen in Karten und in Skizzen; erstere waren druckfertig und umfaßten das ganze von Mauch erforschte Gebiet; letztere waren Zeichnungen größerer oder kleinerer Gebietsteile, die Mauch während des Marsches oder unmittelbar nachher entwarf. Beginnen wir mit den letzteren!

Die erste Kartenskizze im Maßstabe 1:3400000 ist ein sauber gezeichnetes, wertvolles Blatt der ganzen Gegend vom Vaalfluß bis zum Sambesi und veranschaulicht außer seinen Routen und Entdeckungen bis zum Jahr 1867 die Verbreitung der Tsetse, Missionsstationen und Kaffernkraals, die Höhe der Berge und die Breite der Flüsse, unterscheidet permanente und periodische Flüsse u. dergl. [3])

Eine zweite Kartenskizze mit der Überschrift: „Skizze

---

[1]) S. oben Kap. 20.

[2]) 1868, 146.

[3]) 1867, 220. 1870, 140.

zum Überblick der südostafrikanischen Staaten" enthält zwei Reisewege, nemlich den von Potschefstroom nach Cronstad und den von Potschefstroom nach Harrismith; sie gab über die Grenzverhältnisse der Transvaal-Republik, Mosilikatses, Sekhomis (Schoschong) und Setschelis Reich (südlich von Schoschong) erwünschten Aufschluß [1].

Eine dritte Kartenskizze im Maßstab 1:3600000 gibt die Resultate der zweiten größeren Reise vom Jahr 1867. Diese Skizze zeigt zum erstenmal geologische Farben mit folgenden Unterscheidungen: Granit, Porphyr, Syenit, Diorit, Basalt, Sandstein, Schiefer, Kalkstein, Quarzfels und nördlich von der Transvaal-Republik die vorherrschenden metamorphischen Gesteine. Dieser Skizze waren in einer Anmerkung beigefügt die Entfernungen der Haltplätze und Flüsse zwischen Inyati und Schoschong in englischen Meilen und Yards nach Moffats und zwischen hier und Potschfstroom nach Mauchs Beobachtungen [1].

Die vierte Skizze enthielt geologisch-topographische Pläne der beiden zuerst entdeckten Goldfelder am Sterkstroom und am Umzwezwe [2].

Die fünfte Skizze war eine Darstellung der Marschlinie der dritten Reise vom Jahr 1868 bis 1869. Die ganze Strecke vom Limpopo bis Mosilikatses Reich war bis dahin unerforscht gewesen; diese Skizze war deswegen ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis Südafrikas, sie war auf 4 Blätter verteilt im Maßstab 1:1000000 [3].

Die sechste Kartenskizze ist hauptsächlich eine geologische Arbeit; wir nennen sie aber Skizze, nicht Karte, da es sich bei dem damaligen Stande der Kenntnisse nur um eine vorbereitende Arbeit handeln konnte. „Ich habe (7. Febr. 1871)", schreibt Mauch [4], „eine geologische Karte der Republik angefertigt, wozu mir noch einige kleine Distrikte fehlen; vor meiner Abreise von Zoutpansberg, etwa Mitte Juni, werde ich diese noch fehlenden Partien gesehen und ausgefüllt haben; auch Herr Merensky will mir dabei behilflich sein, so daß ich Ihnen alsdann ein vollständiges, möglichst genaues Bild einsenden kann, ebensowohl was Geographisches als auch Geognostisches betrifft." Diese Karte traf auch glücklich bei Petermann ein, er schreibt [5]: „es

---

[1]) 1868, 93.
[2]) 1868, 94.
[3]) 1869, 192. 154. 1870, 139.
[4]) 1871, 257.
[5]) 1872, 81.

traf eine wertvolle Sendung hier ein, die außer einer geologischen Kartenskizze der Transvaal-Republik mit Profilen und Begleitworten eine vollständig neue Uebersichtskarte der Republik enthält."

Außer diesen 6 Kartenskizzen haben wir nun weiter die von Mauch gezeichneten 2 Karten anzuführen, eine vom Jahr 1866 und die eben genannte vom Jahr 1871, eine Erstlingsarbeit und eine endgiltige Karte.

„Die erste Frucht meiner Bemühungen", schreibt Mauch schon im März 1866 an Dr. Petermann [1]), „nehme ich mir die Freiheit, Ihnen sobald wie möglich zuzusenden; es ist dies eine möglichst genaue Karte der South-African Republic", die ich nach den besten hier vorhandenen Quellen einerseits und nach Peilungen im Südwesten des Krokodilflusses andrerseits (die Variation der Magnetnadel ungefähr zu $28^{1}/_{2}{}^{0}$ westlich angenommen) entwarf, die äußere Ausstattung meinem Freund Friedr. Jeppe überlassend. Gründe, warum ich diese ausführte, bevor ich das ganze Land gesehen, sind: um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, um vielseitigen Wünschen zu entsprechen und durch den Verkauf eine Unterstützung zu künftiger Thätigkeit zu gewinnen. Das Original gieng gestern nach der Kapstadt, um daselbst dem Druck übergeben zu werden. Auch umgieng ich es nicht, die Billigung von Seiten des Präsidenten der Republik, Pretorius, vorher zu erlangen. So darf ich denn ruhig Ihnen ein Exemplar zur freien Benützung zusenden und gegen Ende Mai können Sie dasselbe in Händen haben."

Leider mißlang diese Karte bei ihrer lithograpischen Ausführung in der Kapstadt und mußte von neuem bearbeitet werden. „Dieselbe sollte bis an die Seeküste ausgedehnt werden und östlich bis an die Delagoa-Bai, südlich bis Natal reichen; zwei andere Deutsche vereinigten sich mit Mauch, A. Merensky und der oben genannte Jeppe aus Mecklenburg-Schwerin (Rostock), der 6 Jahre in jenem Lande ansässig, dasselbe nach allen Richtungen kennen lernte und der Herausgeber einer in Potschefstroom erscheinenden Zeitung („The Transvaal Argus") ist."

„So hat sich an jenem äußersten Vorposten europäischer Kultur ein Trio zusammengefunden, um die deutsche Kartographie im Innern Afrikas zu Ehren zu bringen: ein Württemberger Entdeckungsreisender und Naturforscher, ein Mecklenburger Kolonist und Zeitungsredakteur und ein Berliner Missionar."

Jeppe und Merensky bereicherten und verbesserten diese Karte und

---

[1]) 1866, 246.

sandten sie als Manuscript-Karte 1867 nach Gotha. Dr. Petermann fand, daß die Karte hauptsächlich auf Grund der dortigen Landesaufnahmen beruhte und die Benützung der übrigen kartographischen Quellen unterblieben war, und unterzog sie daher einer vollständigen Umarbeitung. Die so für die Publikation bestimmte Karte bildet ein größeres Blatt im Maßstab 1 : 1850000 und erstreckt sich vom 22° bis über den 29° S. Br. und vom 23° bis über den 33° Ö. L. von Greenwich. Dieselbe war Juli 1868 zur Publikation fertig und gereichte nach Dr. Petermann den deutschen Reisenden und Forschern in Südafrika, besonders Karl Mauch und Friedrich Jeppe zu hoher Ehre [1]).

Freilich der Erlös, auf den Mauch gehofft hatte, blieb aus; vielmehr mußte Mauch, nachdem der Druck in der Kapstadt mißlungen war und da er Gewissensbisse verspürte, seinen Namen zu etwas herzugeben, wofür er doch nicht ganz einstehen könne, seinen Anteil an den Unkosten bezahlen. Die Karte trägt daher die Aufschrift: Original map of the Transvaal or South-African Republic, by F. Jeppe and A. Merensky [2]).

Die zweite Karte, welche Mauch zusammenstellte, sandte er von Albasini aus am Südfuße der Zoutpansberge am 23. Juli 1871 an Dr. Petermann; Mauch bezeichnet sie selbst als seine endgültige, an der künftige Forschungen nur wenig zu ändern haben würden. Sie beruhte auf seinen sämtlichen bisherigen Arbeiten und Aufnahmen zwischen dem Vaal und der Delagoa-Bai, zwischen Durban und den Zuflüssen des Sambesi [3]). Diese Karte benützte Dr. Petermann zu der Taf. 21 Jahrg. 1872, und welches Lob er darüber erteilte, werden wir unten hören.

Eine ungünstige Beurteilung.

Jede Karte eines neu erforschten Landes wird späterhin in einzelnen Punkten durch genauere, wiederholte Messungen verbessert werden, das sieht jedermann ein, der weiß, um welche mathematische und astronomische Arbeiten es sich dabei handelt. Es mag daher auch der Fall sein, daß an den Arbeiten von Mauch und Mohr noch manches zu verbessern ist; es ist möglich, daß die Positionsbestimmungen des Ortes Pretoria von Mohr nicht ganz genau sind, so daß ganz Transvaal zu

[1]) 1868, 146.
[2]) Ergh. 37, 26.
[3]) 1872, 81.

weit nach Osten gerückt ist [1]). Allein da geht es Mauch und Mohr eben wie anderen Reisenden auch, die zum Teil mit viel besseren Instrumenten ausgerüstet waren. Jeppe gibt für Kimberley 24° 55′ 9″ und Dr. W. L. Elkin 24° 26′ 15″. Die Küste von Uganda am Ukerewe See schwankt nach den Angaben von Speke und Stanley um 14 Minuten. Nach Prof. Dr. Zöppritz sind übrigens die von Stanley gegebenen Zahlen ganz unzuverlässig und stimmen nicht mit seiner Karte überein [2]). Allein wenn auch genauere Messungen Mauchs Angaben noch verbessern werden, so war deswegen doch der Angriff nicht berechtigt, den Missionsdirektor Wangemann in der Kreuzzeitung vom 17. Febr. 1870 gegen Mauchs erste Karte mit scharfen Waffen führte. Er schrieb dort: „Diese im Perthesschen Institut zu Gotha mit vielem Fleiß ausgeführte Karte konnte gar nicht veröffentlicht werden wegen der vielen in ihr enthaltenen Unrichtigkeiten in Betreff der von Mauch bereisten Länder; sie mußte, da Herr Jeppe sie nicht die Revision passieren ließ, verworfen werden.“ Ihm antwortete Dr. Petermann [3]): „Herr Missionsdirektor Wangemann hat die Arbeiten und Bestrebungen von Mauch, Jeppe und der Perthesschen Anstalt, also der professionellen Geographie und Kartographie, herabzusetzen gesucht, um die Leistungen des Berliner Missionars Merensky fälschlich und ungerecht zu erheben. Unsere Leser wissen, daß wir gegen Merensky und seine Leistungen nichts haben, ja dieselben so warm anerkennen, wie noch kein anderer geographischer oder kartographischer Fachmann es gethan; allein um der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu geben, müssen wir sagen, daß die Behauptung des Herrn Missionsdirektors durch und durch unwahr ist.“

Wert und Bedeutung der Karten Mauchs.

Man darf außerdem nicht verkennen, welche ganz besondere Schwierigkeiten eine Karte von Südostafrika bietet. Dr. Ratzel sagt ganz richtig [4]): „Die Schwierigkeit liegt im fluktuierenden Charakter der staatenbildenden Völker Afrikas; bei aller Sorgfalt wird man manches als gegenwärtig zeichnen, was der Vergangenheit schon angehören wird, sobald es auf der Karte in der Öffentlichkeit erscheint.“ So war P. Spillmann einstens sehr erfreut, als er Daka erreicht hatte; jedermann sprach

---

[1]) 1886, Heft 1.

[2]) 1882, 92—98. 1876, 36—37.

[3]) 1870, 166, vergl. außerdem 1867, 220. 1871, 81. 1872, 423.

[4]) 1885, 245.

von Daka; auf Livingstones Karte war es als großer Ort verzeichnet. Und was war Daka? „Eine Kette von ausgedehnten Sümpfen im hohen Grase. Andere Karten bezeichneten mit Daka einen großen Fluß, wir trafen aber nur seine Quelle. Wie erklärt sich das? Vor 27 Jahren war die Gegend von Wankis Stamm bewohnt; durch Mosilikatse von da vertrieben, befestigte sich Wanki auf einer Anhöhe an den Quellen des Daka. Hier traf ihn und sein Volk Chapman. Doch auch da war Wanki nicht geschützt vor dem „südafrikanischen Napoleon", bis er sich endlich über den Sambesi flüchtete, wo wir ihn wieder fanden" [1]). Ein andermal trafen die Missionare drei Betschuanastädte: Matlapin, Sesemino, Kamanyane, die auf keiner Petermannschen Karte eingetragen waren [1]).

Man darf aber nicht übersehen, daß nach Entdeckung der Gold- und Diamantenfelder Tausende von Fremden nach Südostafrika zogen. Es entstunden nun einzelne Kartenskizzen, Reiseaufnahmen, gedruckte Beschreibungen aller Art, die dann vom geographischen Institut in Gotha, in erster Linie von Dr. Petermann zusammengestellt und verarbeitet wurden. Unter diesen Arbeiten, „welche zum erstenmal in epochemachender Weise die zuverlässige Grundlage zu einer neuen Karte lieferten, stehen die Aufnahmen Mauchs oben an" [2]). Diese Aufnahmen gewährten aber auch einen hervorragenden praktischen Nutzen, sofern die nach Mauch bearbeitete Petermannsche Karte bei der Grenzregulierung zwischen Transvaal und Portugal wichtige Dienste leisten konnte [3]).

Eben darin liegt das große Verdienst Mauchs, daß er nicht blos einzelne Skizzen liefern, sondern ein vollständiges Bild von Transvaal und Umgebung entwerfen wollte. Dazu dienten seine Aufnahmen an der Delagoa-Bai und am Vaal, bei Rustenburg und an den Blaubergen [4]); dazu lieferte er aber auch zuverlässige Zeichnungen anderer, wie die des Missionar Thomas vom J. 1867 zum Sambesi und des Elefantenjägers Corn. Botha, der 1870 von der Nordostecke der Republik den Limpopo überschritt und nordöstlich gehend in 3 Tagen an den Sabia und in weiteren 6 Tagen nach Mosilas Stadt unfern der Bai von Sofala gelangte [5]).

---

1) S. 274. 100.
2) 1872, 215.
3) 1869, 474.
4) 1871, 254. 1870, 161.
5) 1872, 81.

Mauchs Nachfolger in der Kartenzeichnung.

Während Mauch, wie oben ausgeführt wurde, in der ungünstigen Lage sich befand, daß er auf keine Karte oder Kartenskizze sich verlassen konnte [1]), sind seine Nachfolger nun besser beraten. Dahin gehört vor allen Merensky; von ihm sind nun folgende Karten erschienen:

1868 Original map of the Transvaal or South-African Republic, by F. Jeppe and A. Merensky;

1875 Original map of South-Africa by A. Merensky;

1881 wurde die gleiche Karte vom Berliner Missionshaus ohne wesentliche Änderungen von neuem herausgegeben:

1884 eine neue Original map of South-Africa by A. Merensky. Berlin bei Schropp [2]).

Alle diese Karten stützen sich noch auf die Aufnahmen Mauchs, Mohrs, Jeppes; erst seit 1885 hat die Regierung von Transvaal H. C. Schunke, Mitarbeiter der Petermannschen Mitteilungen, mit der Ausführung von trigonometrischen Aufnahmen beauftragt, ein für die Kenntnis der südafrikanischen Republik ungemein wichtiger Schritt [3]).

Bedenkt man nun, daß das Gebiet zwischen Limpopo und Sambesi vor Mauchs Zeit so gut wie unbekannt war — die Portugiesen kannten nur den Küstenstrich, Moffat reist 1856 von Matlokotlolo nach Schoschong und der Geistliche Rita Montanha und Alferes Teixeira in den Jahren 1855 und 56 von Inhambane nach Zoutpansberg und zurück, ihre Aufzeichnungen waren aber sehr dürftig [4]) — bedenkt man weiter, daß, obwohl die Eingeborenen Mauch mißtrauisch und feindselig behandelten, er trotzdem sein Werk zu Ende führte, so wird man nicht leugnen können, daß die Grundlage der Kartographie Südostafrikas zu suchen ist in den Aufzeichnungen und Aufnahmen Mauchs, dessen Name dadurch für immer mit dem geographischen Wissen um jene Gegenden verbunden bleibt.

[1]) 1870, 4.
[2]) 1881, 191. 1884, 153.
[3]) 1885, 398.
[4]) 1867, 281.

22. Kapitel.

Mauchs Verdienste um die Geographie: die selbständige Erforschung eines bis dahin unbekannten Gebietes; Begegnung mit anderen Reisenden; das Anlegen von Sammlungen.

Die selbständige Erforschung eines bis dahin unbekannten Gebietes.

Daß die Geographie eine selbständige Wissenschaft wurde, erkennt man wohl am besten daran, daß sie sich Ziele setzt und Probleme verfolgt, deren Erreichung zunächst nach keiner Seite hin materielle Vorteile verspricht. Oder welchen praktischen Vorteil hätte etwa die von Dr. Petermann in Scene gesetzte Reihe von Nordpolfahrten bis jetzt gewährt? Welche Nation hätte von den Entdeckungen in Centralafrika bis jetzt Nutzen gezogen, wenn wir von England absehen, dem niemand eine ungewöhnliche Fertigkeit absprechen wird, auf Gebiete seine Hand zu legen, die irgend welchen Nutzen zu bieten im Stande sind? Man muß es den deutschen Entdeckungsreisenden nachsagen, daß sie in erster Linie sich in den Dienst der geographischen Wissenschaft gestellt, daß sie nicht materielle Gewinne im Auge gehabt, sondern rein wissenschaftliche Ziele verfolgt haben. Fast alle Entdeckungsreisen früherer Jahrhunderte, seien sie nun von Griechen, Römern, Phöniziern oder von Portugiesen, Spaniern, Holländern, Franzosen, Engländern unternommen, verfolgten mehr oder weniger Handelszwecke, daher waren sie meistens nur auf die Küstenländer gerichtet; nur wo großer Gewinn lockte, scheute man die Gefahren der Landreisen nicht. Am ehesten noch waren es die Missionare, welche sich im Dienste der Religion in das Innere wagten, so Moffat und Rita Montanha, so vor allen Livingstone. Seit wir aber eine vergleichende Erdkunde haben dank der Anregung eines Alexander von Humboldt, eines Karl Ritter, setzte sich die Geographie ihre Ziele selbst; seither werden Schiffe entsandt, Unternehmungen ausgerüstet mit dem ganz bestimmten Zwecke, diese oder jene Meere oder Länder zu erforschen, verschollene Reisende oder Missionare aufzusuchen, astronomische Beobachtungen anzustellen. Es ist äußerst lehrreich, die Entdeckung Amerikas oder richtiger gesagt, die Eroberung und Ausbeutung Amerikas zu vergleichen mit der Besitznahme von Afrika, wie sie sich heute vor unseren Augen vollzieht. Damals die reine Gewinnsucht, die Vernichtung der Eingeborenen, die Einführung der Sklaverei; heute friedliche Verteilung der Interessensphären, die Heranziehung der Eingeborenen

zu friedlichem Verkehr und Handel und die Aufhebung der Sklaverei. Welch' gewaltiger Fortschritt, welch' ein Umschwung zeigt sich da in den Grundsätzen und Beweggründen der Besitznahme fremder Länder! Es ist aber auch in der natürlichen Beschaffenheit Afrikas begründet, wenn die Entdeckung dieses Festlandes erst jetzt sich vollzieht, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts; hatte es doch den Anschein, als setze dieser Kontinent unüberwindliche Hindernisse entgegen. Im Norden die Sahara, durch welche selbst die Araber nur mühsam ein Netz von Karawanenstraßen zu ziehen im stande waren, aber einzig und allein im Dienste ihres Handels und Verkehrs. Ringsum hohe Randgebirge, über welche schwer vorzudringen ist, und über welche die Flüsse im Unterlauf oder Mittellauf in Katarakten herunterstürzen, so daß den Schiffen der Zutritt ins Innere verwehrt ist. Dazu das mörderische Klima, Hitze und Fieber, kriegerische Eingeborene und eine gefährliche Tierwelt. Kein Wunder, wenn vor solchen Hindernissen die Handelsvölker aller Zeiten zurückschreckten! Da bedurfte es anderer Männer, Männer, die nicht der Gewinn lockte, sondern die begeistert von dem heiligen Feuer der Wissenschaft ihr Leben auf das Spiel setzten. Und wie viele davon liegen in afrikanischer Erde begraben, wie viele kamen krank und tief erschüttert in der Gesundheit zurück!

Zu diesen Männern müssen wir unseren Mauch stellen; in ihm selbst war der Plan gereift, an der Entdeckung Afrikas teilzunehmen; ohne alle Mittel landet er und bald sehen wir ihn auf dem Marsch in das Innere; das Land zwischen Limpopo und Sambesi will er erforschen und über die sagenhaften Ruinen Erkundigungen einziehen, und er hat schon ein großes Gebiet unter allen Mühsalen und Entbehrungen erforscht, als endlich von der Heimat Unterstützung und Hilfe eintrifft.

Wie sehr wünschten geographische Schriftsteller nur das berichten zu können, was sie selbst sahen! A. von Schweiger-Lerchenfeld beklagt es von Herzen [1]), daß er in seinem Werke nicht eigene Erfahrungen und Erlebnisse wirksam verwerten konnte. „Bei der Abfassung jener Abschnitte, welche die schwarzen Völkerschaften und ihre Heimsitze behandeln, war der Verfasser lediglich auf die vorhandene reiche Quellenliteratur und die einschlägigen Fachzeitschriften angewiesen". Von Hellwald [2]) „schöpft aus dem frischen Born solcher Schilderungen, wie sie in der Gegenwart gerade in den Aufsätzen der mannigfaltigen periodi-

---

[1]) „Afrika, der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit".

[2]) „Die Erde und ihre Völker".

schen Schriften die neuesten Fortschritte kennzeichnen". Ihnen gegenüber war Mauch im Vorteil, er war Reisender und Schriftsteller zugleich. Oft schien es, als sollte er aus dem dunklen Weltteile nicht wiederkehren, da plötzlich kommt ein Brief nach Gotha und meldet, daß Mauch irgendwo an der Grenze der Civilisation glücklich angekommen ist. Und wieder ist der „weiße Fleck" im Südosten Afrikas kleiner geworden, an einer Stelle wälzt ein Strom seine mächtigen Fluten, nachdem er in großartigen Fällen über den Rand eines Tafellandes herabgestürzt ist; ungeheure Savannen begrenzen seine Ufer, belebt von zahllosen Herden von Antilopen und Pferden. Und da wohnen dichtgedrängt dunkelhäutige Völker von mächtigen Häuptlingen beherrscht mit eigenartigen Sitten und Gebräuchen. Sie führen mörderische Kriege [1]), rauben und plündern, wandern aus und bauen sich neue Wohnsitze, und so kämpfen sie um ihr Dasein, indem sie seit Jahrtausenden auf niedriger Bildungsstufe verharren.

Und gerade heutzutage sind die Bilder, welche Mauch entwirft, uns besonders wertvoll, da sie uns mit Gegenden und Volksstämmen bekannt machen, welche in den Tagesblättern oft genannt werden. Freilich hat sich in den letzten 20 Jahren, seit Mauch am Sambesi anlangte, viel geändert; trotzdem können wir uns an der Hand seiner Schilderungen eine Vorstellung von dem ganzen Gebiete zwischen Vaal und Sambesi, zwischen Schoschong und der Delagoa-Bai bilden, liegen doch diese Landschaften nur wenige Grade südlich von der Südgrenze unserer ostafrikanischen Besitzungen. Wir werden unten sehen, daß Mauch nichts sehnlicher wünschte, als eine engere Verbindung zwischen Deutschland und Transvaal; vielleicht ist es der Zukunft vorbehalten, Handelsbeziehungen zwischen den nun so nah gerückten Nationen zu knüpfen.

Begegnung mit anderen Reisenden.

Wir haben schon oben [2]) das Zusammensein von Mauch mit Viktor Erskine erwähnt, dem späteren Entdecker der Limpopomündungen. Ebenso haben wir [3]) des Zusammentreffens mit Eduard Mohr und Adolf Hübner gedacht und den Grund angeführt, warum Mauch

---

[1]) So die Sulu zu Anfang unseres Jahrhunderts unter ihrem Häuptling Tschakka (P. Spillmann 158—160) und die Matebele unter Mosilikatse s. u.

[2]) S. oben S. 75. 1869, 189.

[3]) S. oben S. 101.

darauf verzichtete, mit dem ersteren, wie er doch früher gehofft hatte [1]), gemeinsam eine Reise auszuführen.

Mauch war auch in der Lage, über Livingstone Nachricht geben zu können. Im März 1867 schreibt Mauch: „Daß Livingstone getötet worden sein soll, bezweifle ich noch, vielleicht erfahre ich etwas darüber in der Nähe des Sambesi" [2]), und ein Jahr nachher: „Martin Swarts, ein Elefantenjäger, der von einem Jagdzuge am oberen Sambesi zurückgekehrt war, hatte im Juli 1867 oberhalb der Viktoriafälle Eingeborene angetroffen, welche Dr. Livingstone als Führer gedient hatten in einer Gegend, die 20 Tagereisen von den Viktoriafällen entfernt ist. Dr. Livingstone, von dem sie mit Lobeserhebungen sprachen, befand sich wohl, stand bei allen Völkerschaften in großem Ansehen und war überall gut aufgenommen; er hatte einen großen Fluß erforscht und war, wie es schien, auf der Rückkehr nach der Küste begriffen gewesen. Diese Mitteilung machte Swarts unaufgefordert, daher erschien sie um so glaubwürdiger" [3]).

Das Anlegen von Sammlungen.

Man hat Mauch den Vorwurf gemacht, er habe zu wenig naturgeschichtliche Gegenstände, wie Insekten, Vögel, Mineralien, Handstücke gesammelt. Es ist ja allerdings von hohem Werte, wenn von fernen, bisher nicht betretenen Gegenden solche Naturalien mitgebracht werden. Allein die Mühe, welche dazu aufgewendet werden muß, ist keine geringe. H. Hävernick schreibt [4]): „Nur der Wanderer unter afrikanischer Sonne und unter afrikanischen Verhältnissen kann beurteilen, was es heißt, Handstücke tagelang mit sich herumzutragen. Der einzelne, welcher nicht mit dem kostbaren Transportmaterial, d. h. einem Überflusse von schwarzen Trägern ausgerüstet ist, erlahmt den vorhandenen Schwierigkeiten gegenüber, selbst wenn er noch so energisch und kräftig ist. Ein mühsam geschlagenes Handstück wird oft am Wege fortgeworfen, wenn die Anstrengung, den eigenen Körper zu tragen, schon beschwerlich fällt." Und wenn dann eine Sammlung zusammengetragen ist, so kommen die Ameisen und beginnen ihr Zerstörungswerk. „Viele Arten von kleinen

---

1) 1869, 188. 189.
2) 1867, 282.
3) 1868, 94.
4) 1884, 442.

Ameisen", schreibt H. Johnston [1]), „richten schreckliches Unheil unter unseren Sammlungen an, da sie getrocknete Pflanzen, Insekten und Vogelbälge mit gleicher Freude und Eile verschlingen."

Wenn man nun von Mauch verlangte, er soll Sammlungen anlegen, so darf man nicht vergessen, daß er häufig allein oder nur von wenigen Trägern begleitet reiste und auf den letzten Reisen leider oft an Fieber litt. A. Merensky machte sich über den schwerbeladenen und ermüdeten Reisenden, wie er ihn in sein gastliches Missionshaus aufnahm, späterhin folgende Gedanken [2]): „Wahrlich, keine Kleinigkeit ist es, so bepackt ohne Hilfe treuer Eingeborener die afrikanische Wildnis zu durchstreifen. Und diesem Manne hat man bei seiner Rückkehr in Deutschland Vorwürfe machen wollen, daß er keine Sammlungen von Naturalien auf seinen Reisen angelegt habe. Sollte er die etwa auch noch in seinen Taschen durch die von der Tsetse und Fieber heimgesuchten Landstriche tragen?"

Beim Verlassen des afrikanischen Kontinents auf seinem Zuge von den Ruinen von Simbabye zum Sambesi hatte Mauch unter dem Fieber schwer zu leiden, es rang das Leben mit dem Tode, und hinter diesem Zweikampf mußte alles Nebensächliche wie Sammeln zurückstehen.

Wo dagegen Mauch sammeln konnte, da hat er auch gesammelt. Dr. Petermann konnte davon folgendes berichten [3]): „Karl Mauch hat seit seinem Aufenthalt in Südafrika wertvolle naturhistorische Sammlungen aller Art gemacht, zum Teil um seinen Lebensunterhalt durch deren Verkauf zu bestreiten. Den Rest gedachte er nach Europa zu senden aus Dankbarkeit für die ihm neuerdings gewordene Unterstützung. Bei seiner Rückkehr von seiner zweiten Reise im Dezember 1867 fand er zu seinem großen Leidwesen diese Sammlungen zerstört oder verdorben, sei es durch sorglose Überwachung oder durch besonders ungünstige Zufälligkeiten. Nur seine wertvollen, während der Jahre 1866 und 1867 gemachten Mineraliensammlungen sind erhalten und diese sollten, wie er in seinem letzten Briefe aus Natal vom 9. Febr. schreibt, mit dem nächsten Postdampfer an Herrn Oberstudienrat Dr. Krauß für die württembergische Regierung abgeschickt werden, bisher die einzige deutsche Regierung, die dieses deutsche Entdeckungsunternehmen mit Geldbeitrag unterstützt hat."

---

[1]) S. 307.

[2]) „Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde" zu Berlin 1875, 365.

[3]) 1868, 146. 1867, 282.

Ebenso hat Mauch der Leopoldina Carolina, deren Verwaltung damals in Dresden war, für ihre großherzige Unterstützung mit 150 Thlrn. seinen Dank abgestattet durch eine kleine Schrift über die geognostischen Verhältnisse der Drakenberge, welche er dem Geheimrat Dr. Carus zusandte [1]).

Mit seiner Mineraliensammlung lieferte Mauch den Beweis, daß für den Bergbau bei Potschefstroom ein äußerst günstiges Feld offen steht [2]).

Aber auch die Flora fand Berücksichtigung: „Viermal wurden mir Pflanzen, die ich zum Zwecke des Abzeichnens und Einlegens während des Fahrens auf den Wagen legte, zerstört“ [3]). Mauch pflegte die Pflanzen, die eben der Ameisen wegen schwer zu erhalten waren, abzuzeichnen und dann einzulegen [4]). Seine Taschen und sein Sacktuch waren meistens mit Gesteinsproben und Erzstücken gefüllt, und auf Hartleys Ochsenwagen hatte er eine besondere Kiste für seine Sammlungen, die freilich viel zu klein war. Er hatte überdies bei diesem Sammeln immer mit dem Mißtrauen der Eingeborenen zu kämpfen [5]).

Wenn wir demnach die Verhältnisse Mauchs berücksichtigen, so müssen wir ihn gegen den oben genannten Vorwurf in Schutz nehmen; sein erster Zweck war ja doch nicht, ein Naturalienkabinett mit seltenen Tieren zu versehen, sondern er hatte doch weiter gehende Ziele, und daß er einen richtigen Blick für Tiere, Pflanzen und Felsen hatte, das beweisen seine Schilderungen zur Genüge.

---

23. Kapitel.

Mauchs Reiseschilderungen: seine Beobachtungsgabe; die Kunst der Darstellung; die Vorzüge seiner Darstellung; die Anerkennung, welche Mauchs Leistungen fanden.

Mauchs Beobachtungsgabe.

Die erste Bedingung einer richtigen naturwissenschaftlichen oder geographischen Schilderung ist die, daß einer vor allem das sieht, was

[1]) 1869, 189.
[2]) 1866, 247.
[3]) 1870, 97.
[4]) 1869, 191.
[5]) 1867, 219. Ergh. 37, 25. S. oben S. 68.

zu beschreiben ist, und daß er es richtig sieht. Mauch hatte nun nicht nur ein äußerst scharfes Auge, sondern auch ein Auge, das vortrefflich beobachtete. Man kann es vielleicht bedauern, daß seine Schul- und Seminarbildung ihn nicht bis zur Stufe der Hochschule erhob, wiewohl er durch Fleiß diesem Mangel abzuhelfen bestrebt war, aber das eine kann man ihm nicht abstreiten, er beobachtete alles und beobachtete richtig. Davon legten seine Vorträge nach seiner Rückkehr ein beredtes Zeugnis ab, davon zeugen auch seine hinterlassenen Schilderungen, welche die nachfolgenden Kapitel ausfüllen werden. Wie schildert er so treffend die Physiognomie irgend einer Landschaft, wie belebt er sie durch Beschreibung der Pflanzen, die ihr eigentümlich sind, durch Erwähnung der Tiere, welche sie beherbergt, endlich durch Schilderung der Eingeborenen oder Eingewanderten, welche durch ihre Sitten und Gebräuche ihr ein eigenartiges Gepräge aufgedrückt haben! Und dabei ruht sein Blick eingehend auf dem Bilde, das sich bietet, aber er sieht nicht weniger, als zu sehen ist, er sieht auch nicht mehr, als zu sehen ist. Wie überschwenglich lauten oft die Beschreibungen anderer Reisenden und wie oft erleben wir es, daß nachfolgende Reisende uns ganz andere Bilder entwerfen, als sie zuerst vor unseren Augen entworfen wurden! Dr. Otto Kuntze, in dessen Gesellschaft Mauch späterhin Centralamerika besuchte, spricht diese Ansicht ebenfalls aus: [1]) „Leider ist es noch vielfach üblich, über die Tropen phantastisch zu berichten und Überlieferungen früherer Reisenden nachzuerzählen. Ich berichte bloß Selbsterlebtes und gebe die Mitteilungen anderer als solche, oder setze das Wörtchen „soll“ hinzu. Möchten doch alle Reisenden derart verfahren, dann würden viele in gutem Glauben noch gelehrte Irrtümer, sogenannte Reisemärchen, nach und nach aus der Wissenschaft verschwinden.“ Diesen Grundsatz, den Kuntze ausspricht, teilte er mit Mauch. Die Beobachtung ist aber nur dann eine gründliche und vollkommene, wenn der Reisende eine Gegend zu beschreiben erst dann wagt, wenn er sie nach allen Seiten, in die Kreuz und Quere durchwandert und durchforscht hat. „Ich habe das hohe Feld wohl zehnmal an verschiedenen Stellen durchquert“, schreibt Mauch [2]). Und dann der herrliche Humor, der Mauch nie im Stiche ließ, nicht in guten und nicht in schlimmen Lagen. Manch' eine humoristische Bezeichnung, die Mauch erfand, lebt noch in Südostafrika weiter. Als Mauch in Gesellschaft eines Herrn

[1]) „Um die Erde“. Paul Frohberg Leipzig 1875.
[2]) Ergh. 37, 17.

Philipps zum ersten Mal die Kigelia pinnata Dec. sah, da rief er aus: „Da hängen ja Würste!“ „Und zwar deutsche“, fügte ein anderer hinzu. Seither nennen die Eingewanderten in dortiger Gegend die Kigelia den „Wurstbaum“. Die Eingeborenen nennen ihn Maborotta, andere Mazonguru [1]) oder auch Wukuti. Der Baum hat schön gefiedertes Laub, große purpursamtene Blüten und große wurstförmige, leider ungenießbare Früchte, welche an dürren, 60 cm langen Stielen herabhängen. Die Früchte sind so groß, daß sie im Falle wohl einen Menschen totschlagen könnten. Dieselben werden als Heilmittel benützt und das Holz dient zur Herstellung von Fetischen. Auf Pfählen vom Kigelienholz sind die Thongefäße aufgestellt, welche die Opfergaben enthalten, nemlich Bier, Mehlbrei und Blut, und Köpfe der geschlachteten Hühner. Die Verehrung der Kigelie scheint sich durch ganz Afrika hindurchzuziehen, vom Blauen Nil bis zum Limpopo [2]).

Die Kunst der Darstellung.

Was der Reisende beobachtet hat, muß nun aber auch dargestellt werden in Bild und Wort. Mauch führte auf jeder Reise Reißzeug, Farbkasten, Tintenzeug bei sich [3]), er zeichnete Blumen, er zeichnete die Verzierungen an den Ruinen von Simbabye und legte seine geognostischen Karten in Farben an. Er wußte aber auch die Feder zu führen, er schrieb eine kleine, aber deutliche Handschrift, und was er für einen größeren Leserkreis schrieb, das war kurz und treffend, klar und wahr, es kam von Herzen und bringt zum Herzen. Am Ende des letzten Jahrhunderts waren die Reiseschilderungen nach Art von Märchen oder Erzählungen aus einem Wunderlande geschrieben worden, so von Männern wie Cook, Forster, Le Vaillant, Lichtenstein u. a., und so wurden sie auch gelesen, man wollte Abenteuer und Wunder, Gefahren und Errettung hören und lesen, Romane und Robinsoniaden waren erwünscht, ja man träumte gar noch von einem unverdorbenen Naturzustand der Wilden. Allein den konnte man nirgends finden, und je mehr die Geographie zur Wissenschaft erstarkte, je mehr die Naturwissenschaften ihre Kreise erweiterten, desto größer wurden auch die Anforderungen, die man an die Berichte der Reisenden stellte, der Fachmann verlangte genügende Berücksichtigung seines Faches, und die große Leserwelt ver-

---

1) P. Spillmann 147. 300. 319. Kath. Mission 1884, 163. Ergh. 37, 45.

2) Hermann Wagner, Malerische Botanik 12.

3) S. oben S. 40.

langte Unterhaltung und leicht faßliche Darstellung, die aber doch anziehend sein sollte. Beiden Ansprüchen zu genügen ist schwer, Mauch hat aber beiden Anforderungen Rechnung getragen, seine Darstellung ist schlicht und einfach, so daß sie jedermann leicht verständlich ist, unterhaltend und anziehend, ist voll Humor und herrlich zu lesen, dazwischen sind aber vielerlei wichtige wissenschaftliche Fragen sei es aus der Geographie oder aus der Naturwissenschaft oder aus der Völkerkunde eingeflochten und behandelt, so daß auch der gelehrte Fachmann seine Unterhaltung findet.

Die Vorzüge seiner Darstellung.

Bei dem Ernste, mit welchem Mauch sein Werk der Erforschung eines Teiles von Afrika auffaßte, kann es uns nicht wundernehmen, daß auch die Schilderungen der erforschten Gegenden, welche Mauch hinterließ, durchaus den Stempel der Glaubwürdigkeit und Richtigkeit an sich tragen. Er unterläßt es, sich auf unsichere Zahlenreihen einzulassen über den Wert irgend welcher Produkte oder über Bevölkerungsverhältnisse; er vermeidet Äußerungen über den Nutzen, den etwaige Bauten von Eisenbahnen oder Kanälen abwerfen könnten, und in dem einen Fall, in dem er über die Schiffbarkeit des Vaalflusses ein Urteil abgeben sollte, urteilt er erst, nachdem er selbst in gebrechlichem Fahrzeuge die betreffende Strecke befahren hat [1]. Auch die Goldfunde, welche wohl manchen anderen in Mauchs Verhältnissen in ganz andere Bahnen gelenkt hätten, konnten Mauch nicht in Zwiespalt mit den Ideen bringen, die seinem Leben als Leitsterne dienten; er berichtete über den Fund zu Natal an die englische Regierungsbehörde, wies aber jeden Gedanken an eine Vorstandstelle bei einer Gesellschaft von Goldgräbern weit von sich. Als dann diese „Diggers" oder Goldgräber die Wahrhaftigkeit seiner Berichte in Zweifel zogen, reiste er wieder an Ort und Stelle und überzeugte sich, daß bei der Art zu graben, welche diese ersten Goldjäger anwandten, freilich nichts herauskommen konnte. Wie hat sich das heute geändert! Wie glänzend sind Mauchs Vermutungen in Erfüllung gegangen!

Mauchs Darstellungen haben aber noch einen weiteren Vorzug, sie verletzen nie eine Linie, die andere weniger streng beachteten, die Linie des Anstandes. Le Vaillant schrieb in einer Zeit, in der Anzüg-

---

[1]) S. oben S. 111.

lichkeiten zum guten Ton gehörten, auch Francis Galton beschreibt uns Hottentottenschönheiten in einer Ausführlichkeit, die uns anwidert; auch H. Johnston beschreibt eben alles, was er sieht; Mauch dagegen ist es bei dem reinen Sinne, den er sich bewahrte, und bei dem Ernste, der ihn beherrschte, unmöglich von dem zu reden, nach dem andere haschten.

Dagegen versteht es Mauch vortrefflich, seine Schilderungen durch naturgetreu gezeichnete Bilder von Landschaften oder Pflanzengruppen, oder Tierarten anziehend zu machen, das zeigt schon seine Beschreibung einer Baallandschaft, die wir oben anführten [1]), und wie treffend und köstlich sind die Schilderungen der Eingeborenen! Wie hat er nur den Beherrscher aller Matebele, den alten Mosilikatse, gezeichnet! Doch diese Bilder werden nun ja alle dem geneigten Leser vorgeführt werden, so mag er selbst urteilen. Zuvor aber noch einige Worte über die Anerkennung, die Mauch erntete.

Die Anerkennung, welche Mauchs Leistungen fanden.

Welche Anerkennung Mauch in seinem Vaterlande zu teil wurde, davon haben wir schon oben gesprochen [2]); der im Dienste der Geographie unermüdliche Dr. Petermann war es hauptsächlich, welcher die Verdienste unseres Landsmanns bei der deutschen Nation in das richtige Licht stellte. Über die Denksteine, welche sein engeres Vaterland ihm errichtete, werden wir unten berichten. Allein Mauchs Name hat auch den Weg zu den übrigen Nationen gefunden. Seine Entdeckungen erregten die lebhafte Aufmerksamkeit der geographischen Gesellschaft von London; sie sah sich veranlaßt, in der Sitzung vom 22. April 1872 Mauch einen Ehrenpreis von 25 Pfd. Sterl. für seine Forschungen in Südafrika zuzuerkennen [3]). Daß Mauch eine viel größere Summe in Aussicht gestellt wurde, haben wir schon oben erwähnt [4]). Auch die Pariser geographische Gesellschaft bewahrte ihm ein treues Andenken nach seinem Tode und bestellte in einem Schreiben der Société de Géographie vom 9. April 1883 an Herrn Zahlmeister Gröner in Ludwigsburg sein Bildnis mit dem Bemerken: „La Société en a ordonné le dépôt à sa bibliothèque . . .“

Und wenn auch die Auszeichnungen, welche Mauch in Europa zu

[1]) S. oben S. 108.
[2]) S. oben S. 46.
[3]) Mitteilungen der k. k. geogr. Ges. in Wien 1872, 244.
[4]) S. oben S. 53.

teil wurden, nicht so reichlich ausfielen, wie man wohl erwarten konnte, so liegt der Grund wohl darin, daß Mauch sein Werk in Afrika leider nicht wieder aufnahm. Dort aber, im Südosten Afrikas, lebt sein Name weiter, dort verkündigt, selbst wenn die reichen Goldfelder alle ausgebeutet sein werden, der Mauchberg, Mauchs Peak oder Mauch-Spitze, im Osten von Lydenburg 2280 m hoch [1]), den Eingeborenen wie den Kolonisten, daß in jener Gegend einst ein wenig unterstützter Reisender unter Mühen und Drangsalen seine Wege zog und ein großes, unbekanntes Land erforschte.

Mauchs Schilderungen von Südostafrika.

In den obigen Kapiteln 1 bis 23 haben wir das Lebensbild Mauchs möglichst vollständig vor dem geneigten Leser zu entrollen versucht: wir beschrieben seine Jugendzeit, seine Übersiedlung nach Afrika, die Vorbereitung seiner Reisen, endlich diese Reisen selbst, dann die Jagden und zuletzt seine Verdienste um die Geographie. Dieses Lebensbild wäre aber ein unvollständiges, würden wir nicht in einem weiteren Abschnitte die wissenschaftliche Hinterlassenschaft Mauchs hinzufügen, nemlich seine Schilderungen von Natal, Transvaal und dem Lande zwischen Limpopo und Sambesi, Schilderungen, wie er sie in Briefen an Dr. Petermann und im Ergänzungsheft Nro. 37 von dessen „geogr. Mitteilungen" hinterlassen hat. Freilich treffen diese Darstellungen in manchem noch nicht den neuesten Stand der Dinge, denn die letzten 25 Jahre haben eben über jene Gegenden die gewaltigsten Änderungen und Umwandlungen heraufgeführt. Trotzdem ist von Mauch zum ersten Male ein getreues Bild jener Gebiete entworfen, und wir werden auch den heutigen Stand der Dinge um so leichter begreifen und um so richtiger beurteilen, wenn wir zunächst die Zustände kennen lernen, wie sie zu Mauchs Zeit herrschten. Damals waren diese Zustände noch ziemlich uranfänglich und einfach, heutzutage werden die Goldfelder in fieberhafter Weise ausgebeutet; die Engländer haben ihren Kolonialbesitz rings im Westen von Transvaal gegen Norden vorgeschoben, nicht nur über das Land der Matebele hinweg bis zum Sambesi, sondern von da bis zum Tanganjika. Im Osten blieb den Portugiesen der Küstenstreifen von der Delagoa-Bai über den Sambesi hinüber bis zum Rowuma, an dessen Ufern die deutsche Flagge aufge-

---

[1]) S. den Atlas von Afrika von J. J. Kettler u. Herm. Müller oder den von Andree oder Handtke.

pflanzt ist. Das sind allerdings Änderungen in der Verteilung Ostafrikas, von denen man zu Mauchs Zeit keine Ahnung haben konnte. Es stehen aber diese Verteilungen nicht für alle Zukunft fest, und namentlich ist es das portugiesische Gebiet, das bei der finanziellen Not, in welcher jener Staat sich eben jetzt befindet, wohl noch mehr Liebhaber anziehen dürfte. Eben deswegen sind die Blicke Europas beständig nach jener Küste Afrikas gerichtet, und da ist es von Wert für jedermann, sich von den dortigen Zuständen einen möglichst richtigen Begriff zu verschaffen. Daß nicht mehr alles so ganz in Ordnung ist, das zeigt auch das Vorhaben der Buren, wieder einmal zu „ziehen", der geplante „Burentrek" nach Maschonaland, den die Engländer freilich zu hintertreiben suchen, der aber am Ende sich doch nicht einfach verbieten läßt. Sei dem wie ihm wolle, immerhin sind Mauchs Schilderungen am besten im Stande, für die richtige Beurteilung jener Verhältnisse die erforderliche Grundlage an die Hand zu geben, und so lassen wir im folgenden Mauchs Schilderungen von jenen Gegenden mit deren Bewohnern folgen und zwar zuerst Schilderungen von Natal, dann von Transvaal, weiter vom Matebele-Land; daran werden sich ethnographische Bilder aus jenen Gegenden anreihen und den Schluß mag eine Beschreibung des Goldlandes und des Landes Ophir bilden.

---

24. Kapitel.

Die Kolonie Natal: Grenzen und Lage; Städte und Einwohner, Handel und Wandel; die Tier- und Pflanzenwelt.

Grenzen und Lage von Natâl.

Wie wir oben berichteten [1]), betrat Mauch den afrikanischen Kontinent zu Durban am Port Natal, dem ersten Hafenplatz der Kolonie Natal. Diese Kolonie der Engländer liegt im Südosten Afrikas an der Küste des indischen Oceans; sie grenzt im Norden an Sululand, das der englischen Interessensphäre vorbehalten ist, nur konnten die Engländer mit den Sulukaffern noch nicht so recht fertig werden; die Grenze bildet die Tugela, dann an die Transvaal-Republik am Büffelfluß, einem Zuflusse der Tugela; im Westen liegt der Oranje-Freistaat, dann Basutoland; im Süden befindet sich Ost-Griqualand und jenseits des

---

[1]) S. oben S. 24.

Umtanvuna Kaffraria. Die Provinz zeigt deutlich terrassenförmigen Aufbau, die höchste und innerste Stufe bildet ein hohes Tafelland am Fuße der Drakenberge, welche die Grenze gegen den Oranje-Freistaat hin bilden; diese Hochebene hat 1000 bis 1500m Meereshöhe; hier entspringen die zahlreichen Flüsse, die in engen Schluchten („Kloofs") sich den Weg gegen Osten zur Küste suchen. Dann kommt die zweite Stufe mit der Hauptstadt Pieter-Maritzburg von 600 bis 800m Höhe, endlich der niedrige Küstengürtel, der kaum bis zu 90m sich da oder dort über den Meeresspiegel erhebt. Es wird der Gesammtflächeninhalt der Kolonie zu 48560 □km angegeben, also ein Gebiet reichlich dreimal so groß wie das Königreich Sachsen. Der Küstengürtel zeigt subtropische, beinah tropische Vegetation; die Flußmündungen sind leider durch Dünen stark versandet, doch kann man, wenn dieselben eben wasserreich sind, den Unterlauf von mehreren mit Schiffen befahren, so die Tugela, Umgeni, Umzimkulu. Der beste Hafen bleibt immer noch Port Natal, wiewohl die Landung bei den häufig herrschenden Südwest- oder Südostwinden nicht ungefährlich ist [1]). Neuerdings hat man durch Anlegen von Dämmen großen Seeschiffen das Landen möglich gemacht.

Städte und Einwohner, Handel und Wandel.

Die Hauptstadt Pieter-Maritzburg [2]) liegt an einem Zuflusse des Umgeni, am Umsindusi, sie hatte 1863 erst 4900 Einwohner und wird heute auf 14000 geschätzt. Überhaupt nahm die Einwohnerzahl der ganzen Kolonie beträchtlich zu, man schätzt sie heute auf 350000, darunter etwa 50000 Weiße, dann 20 bis 30000 „Kulis", Indier und Malaien, die aus Madras zugeführt wurden. Die Ureingeborenen waren wohl Hottentotten oder Buschmänner, denn man findet ihre Spuren; wie Skulpturen, in Höhlen noch da und dort; dann kamen aber durch Völkerwanderungen wohl hierher verdrängt die Kaffern, d. h. die „Ungläubigen", wie sie von den Arabern benannt wurden. Sie selbst kennen diesen Namen nicht, sondern sie führen eben die Namen der einzelnen Kaffernstämme, wie „Sulu" oder „Amazula" im Norden, dann „Amakosah", „Amatemba" u. s. w., wobei die Vorsilben „Ama" die Mehrzahl bedeuten. Die Kaffern sind von brauner bis schwarzer Farbe, schönem Wuchse, stolzem Gang und strammer Haltung. Ihre Formen sind bei Männern und Frauen in jüngeren Jahren prächtig. Sie wohnen

---

[1]) S. oben S. 24.
[2]) S. oben S. 27.

in bienenkorbartigen Hütten, die bis auf den Boden reichen und nur gegen die Sonnenseite einen etwa 70 bis 80 cm hohen Eingang frei lassen. Sie leben in Vielweiberei, nähren sich hauptsächlich von Milch und Maisbrei, ab und zu von Fleisch. Sehr gerne trinken sie Bier, das sie aus Kafferkorn, Mais und anderen Zusätzen brauen, das aber wie eine braungraue Gerstensuppe aussieht. Es gehört schon ein Kaffernmagen dazu, der ungemessene Mengen aufnimmt, bis Zeichen der Berauschung sich zeigen. Die Weißen wohnen entweder auf Farmen, bauen Wolle, Zucker, Kaffee, Mais, Tabak, Arrowroot, treiben Viehzucht, sie halten Pferde, Maulesel, Kühe, Schafe, Schweine, Hühner, oder aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Handel. Dieser hat seinen Hauptsitz in Durban am Port Natal; 1866 wohnten hier 4990 Menschen, heute schätzt man die Einwohnerzahl auf rund 10000 Seelen. Von hier führt eine schmalspurige Eisenbahn über Pieter-Maritzburg, wo der Gouverneur seinen Wohnsitz hat, nach Ladysmith auf der obersten Terrasse, von wo die Bahn späterhin gegen Westen über den van Reenen-Paß nach Harrismith im Oranje-Freistaat und gegen Norden an den Vaal in Transvaal fortgesetzt werden soll. Der Handel bezieht viel Wolle aus Transvaal, dann Häute, Hörner, sodann Gold, Kupfer und andere Metalle; die Einfuhr bringt aus England und neuerdings aus Deutschland sämmtliche Bedürfnisse des täglichen Lebens, ja es wird sogar noch Zucker und Kaffee eingeführt. Doch ist der Handel bedeutend im Steigen begriffen, wie folgende Zahlen beweisen:

	Einfuhr:	Ausfuhr:	Gesammtumsatz:
1882:	1652691 Pfd. Sterl.	560242	2212933
1888:	2890000 „ „	1418000	4308000
1889:	4527000 „ „	1656000	6183000

Die Tier- und Pflanzenwelt.

Ein Sprichwort sagt: Natal sei das Land der Blumen ohne Geruch, der Vögel ohne Gesang und der Mädchen ohne Liebe. [1]) Und in der That gibt es eine Masse von Blumen in Natal, die nicht riechen, und ebenso eine große Anzahl von Vögeln, die nicht singen. Wie aus dem terrassenförmigen Aufbau sich ergibt, hat man auch drei Pflanzenzonen zu unterscheiden: eine Küstenzone, üppig und nahezu tropisch,

---

[1]) Vrgl. Donnerstagsbeilage des Schwäb. Merkurs v. 25. Sept. 1884, woraus auch zum Teil Notizen für den folg. Abschnitt entnommen sind.

dann die mittlere Zone, hier noch ziemlich viel Wald, endlich die höchste Zone oder die Steppe, auf der man oft stundenlang wandern kann, bis man wieder einen Baum zu sehen bekommt, meist nur niedriger Busch oder Gras. Wollen die Kolonisten dort oben Nutz- oder Brennholz, so müssen sie ihre Bäume erst anpflanzen, häufig ist das der tasmanische Gummibaum (Eucalyptus globulus Dec.), der ein vortreffliches Holz liefert. Sonst dient häufig als Feuerungsmaterial Pferde- und Kuhmist. Dieser Gummibaum wird aber auch sonst angepflanzt, er wird bis 100 und mehr Meter hoch und dient zur Entwässerung von feuchten Stellen oder zum Schutz gegen Wind, auch soll er in größerer Menge angepflanzt, so bei Neapel, eine Gegend vor Fieber bewahren. In der mittleren Zone findet sich eine große Anzahl von Waldbäumen vor, Palmen, Tannen, Cedern (Juniperus virginia L.), Eichen, viele davon sind erst angepflanzt und eingeführt; heimisch ist der Wolfsmilchbaum, der aber die Wärme liebt, daher mehr im Norden vorkommt. Bei der leichtesten Verwundung spritzt die weiße Milch heraus, aus der man das scharfgiftige Euphorbienharz gewinnt. Besonders üppig ist die Vegetation in der Küstenzone, häufig undurchdringlicher Urwald, außen auf der Düne steht die Riesenaloë (Aloe spicata L.) mit ihrer langen Blütenähre und liefert den in der Medicin so häufig verwendeten Aloëbitterstoff. Damit sind wir bei den Liliengewächsen angekommen, welche mit zahlreichen Blüten selbst die Steppe schmücken. An feuchten Stellen fehlt selten die Wasserlilie, unsere Calla, mit ihrem weißen Blütenkelch.

Mannigfaltig ist auch die Tierwelt Natals; freilich sind Löwe, Elefant und Büffel längst ausgerottet, auch die Leoparden sind selten geworden; um so häufiger sieht man Affen in verschiedenen Arten, am häufigsten Paviane. Die Steppe und der Wald sind belebt von Antilopen oder, wie man sie hier heißt, von „Böcken", wie sie oben [1]) aufgezählt wurden. In selbstgegrabenen Höhlen lebt das Erdferkel (Orycteropus capensis Geoffr.), ein sehr scheues Tier, das nachts mit seiner langen wurmförmigen Zunge aus den Termitenhäufen seine Nahrung holt; es wird häufig gejagt, da sein Fleisch wie Schweinefleisch schmeckt. Ebenfalls in Höhlungen lebt das afrikanische Stachelschwein oder der Quastenstachler (Atherura africana Gray.), mit dem Schwanz 60 cm lang. Weiter ist das Gefilde von Berghasen bewohnt, und an den Flüssen lauern Fischotter auf ihre Beute. Noch sehr häufig

---

[1]) S. oben S. 124.

trifft man in den Flüssen Krokodile und im Sand die beinahe 2 m lange Sandeidechse. Sehr zahlreich sind die Chamäleon mit ihrem langen Wickelschwanz; sie klettern gewandt mit ihren Klammerfüßen, aber langsam und sitzen oft stundenlang am gleichen Fleck und erhaschen mit ihrer wurmförmigen Zunge, die halb so lang wie der Körper und vorne scheibenartig verdickt ist, die Insekten. Daneben finden sich auch Flugechsen vor oder Eidechsen mit Fallschirmen, daher auch „fliegende Drachen" genannt. Besonders zahlreich sind die Schlangen vertreten, die größte nicht giftige die Natalboa, die größte giftige die Mamba, grün und schwarz gezeichnet. Dazu kommen noch Puffadder, Bergadder, Hornschlange und Spuckschlange. Weithin erschallt in der Nacht das Gebrüll des Ochsenfrosches (Rana mugiens Merr.), das Neulinge schon mit dem Brüllen des Löwen verwechselten, in der That wird es aber nur von einem 20 cm langen Frosch hervorgebracht, der Insekten, Vögel und Fische frißt. Die Vögel sind sehr reichlich vertreten von der Größe der Kolibri an bis zum Adler; an den Wassern stehen Fischreiher und Sekretäre, letztere sind als Schlangenvertilger durch Verbote geschützt. In dem Buschwerk und auf der Steppe sind Wachteln, Rebhühner und wilde Pfauen eine willkommene Beute der Jäger. Schafe und Ziegen werden des Fleisches wegen gezüchtet, die Vließe der einheimischen Schafe sind nicht von Belang. Beim zahmen Rind ist fraglich, ob es vom Kaffernbüffel abstammt; der große Höcker hinter dem Nacken der Bullen und die gewaltigen Hörner weisen eher auf Asien (Bubalus buffelus L. oder buffelus arni L.). Das einheimische Pferd ist der Basuto Pony, ein unansehliches, aber sehr abgehärtetes Tier, welches im Ertragen von Strapazen alle eingeführten Rassen übertrifft. Neuerdings sind als Zug- und Reittiere viele Maulesel aus Südamerika eingeführt worden.

So hat die Kolonie durch die Beschaffenheit des Pflanzenschmuckes wie durch die Tierwelt einen eigentümlichen Charakter, und es wird der Leser begierig sein zu hören, welchen Eindruck diese neue Welt auf Mauch hervorbrachte.

---

25. Kapitel.

Die Lage von Durban: die Umgebung des Hafens; komische Begegnung; der Stadtpark und das Städtchen; Urwald und tropisches Gewitter.

Die Umgebung des Hafens. [1])

„Vom Landungsplatze aus, wo es bereits rüstig und lärmend herging bei dem Ausladen zweier Schiffe, und wo mir zumal ein zwar bekanntes, aber noch ungewohntes Idiom, das englische und zwei ganz fremde Sprachen, nämlich der von Indien eingeführten Kulis und der in Natal heimischen Kaffern, ans Ohr tönten, begab ich mich an den wenigen zu Hafenzwecken aufgeführten Gebäuden vorüber auf die Straße, wenn ich die von Baum und Busch entblößten Durchhaue mit diesem Namen bezeichnen darf. Bis zu den Knöcheln im feinen, losen Meeressande watend, folgte ich diesem Waldweg, begab mich bald von der einen auf die andere Seite, teils um mir gänzlich fremde Pflanzenformen zu besehen, teils zu versuchen, die Gattung dieser oder jener mir bekannt vorkommenden Blüte zu erraten. Einzudringen in das Dickicht war eine Unmöglichkeit, und enge Schlüpfe führten meist bald zu einem Kafferdörfchen oder einer Bananenpflanzung. Solche Eingänge waren gewöhnlich durch auffallend große Exemplare baumartiger Euphorbien bezeichnet. Das Auge weidete sich an der Pracht der Blüten und den fremdartigen Gestalten und zwar um so mehr, weil ja die lange, eintönige Seefahrt zwischen dem Bilde der bereits in Schnee gehüllten Landschaft, von dem ausgesegelt worden war, und dem jetzigen Anblick der subtropischen Gegend keine Vermittlung hergestellt hatte. Wenn nun dem Auge voller Genuß wurde, dem Ohre war durchaus kein Genuß bereitet in dem durchdringenden, das Trommelfell erschütternden Zirpen der großen, dunkelgefärbten Cikaden oder in dem lästigen eintönigen Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche pärchenweise oder in Familien die höheren Bäume in großen Kreisen umflogen.

Nach etwa einer Stunde erreichte ich einen Eisenbahnübergang, ein Zeichen weit vorgeschrittener Zivilisation. Noch eine kurze Strecke und ich befand mich auf der Hauptstraße des Hafenorts Durban." [2])

---

[1]) Ergh. 37, 1—3.

[2]) Durban liegt auf einer ausgedehnten Sandfläche, d. h. auf früherem Meeresboden. Die breite Bai ist von ansehnlichen Häusern eingerahmt; auf den

Komische Begegnung.

„An einem Gartenzaune vorübergehend, wurde meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch ein Chamäleon, jenes bekannte rätselhafte Tierchen, das in seinem Wesen etwas Absonderliches hat; sein gehelmter Kopf mit den eigentümlich geformten, nach allen Richtungen und unabhängig von einander drehbaren Augen, sein auffallender Gang, als ob es bei jedem Schritt zwei Tempi zu machen hätte, seine sonderliche Farbenveränderung, wenn es auf verschieden gefärbte Gegenstände übergeht, die unbeholfene Eilfertigkeit, wenn es bei Berührung flüchten will oder zur Verteidigung das weite Maul aufreißt, die Schnelligkeit und nie fehlende Sicherheit, mit der es seine gelbe, verdickte Zunge hervorstößt, um eine Fliege zu haschen. Doch ist's nicht dieses Chamäleon, das ich eine komische Begegnung nennen möchte, vielmehr die Störung, welche in der näheren Betrachtung eintrat.

Es rannte nämlich fast atemlos eine Person von schwarzer Hautfarbe auf mich zu [1]), überreichte mir ein Stöckchen, in dessen oberem geschlitzten Ende ein Brief steckte; seine Sprache war weder englisch noch „kafferisch", sondern eine Mischung beider, jedenfalls aber für mich unverständlich. Ich merkte, daß er gern die Wohnung des Adressaten bedeutet haben möchte, ein Ding der Unmöglichkeit für mich; ich suchte ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, daß er mich vergeblich frage. Vor sich hin singend oder murmelnd setzte er seinen Weg fort und gab mir dadurch Gelegenheit, seine einfache, aber höchst gewählte Kleidung anzustaunen. Außer den gewöhnlichen Streifen aus den Fellen einer Zibethkatzenart, wie sie die Sulu-Kaffern um die Lenden tragen, hatte er seine wolligen Haare mit einem hohen, seidenhaarigen, weißen Cylinderhut bedeckt, seinen Hals aber mit einem papiernen Kragen versehen. Ihm entgegen kommt ein anderes merkwürdiges Subjekt, angethan mit einem krebsroten englischen Waffenrock mit großen Messingknöpfen. Beide müssen nahe Bekannte gewesen sein, denn schon aus einiger Entfernung riefen sie einander freudig zu, hielten mit ihrer Eile inne, setzten sich neben einander auf den Boden nieder und begannen zu schnupfen, bis ihnen entweder ihr schallendes Gelächter oder auch der starke Tabak die Thränen in die Augen trieb. Damals dachte ich mir, daß sie höchst

---

nördlichen Hügelrücken herrscht wundervollste Vegetation und man hat auf das weite Meer, auf die Bai, und rückwärts gewendet auf Hügelgelände eine entzückende Aussicht". A. von Schweiger-Lerchenfeld „Afrika" 35.

[1]) „Die Kaffern haben die Gewohnheit immer zu laufen." Kath. Miss. 1884,75.

wichtige Begebenheiten einander zu erzählen hätten, spätere Beobachtungen ähnlicher Fälle belehrten mich vom Gegenteil."

Der Stadtpark und das Städtchen.

„Mein Chamäleon war inzwischen unsichtbar geworden, es hatte sich ins dichte Gebüsch gerettet; ich verfolgte meinen Weg weiter durch das Städtchen, zunächst am gut im stand gehaltenen Stadtpark vorüber, an dessen Ecke ein Gedenkstein, einen Springbrunnen mit Becken darstellend, angebracht ist, mit der Aufschrift: „Wasser ist das Beste", womit man sich auch einverstanden erklären könnte, wenn gutes Wasser oder Wasser überhaupt daraus flöße. Bei der ersten Häuserreihe fiel mir zunächst eines auf, das mit der Aufschrift: „Aude, vide, tace" [1]) mit großen Buchstaben versehen war.

Diese Regel, die mir schon beim erstmaligen Betreten afrikanischen Bodens so dringend anempfohlen ward, muß ich beherzigen, dachte ich bei mir selbst, und schritt weiter. Ich begnügte mich für diesmal mit dem nur flüchtigen Beschauen des Städtchens und seiner geschäftigen Bewohner, und gelangte bald wieder ins Freie. Mich unmittelbar am Rande der Bai zu halten, wo bald die Flut den Boden bedeckt, bald die Ebbe ihn bloßlegt, wo dichte Mangrove-Büsche eine anwidernde Malarialuft aushauchen, wollte ich für den ersten Tag noch vermeiden, obwohl mir die Krabben mit ihren unförmlichen Scheren und ihrem seitlichen Davoneilen viel Stoff zu näherer Betrachtung gegeben hätten. Ich hielt mich mehr dem Wege entlang, der um die Bai führt. Bald hatte ich einen Bach zu passieren, den ich, weil weder Brücke noch Fußsteig vorhanden war, barfuß zu durchwaten hatte. Jenseits desselben lockte mich eine große Anpflanzung von Zuckerrohr und das Geräusch einer Zuckermühle zu einigem Aufenthalt."

Urwald und tropisches Gewitter.

„Nochmals setzte ich meinen Spaziergang fort und zwar versuchend, an dem Ufer der Bai zu bleiben; ich geriet nach und nach in ein dichteres Gebüsch und zuletzt in förmlichen Urwald, worin mir aber weiteres Vordringen unmöglich gemacht wurde durch sumpfigen Boden und ein Flüßchen von heimtückischem Aussehen. Ich befand mich an einer recht unbehaglichen Stelle. Die hohen Bäume waren mit ihren

---

[1]) „Wage, schau' und schweige!" oder frei mit einem Wort von Pananti (Reisebeschreibung Berlin 1823 Band 36, 73): „Es scheide von der Hoffnung, wer hier eintritt!"

dunkelbelaubten Kronen so dicht ineinander gewachsen, daß sie nur wenigen Sonnenstrahlen einen Durchgang erlaubten, also ein gewisses Düster herrschte. Auch das kleinste Geräusch konnte deutlich vernommen werden. Offen gestanden, ein Gefühl von Furcht bemächtigte sich meiner. Ich fühlte mich so ganz verlassen inmitten der mich umgebenden fremdartigen Natur, in jeder breitblättrigen Sumpfpflanze oder in jedem dichten Busche glaubte ich das Versteck eines mir feindlichen Tieres sehen zu müssen; jeden sich bewegenden Gegenstand deutete ich als einen demnächst erfolgenden Angriff auf mich; in jedem längeren Holzstückchen, durch Flechten bunt gefärbt, sah ich ein giftiges Gewürm; das kaum zu vernehmende Geräusch eines an der Oberfläche des Wassers platzenden Luftbläschens schlug unheimlich an mein Ohr; beim Fallen eines dürren Zweigchens oder Rindenstückchens in eine Pfütze hinter meinem Rücken fuhr ich zusammen; das Herabrollen eines Steines vom nahen Abhang nahm ich als eine Folge unsicheren Auftretens einer größeren Schleichkatze, kurz alles trug dazu bei, das Gefühl der Bangigkeit in mir zu mehren, und dennoch hielt es mich unwiderstehlich fest. [1]) So war dieser erste Tag in der That überaus reich an Erfahrungen für mich, und noch lange hatte ich, auf meinem Lager ausgestreckt, den buntesten Wechsel der verschiedensten Eindrücke zu bewundern. Ich freute mich inniglich, an einem Teil der Küste Afrikas gelandet zu sein, die so viel des Interessanten für den Forscher bietet. Ein fernes Rollen des Donners veranlaßte mich endlich, an den Rückweg zu denken. Ich verließ die unheimliche Stätte und eilte, das Schiff wieder zu erreichen, ehe es Abend wurde. Kaum angekommen, brach denn auch bald das angekündigte Gewitter über der Gegend los; grellgelbe Blitze, die oft mehrmals den Weg von der Wolke zur Erde nieder und wieder zurück machten, andere, die sich in mehrere Strahlen teilten, wieder andere, die das ganze Firmament in rotem Lichte zeigten, folgten sich unaufhörlich; schrecklich harte Schläge übertönten den beständig rollenden Donner, und ein ge-

---

[1]) Verschieden spricht die Einsamkeit, ob im Urwald oder in der Wüste, das Herz des Menschen an.

„Es ist nicht möglich, das Feierliche, die Stille in der Wüste, ... lebhafter und angenehmer zu empfinden, als hier..." Le Vaillant bekennt, daß er sich nie so heiter, nie so groß als Mensch fühlte, als in den Stunden, welche er in dem Schoße der Natur, völlig einsam, im Genuß der Schönheit des Himmels, der Erde und in der Unterhaltung mit sich selbst zubrachte. Er bezieht sich S. 463 auf die Stelle: „Ich werde den Menschen in die Einsamkeit rufen und dort zu seinem Herzen sprechen."

S. dagegen Ed. Mohrs Schilderung von dem „Schleier düsterer Schwermut und dem Geiste der Einsamkeit" rc. 1871, 163.

waltiger Regen strömte hernieder, als ob ein Wolkenbruch sich einstellen wollte; es war ein echt tropisches Gewitter [1]) und hielt mehrere Stunden an, aber darauf glänzte der südliche Himmel mit seinen prächtigen Sternbildern."

---

26. Kapitel.

Von Durban landeinwärts: der Weg nach Neudeutschland; der Sonderling.

Der Weg nach Neudeutschland. [2])

„Aus der unregelmäßig begrenzten, tiefsandigen Waldstraße von Durban wird allmählich die verbesserte Landstraße, auf deren beiden Seiten in unregelmäßig abgeteilten und umzäunten Erbstücken [3]) teilweis niedliche, villenartig gebaute Wohnhäuser stehen, die sich an den dichten Wald anlehnen und ein wohlkultiviertes Gärtchen vor sich haben. Bananen und Ananas bilden nebst Gemüsen und einigen Gemüsepflanzen die Gegenstände des Anbaues darin und beweisen durch ihr üppiges Wachstum, daß Boden und Klima ihm äußerst günstig sind. Über den sandigen, starkbeholzten niedrigen Hügelrand, die Berea genannt, führt eine mit vielen Kosten hergestellte harte Straße. Steigt man auf derselben in die Höhe, so erweitert sich der Horizont beständig, bis endlich in der Nähe von dem Dorfe Pinetown eine der schönsten Aussichten auf die Bai und den indischen Ozean sich dem Auge darbietet. Auch hat sich mit der Erhebung die Landschaft geändert, es finden sich nicht mehr zusammenhängende undurchdringliche Waldpartien vor, sie wechseln nun mit fast kahlen Bergwiesen und Ackergeländen; hochgewachsene Gummibäume mit tannenartigem Wuchse bilden häufig die Alleen, welche zu den Wohngebäuden führen; verschiedene Aurantiaceen, [4]) Kaffee- und Obstbäume dienen ebensowohl zum Nutzen der fleißigen Eigentümer als zur Verschönerung ihrer Landgüter. Wenige Minuten auf einem Feldwege entlang, der mich rechts von der Hauptstraße abführte, brachten mich zwischen die ziemlich zerstreuten Gehöfte der Kolonie von Deut-

---

[1]) Tropische Gewitter geschildert bei P. Spillmann 153, 188, 194, 204, 205, 270, 367; Stanley I. 98, 465. II. 139; Johnston 85, 243; Galton 49, 10

[2]) Ergh. 37, 3.

[3]) Das einzelne Besitztum heißt „Erf" oder „Erbe", auch „Erve".

[4]) Orangen- und Citronenbäume.

schen, Neudeutschland genannt. [1]) Bald hatte ich die Wohnung des zu suchenden Mannes erfahren und nachdem ich ein kräftiges Frühstück eingenommen, dem ich zum erstenmale die schmackhaften Früchte der Bananen [2]) beifügen durfte, wurde mir in zuvorkommender Weise das Haus bedeutet."

Der Sonderling. [3])

„Von einem lebendigen Zaune aus Granatapfel-Gesträuchen, der aber häufig Lücken zeigte, ist ein bedeutendes Grundstück eingeschlossen, worin jedoch nur Unkraut prachtvoll wuchert; ein großes, aber baufälliges Haus, umgeben von einer niedrigen Veranda, wurde mir als Wohnstätte des erfragten Herrn bezeichnet. Ich konnte kaum den Eingang dazu finden; auch boten die Fenster den Beweis, daß es dem Bewohner um viel frische Luft zu thun war, denn die meisten Scheiben fehlten. Er mußte mich durch seine Gucklöcher gesehen und aus meiner Unschlüssigkeit einzutreten bemerkt haben, daß ich ein Fremder und also mit der Lokalität nicht vertraut sei. Bald erschien er vor seiner halbversteckten Thür, grüßte außerordentlich freundlich und lud mich ein, näher zu treten. Mit dem Zipperlein behaftet, führte er mich mit schlotterndem Gange durch den äußeren größeren Raum in sein eigentliches Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, in welchem die verschiedenen Gegenstände in solcher Unordnung durch einander lagen, wie es nur bei einem alten Junggesellen reinsten Wassers der Fall sein kann. Auf seine höchst freundliche Einladung hin nahm ich ihm gegenüber platz an einem kleinen Tischchen, auf dem eine zersprungene Porzellantasse ohne Henkel mit ein wenig schwarzem Kaffee den auffallendsten Gegenstand bildete, während einige fliegende Papierchen mit Registern von lateinischen Namen von Insekten, ein Schachteldeckel mit den Resten von Tabak und Asche, kleine Papierstreifen und mehrere kleine Dosen mit Insektennadeln so ziemlich die ganze Tischplatte bedeckten. Von einem Cavendishkuchen [4]) bemühte er sich eine kleine Portion abzuschneiden, in der Hand

---

[1]) S. oben S. 27.

[2]) Bananen oder Pisang (Musa paradisiaca und M. sapientum), ein 5 bis 6 m hoher Baum mit breiten, 2 bis 3 m langen Blättern, wird neuerdings in unseren Gewächshäusern überwintert und im Sommer ins freie Land gesetzt. Er trägt eine lange aus der Mitte des Blattbüschels herabhängende Blütenähre, woraus sich die 30 cm langen, feigenartig schmeckenden, gurkenähnlichen Früchte entwickeln. Der Baum stammt wahrscheinlich aus Indien, daher „indische Feige."

[3]) Ergh. 37, 3—4.

[4]) Cavendish-Tabak in Form von Kuchen oder Stangen dient als Tauschmittel, so z. B. 5 Stangen Tabak gegen ein Straußenei. Galton S. 11.

zu zerreiben, damit sein Pfeifchen zu stopfen, und dieses überreichte er mir. Er selbst füllte für sich ein anderes mit dem Zeichen beständigen Gebrauchs und zwar mit den augenscheinlich bereits mehrmals gerauchten und gesammelten Überbleibseln früherer Mengen, und als nun beide Pfeifchen dampften, erkundigte er sich nach meinen näheren Verhältnissen und meinem Zwecke.

Er bezeugte kindliche, ja kindische Freude über mein mitgeteiltes Vorhaben des Forschens, lobte die Gegend als überaus reich an mannigfaltigen Gegenständen, die sich für naturgeschichtliche Sammlungen eignen würden; er wußte nur Gutes über die Bevölkerung, weiß oder schwarz zu erzählen; er ließ sich herbei, mir einige seiner Sammlungen von Insekten zu zeigen und mich auf seltene Arten aufmerksam zu machen; er gestand mir, daß er durch den Verkauf seiner Sammlungen schon seit Jahren seine Lebensbedürfnisse bestritten habe und auch jetzt noch trotz seines kränklichen Körpers bestreite, die allerdings dem Anscheine nach fast auf die Bedürfnislosigkeit eines Diogenes beschränkt sein mußten. Wie vollkommen, wie nahe dem Himmel mußte dieser Mann mit dem kindlichen Gemüte sein, wenn es wahr ist, was er mit Thränen in den Augen erzählte, daß selbst die Engel ihm oftmals beim Auffinden seltener Käfer behilflich seien. Und wie zerfloß er fast in Thränen, als er mit mir Geistererscheinungen, von denen er eine Menge Photographien besaß, besprach.

Es zog mich wunderbar zu diesem Manne von Frömmigkeit und Herzensgüte hin, und ich war durch sein Wesen so sehr gerührt worden, daß es mich ordentlich Anstrengung kostete, meine Thränen zurückzuhalten. Wie konnte ich anders, als den Entschluß fassen, wenigstens für einige Zeit in seiner Nähe zu bleiben. Ich schätzte mich glücklich, als er mich beim Abschiede einlud, am folgenden Tage und, so oft ich es wünsche, einzusprechen. Fröhlichen Herzens ging ich von ihm, und die Freude über die prächtige Gelegenheit, meine Zwecke so rasch gefördert zu sehen, ließ keinen Schlaf in meine Augen kommen, als ich bei einem gastfreundlichen Kolonisten auf sanftem Lager übernachtete. Ich machte ihm auch am folgenden Tage wieder einen Besuch, ich durfte sicher sein, daß er meinen während der Nacht gefaßten Entschluß nur billigen werde, daß, wenn wir beide, er ein kranker Sechziger, reich an Erfahrung und Kenntnissen, ich im besten Alter, vom regsten Eifer beseelt und kerngesund, uns vereinigten, beiden geholfen sein würde.

Aber wie sehr irrte ich mich, als ich schüchtern mit diesem Vorschlag herausrückte. Als ob er von einer Otter gebissen worden wäre,

so plötzlich änderte er den Ausdruck seines Gesichtes und seine Ansichten. Was gestern lobenswert war, ist heute zu tadeln, was gestern gewinnbringend war, ist heute eine armselige Beschäftigung; gestern waren seine Nachbarn die besten Leute unter der Sonne, heute ist die ganze Menschheit in der Nähe und Ferne voll der schändlichsten Undankbarkeit gegen ihn; gestern zeigte er mir seinen Himmel auf Erden, heute die Hölle; nur in seinen spiritualistischen Ansichten blieb er derselbe. Der böse Leumund will zwar wissen, daß sein Spiritualismus von dem übermäßigen Gebrauch von Spiritus herrühre, welchen er zum Töten von Käfern zu verwenden vorgebe.

Armer Insektenmann, du bist herzlich zu bedauern; hättest du dir eine Gehilfin fürs Leben gesucht und, anstatt dein Haus zur Insektenfalle und Ungeziefer-Herberge werden zu lassen und darin zu verdumpfen, dich mit Menschen, deiner ebenbürtigen Wesen, abgegeben, du brauchtest dich nicht auf solch elende Weise fortzubringen.

Ich selbst aber nahm mir diesen unglücklichen Mann zum warnenden Beispiel, ließ den schönen Traum an mir vorüberziehen, nahm mitleidsvoll von ihm Abschied und gieng fort."

---

27. Kapitel.

Die Reise mit dem Ochsenwagen: der landesübliche Ochsenwagen; das Bivouac; Gefahren bei der Reise; die Unentbehrlichkeit der Ochsenwagen; der Ochs als Reit- und Packtier.

Der landesübliche Ochsenwagen. [1])

Wie oben beschrieben wurde, trat Mauch zunächst in Dienst bei einem Farmer [2]); als er das Unzukömmliche dieser Stellung erkannte, benützte er die Empfehlung des helfenden Pastors [3]), welche ihm zu einer Unterkunft bei einem Herrn B. in Pieter-Maritzburg verhalf. Hier blieb er 2½ Monate, dann folgte er der Einladung des Bruders jenes Herrn B., welcher ihn aufforderte, mit ihm nach Transvaal zu gehen, wie nicht anders möglich, unter Benützung der Ochsenwagen.

„Mein neuer Gönner war Kaufmann oder „Winkelier", wie man unter den Ansiedlern sagt, und war nach der englischen Kolonie herab-

[1]) Ergh. 37, 6.
[2]) S. oben S. 27.
[3]) S. oben S. 85.

gekommen, um neuen Vorrat von allerlei verkäuflichen Waren einzuhandeln; sein Zug bestand aus 3 Wagen, wovon zwei Zeltwagen waren, der dritte ein offener, für größere Lasten berechneter sogenannter „Bockwagen“ mit einer Tragfähigkeit von 6000 Pfd. [1]) An jedem der beiden ersteren zogen 12, an letzterem 16 große Ochsen. Jeder Wagen erfordert mindestens zwei Leute zur Bedienung, nämlich einen Treiber [2]), der gewöhnlich auch Kochkünstler ist, und einen Vorläufer, dem nebenbei das Sammeln von Brennholz oder dessen Ersatz, trockenem Viehdünger, das Wassertragen und Hüten der ausgespannten Tiere obliegt. Gewöhnt ans Fahren auf gut gebauten Landstraßen, meist in bequemen Wagen mit 2 Pferden bespannt, welche den Reisenden mehr oder weniger rasch vorwärts bringen, wird man höchst überrascht, wenn man zum erstenmal den afrikanischen Zeltwagen besteigt, den langen Zug von Ochsen vor sich sieht und nur langsam, 3 engl. Meilen = 4,8 km in der Stunde, fortbewegt wird; auf ebenem Wege gewöhnt man sich bald daran, geht es aber einen steilen Berg hinan auf einem Pfade, der durch heftige Regen breit und tief ausgewaschene Geleise erhalten hat, in denen wiederum große Geröllstücke liegen, so geht man lieber zu Fuß voraus und beschäftigt sich damit, die größeren steinigen Hindernisse wegzuräumen.

Man wird unangenehm berührt, wenn man sieht und hört, wie die armen Tiere gepeitscht werden, wie sie keuchen und mit gekrümmtem Rücken alle ihre Kräfte aufbieten müssen, um die schwere Last wieder einige 50 Schritte weiter zu bringen. Beständig werden ihnen ihre Namen „Witboy“, „Blauberg“, „Steuermann“, „Natal“, „Holland“, „Hartmann“ u. dergl. zugerufen und den Rufen mittelst sicher treffenden, schmerzhafter Peitschenhiebe Nachdruck verliehen. Welch' ein Anblick für die empfindelnden Antitierquäler! Sie würden gewiß hingerissen werden, für den Bau von Schienenwegen mächtige Fürsprache einzulegen. Auch ich wurde mitleidig gestimmt, fügte mich aber bald ins Unvermeidliche,

---

[1]) Die Wagen, welche allein das Gepäck fortschaffen sollen, zeichnen sich durch größere Festigkeit, aber auch durch größere Schwerfälligkeit aus und tragen im Durchschnitt 4 Tonnen = 4000 kg. Kath. Miss. 1879, 119.

[2]) Nach A. v. Schweiger-Lerchenfeld sind „weiße Treiber stets besser in der Leitung des Wagens als schwarze.“ Häufig sind aber Treiber und Führer unzuverlässig (P. Spillmann 72. 79. 128. 196) und das Fahren mit dem Ochsenwagen ist ein „wahres Martyrium“ (Schweiger-Lerchenfeld): bald bleibt er im Sand stecken, bald muß man einen Felsen sprengen, bald Bäume fällen; häufig liegen am Wege gebleichte Ochsenskelette; nach 120 Tagen waren von 64 Ochsen nur noch 7 lebendig. P. Spillmann 67. 133. 65. 138. 92.

ähnlich dem Soldaten, der nur die ersten Donner der Geschütze fürchtet, bald aber im Getöse der Schlacht gleichgültig wird.

In den 2½ Stunden steilen Ansteigens des Townhill („Stadtberges") gleich hinter Maritzburg hatte ich bereits einsehen gelernt, daß die Fahrt ohne die unvermeidlichen Prügel mit Peitsche und Sambock (einer kurzen Peitsche aus Rhinoceros- oder Nilpferdhaut) nicht vollführt werden könnte, und als ich auf der endlich erreichten Terrasse nach dem Ausspannen der Zugtiere [1]) bemerkte, daß diese bereits munter ans vergilbte Gras sich machten und die Schmerzen vergessen hatten, stählte ich mein Inneres gegen die sich aufdringenden Gefühle des Mitleids."

Das Bivouac.

„Während es sich nun die Gehörnten schmecken ließen, wurde von den schwarzen Dienern, welche alle des Afrikanisch-Holländischen leidlich mächtig waren, Anstalt getroffen, ein kleines Mahl für den „Baas" oder Herren (Meister) des Zuges und für mich herzurichten. Das von der Stadt mitgebrachte Brennholz wurde zerkleinert, ein Büschelchen trockenen Grases in der Hand zerrieben, damit es um so leichter Feuer fange, aber die Streichhölzchen wollten des starken Windes wegen nicht brennen, daher nahm der Treiber, ein leidenschaftlicher Raucher und mit Feuerzeug versehen, seine Zunderdose aus der Tasche, schlug Feuer mit Stahl und Stein, brachte den glimmenden Baumwollenstoff dem Grasbüschelchen nahe und der Wind that das Seine, so daß in auffallend kurzer Zeit ein bescheidenes Feuerchen brannte. [2])

Drei große Steine werden anstatt eines Dreifußes um das Feuer gelegt und darüber der gußeiserne Kaffeekessel gestellt, nachdem man ihn mit Wasser aus der Blechkanne, die einst zum Versenden von Lein- oder Paraffinöl benutzt worden war, angefüllt hatte. Sobald das Wasser sprudelt, werden nach Belieben oder im Verhältnis des noch vorhandenen Vorrats zur Dauer der Reise mehr oder weniger Löffel voll Kaffeemehl zugesetzt, das plötzlich drohende Überlaufen durch Zugießen kalten Wassers verhindert, durch Umrühren das Mehl mit der heißen Flüssigkeit gehörig gemengt, und wenige Minuten darauf, während welcher die Mehlteile zu Boden fallen, ist der Kaffee „klar" d. h. zum Trinken

---

[1]) „Nicht die Ortschaften, sondern das Wasser und das Gras bestimmen den Haltpunkt." P. Spillmann 56.

[2]) „Der Gang nach Wasser und Holz sind immer die ersten Gänge, so oft wir halten." P. Spillmann 59.

geeignet. Versüßt mit etwas gelbem kristallinischem, in Natal selbst gewonnenem Zucker und begleitet von schmackhaften „Biscoten", welche von der Hausfrau eigens für den Zweck einer längeren Reise bereitet werden, lernt man diesen Kaffee ohne Milch bald schätzen. Wie in Australien der Thee, so ist in Südafrika der Kaffee zum Hauptgetränke geworden. Zur zweiten Tasse ein Pfeifchen Tabak geraucht, ist durchaus nicht zu verachten.

Nun wird, wenn Eile nicht besonders not thut, der Dienerschaft noch einige Zeit gegönnt, um ihr indessen bereitetes Frühstück aus Mais oder Hirse, in Wasser gekocht, oder aus Mehlkleister zu verzehren, sich an dem Reste des Kaffeewassers zu laben, wobei ihnen der Deckel des Kaffeetopfes als Tasse dienen muß, die gebrauchten Geschirre zu reinigen und an ihrem bestimmten Ort im Wagen zu bergen. Dann ertönt auch der Befehl zum Wiedereinspannen. [1]) Noch mit einem Teile des Frühstückes im Zipfel des Umschlagtuches oder Felles begiebt sich der Vorläufer an die Stelle, wo die Zugtiere weiden, treibt mittelst Stockes oder Sambocks die zu jedem Wagen gehörigen Ochsen aus der ganzen Gruppe heraus und bringt sie an ihren Wagen, wo sie bereits der Treiber mit den langen Fangriemen erwartet. Jedes Tier erhält eine Riemenschleife um die Hörner, und dann werden sie in die paarweise Ordnung gestellt, wie man sie ins gemeinsame Joch spannen und ziehen lassen will. Die besten, lenk- und folgsamsten sind die „Vorochsen", die stärksten die „Achterochsen" an der Deichsel. Ähnlich wird mit dem andern Wagen verfahren, und wenn alles bereit ist, der „Baas" seinen Sitz auf dem vordersten Wagen bestiegen hat, geht es wieder weiter."

Gefahren bei der Reise.

„Dem Eigentümer der Wagen drohen trotz der vielen ebenen Flächen Gefahren für seine Habe [2]), besonders in nassen Jahrgängen. Die sehr häufigen Quellen verbreitern sich zu sumpfartigen Stellen, einzelne kleine Bäche haben ein steilbankiges Rinnsal, bei geringem Abfluß des Wassers mit schwarzem Schlamm erfüllt, und selbst auf den Rücken der flachen

---

[1]) Das Anschirren der Ochsen geschieht mit viel Geschrei, aber man hört aus dem Munde der Schwarzen kein Fluchwort, höchstens sagen sie: khomo — „Rindvieh" oder „nichtsnutziger Bube." P. Spillmann 64.

[2]) Der Wert eines Wagens beträgt etwa ℳ 3000, dazu die Bespannung mit 12 bis 16 Ochsen zu ℳ 200, dann die Ladung, Tauschgegenstände, Lohn der Treiber und Führer, also alles in allem ℳ 20000. P. Spillmann 48.

Ränder trifft sich nicht selten sog. „falscher Boden“, worin die Zugtiere bis zum Bauche, die Wagen bis zur Nabe der Räder und noch tiefer einsinken. Mit Bangigkeit passiert er solche Stellen und stößt Dankesseufzer aus, wenn er der Gefahr des „Festfallens“ glücklich entronnen ist. Wie oft kommt es aber vor, daß die Zugtiere unfähig sind, den schwer beladenen Wagen durch den Sumpf hindurch wieder aufs Trockene zu ziehen. Es geschah dies bei dieser ersten Reise landeinwärts mehrmals; die Versuche, alle drei Gespanne an einem Wagen zugleich ziehen zu lassen, schlugen fehl und nicht eher war aus dem schwarzen, halbtrockenen Schlamme herauszukommen, als bis ein großer Teil der Belastung abgeladen und übertragen worden war. Die größte Gefahr erwächst jedoch, wenn ein durch heftige Regen angeschwollener Fluß [1], wie z. B. der Vaal-Fluß, passiert werden muß. An Brücken über größere Flüsse ist in jenen Ländern noch lange nicht zu denken, da selbst kleinere, aber tiefe Bäche selten für den Fußgänger überbrückt werden. Mit welcher Aufmerksamkeit überwacht man den Stand des Wassers bei der Ankunft am Ufer, ob er höher oder niedriger werde! Wie ängstlich befragt man die Wolkenmassen, welche in jener Gegend sich zeigen, woher der Fluß kommt. Man weiß, daß man oft ganze Wochen lang in größter Unthätigkeit vor dem Flusse zu liegen hat. Mit welcher Zaghaftigkeit macht man sich endlich daran, das Wagnis zu unternehmen. Alle zum Zug notwendigen Geräte werden auf ihre Haltbarkeit geprüft, die oftmals in Krümmung verlaufende Furt untersucht, mit größter Sorgfalt endlich eingespannt. Zögernd bewegen sich die Zugtiere, vom Vorläufer am langen Leitriemen geführt, auf das Wort „treck“ (zieht) des Baas; nur ungern gehen sie über die kleine, aber doch steile Uferbank hinab ins Wasser, und mit gewaltigem Ruck folgt sodann der Wagen, so daß die hinteren Tiere zwischen die vorderen gestoßen werden; nur langsam schreiten die Ochsen auf dem losen Gerölle des Bettes aus, dann und wann der eine stolpernd, ausgleitend und fallend; ebenso langsam und stoßweise folgt der schwerfällige Wagen, bald ein Vorderrad in der Höhe mit dem entgegengesetzten Hinterrad ebenfalls erhoben und umgekehrt; der Fahrende wird bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts geworfen und bedarf aller Vorsicht, um nicht ein unfreiwilliges Bad mit den Kleidern am Leibe nehmen zu

[1] Wenn die Gespanne in den Flüssen häufig stecken bleiben, so nach P. Spillmann 4 Gespanne (S. 64), so ist es im Wald besonders schwierig, den Wagen zwischen den Bäumen hindurchzuziehen; fast jeder Baum trägt Zeichen, daß ein Wagen an ihm gerieben hat. Ebenda 256.

müssen [1]). Die 200 Schritt der Flußbreite scheinen zum Doppelten angewachsen; noch ist das Wasser so tief, daß es über die Bodenplanke im Innern des Wagens dringt und einen Teil der Ladung durchnäßt; durch unaufhörliches Peitschen und Schreien wird zu größerer Eile angetrieben, bis endlich der Auffahrtspunkt am jenseitigen Ufer erreicht ist und man auf trockener Stelle wieder haltmacht, um von der ungewöhnlichen Anstrengung auszuruhen und die übrigen Wagen ebenfalls durchzubringen.

Nicht immer läuft es jedoch so glücklich ab, es darf nur der Vorläufer die Richtung der Furt etwas verfehlen und in tieferes, reißendes Wasser geraten; in der Sorge für seine eigene Rettung läßt er den Leitriemen los, die Tiere sind sich selbst überlassen, fühlen ebenfalls die größere Tiefe, kehren um und kommen auf die übrigen in einer Weise zurück, als ob sie nicht an einer gemeinsamen Zugleine befestigt wären; sie bringen Unordnung in das Ganze, so daß man wohl das Äußerste, nämlich das Umfallen des Wagens befürchten darf, besonders wenn der Treiber selbst wasserscheu ist und es nicht vermag, die Ordnung wiederherzustellen. Hilfe von der nächsten Farm ist nicht zu erwarten [2]), man ist ganz sich selbst überlassen und muß sich mit dem Troste zufrieden geben, daß nicht alles verloren ist. Im Winter jener Gegenden d. h. in der trockenen Jahreszeit, wo die Flüsse niedrig und ihr Wasser ziemlich hell ist, bieten solche Übergänge nur selten Schwierigkeiten dar."

Die Unentbehrlichkeit der Ochsenwagen.

Aus allen diesen Schilderungen ergiebt sich, daß die Fahrt mit dem Ochsenwagen wenig Vergnügen bereitet und doch ist sie für die dortigen

---

[1]) P. Spillmann schreibt (S. 372): „vom Sepakwe bis zum Sabifluß brauchten wir volle 5 Wochen, wir bedurften Führer, um den Weg zu finden, und Arbeiter, um den gefundenen Weg zu bahnen; in dieser Zeit brachen 4 starke Deichseln, es wurden 80 Flüsse durchquert einschließlich der Bäche, die schwer zu passieren sind, weil sie sumpfige, morastige Ufer haben, wo der Wagen bis zur Achse einsinkt; 6mal mußten die Wagen abgeladen werden und es wurden viele 100 Bäume unterwegs gefällt." Dabei kommt es vor, daß einer vom Wagen überfahren oder vom Wagen herab unter die Dornen geschleudert wird, die Ochsen vor Müdigkeit umfallen und um des Wassers willen zur Tränke der Wagen oft den Weg verlassen und Meilen weit umfahren muß. Ebenda S. 269. 203. 112. 135.

[2]) Wie wenig Menschen man unterwegs antrifft, darüber berichtet P. Spillmann (S. 248. 276. 136): „auf der Fahrt von Tati nach Pandama-Tenka trafen wir in 30 Stunden keinen Menschen, in 3 Wochen 5 Leute, in 10 Tagen keinen Menschen." Das mag unterhaltend sein!

Verkehrsverhältnisse unentbehrlich; allerdings hat man nun auf den wichtigsten Linien Eisenbahnen gebaut, so die Linie Kapstadt- (oder Port Elisabeth-) Kimberley-Vrijburg; dann ist die Linie Lorenzo Marques-Movini-Prätoria wenigstens ausgemessen; die oben schon genannte Linie Natal-Pieter-Maritzburg-Ladysmith ist einspurig und hat solche schwache Brücken, daß die Reisenden bei manchen Übergängen gebeten werden auszusteigen und zu Fuß hinüberzugehen. Bei solchen Verhältnissen werden „Wagen, Ochsen und Kaffern auch künftig das Trifolium (Dreiblatt) bilden, mit dem der Reisende in Südafrika in erster Linie zu rechnen hat [1]."

Eduard Mohr gibt uns eine anziehende Schilderung des Ochsenwagens, die hier angeführt werden möge: „ein Ochsenwagen ist eine unbeholfene, langsam sich fortbewegende Maschine; der Bau ist für die rauhen Gegenden der Wildnis berechnet und daher sehr stark und fest. Jemand, der europäische Straßen und Landwege selbst der erbärmlichsten Art kennt, hat noch lange keine Idee, wie ein afrikanisches Feld aussehen kann und wie es mit den Fluß- und Bergübergängen hierzulande beschaffen ist; allein der Wagen dank der unverwüstlichen Beschaffenheit kommt überall durch. Die Achsen sind etwa 50 bis 60 cm dick und vom allerzähesten und besten Holz; sie sind durch schwere eiserne Bolzen verbunden, die oben und unten mit massiven Kopfschrauben verbunden sind. Der Wagen ist mit einem doppelten aus festem Segeltuch gefertigten Zelte überdacht. Die innere Seite dieses Zeltes ist mit grüner oder grauer Ölfarbe gestrichen und gewährt Schutz gegen den Regen, den Tau und die oft kalten Stürme der Hochebene. Im oberen Teil hängt ein Holzrahmen, der netzartig mit Riemen aus rohen Ochsenhäuten überspannt ist; hierauf ruht die Matratze. Diese Einrichtung bildet das immerhin trockene und geschützte Bett des Wanderers; allerdings schwankt es wie ein Schiff beständig hin und her, wenn das Fahrzeug sich in Bewegung setzt, allein an eine derartige Bewegung gewöhnt man sich bald. Längs der beiden Seiten im Inneren sind zahlreiche Taschen aus Leder oder Segeltuch angebracht: sie erweisen sich als äußerst geschickt, denn sie enthalten unzählige Gegenstände, die jeden Augenblick auf der Wanderung gebraucht werden und die somit leicht zur Hand und zum Griff fertig liegen. Vom Wagen hängt hier mitunter die Existenz des Wanderers ab."

---

[1] A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Der Ochs als Reit- und Packtier.

Nicht bloß zum Zuge werden die Ochsen benützt, sie müssen auch als Reit- und Packtiere dienen. „Die Ochsen, schreibt P. Spillmann [1]), sind hierzulande nicht so steif und unbeholfen, wie anderswo; ich sah, wie sie mit einer gewissen Gelenkigkeit über die Deichsel sprangen, wie 4 Reiter hoch zu Ochsen dahersprengten, ein Riemen durch die Nase bildet das ganze Reitzeug, der nackte Reiter sitzt auf dem Ochsen und in schnellem Trabe eilt er davon."

Interessant ist zu hören, wie sie dazu abgerichtet werden, worüber uns F. Galton berichtet: „ich hatte keinen Begriff, schreibt er, davon, daß Ochsen je als Reittiere gebraucht würden; die Tiere werden gesattelt, durch ihre Nase zieht man Stöckchen, an denen ein dünner Zügel befestigt ist. Die beiden uns vorgeführten Tiere sahen gar nicht aus, als ob sie außerhalb ihres Elements wären [2]). Man kann indessen aus 40 Ochsen kaum einen zum Reiten gewöhnen, denn nur die sind zum Abrichten tauglich, welche sich nicht an Herden anzuschließen gewöhnt sind. Die Tiere, die gewöhnlich vorangehen und die Herde leiten, sind die einzigen Ochsen, die mit Bequemlichkeit und Erfolg geritten werden können. Die anderen necken einander, halten sich zusammen und kämpfen mit den Hörnern, wenn man es versucht, sie vorwärts zu bringen, wobei eine ganze Karawane zum Stillstande kommt. Einen Ochsen zu Reisezwecken abzurichten nimmt ein halbes Jahr in Anspruch; er muß nicht allein lernen ruhig zu sein, sondern auch ein Gewicht auf seinen Schultern zu tragen. Zu diesem Zwecke wird die Herde zusammengetrieben und dann kriecht jemand mit einem langen Lederriemen, der wie ein Lasso eine Schlinge hat, zwischen die Tiere hinein und schiebt die Schlinge mit einem Stock um das Bein des einzufangenden Ochsen, indem er dann am anderen Ende den Riemen festhält. Der Ochse brüllt, schlägt aus und galoppiert auf 3 Beinen. Die Herde zerstreut sich. Endlich wird das Tier, das höchst wild und verdrießlich über diese Behandlung aussieht, zum Stillstehen gebracht und ihm eine Schlinge über die Hörner geworfen. Man wirft das Tier durch Ziehen an den Schlingen nieder und nun wird die Nase mit einem Stock durchstoßen. Einige alte wertlose Säcke, mit Sand gefüllt, werden nun fest auf den Rücken gebunden und dann wird das Tier freigelassen. Es stürzt davon, brüllt und springt zu seiner Herde, um ihr seine Erlebnisse zu erzählen. Am

[1]) S. 79. 101.
[2]) S. 20. 130. 107.

nächsten Morgen wird das Geschäft des Packens noch einmal vorgenommen, weil die Last locker geworden ist, und dies wird 2 bis 3 Tage wiederholt. Jetzt, wo der Ochse einen Stock durch die Nase hat, ist es viel leichter, ihn zu bewältigen. Freilich wird er manchmal sich noch damit belustigen, die Last an einem Stamme oder Baumzweige abzureiben."

„Um Ochsen mit Lasten zu bepacken, nimmt man Riemen, nicht kürzer als 15 bis 18 m. Es ist ganz unmöglich, mit kurzen Riemen Ochsen zu bepacken, denn ihre Haut ist so lose und ihre Seiten haben solche „Klüfte", daß die Päcke 8 bis 10 Windungen um sich und den Leib des Ochsen erfordern, bis sie angemessen befestigt sind. Ungeheures Schnüren ist notwendig: ein Eingeborener hält das Tier an den Nasenriemen, zwei geschickte Leute legen die Päcke auf den Rücken und die Mitte des Riemens darauf, dann werden die losen Riemen unter dem Bauch weg je von der entgegengesetzten Seite angezogen. Dann zieht jeder der Packenden dem Ochsen den Fuß an die Rippen und zieht, seine Ende des Riemens festhaltend, aus Leibeskräften, bis die „Taille" des Ochsen bedeutend, fast modemäßig geschnürt ist. Die Riemen werden dann kreuzweise über den Rücken gelegt und die losen Enden unter dem Bauche gekreuzt und wieder angezogen und so fort, bis die Riemen aufgewickelt sind; die äußersten Enden bindet man zusammen. Ein junger Ochse trägt 75 kg."

---

28. Kapitel.

Der Oranje-Freistaat: Natal im Gegensatz zum Oranje-Freistaat; der Oranje-Freistaat; ein Farmhaus.

Natal im Gegensatz zum Oranje-Freistaat.

Mauchs Reise in das Innere auf dem Ochsenwagen seines „Winkeliers" führte an die westliche Grenze der Kolonie Natal und dort über den Kamm der Drakenberge hinüber in die Oranje-Republik. Er schildert uns den Kontrast zwischen der östlichen Landschaft und dem Steppengebiet dieser Republik in treffenden Worten [1]).

„Wer eine Gegend, mag sie auch noch so wenig landschaftlichen Reiz bieten, zum erstenmal mit dem Ochsenwagen bereist, empfindet wenig

[1]) Ergh. 37, 7.

Langeweile, besonders wenn sein Begleiter es versteht, durch Leutselig- keit und Gesprächigkeit bei einiger Bildung die Unterhaltung in Fluß zu erhalten oder durch seine Bekanntschaft mit dem zu bereisenden Lande auch auf ernstere Gegenstände zu sprechen kommt. Natal bietet aller- dings von seiner Küste bis zum Oranje-Freistaat sehr viel Stoff zur Besprechung, so daß einem die 6 bis 8 Tage, die bis zur Paßhöhe von 5200 Fuß (1650 m im Van Reenen-Paß) [1]) erforderlich sind, rasch entschwinden. Der immer mehr ansteigende Boden, vielfach durch- furcht von Küstenflüssen; die auf jeder neuen Höhe sich darbietende ausgedehntere Fernsicht dem Meere zu; der Anblick der steil abfallenden Mauer der Drakengebirgskette mit ihren zerrissenen, dunklen Klüften landeinwärts; der große Wasserfall des Umgeni, über den man, falls man es nicht vorzieht, die eine halbe Stunde oberhalb errichtete Brücke zu benützen, nur wenige Schritte entfernt von dem nahezu 100 Meter betragenden senkrechten Absturz zu setzen hat; der breite, wenn etwas angeschwollen, auch tückische Tugela; Gehölze oder auch dichte Wald- partieen der Klüfte aus verschiedenen nutzbaren baumartigen Akazien, welche oft große Strecken überziehen, aber so licht stehen, als seien sie wie unsere Obstbäume gepflanzt worden; selbst die kahlen baum- und buschlosen Weiden bieten eben ihrer hügeligen Beschaffenheit wegen immer noch vieles von Interesse. Gruppen von reinlichen Häusern, umgeben von künstlichen Anpflanzungen einheimischer und fremdländischer Ge- wächse, worunter die hochstrebenden Eukalypten aus Australien eine Hauptrolle spielen; die Gesteine, welche sich in ihrer horizontalen Lagerung von den metamorphischen Schiefern auf halbem Wege zwischen der See und Maritzburg bis zur mächtigen Basaltdecke über dem dick geschichteten Kohlensandsteine [2]) der Kathlamba-Kette — ein anderer Name für die Draken- oder Drachenberge — verfolgen lassen; die kolossalen Trümmer- haufen am Fuße der Berge, welche die Bestandteile der erwähnten Kette deutlich erkennen lassen und infolge heftiger Regengüsse häufig ihre Lage ändern und weiter der Tiefe zurollen: alle diese Dinge geben der Kolonie Natal ihren besonderen Reiz [3])."

„Hat man aber einmal die Paßhöhe und das erste freistaatliche

---

[1]) S. oben S. 90.

[2]) Diese Kohlensandsteine der Kolonie Natal wurden im Auftrage der Regie- rung in den Jahren 1880 bis 1881 von F. W. North untersucht. Pet. 1883, 153.

[3]) Diese Schilderung ist in der „Landschaftskunde" von Alwin Oppel als mustergiltig benützt. S. 595. Breslau, Verlag von Ferd. Hirth.

Dörfchen Harrismith erreicht [1]), so fühlt man sich geneigt, das Land vor sich eine Einöde zu nennen. Wohl hebt sich die durchbrochene Kette der Witten (Weißen) Berge über dem südlichen Horizonte ab, wohl können noch einige eigentümlich tafelförmige oder spitzige Kuppen (der Drakenberge) im Osten, Nordosten und Norden als weithin sichtbare Landmarken dienen, im allgemeinen aber hat man nur eine flachwellenförmige Ebene vor sich, allen Baumwuchses bar; in endlose Ferne schweift der Blick, ohne irgend welchen Gegenstand zu entdecken, bei dem er gerne einige Ruhe gewinnen möchte. Der Naturfreund jedoch und der Jäger finden bald, daß ihnen Genüsse bevorstehen, welche nirgends sonst in ähnlicher Weise sich darbieten. Die ungeheuren Scharen verschiedener Antilopen [2]), die entweder in größerer Entfernung grasen oder spielen, oder in nächster Nähe in eiligster Flucht ventre à terre gegen den Wind rennen, in gewaltigen Sätzen den befahrenen Weg überspringen, das flache Thälchen durchschneiden und die niedrige Anhöhe wie Pferde bei einem Kavallerie-Angriff zu gewinnen suchen, das ist allerdings ein herrlicher Anblick, welcher nur dem südlichen Afrika in solchem Maße eigentümlich ist und jeden staunen macht. Damit muß sich freilich der zum Vergnügen Reisende zufrieden geben; der Sportsman aber wird sich zu Pferde setzen und unter den Flüchtigen dahinfliegen, eine wilde, verwegene Jagd, verwegen, weil die massenhaften halbkugeligen, fast im Grase verborgenen Termitenhügel oder die von Ameisenscharrern gegrabenen Höhlungen die größte Vorsicht erheischen. Der Naturfreund wird sich nicht gern weit von seinem Wagen entfernen, denn nur selten bietet ihm eine schroffere Halde oder sonst eine Eigentümlichkeit Veranlassung zu genauerer Untersuchung, und noch weniger dürfte er es lieben, die Prüfung seines Ortssinnes nach einmaligem mißlungenem Bestreben, den Stand seines Wagens wieder aufzufinden, mehrmals zu bestehen; denn die Schwierigkeit, sich in den einander äußerst ähnlich sehenden Erhebungen und Bachbetten zurecht zu finden, ist keine unbedeutende, und eine in diesen Einöden unter freiem Himmel zugebrachte Nacht ohne Schutz gegen Kälte, Wind und Regen wird als heilsame Lehre dienen."

Der Oranje-Freistaat.

Mit obigen Worten hat Mauch kurz und treffend die südliche der beiden Buren-Republiken gekennzeichnet, den Oranje-Freistaat. Dieser

---

[1]) S. oben S. 90.

[2]) S. oben S. 124.

ist, wie der oben [1]) gegebene geschichtliche Überblick erwarten läßt, das zuerst von den „ziehenden" Boeren in Besitz genommene Land, eingeschlossen von dem Oranje (oder Orange) und seinem bedeutendsten Zuflusse, dem Vaal. Im Osten des Landes ziehen sich die Gebirge hin, in deren wilden Schluchten diese Flüsse samt ihren Zuflüssen entspringen, es sind die Drachenberge, die in mehreren gleich gerichteten Ketten von Südsüdwest nach Nordnordost streichen. Die höchsten Berge sind Nelsons Kop mit 1790 Meter Höhe, die Montagne aux Sources 2778 m hoch, wo der Caledon River, ein Tributär des Oranje, entspringt; die Pässe sind nicht viel niedriger, denn der van Reenen hat noch 1560 Meter. So ist der Freistaat durch eine schwer zu übersteigende Gebirgsmauer gegen Osten begrenzt. An jene Gebirgsrücken lehnt sich nun ein hoch gelegenes Steppenland, das gegen Westen hin langsam und unmerklich von 1400 Meter Höhe auf 1100, also von der Höhe von Davos zu der von Klosters sich abdacht. Nur selten erheben sich auf dieser welligen Hochebene niedrige Gebirgszüge, wie die oben genannten Witten Berge und im Südwesten davon die Zwarten Koppies. Zahlreiche Flüsse und Bäche durchfurchen die Steppe, doch trocknen sie zur heißen Jahreszeit zu schmalen Rinnsalen aus, nur die Hauptadern des Oranje und des Vaal behalten noch ziemlich große Wassermengen. Das Land ist hauptsächlich ein Weideland, auf den unermeßlichen Grasebenen weiden unzählige Schafe, welche den Hauptbesitz der Boeren ausmachen. Diese wohnen — und dadurch erinnern sie an ihre niederdeutsche Herkunft — wie die Westfalen und die Friesen in einzelnen, weit von einander entfernten Bauernhöfen; nur an wenigen Stellen wohnen mehrere zusammen und bilden ein Dorf oder, großartiger ausgedrückt, eine Stadt, so die Hauptstadt, wo die Regierung ihren Sitz hat, Bloemfontein; weiter Jakobsdal, Fauresmith, Hoopstad, Kroonstad, Bethlehem, Harrismith, Heilbron. Das ganze Gebiet, über 100000 qkm, ist größer wie Bayern, Sachsen und Württemberg zusammen, hat aber eine sehr dünn gesäete Bevölkerung, man schätzt 60000 Weiße und 70000 Farbige; wegen der hohen Lage gilt es in Südafrika als wahre Heilanstalt für Brustkranke. Ganz charakteristisch für das ganze Gebiet beider Freistaaten ist die Figur des Boers [2]), jener holländischen Bauern, die in hartem Kampfe gegen die eingeborenen Kaffern sich ihre Wohnsitze erkämpften und heute noch in schwerem Kampfe

---

[1]) S. oben S. 3 bis 5.

[2]) spr. „Buhr", Mehrzahl „Buren".

gegen eine wenig freigebige Natur liegen. Oft tritt Dürre ein, die Flüsse versiegen, das Gras verdorrt, da schwinden die zahlreichen Herden zusammen, oder aber kommen Heuschreckenschwärme und fressen den Herden das Futter weg. Ab und zu stoßt der Reisende auf Felder mit Weizen oder Mais oder Durra, in seltenen Fällen im Norden auf Anpflanzungen von Kaffee und Zuckerrohr. 1867 wurden im Südwesten die Diamanten entdeckt; ein durchziehender Arzt, so berichtete Dr. Alsberg [1]), fand dieselben als Spielzeug am Bette eines kranken Kindes, man begann zu graben und fand bald einen von 83 Karat. Es entstand Kimberley und die Burenstaaten, namentlich das mächtigere Transvaal, betrachteten das Diamantenland als ihr Eigentum, aber die Engländer legten ihre Hand darauf [2]), und dadurch wurde die von Alters her ererbte Erbitterung gegen die Engländer von neuem angefacht. Der Boer, einfach und schlicht, fromm und patriarchalisch auferzogen, mutig und tapfer, wenn es gilt seine Rechte zu verteidigen, ist alles, nur kein Diplomat, und so hat er die größte Mühe, seine Unabhängigkeit im Kampf gegen die unaufhaltsam vom Süden gegen den Äquator vordringende Interessensphäre der englischen Kolonie zu verteidigen. In dem kinderreichen Hause des Boeren ist die Bibel das erste, gewöhnlich das einzige Buch, er singt oft stundenlang Psalmen, denn sie halten sich für das auserwählte Volk. Mit Strenge erzieht er seine Kinder und gibt ihnen, wenn er vermöglich ist, als Erbteil so und so viel tausend Morgen Land und so und so viel Schafe. Erbt einer nichts, so zieht er als Pionier oder „Vortrekker“ gegen Norden. Gegen die Eingeborenen ist er stolz und herrschsüchtig, er behandelt sie wie Sklaven oder Lehrlinge „Apprentices“, die noch nicht zur Freiheit mündig sind. Sein Haus genügt nur den bescheidensten Ansprüchen; aus Steinen schlecht aufgebaut trägt es oben ein Strohdach, die Fenster sind meist durch geöltes Papier oder alte Zeitungen verklebt, daran hangen außen rot oder grün bemalte Fensterladen. Die gewöhnliche Wohnstätte bildet das „Vorhuys“ (die Halle), wo auf niedrigem Tische der Wasserkessel meist den ganzen Tag kocht, damit der Boer vielleicht zum zwanzigsten Mal sein Kaffeemehl oder seine Theeblätter abkochen kann. Von der Halle oder dem Vorhuys führen Thüren rechts und links in die einfachen Schlafräume. Die Vornamen, die man da hört, sind fast immer die gleichen: Jan (Johann),

[1]) Vortrag über die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas am 10. März 1880 im Museum zu Stuttgart.

[2]) S. oben S. 102. 111.

Pieter (Peter), Jupp (Josef), Clas (Nikolaus), Gret (Margarete), Trin (Katharine), Trüt (Trautchen). Doch wird meist nicht viel gesprochen. Der „Bur“ oder „Afrikander“, wie er sich heißt, oder der „Boer“, wie ihn der Engländer heißt, ist der schweigsamste Mensch von der Welt. Still und ruhig gehen die Erwachsenen ihrem Geschäfte nach, die „Ooms“ und die „Tanten“, wie man sie häufig anredet; still halten sich auch die Jungen, die „Neefs“ oder die „Kerls“, die zu schweigen haben bei der Beratung der Ooms. Dabei gilt der Boer als der größte Menschenschlag, selten trifft man einen nach Holub unter 6 Fuß; ein breitkrämpiger Hut, geschmückt mit Straußenfedern, bedeckt den Kopf, eine Bluse ist sein Kleidungsstück, die Füße stecken in hohen Stiefeln, an der Seite trägt er ein beilartiges Messer und nie sieht man ihn ohne Gewehr, wenn er sein Haus verläßt und auf seinem Pferde über die Weiden dahinreitet.

Ein Farmhaus.

„Einige Stunden, erzählt Mauch [1]), nach Verlassen des Vaalflusses [2]), wurde Halt bei einer Farm gemacht, um den Tieren wieder etwas Ruhe und Futter zu gönnen. Während dieser Pause, bis der Kaffee bereitet sei, sollte der Eigentümerin der Farm ein Besuch abgestattet werden. Das Äußere der Wohnung war gerade nicht sehr einladend; es war ein kleines Gebäude aus dicken Lehmwänden mit einem Grasdache, wo ein geborstener, stark rauchender Kamin sich zeigte. Die heftigen Regengüsse der letzten nassen Jahreszeit hatten an ihm untrügliche Zeichen rascher Zerstörung hinterlassen; eine niedrige Thüre, in der Mitte wagrecht abgeteilt, und ein einziges kleines Fensterchen, mit einem Laden verschlossen, erlaubten dem starken Rauche den Ausgang.“

„Bei Annäherung an die Thüre ließ sich aus dem Innern Hundegebell [3]) vernehmen, und eine heisere weibliche Stimme suchte vergeblich den aufmerksamen Wächter in seinem unfreundlichen Gruße zum Einhalt zu bewegen. Durch Öffnen des oberen Teils der Thüre war dem Qualm Gelegenheit geboten ins Freie zu bringen, und er that dies mit solcher Eile, daß das Geruchsorgan plötzlich damit angefüllt und so sehr beleidigt wurde, daß es mich alle Überwindung kostete, denn doch

---

[1]) Ergh. 37, 8.

[2]) „Vaal“, sprich „fâl“, gelbliches Wasser, vergl. das chinesische Hoang-ho, gelber Fluß.

[3]) Sonst pflegen die Hunde Innerafrikas, auch Kameruns, nicht zu bellen, höchstens zu klagen oder zu heulen. Johnston 183. 400. H. Zöller II, 100.

den Versuch zu wagen, in die Höhle einzudringen. Es gelang mir, mich in dem Dunkel aufzuhalten und zu atmen; es dauerte aber noch geraume Zeit, bis sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte. Nur schwierig konnte eine der Thüre gegenüber befindliche hölzerne Bank entdeckt werden, die zum Sitz dienen konnte; der brummende Hund, ein feister Spitz, und zwei Katzen gaben durch die Richtung, in welcher sie die Flucht ausführten, zu erkennen, wo man das Wesen aufzusuchen hatte, von dem die menschliche Stimme ausgegangen sein mußte. Nach und nach, wie eben der lästige und hinderliche Qualm durch die offen gelassene Thüre entschwand und von dem Weibe in gütiger Herablassung gegen den Besucher dem Lichte noch ein weiterer Eingang durch die Öffnung des Fensterladens gestattet worden war, gestaltete sich das bisher in Nebel gehüllte Wesen zu einem Bilde der häßlichsten Hexe, die ohne weiteres im „Macbeth“ hätte auftreten können. Die allernötigsten Hausgeräte, wie ein Tischchen, zwei Stühle, ein Feldstuhl, zwei größere Wagenkisten, die auch als Sitzplatz verwendet werden, füllten nahezu den Raum aus; ein eiserner Topf, ein Kaffeekessel, einige Porzellanschalen standen da und dort im Wege oder guckten hinter den Kisten hervor; auf dem schmalen Gesimse der Fensteröffnung, welche durch ein Stück Canevas geschlossen war, lagen die Gerätschaften für Reinlichkeit, wie Schwamm und Seife, sowie das bekannte „Vortuch“, dessen Gebrauch unten angegeben werden soll [1].“

„Ich war über die Maßen froh, daß die Alte sich nicht zum Gruße von ihrem Lehnstuhl erhob, sondern in der Vollendung ihrer eben begonnenen Toilette fortfuhr. Mit Speichel anstatt mit Pomade oder Haaröl benetzte sie die ohnedies schon aneinander klebenden melierten Haare und suchte dieselben, wiewohl vergeblich, mit einem Kamme, der ein ziemlich getreues Bild ihrer lückenhaften Kiefern darstellte, auseinander zu bringen. Dank dem Halbdunkel, daß ich sie nicht bei voller Beleuchtung erblicken konnte! Dank dem Tabaksrauch, den ich durch die Nase blasen konnte, um den furchtbaren Geruch dieser Stube weniger deutlich zu empfinden! Dank der nicht sehr lebhaft geführten Unterhaltung, immer und immer wieder gestört durch das Schnurren der Katzen und das Brummen des Hundes! Dank aber vor allem dem Wagentreiber, der in kurzer Zeit den Kaffee hergestellt hatte und mir die Nachricht davon überbrachte! Die von meinem freundlichen „Winkelier“ erhaltene Versicherung, daß es nicht überall in den Farmhäusern

---

[1]) Ergh. 37, 22.

in der eben beschriebenen Weise bestellt sei, gewährte mir für die Zukunft erquicklichen Trost [1])."

---

29. Kapitel.

Die Transvaal-Republik: Eintritt in die Transvaal-Republik; der nördliche Freistaat der Boers; Einkehr bei einem Boer.

Eintritt in die Transvaal-Republik.

„Mit dem Vaalflusse, schreibt Mauch [2]), war die Grenze erreicht zwischen den beiden Schwester-Republiken des Oranje-Flusses und Transvaal, oder, wie der Name der letzteren von dem Gesetzgebenden Körper bestimmt worden ist, der „Süd-afrikanischen Republik". Im Charakter des Landes zeigten sich zunächst nur geringe Unterschiede von den zuletzt bereisten Gegenden, etwas hügeliger allerdings muß man diesen südlichen Teil der Transvaal-Republik nennen, aber gleich arm ist er an baumartiger Vegetation und gleich schwierig zur Orientierung."

„Wenige Tage darauf kamen wir über einige Hügelländer hinweg und zwischen kleinen Kuppen hindurch, welche teilweise schon mit Akaziengehölzen und anderen strauchartigen Gewächsen an ihren Abhängen das Auge erfreuten, auf die Wasserscheide zwischen dem Vaal- und dem Krokodilfluß (Limpopo), oder zwischen dem Südatlantischen und Indischen Ocean. Der nördliche Abfall dieser Hochfläche (des „Hohen Feldes") ist gebildet durch mehrere parallele Ränder aus Gesteinen, welche silurischen und metamorphischen Schiefern [3]) beizuzählen sind und bei ostwestlichem Streichen steil gegen Norden einfallen. Die höheren Teile führen den Namen Witte-Water-Rand [4]) von den gebleichten Kalksteinen,

---

[1]) An das Haus des Farmers sind häufig noch Ställe und Scheunen angebaut, freilich oft schlecht genug, und in der nächsten Nähe befindet sich auch die Grabstätte, kenntlich gemacht durch einen viereckigen Steinhaufen, der belasten muß, damit nicht wilde Tiere, wie Hyänen oder Erdwölfe, die Leichen ausscharren. Vergl. P. Spillmann 90. 92.

[2]) Ergh. 37, 8—9.

[3]) Diese Schiefer stellte der Geologe Schenk zur „Swasiformation" und Knochenhauer (die „Goldfelder Transvaals", Berlin 1890) nannte sie nach dem Hohen Feld „Hochfeldschichten"; sie enthalten horizontal gelagerte Sandsteine, Thonschiefer, Dolomite mit Kohlenflötzen und sind von Diabasgängen durchbrochen.

[4]) Hier wurden späterhin die bedeutenden Goldfelder entdeckt, deren Mittelpunkt die Stadt Johannesburg bildet. Vergl. unten „die Goldfelder".

welche sich längs der starken Quellen und Bäche vorfinden. Die Partieen um die Quellflüsse des Limpopo werden übrigens zu den Makhalis-Bergen gerechnet, obwohl man eigentlich unter diesen eine lange Kette aus Quarzit (Quarzfels) versteht, die mit fast senkrechten südlichen Felswänden und dem nun mit einemmale auftretenden starken Baumwuchs zu den bisher durchreisten einförmigen Flächen eine längst ersehnte Grenze bildet; der schnelle Kontrast entschädigt völlig für die Langweiligkeit der letzten Tage, wo nicht einmal mehr durch Wild eine kleine Abwechselung hervorgebracht worden war."

Der nördliche Burenfreistaat oder die Südafrikanische Republik.

Die Südafrikanische Republik von heute [1]) ist nicht nur größer an Gebiet als der Oranje-Freistaat, sondern auch ungleich bedeutender einmal durch ihre geschichtliche Entwicklung, sodann durch die größere Mannigfaltigkeit im landschaftlichen Charakter, endlich durch den Reichtum ihrer Produkte. Im Jahr 1840 erfolgte die erste Einwanderung, 1852 wurde der Freistaat von England anerkannt in der Sandriver Konvention; durch die Jahre 1872 bis 1876 zogen sich Kriege mit den Eingeborenen, die nicht immer günstig geführt wurden und vielerlei Unruhen brachten, so daß die englische Kapkolonie 1877 den günstigen Augenblick benützte und Sir Theophilus Shepstone entsandte, der ohne Schwertstreich Transvaal zur englischen Kronkolonie machte. Doch gaben sich die Boeren damit nicht zufrieden, 1880 griffen sie zu den Waffen und schlugen die Engländer unter General Culley bei Majuba Hill. Zwar blieb die Königin von England dem Namen nach Souzeräu, aber es wurde wieder die Republik unter einem Präsidenten eingerichtet und dieselbe ist so gut wie unabhängig. Freilich ist ihr Gebiet nun genau begrenzt; zu Mauchs Zeiten schwankte die Grenze im Norden und Westen, heute ist sie durch die Verteilung und Feststellung der Kolonialgebiete und Interessensphären genau bestimmt. Im Osten bilden gegen Swasiland und gegen das portugiesische Gasa-Land die Drachenberge und die daran anschließenden Randberge mit Barberton, dem Mittelpunkt der Kaap-Goldfelder, und mit der Mauchspitze 2188 m hoch, endlich im Nord-Osten die Zoutpansberge die Grenze, so daß die Transvaal-Republik keinen Teil am Indischen Ocean, ja nicht einmal am Unterlauf des Limpopo hat. Die nördliche Grenze gegen das

[1]) Geschrieben im Jan. 1892.

nun auch der brittischen Interessensphäre zugesprochene Matebele-Land folgt in großem Bogen nach Westen dem Limpopo oder Krokodilfluß. Im Lande der Betschuanen zieht sich die Westgrenze vom Marico, einem Zufluß des Limpopo, über den Hart River zum Vaal, den sie nicht gar weit vom Diamantdistrikt Kimberley erreicht. Nun bildet der Vaal die Linie, welche im Süden die Transvaal-Republik vom Oranje-Freistaat trennt. Man sieht leicht, daß die Oberflächengestaltung der beiden Republiken manche Ähnlichkeit bietet; in beiden die östliche Gebirgserhebung, von der aus das Tafelland gegen Westen hin langsam fällt, Lydenburg im Osten liegt noch 1429 m hoch, der Limpopo im Westen am Fuß der Pilaansberge hat noch 900 m Meereshöhe, beide Republiken haben im Norden ein gewaltiges Flußsystem zur Grenze, aber der Limpopo schneidet viel tiefer in das Land ein; während der Vaal bei Blömhof noch 1350 m über dem Meer fließt, hat der Limpopo an der Stelle, wo er sich von nordöstlichem Laufe genau gegen Osten wendet, nur noch 950 Meter über dem Meer. Auch in Transvaal nehmen Tafelländer bedeutenden Raum ein, so im Süden das „Hooge Veld“; die Ränder sind gebildet durch verschiedene Gebirgszüge, so von Süden nach Norden durch den Gats-Rand, den Witte-Water-Rand, die Makhalis Berge, die Pilaans Berge u. s. f. Der Limpopo hat aber nun viel mehr Zuflüsse als der Vaal und so ist er viel wasserreicher; alle die Wasseradern entströmen der Transvaal-Republik und daher ist der landschaftliche Charakter verschieden von dem der Schwester-Republik, die Steppe tritt zurück, die Vegetation wird üppiger, mannigfaltiger und so trifft man namentlich im Gebiet des Limpopo gut angebautes Land. In der Größe bleibt die Republik nicht viel hinter dem Königreich Preußen zurück (etwa 350000 qkm), die Einwohnerschaft, über eine Million Menschen, besteht aus einer Million Eingeborenen, etwa 50000 Boeren und wohl 20000 Goldgräbern. Das Klima gilt als sehr gesund, die Winter von April bis Oktober sind trocken, nur am Vaal, im Limpopobecken und am Ostfuße der östlichen Grenzgebirge droht das Fieber. Die Regierung des Landes liegt in der Hand des 42 Mitglieder zählenden „Volksraades“, der für 4 Jahre gewählt wird, an der Spitze steht ein Präsident. An Produkten ist das Land sehr reich, es wird sehr viel Weizen, Mais, Tabak, sowie im Norden Zucker, Kaffee, Baumwolle gepflanzt, und man kann zweimal ernten. Dazu kommt der Mineralreichtum, von dem wir unten ausführlich zu sprechen haben werden, vor allem Gold — neben Australien zur Zeit das erste Goldland — Silber, Blei, Eisen, Kupfer, Kohle,

neuestens auch Quecksilber bei der Witkop Farm bei Zeerust im Westen, dazu in der Vaalgegend auch Diamanten, Speckstein in den Zoutpansbergen. Man kann sich daher nicht wundern, wenn der Staat, der 1882 bankerott war, 1888 einen Überschuß von 276000 Pfd. Sterl. aufwies. Was allein die Produktion beeinträchtigt, ist der Umstand, daß keine Eisenbahn von der Küste nach Transvaal führt. Von der Delagoa Bai aus führt eine Eisenbahnlinie vom Hafenplatz Lorenzo Marques über Movini bis zur Grenze der Transvaal-Republik [1]), dieselbe ist auch weiterhin schon vermessen über Barberton bis Pretoria und einer niederländischen Gesellschaft zum Bau überlassen. Diese forderte von der Delagoa-Eisenbahn weitgehende Zugeständnisse und erhielt auch 65% Rabatt zugestanden, indessen verlangte der Transvaal-Freistaat einen auf 99 Jahre garantierten Tarif, worauf die Gesellschaft nicht eingehen konnte, und so steht der Eisenbahnbau still. Darunter leidet in erster Linie der Betrieb der Goldfelder, aber mehr oder weniger der ganze Staat, der als Binnenstaat seine Bedürfnisse teuer genug von außen bezieht und seine Produkte, abgesehen von Gold und Diamanten, nicht mit dem erwünschten Vorteil verkauft.

Einkehr bei einem Boer.

Freilich zu Mauchs Zeit war auch von einer Delagoa-Eisenbahn wie von manch' anderer Neuerung noch keine Rede, damals herrschte auch noch nicht das Goldfieber, das so manchen abenteuerlustigen Goldgräber der Transvaal-Republik zuführte; still und zufrieden bebaute der Boer sein Land da, wo heute die Witwater-Goldfelder abgebaut werden. „Leicht auszuleitende Bäche, schreibt Mauch [2]), und höchst fruchtbarer Boden — auf der Wasserscheide zwischen Vaal und Limpopo — ermuntern zur Anlage zahlloser Farmen; am Wege stehen nette, oft geräumige Wohnungen mit einem Garten daneben, zu dessen lebendiger Umzäunung die türkische Feige (Opuntia, der bekannte Kaktus) oder Granatapfel oder Quittensträucher gewählt worden sind und worin Pfirsiche, Aprikosen, seltener Äpfel und Birnen, Feigen, Weinstöcke, verschiedene Gemüse, Kartoffeln, Bataten (eine Winde, die kartoffelähnliche Knollen liefert, Convolvulus Batatas L.), Tabak [3]), Kürbisse und Me-

---

[1]) S. oben S. 104. 178.

[2]) Ergh. 37, 9—10.

[3]) Nach P. Spillmann S. 66 wächst an Flüssen auch eine wilde Tabaksstaude, bis zu 7 m Höhe, mit kürzeren Blättern, als sie der angebaute Tabak hat, aber auch mit gelben Blüten; aber selbst die Schwarzen verschmähen diesen Tabak, weil er zu bitter ist.

lonen gezogen werden. Wo nicht bereits größere einheimische Bäume vorgefunden wurden, um eine schattige Umgebung herzustellen, sind Maulbeeren und Syringen d. h. syrische Paternosterbäume (Melia Azedarach L.) und weithin sichtbare australische Eukalypten verwendet worden, während verschiedene Goldapfel (Aurantiaceae) gewöhnlich vor den Häusern gepflanzt sind. Leider zeigt alles wenig Verständnis in der Behandlung oder aber Vernachlässigung. Unmittelbar am lustig rauschenden Bächlein entlang ist der geeignetste Boden für Cerealien wie Weizen, Mais und drgl.; hinter dem Hause oder seitwärts davon befindet sich je nach Bedarf der mit einer Steinmauer oder dornigen Sträuchern eingefaßte Platz für den Viehbestand. Das Pferd grast entweder frei am nahen Hügel oder ist mittelst eines Riemens, der ihm um Hals und Kniee befestigt ist, am Entlaufen gehindert."

Wir wollen hier einfügen, daß merkwürdiger Weise die meisten Haustiere Afrikas von Asien oder Europa stammen, während die Kulturpflanzen dieses Landes größtenteils von Amerika eingeführt zu sein scheinen. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie diese Völker haben leben können, bevor Mais, Maniok, Erdnüsse [1]) von den Portugiesen und anderen europäischen Nationen seit dem 16ten Jahrhundert an die afrikanischen Küsten gebracht wurden. Die Entdeckung Amerikas hat eine nachhaltige Einwirkung auch auf die Entwicklung des dunklen Erdteils hinterlassen. Doch weisen auch einige Kulturpflanzen wie die süßen Kartoffeln oder Bataten (Convolvulus Batatas L.) auf Indien [2]).

„Ein oder mehrere Hunde, fährt Mauch fort, der verschiedensten Mischung begrüßen bellend den neuen Ankömmling und der „Baas" oder Hausherr erscheint gewöhnlich, durch den entstandenen Lärm herbeigelockt, auf der Schwelle der halbgeöffneten Thüre, auf die übliche Begrüßung wartend. Die Kinder, an denen man meistens keine Verschwendung von Seife oder häufigen Gebrauch von Wasser gewahren kann, betrachten den Herankommenden neugierig, aber doch schüchtern unter dem Schutze ihres Vaters, während die Hausfrau gern von ihrem Platze hinter dem kleinen Fenster ihre Beobachtungen anstellt und für den Fall, daß der Fremde ordentlich gekleidet ist und Anstalten trifft, einen kleinen

---

[1]) S. oben S. 39.

[2]) S. Johnston S. 401. Maniok- oder Cassavestrauch (Jatropha Manihot L.) enthält in seiner Wurzel das wertvolle Mehl, das mit Pflanzenfaser verunreinigt „Mandiocca", gereinigt „Tapiocca" heißt; dieses Mehl bildet das Hauptnahrungsmittel der Tropenbewohner, vergl. Johnston 78. 103. Stanley I, 278. II. 370. Dr. Ratzel Einl. S. 52. 13. 571. 202. 585.

Aufenthalt zu nehmen, bereits an die schwarzen Dienstboten den Befehl erteilt, den Kaffeekessel an das Feuer zu rücken. Nach gegebener Erlaubnis ausspannen zu dürfen, wobei der Hausherr nicht selten selbst Hand anlegt, und nach der Bezeichnung der Gegend, wo die ausgespannten Tiere grasen und später zur Tränke geführt werden sollen, erfolgt die Einladung zum Betreten des Hauses: „will Mynheer binne komen?“ Gewöhnlich wird jene hölzerne Bank zum Sitzen angewiesen, welche der Thüre und dem Fenster gegenüber steht, einmal daß der Fremde selbst besser beleuchtet werde, und dann aber auch, damit das eindringende blendende Licht ihm lästig in die Augen falle. Jetzt werden die stehenden Fragen gestellt: Wer? Woher? Wohin? (in der Landessprache: „wo gaht ge hemm?“ „war kommt ge von damm?“ „wat well ge da doen?“ [1]). Man erkundigt sich nach den Gegenständen der Fracht und deren Preisen, nach Verwandten, Viehstand, Ernteberichten und anderem mehr. Die Art der Unterhaltung ist überall dieselbe und vertritt gewissermaßen die Zeitung, von welcher für uns unentbehrlichen Einrichtung die holländischen Boeren noch wenig wissen wollen oder wegen Mangel an nötiger Bildung nichts wissen können.“

„Bald mangelt es an weiteren Stoffen der Unterhaltung, der Fremde macht sich zur Weiterfahrt bereit. Ein wiederholter Peitschenknall ist das Zeichen für den Wächter, die Zugtiere zunächst zum Wasser und dann zum Wagen zu bringen. Auch beim Einspannen ist der Baas meist behilflich, und wenn alles bereit ist, wird von allen Mitgliedern der gastfreundschaftlichen Familie einzeln Abschied genommen: „Tag Oom!“ „Tag Tante!“ „Tag Neef!“ „Tag Nichte!“ „Tag Jongens!“ tönt es hinüber, tönt es herüber, alle sind verwandt. Der Fremde besteigt den gewöhnlichen Sitz auf der Vorderkiste eines Wagens und kommandiert sein „treck“ und weiter geht es mit dem Ochsenwagen.“

---

30. Kapitel.

Die Ebene von Rustenburg: die Gegend um Rustenburg; die Makhalis-Berge; die Bergkuppen im Osten der Rustenburger Ebene; Begegnung mit Eingeborenen.

Die Gegend um Rustenburg.

„Wir befanden uns, erzählt Mauch weiter [2]), bei der Farm nur noch etwa 5 Stunden von Rustenburg, dem Heimatdörfchen meines

[1]) P. Spillmann 203. F. v. Hellwald 604. — [2]) Ergh. 37, 10.

Gönners, entfernt; bereits war es Nachmittag, und daher wurden die Zugtiere zu rascherem Laufe ermuntert, damit man die eigene Wohnung womöglich mit Sonnenuntergang erreiche.

In einem recht anmutigen Thälchen auf breiter, zwar stellenweise sehr holperiger, oftmals wegen bedeutender Abschüssigkeit zum nahen tiefen Bachbette selbst gefährlicher Straße zwischen ziemlich reichlicher und mannigfaltiger Baum- und Buschvegetation hindurch gelangt man bald zum Hex-Flüßchen, einem Zuflusse des Limpopo, der aus engem Thale von Süden her kommt und den gewaltigen Felswall der Makhalis-Berge in enger Schlucht durchbricht, welche an dieser Stelle aus dichtem, sehr zerklüftetem Quarzit bestehen; der Sattel, welcher sich zwischen einem Hügel und der sich nach Westen fortsetzenden Kette befindet, bot die einzige Gelegenheit, einen fahrbaren, wenn auch wegen seiner Steilheit sehr schwierigen Weg mit geringen Mitteln herzustellen. Dieser Sattel führt den Namen „Olifants Neck", weil zu einer Zeit, als hier noch Elefanten hausten, diese ihren Wechsel hier hatten. Von der Höhe desselben aus eröffnet sich dem Blicke eine herrliche Aussicht: das Auge schweift in weite Ferne über eine Fläche hin, durch welche sich das Hex-Flüßchen in einigen starken Krümmungen windet, bis es endlich zwischen der dunkelfarbigen und den Horizont begrenzenden Bergreihe der Zwart-Koppies (Schwarzkuppen)[1]) verschwindet. Weiß getünchte Häuser mit dem noch frischen Grün ihrer Gärten und Baumpflanzungen heben sich anmutig ab von dem bereits vergilbenden Grase der unbebauten Fläche[2]), hohe Berge von gefälliger Form in blauem Dufte schließen den Horizont auch im Norden und Nordwesten ab; das Ganze aber ist ein Bild, das jeden für die Gegend einnehmen muß, und wenn auch manches, wie freundliche Dörfer mit stattlichen Türmen, mangelt, man weiß ja, daß das Land erst vor wenigen Jahren der Kultur erschlossen ist, und darf zuversichtlich hoffen, daß die Bevölkerung wachsen und es nicht unterlassen wird, nach und nach das Land zu dem zu machen, wozu es reichliche Anlagen hat, nämlich der hervorragendste Staat Südafrikas zu werden.

Von diesem Bergsattel an führt die Straße in wirklich schönem Buschwalde dahin, bald an der prächtigen Farm des transvaalischen Kriegsministers und Feldherrn, hierzulande „Commandantgeneral" genannt,

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Hügeln im Süden des Oranje-Freistaats s. S. 183.

[2]) Am 22. Juni 1865 s. oben S. 30 am Ende des Sommers jener Gegend oder am Anfang der trockenen Jahreszeit.

vorüber, weiterhin über teilweise sumpfiges, baumloses Steppenland, bis man endlich um einen niedrigen Hügel umbiegend aus dem Buschwald heraustritt und das Dörfchen Rustenburg unmittelbar vor sich erblickt. Kurze Zeit darauf war die Familie beisammen, meine Wenigkeit vorgestellt, ein vorzügliches Abendessen eingenommen und mein Zimmerchen mir angewiesen, in welches ich mich bald zurückzog, um über die merkwürdige Fügung nachzudenken, welche mich nach zweijähriger unerhörter Anstrengung meinem seit früher Jugend gehegten Wunsche so nahe gebracht hatte.

Die nasse Jahreszeit, für jene Gegenden der Sommer, nahte (Ende Juni) ihrem Ende; schwächere Gewitter, begleitet von leichteren Regenschauern, werden seltener, die Luft klärt sich allmählich von Wolken, der trockene Nordostwind bekommt immer mehr die Oberhand, die Nächte werden bereits kühl, manchmal frostig, der Winter hält seinen Einzug. Das ist die günstigste Zeit zum Reisen. Noch haben alle Bäche laufendes Wasser, jede Quelle ist noch lebendig, wilde Baumfrüchte sind reif und an Nahrungsmitteln unter der weißen wie unter der schwarzen Bevölkerung ist kein Mangel. Jetzt ist auch die Zeit, wo das Wild im besten Stande sich befindet, daher für den Jäger am einladendsten zur Jagd. Diese Umstände waren für mich äußerst günstig, sofern die Ausflüge ausgedehntere werden konnten, ferner weil ich auf die Gastfreundschaft der Bewohner rechnen und einige Jagdzüge mitzumachen hoffen durfte."

Die Makhalis-Berge.

„Diese Bergkette, auch Magalie geschrieben," fährt Mauch fort[1], „hat ihren Namen von den Boers erhalten nach einem Häuptling „Makhali" (schwarzes Rhinoceros), der zur Zeit der Eroberung des Landes, also nach 1840, dort wohnte. In der langgedehnten Form eines wagrecht gelegten ∞ umschließt dieser Gebirgszug mit seinem westlichen, nach Norden geöffneten Bogen das Dörfchen Rustenburg, mit seinem östlichen, nach Süden geöffneten Zug den Hauptort der Republik, Pretoria; die größte Erhebung zeigt derselbe zu beiden Seiten des Hex-Flüßchens. Steil, wie der südliche Abfall ist, besteht keine Vermittlung durch Vorberge vom Thal bis zum Grat, nur Halden aus Felstrümmern haben sich gebildet, ein dünner Rasen vermag kaum die losen Felsstücke aufzuhalten; die wenigen Schluchten auf der südlichen Seite bergen nur wenig

[1]) Ergh. 37, 11.

Wasser, der dichte, kräftige Baumwuchs bewahrt vor gänzlicher Verdunstung. Petrographisch genommen besteht der ganze Bergzug aus weißem Quarzfels (Quarzit), der zwischen dichtem und grobkörnigem Gefüge wechselt; mehr gegen Osten ist er kaum von feinkörnigem Sandstein zu unterscheiden; mit Ausnahme jener Stellen, wo er ein dichtes Gestein bildet, enthält er weißlichen oder gelblichen Glimmer. Das Hauptstreichen ist von Ost nach West, das bedeutende Fallen nach Norden. An Petrefakten ist wohl nicht zu denken, wenigstens habe ich bei meinen zahllosen Wanderungen kein einziges entdeckt, wohl aber finden sich einige Erzadern vor, so südlich in einem niedrigen Hügel Kupferkies, von dessen Abbau durch Eingeborene früherer Zeiten noch zwei verfallene Gruben Zeugnis geben. Parallel mit der Kette und nördlich davon, in etwa einer halben Stunde Entfernung, zieht sich ein mächtiges Lager von Magneteisenerz von Pretoria bis in die Nähe von Rustenburg.

In der Vegetation zeigen sich bedeutende Unterschiede: während nämlich südlich die Akazienarten vorherrschen, treten sie im Norden zurück und zeigen sich vorwaltend nur noch an den Ufern der Gewässer. Das „Buchenholz" (Faurea), der „Zuckerbusch" oder die Honig-Silberfichte Protea mellifera Thbg.[1]), deren Blütenköpfe einen Honigsaft enthalten, den man sammelt und gereinigt als Brustmittel verwendet, mit einigen „Langfäden" (Combretaceae, Schlinggewächse mit purpurroten Blüten), ferner Morula (Sclerocarya) und Sumacharten (Rhus z. B. alata, deren Blätter und Zweige zum Gerben benützt werden), treten zum erstenmal im offenen Buschfeld auf, während in den Schluchten eine Kappernart (Capparis) mit ihrem glänzenden dunkelgrünen Laube sich angesiedelt hat und mit ihrem Schatten den baumartigen Farnen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen gewährt. In den Klüften und Spalten des sonst unfruchtbaren Gesteins wuchern baumartige Aloën, eine Graslilie (Phormium oder neuseeländischer Flachs), mehrere Arten baumartiger Euphorbien, die Aaspflanze (Stapelia variegata L. mit schönen Blüten, aber aasartigem Geruch) und Zaserblumen, deren Samenkapseln im Wasser sich öffnen und getrocknet wieder schließen (Mesembrianthemum tripolium, edule und acinaciforme L.), seltener der Korallenbaum, so genannt wegen seiner prachtvoll rot gefärbten Blüten (Erythrina L.).

[1]) Zu den Proteussträuchern (Proteaceae) gehört auch der Atlas- oder Silberbaum, Leucodendron argenteum Lam., dessen Blätter in der Sonne wie Silber glänzen, daher die Sage von Gold- und Silberwäldern, von denen die ersten Seefahrer erzählten.

Noch hausen in ihren Verstecken der Leopard und einige Wildkatzen, sie brechen während der Nacht hervor und beunruhigen die Farmer. Zahlreiche Banden von Hundspavianen suchen ihre Nahrung, nämlich Kerftiere unter Steinen, sodann Zwiebeln und Wurzeln, führen aber auch gern kleine Raubzüge in die Felder aus. Mehrere Arten von Giftschlangen liefern kein zu verachtendes Kontingent zur Bergbevölkerung. Die vielen Bäche, die auf dem nördlichen Abhange entspringen, ermöglichten Farmanlagen in nicht geringer Zahl. Fließende Gewässer sind in jener Zone mit nur zwei Jahreszeiten unumgänglich notwendig zur Kultur von Winterfrüchten, und, wo die Bäche allenfalls zu schwach werden, um einen Bewässerungsgraben mit abzweigenden Furchen herzustellen, wurden Dämme angelegt, um die geringe Menge Wasser nicht nutzlos abfließen zu lassen. Wer über ein stärkeres Wasser mit raschem Gefäll verfügen kann, richtet sich eine einfache Mühle ein, um sein Korn selbst zu mahlen; größere Mühlen bestehen noch wenige. Ein guter Anfang mit Kultur des Kaffees und des Zuckerrohrs ist schon gemacht worden."

Die Bergkuppen im Osten der Rustenburger Ebene.

„Scheinbar mit der Makhalis-Bergkette zusammenhängend zieht sich eine Reihe dunkler Kuppen, der Zwart Koppies, als östliche Begrenzung der Rustenburger Ebene von Südosten nach Nordwesten, in einzelnen Spitzen bis zu 600 Fuß ansteigend[1]). Nur spärlich bewachsen erheben sich ihre Spitzen ohne Vermittlung plötzlich über die Fläche. Das Gestein, aus dem sie bestehen, dürfte Syenit sein[2]), mit fleischrotem Feldspat und dunkelgrüner, fast schwarzer Hornblende. An einer Stelle, einem kaum bemerkbaren Rändchen nahe dem Durchfluß des Hex-Flüßchens, tritt eine porphyrartige Abänderung auf: eine ziemlich gleichmäßige körnige Grundmasse zeigt auf frischem Bruche zollgroße, in gewissem Lichte glasartig glänzende, rechteckige Kristallflächen (glasigen Feldspates), ohne daß die Kristalle selbst sich herausbrechen ließen, man erblickt die Grundmasse wie durch ein dünnes Glastäfelchen. Wie häufig der Granit, so hat auch dieses Gestein eine bankförmige Absonderung, mächtige Felsblöcke ruhen aufeinander, drohen beim ersten Anlaß in die Tiefe zu stürzen. Gegen das nordwestliche Ende wird das porphyrartige Gefüge immer deutlicher, auch finden sich kleinere Hügel von Grünstein (Diorit) da-

---

1) Ergh. 37, 12.

2) Wahrscheinlicher nach Schenk Diabas s. oben S. 187.

zwischen mit weißem Feldspat und lauchgrüner Hornblende, welcher in kleinere, mehr gerundete Brocken verwittert und aufgestapelten Gesteinshäufen gleicht. In ihrer nächsten Umgebung auf der Fläche liegen in Unmassen Stücke magnetischen Eisenerzes, welche ungemein stark auf die Magnetnadel wirken. Diese Kuppenreihen sind äußerst wasserarm, denn die wenigen Quellen, welche am Fuße entspringen, sickern bald unter die dicke Ackerkrume. Der Pflanzenwuchs ist ein spärlicher und besteht vorwiegend aus Wolfsmilch (Euphorbien), afterblütigen Zaserblumen (Ficoideen) an den Felsen am Fuße der Kuppen, aus mehreren Langfäden (Combretaceae) in eisenhaltiger, rotbrauner Erde. Der Klippschliefer (Hyrax capensis Schreb.), ein nagetierähnliches Tier, das an die Murmeltiere erinnert, sowie der Klippspringer (Calotragus saltatrix Sund.) sind die hauptsächlichste, jetzt mit Ausrottung bedrohte Bevölkerung. Nur der gewundene Lauf des Hex-Flüßchens erlaubte die Anlage von Farmen; außer einem kleinen, elenden Kafferdörfchen, auf einer geräumigen Felsplatte erbaut, trifft man zwischen den Schwarzkuppen auf keine menschliche Behausung."

Begegnung mit Eingeborenen.

„Von der Anwesenheit dieses Dörfchens", fährt Mauch fort [1]), „wurde ich auf eigentümliche Weise in Kenntnis gesetzt. Eine der höchsten Kuppen, welche wie ein steiler Kegel aufsteigt, hatte ich mir zum Ziele eines Ausfluges ersehen; ohne mich an eine Fahrstraße oder einen Fußweg zu halten, verfolgte ich die Richtung dahin in möglichst gerader Linie, erstieg endlich rasch den Gipfel des glatten abschüssigen Gesteins halber barfuß. Auf der Spitze angelangt zeichnete ich mir die Umgegend. Da erschien plötzlich wenige Fuß unter dem großen Felsblock, auf dem ich die schönste Rundsicht genoß, ein von Schweiß triefender Schwarzer, bewaffnet mit zwei Speeren und einem Beil; er betrachtete mich neugierig lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Ich ließ ihn völlig unbeachtet. Als er bemerkt hatte, daß noch zwei weitere Leute mit ähnlicher Bewaffnung und von zwei Hunden begleitet den Gipfel nahezu erreicht hatten, stieg er vollends zu mir herauf. Selbst noch grün, wie man zu sagen pflegt, wenn man mit den Verhältnissen nicht näher bekannt ist, konnte ich nicht anders denken, als daß es die drei auf einen Angriff abgesehen hätten, und ich machte mich daher bereit, mich in Verteidigungszustand zu setzen.

[1]) Ergh. 37, 12.

Ein kleiner Hammer, wie ihn die Schieferdecker gebrauchen, war meine ganze Bewaffnung, und ich faßte diese Waffe kräftig am Stiele, als mich der Erstgekommene mit finsterer Miene — er sprach holländisch — einen Schelm und schlechten Kerl nannte. Meine Frage, warum er mich auf diese Weise anrede [1]), beantwortete er mit denselben Schimpfworten, sein Recht hiezu begründend durch die Thatsache, daß ich nicht wie die anderen Menschen (ein Kaffer oder eingeborener Farbiger ist nach Ansicht der Boers kein „Mensch") auf dem Wege gehe, sondern „so maar duur die Veld" (querfeldein); er drohte mir sogar, daß er mich zum „Veldcornet" (Bezirksrichter) bringen werde. Ich erklärte mich sogleich bereit ihm zu folgen, wenn ich mit meiner Arbeit hier oben fertig wäre. Er stutzte darob und wartete ganz geduldig, bis ich endlich wieder hinabstieg. Er schlug einen Fußpfad ein, der in das Dörfchen führte. Hier wünschte ich etwas zu ruhen und einiges Bier gegen Tabak umzutauschen, was ohne Widerrede gewährt wurde. Der auf mir lastende Verdacht als eines für die öffentliche Sicherheit gefährlichen Menschen schwand nach und nach, und als ich endlich dem kleinen Häuptling Furcht machte, daß ich ihn beim „Commandantgeneral" verklagen würde, fing er an sich zu entschuldigen. Das Abenteuer, das anfangs ernst zu werden drohte, endete in Heiterkeit; er gab mir das Geleite bis zum Hauptweg, auf dem ich nicht weiter verirren konnte, trotzdem die Dunkelheit hereinbrach. Beim Abschied gestand er mir noch, daß er unter einigen Felsen der von mir besuchten Kuppe Pulver, Blei und Gewehre versteckt hätte und der Meinung gewesen wäre, ich wollte diese Gegenstände stehlen."

---

31. Kapitel.

Rustenburg und seine Umgebung: die Pilaansberge; ein Betschuanenhäuptling; Rustenburg; die Einwohner von Rustenburg.

Die Pilaansberge.

„Die dritte Berggruppe der Umgebung der Rustenburger Fläche ist die der Pilaansberge [2]), nach dem früheren Häuptling Pilaan genannt,

[1]) Die Landessprache ist nach F. v. Hellwald S. 608 eine Art Platt, nämlich Holländisch mit vielen deutschen, französischen und englischen Wörtern und Ausdrücken vermischt; man kann daher in Südafrika schwerlich reisen, wenn man nicht der holländischen Sprache wenigstens etwas kundig ist. P. Spillmann 84.

[2]) Ergh. 37, 13.

der darin wohnte. Sie schließen die Ebene nach Norden ab; obwohl ihre Entfernung von Rustenburg bei klarer Luft nur eine geringe zu sein scheint, so erforderte es doch nahezu 9 Stunden, um den nächstliegenden Teil, einen kegel- oder glockenförmigen Berggipfel, in gerader Linie zu erreichen. Ein enges Thal mit einem in der trockenen Zeit vertrocknenden Bache, worin in einzelnen Löchern ein schmutziges, übelriechendes Wasser mit allerlei Larven belebt war, leitete mich in das Innere der ziemlich ausgedehnten Berggruppe. Der Quarzporphyr mit seiner violettbraunen Grundmasse und das Gerölle im Bachbett hielten mich dann und wann auf, so daß ich kaum gewahrte, daß mich die Dunkelheit zu überraschen drohte. Ich hatte nach einem Obdach für die Nacht zu suchen. Im Hintergrund des engen Thälchens stieg ich in die Höhe und fand einen Fußsteig vor, der jedoch wenig benützt war. Der Pfad führte in ein verlassenes Negerdorf . . . .[1]).

Nach der Rast bei einem Basler Missionar[2]) setzte ich meinen Weg fort und fand, daß die dortige Gegend manches Interessante zu bieten hat, denn die Stückchen Rotkupfererz, Magneteisenerz und Flußspat, sowie auch Gneiß, welche ich in den Bachrinnen bemerkte, verlangen genauere Untersuchung der Örtlichkeit, aus der sie stammen. Ich nahm mir jedoch vor, sie ein andermal vorzunehmen. Leider kam ich später nicht wieder dazu und mußte mich also damit zufriedengeben, daß ich die Karte der Pilaansberge leidlich genau schon beim ersten Besuch zuwege gebracht hatte. Sie bilden einen Gebirgsstock für sich, der bei einer Länge von etwa 7 Meilen (11,2 km) eine Breite von 4 bis 5 Meilen (6,4 bis 8 km) hat. In der Mitte befindet sich ein sumpfiges Hochplateau, von dem aus zahlreiche Bächlein in jeder Richtung abfließen, um teils zwischen den Porphyrkuppen des Südens hindurch dem Elands-Flüßchen[3]) zuzufallen, teils in die Sandsteine und Lehmschichten tiefe Rinnen nagend der oben erwähnten kahlen Fläche zuzufließen und sich in dem dunklen, lehmigen Boden zu verlieren. Die Vegetation ist nur in den Thälchen eine dichte, die Abhänge der Kuppen sind nur sparsam bewachsen.

In den Rinnsalen zwischen den Pilaansbergen und Ramakoko im Osten davon liegen ansehnliche Stücke von Amethyst, seltener Feldspatkristalle mit Magneteisenerzkörnern; auch findet sich eine

---

[1]) S. oben S. 60.

[2]) S. oben S. 85.

[3]) Elands River vereinigt sich mit dem Hex River und fließt dem Limpopo zu, der südlich davon auf Witwater Rand entspringt.

Kupferader vor, deren Erz vor noch nicht langer Zeit ausgebeutet worden sein muß, denn es finden sich noch Reste von Schmelzöfen und Bruchstücke von thönernen Röhren vor, und ein Stückchen geschmolzenen Kupfers zeugte davon, daß die Leute es verstanden haben mußten, das Kupfer in reinem Zustande darzustellen."

Ein Betschuanenhäuptling.

„Durch einen lieblichen Buschwald mit stattlichen Tambootibäumen, deren Holz zur Teerfabrikation verwendet werden kann, und durch dichtes, niedriges Buschwerk gelangten wir im Osten der Pilaansberge an den Fuß einer 5- bis 600 Fuß hohen Bergkette, wo der Betschuanenhäuptling Ramakoko[1]) mit seinen Leuten wohnte. Hier sollte einiges Korn (Sorghum vulgare Pers. Durrha) und Mais gegen Messingringe eingetauscht und einige Leute zur Dienstleistung bei der Jagd von Hartley gemietet werden. Man ließ Ramakoko herbeirufen, der denn auch ohne vieles Zögern erschien, begleitet von einem Schwarm Neugieriger, die jedoch bald wieder Reißaus nahmen, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, um was es sich handle. Der Tausch ging zwar leicht von statten, mehrere Weiber und Mädchen brachten kleine Körbe voll der verlangten Ware. Wenn sie nun auch über die angebotene geringe Bezahlung klagten, so entfernten sie sich doch damit und kicherten, als ob sie in der That den weißen Mann überlistet hätten. Schwieriger fiel das Mieten von Leuten. Ramakoko war überaus erfinderisch in den thörichtsten Ausflüchten, ließ sogar deutlich durchblicken, daß er unserem Verlangen sehr ungern entspreche; doch half ihn dies nichts den erfahrenen, land- und menschenkundigen Jägerbauern gegenüber und er mußte sich bequemen, einigen den Befehl zur Dienstleistung zu erteilen.

Hier war mir zum erstenmal Gelegenheit gegeben, einen etwas mächtigeren Häuptling zu sehen und zu hören, und ich gestehe, daß dessen Anblick und Gebaren meine philanthropischen Gefühle für die armen, geplagten Schwarzen dämpften. Schon sein Äußeres war abstoßend genug, um jede Regung von Freundschaft im Keime zu ersticken. Wie er so dasaß, seine hageren Arme mit den knöchernen Fingern über die zerkratzten und schmierigen Beine affenartig herabhängen lassend, bedeckt mit zerfetzter, teilweise verbrannter Decke voll Schmutz und Ungeziefer, einen an vielen Stellen durchlöcherten oder sonst schadhaften Filzhut auf

[1]) Ergh. 37, 16. 17.

dem Kopfe, der ihn durchaus beschattete und dadurch sein ohnehin schon häßliches Gesicht mit den rot unterlaufenen, entzündeten, eiterigen Augen, der mißgestalteten, breitflügeligen Nase und dem fast zahnlosen Munde dem Beobachter nahezu entzog, seine heisere Stimme, alles zusammen formte ein Bild des Abscheues, von dem man sich gern abwenden würde, wenn man seiner nicht bedürftig wäre, denn ohne diese Eingeborenen wäre eine Ansiedelung weißer Menschen kaum denkbar. Ich empfand für diesesmal keine besondere Lust, mich im Inneren des großen Dorfes umzusehen, einen Gang durch die labyrinthartigen Wege zwischen den eingezäunten Hütten zu thun, einen Spaziergang durch allerlei Schmutz und Unrat zu wagen."

Das Bild, welches Mauch von diesem schwarzen Häuptling entwirft, stimmt mit einem Urteil Dr. Ratzels[1]) sehr genau überein, der sagt: „Nichts giebt einen richtigeren Begriff von der Armut, die dem niederen Kulturstande der Naturvölker anklebt, als das wenig prächtige Auftreten afrikanischer Herrscher, und nichts giebt einen so vollkommenen Begriff von dem, was ihre höchsten Wünsche sind, als das, was sie mit all' ihrer Macht sich verschaffen." Leider sind die Dörfer, wenn sie nicht nach einem Baum oder Fluß benannt sind, nach diesen meist kurzlebigen Herrschern benannt, daher findet häufig Änderung der Ortsnamen statt[2]).

Rustenburg.

„So hätte ich denn," fährt Mauch fort[3]), „die Umgrenzungen der Rustenburger Ebene gegeben, sie selbst bietet wenig Bemerkenswertes. Der Boden ist meistens dunkelfarbiger Lehm, aus welchem hie und da mächtige Bänke von Syenit hervorragen, der von den weißen Ansiedlern zu Bausteinen oder Grundmauern verwendet wird. Zu diesem Zweck wird gegen Abend auf der Platte ein starkes Feuer angezündet, um diese Bänke stark zu erhitzen. Durch den schnellen Temperaturwechsel in der Nacht werden schalenförmige Stücke abgesprengt, die dann nach Bedarf in kleinere zerschlagen werden. An dem Fuße von Bergen mischt sich gern Sand und Eisenoxyd dem Lehme bei, so daß eine rotbraune Erde entsteht. Diese ist es, welche von der Bevölkerung zum Anbau gesucht wird. Die Erfahrung lehrte schon die Eingeborenen, daß der zu lehmige

[1]) S. 165.

[2]) Vrgl. Johnston 187. Kath. Miss. 1883, 11 und oben S. 147.

[3]) Ergh. 37, 14.

Boden schnell vertrocknet und alsdann steinharte Schollen bildet oder aber bei anhaltendem Regenwetter ganz versumpft; in zu sandigem Boden verdunstet das Wasser zu rasch, die Sonnenstrahlen versengen die Kulturpflanzen, der rotbraune Boden aber hält die Mitte.

Die Anlage vom Dorfe ist wie von allen Ortschaften Südafrikas eine ganz regelmäßige. Ein nahezu quadratischer freier Platz bildet den Mittelpunkt, es ist der Kirchen- und Marktplatz; auf ihm läßt man das Gras wuchern, damit man den Pferden derjenigen, welche in das Dorf zu Abwicklung von Geschäften kommen, eine nahe Weide geben kann, wo sie beständig im Auge behalten werden können. Dieses Viereck ist eingeschlossen von weißgetünchten, meist niedrigen Häusern; nur zwei waren damals besser gebaut, zweistöckig und sogar mit Zinkblech bedeckt, während alle übrigen mit Strohdächern (Grasdächern) versehen sind, die billiger zu stehen kommen und einige Vorteile vor den andern voraus haben. Jedes Haus hat seinen zugehörigen Garten hinter sich, der von dem anstoßenden durch eine Lehmmauer geschieden ist. Der Wasserbedarf wird durch einen langen Kanal aus dem Flüßchen, das seine Quellen in den Klüften der westlichen Berge hat, dem Dorfe so zugeführt, daß mittels kleiner Furchen jede einzelne der parallelen Straßen mit dem nötigen Wasser zum Hausbedarf und zur Gartenbewässerung versehen ist. Am tiefer liegenden Ende des Dorfes ist es dem Wasser überlassen, in welcher Weise es das Bewässerungsnetz weiter ausdehnen oder ob es einen Sumpf bilden will. Zum Konzertsaal für Frösche umgewandelt bildet dieses Abwasser für die Bewohner dieser Dorfviertel eine wahre Plage.

Beim Bau der meisten Häuser wurde sehr einfach und billig zu Werke gegangen, denn jeder, der sich hier ansiedeln will, ist zugleich sein eigener Baumeister, ihm genügen dicke Lehmwände in länglich viereckiger Form aufgeführt, in welchen für Thüren und Fenster die entsprechenden Lücken gelassen werden; einige unbehauene Baumstämme werden quer darüber gelegt und darin die Dachsparren aus dünneren Stämmen befestigt, am First aneinandergebunden und an den Firstbalken festgemacht, lange Riedgräser oder Schilfrohre zu je zwei oder drei wieder wagrecht darüber gebunden und mit einer dicken Graslage bedeckt. Der Boden oder die Flur wird aus einer Mischung von Erde aus Termitenhügeln und Rindermist hergestellt und mittelst Feststampfens oder Festschlagens geebnet. Um die Zimmer, deren es gewöhnlich zwei oder drei sind, von einander zu sondern, werden die in den Zwischenwänden gelassenen Öff-

nungen mit Vorhängen aus appretiertem, gedrucktem Baumwollstoff geschlossen. Nur der Haupteingang erhält eine hölzerne Thüre, die verschließbar ist.

In dieser Weise waren die meisten Häuser noch im Jahre 1865 gebaut, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die alljährlichen heftigen Regengüsse ihre zerstörende Wirkung daran äußern. Es entstehen Risse in den Wänden, Senkungen der Mauern und des Dachfirstes, so daß ein neu gebautes Haus schon nach wenigen Jahren wieder unbewohnbar geworden ist. Selbst die in der Mitte des Marktplatzes stehende Kirche war damals dem Einsturze nahe. Das hatte sich aber bis zum Jahr 1870, also in 5 Jahren, wesentlich verändert: stattliche Häuser aus gebrannten Steinen waren teils vollendet, teils im Bau und versprachen dem Dorfe das Ansehen von Beständigkeit geben zu wollen; die Kirche war ausgebessert und mit einem Zinkdach versehen worden, doch wird behauptet, daß dieses zu schwer sei für den schwachen Unterbau, woran wohl auch nicht gezweifelt werden kann, weil bis dahin noch keine besonders tüchtige Baukünstler oder Architekten sich niedergelassen hatten."

Die Einwohner von Rustenburg.

„Bei dem prächtigen Klima[1]) gedeihen hier alle subtropischen Gewächse neben denen der gemäßigten Zone, so daß der fleißige und verständige Bewohner mit leichter Mühe anpflanzen kann, was ihm Nutzen bringt oder eine angenehme Umgebung schafft. Es wächst da auf demselben Grundstücke die Dattelpalme neben der Kartoffel, die Banane neben dem Weizen, die Ananas neben einer Art Brombeere, das Bambusrohr neben Hafer und, was sehr erwünscht ist, Kaffee neben Zucker, Baumwolle neben Hanf u. s. w. Nur unsere schmackhaften Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen muß man noch missen.

Die Bevölkerung — 1865 etwa 350 Einwohner — ist zusammengesetzt aus aller Herren Länder; wer durch die allerdings in gewöhnlichen Zeiten nicht allzu sehr belebten Straßen wandelt, kann mehrere Sprachen zugleich vernehmen: Deutsch, Holländisch, Französisch, Englisch und „Kafferisch" in verschiedenen Mundarten, ein wahres Chaos von Sprachen tönt an das Ohr. Der Beschäftigung nach gewahrt man sehr bald Händler und Winkeladvokaten in weit überwiegender Mehrzahl; selten bleibt der Schuster bei seinem Leisten, und nur der eigentliche Boer

---

[1]) Ergh. 37, 15.

hält zäh an seinem Berufe. Zur Zeit der Abendmahlsfeier, die alljährlich viermal stattfindet, strömen die Landbewohner im Sonntagsstaat dem Dörfchen zu, spannen großenteils auf dem Marktplatze um die Kirche her aus, errichten ihre Zelte zwischen den großen gedeckten Wagen und verweilen mehrere Tage; da herrscht dann ein reges Leben, da wird gekauft und verkauft, geplaudert und Kaffee getrunken bis tief in die Nacht hinein. Sind die paar Tage vorüber, so tritt das gewöhnliche Stillleben wieder ein und man merkt so recht, daß die Geschäfte schlecht gehen; man möchte dann sagen, daß der Name für das Dörfchen ganz treffend gewählt sei, da er „Ruhe" bedeutet."

---

32. Kapitel.

Das Hohe Feld: Lage und geognostische Beschaffenheit; Bleierze; sein Höhlenreichtum; die Höhle bei der Wonderfontein; Steppencharakter jener Landschaft.

Lage und geognostische Beschaffenheit.

Die südafrikanische Republik zerfällt in drei Plateaus oder Felder: im Norden das Buschveld, ein Buschland, das sich bis in die Niederungen des Limpopo hinzieht, im Osten das Banken-Veld, ein Terrassenland, das sich an die Drakenberge im Osten anlehnt, endlich im Süden das Hooge Veld, das sich in einer Höhe von 1300 bis 2300 Meter vom Marico gegen Osten zieht. Von letzterem hat uns Mauch eine sehr genaue Beschreibung hinterlassen.

„Im Juli 1865," schreibt er[1], „also nach siebenwöchentlichem Aufenthalt, verließ ich in Gesellschaft eines Deutschen, der seitdem zu hohen Ämtern in der Republik gelangt ist, das nette Dorf Rustenburg, um von Potschefstroom aus, dem Hauptort des ganzen Staates, wenn auch nicht Sitz der Regierung, meine kleineren Ausflüge fortzusetzen.

Zwischen Rustenburg und Potschefstroom liegt das sogenannte Hohe Feld (Hooge Veld) mit seinem nördlichen Abfalle in dem Witte Water-Rand (Weißwasserrand); ich habe dieses hohe Feld wohl zehnmal an verschiedenen Stellen passiert und will deshalb, um Wiederholungen zu vermeiden, ein kurz gefaßtes Gesamtbild davon geben.

---

[1]) Ergh. 37, 17.

Es ist der höchst gelegene Teil der Republik, in einzelnen Partien wohl 2000 Meter absoluter Höhe erreichend, die weiter nach OSO. in der Klipstapelhöhe bis zu 6328′ aufsteigt[1]), im allgemeinen jedoch zu etwa (5000′ =) 1600 Meter angenommen werden kann. Indem das Hohe Feld das Gebiet des Limpopo von dem des Oranje-Flusses trennt, ist es zugleich die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Süd-atlantischen Ozean. Die Oberfläche ist eine flach wellenförmige Ebene mit nur wenigen Rändern, Hügelketten oder Berggruppen. Welchen Formationen die einzelnen Gesteinsmassen einzureihen sind, ist mir nicht möglich, mit unbestreitbarer Sicherheit darzuthun, es fehlen Funde von Petrefakten; trotzdem glaube ich kaum zu irren, wenn ich aus den leichten Abdrücken von Farnwedeln in den oben aufliegenden Sandsteinen am südlichen sanften Abfall des Hohen Feldes nach dem Vaal-Fluß (nahe der Mündung des Zuckerboschrand-Flüßchens) auf Steinkohlenformation und aus den Eigentümlichkeiten der darunter vorkommenden Felsarten (anstehend am nördlichen tieferen Abfall) und ihrer gegenseitigen Lagerung auf ältere als die eben genannte zu schließen mir erlaube[2]).

Das Urgebirge tritt als Granit und Gneiß zu Tage an den östlichen Quellflüssen des Limpopo, daran lagern sich von Norden her und steil aufgerichtet rötlichgefärbte, seidenglänzende, feingeschichtete Glimmerschiefer, darüber stellenweise Thonschiefer, hauptsächlich aber und sehr mächtig Quarzite und sandige Grauwackenschiefer. Es lassen sich diese unteren silurischen Gesteine weit nach Westen bis in den Marico-Distrikt verfolgen, nur treten hier die Thonschiefer viel mächtiger auf. Graphit- und Chiastolithschiefer sind ebenfalls stellenweise gut entwickelt. Über dieser Grauwackenformation lagert und zwar auf ungeheure Ausdehnung hin und in bedeutender Mächtigkeit, aber durchweg wagrecht, ein bläulicher kieseliger Kalkstein, der dünne oder dickere Schichten von dunklem oder rauchigem Quarze (Flint) enthält. An vielen Stellen ist er in Serpentin von meist gelblicher, bräunlich gestreifter oder gefleckter Färbung umgewandelt, der von der aufkeimenden Industrie zu verschiedenen Gegenständen, wie Tabakspfeifen, Salzfäßchen, Leuchtern und dergl. verarbeitet wird."

---

[1]) Klipstapel, eine runde, 1830 m hohe Warte, wie aus Steinen aufgeschichtet, ist ein vorgeschobener Posten der Drakenberge. Vrgl. Merensky 3. Solche Auftürmungen von Riesensteinmassen beobachtete auch P. Spillmann (128) am Makalapsifluß.

[2]) Vrgl. darüber oben S. 187.

Bleierze.

„So einförmig und ungestört diese Formation zu sein scheint, so birgt sie doch gewiß manche Erzschätze; ganz sicher ist Bleiglanz nachgewiesen, auch bereits ein Versuch gemacht worden, das reine Metall, welches im Kampfe mit der zahlreichen und wenig freundlichen schwarzen Bevölkerung und bei der Jagd so notwendig ist und um teuren Preis von den englischen Häfen bezogen werden muß, im Lande selbst zu erzeugen. Im Quellgebiet des Limpopo wurde von einem englischen Techniker (?) ein Schmelzofen gebaut, der ganze Prozeß des Schmelzens durchgemacht, und er erhielt einige Zentner Blei; der Techniker muß jedoch ein ganz besonderer Künstler gewesen sein, denn nach Aussage einiger sehr hochgestellten Beamten der Republik soll der Schlich beim Abtreiben 12 Prozent Silber abgeworfen haben[1]). Warum ein so einträgliches Geschäft nicht weiter betrieben worden ist, darüber wird geschwiegen und der „Techniker" hat beim Goldsuchen in den Niederungen des mittleren Limpopo im Nordosten der Republik sein Leben durch das Fieber verloren, ohne seine wichtigen Resultate der Nachwelt übermacht zu haben.

Auch im Westen birgt diese Formation Bleierze, wie unweit der Quelle des Großen Marico bei der Hermannsburger Missionsstation. Hier scheinen die Wasser viel aufgelösten Kalk mit sich zu führen, der sich entweder um kleine Quarzkörner als Mittelpunkt in kleinen Kugeln absetzt (Erbsenstein) oder dicke poröse Krusten bildet und Schilfrohrstücke verkalkt, so daß die Form noch gut erhalten ist. Kristallisierter Kalkspat ist ebenfalls hier nicht selten, während ich in den östlichen Teilen keine Erscheinungen der angegebenen Art vorfand."

An dieser Stelle müssen wir eines Vorwurfs gedenken, den man nicht selten gegen Mauch erhebt, daß er nämlich trotz seiner vielfachen Kreuz- und Querzüge über das Hohe Feld die reichen Goldminen vom Witwater-Rand nicht fand. Wir werden unten auszuführen haben, welche Goldfunde Mauch an anderen Stellen machte, sowie seine Vermutung erwähnen, daß noch an vielen anderen Stellen sich wertvolle Metalle vorfinden werden, sobald man nur eine fachmännische Untersuchung mit den nötigen Mitteln ins Werk setze. Dies geschah bekanntlich nicht, ja es wurde sogar der Präsident der Republik durch Mauchs Goldfunde,

---

[1]) Der Silbergehalt des Bleiglanzes geht in seltenen Fällen auf 1 Prozent, gewöhnlich aber schwankt er zwischen 0,1 und 0,01 Prozent.

wie wir oben schon andeuteten[1]), von den Goldfunden keineswegs angenehm berührt, wahrscheinlich weil er Verwicklungen mit dem Auslande, sei es mit den kriegerischen Matebele, sei es mit der englischen Kolonialverwaltung fürchtete. Unter diesen Umständen können wir es nur gutheißen, wenn Mauch es nicht als seine erste Pflicht auffaßte, Gold zu suchen, wenn er vielmehr der geographischen Erforschung des Landes zwischen Vaal und Sambesi als seinem Hauptziele zustrebte. Es bleibt ihm deswegen doch das Verdienst ungeschmälert, durch seine Funde auf den Goldreichtum des Landes hingewiesen und so mittelbar auch die Entdeckung der neueren Goldfelder angeregt zu haben.

Der Höhlenreichtum des Hohen Feldes.

„Eine ganz besondere Eigenschaft dieser Kalksteinformation," fährt Mauch fort[2]), „ist ihr Höhlenreichtum. Auch zeigen sich häufig tiefe, oft umfangreiche Löcher, welche offenbar nur durch Senkung der Oberfläche entstanden sind, nachdem die unteren Lagen ausgewaschen und fortgeführt worden waren. So bildete sich im Jahr 1867 unweit der Wonderfontein eine Senkung gerade da, wo die Hauptstraße sich befand, so daß diese verlegt werden mußte. Nicht selten bemerkt man aus der Entfernung ein Gebüsch mit Blättern, die von denen der sonstigen Vegetation ganz abweichen. Beim Nähertreten gewahrt man, daß dieses Gebüsch nur der Gipfel eines mächtigen Baumes ist, der in dem Boden der 40—60 Fuß tiefen Grube wurzelt und ein Baumriese geworden ist, woran die Paviane auf und ab klettern, um zu ihren Verstecken in Spalten des Gesteins zu gelangen.

Besonders reich an Höhlen scheint der Teil des Hohen Feldes zu sein, der von dem Winkel eingeschlossen wird, dessen Spitze in Potschefstroom und dessen Schenkel in der Richtung nach Rustenburg und Pretoria verlaufen. Fast jedes bedeutendere Flüßchen, das dort seinen Ursprung hat, verschwindet für einige Zeit, kommt in größerer Tiefe wieder zum Vorschein, und verfolgt in den Grauwackenschichten einen regelmäßigen Lauf.

Diese Kalksteinformation, die ich devonisch nennen möchte, erstreckt sich, bedeutend sich erweiternd, bis in den oberen Marico-Distrikt,

[1]) S. oben S. 64.

[2]) Ergh. 37, 18, 19.

ja selbst noch bis nach Littaku jenseits des Hartflusses [1]); einige Ausläufer trifft man am mittleren Laufe des Marico und an der Mündung der Schönspruit [2]) in den Vaalfluß. Weniger häufig zeigen sich Höhlungen im Westen, doch muß ich auch hier einer merkwürdigen kraterartigen Vertiefung erwähnen, welche stehendes Wasser von bis jetzt unergründeter Tiefe enthält; sie befindet sich am Wege nach Marico und ist ein beliebter Platz zum Ausspannen in der endlosen Steppe geworden, auf welcher die Pfannen — „Pan" bei den Boeren, Watscha oder Thebakal bei den Buschmännern [3]) — häufig austrocknen. Diese Pfannen sind flache Mulden von runder oder auch unregelmäßiger Form, in denen sich das Regenwasser lange Zeit erhält, und manche von ihnen sind groß genug, um Seen genannt zu werden. Sie bilden die Tränkplätze für die ungeheuren Scharen von Antilopen, die sich entweder beständig daselbst aufhalten oder auch nur zeitweilig sich einfinden."

Die Höhle bei der Wonderfontein.

„Wie sehr zerklüftet diese Kalksteinformation ist," schreibt Mauch [4]), „davon giebt die Höhle bei der Wonderfontein das deutlichste Zeugnis. Von dem Besitzer der Farm, zu welcher diese Höhle gehört, erhält man auf Wunsch, seit neuerer Zeit gegen Erlegung von 5 Schilling oder 5 M., die Erlaubnis, die Höhle zu besuchen sowie den Führer. Man überschreitet zunächst einen starken Bach mit ganz klarem Wasser auf einem Brette, das die am meisten einander genäherten Ufer miteinander verbindet. Jenseits steigt man einige 20 Fuß in die Höhe und hält sich dem senkrechten Abfall der zerrissenen Kalksteinschichten entlang, bis man nach etwa 10 Minuten Gehens um ein vorspringendes Felsstück umbiegt und vor einer kleinen verschlossenen Thüre steht, welche den Eingang zur Höhle bildet. Der Führer, gewöhnlich der Sohn des Besitzers, öffnet; das spärlich einfallende Licht erhellt einigermaßen den ersten größeren Raum, zu dem man auf felsiger, schiefer Ebene hinabgelangt; jetzt wird das Talglicht in der Laterne angezündet. Im Hintergrunde dieses Raumes

---

[1]) S. oben S. 101, 102.

[2]) Unter einer „Spruit" versteht man in Südafrika eine Reihe von Lachen und Tümpeln, die nur in der Regenzeit in Verbindung stehen und dann ein Flüßchen bilden. 1871, 83. Vrgl. im Norden von Afrika „Wadi".

[3]) P. Spillmann 263, 268.

[4]) Ergh. 37, 18.

ist eine mächtige Felsbank anstehend, bei der es nur geringer Anstrengung zu bedürfen scheint, sie zum Fall zu bringen; ihr müßten andere folgen und die Höhle wäre natürlich verschlossen.

Man wendet sich links und folgt auf feuchtem Pfade, öfters in gebückter Stellung, einem Gange, von dem aus nach beiden Seiten weitere oder engere Spalten abzweigen, durch welche man sich nicht durchzwängen kann, da sie sich verengen. Hübsche Stalaktiten hängen überall von der Decke herab und glitzern im schwachen Lichte; leider haben frühere Besucher, um ein Andenken an den Besuch der Höhle zu besitzen, oder auch solche, welche reinen Kalk zum Brennen brauchten, diese Schönheiten sehr verunstaltet, und dies gab den Beweggrund für den Eigentümer ab, ein Eintrittsgeld festzustellen. An der Decke des Ganges findet man in kleinen mit Erde angefüllten Höhlungen oder Vertiefungen Knöchelchen von Fledermäusen. Nach etwa 120 Schritten im gebogenen unterirdischen Gange tönt uns das starke Rauschen eines über Felsen stürzenden Baches entgegen; es ist dies derselbe, den wir zu Tage überschritten hatten.

Bis hierher geht der Führer mit und erlaubt nur ungern, daß der Bach überschritten und die Untersuchung der labyrinthischen Gänge weiter fortgesetzt werde. Doch ist er so gefällig, den Mutigen, der sich weiter wagen will, hier zu erwarten. Ein Versuch, dem Bache selbst zu folgen — man muß sich ganz entkleiden — schlägt fehl an seiner ungleichen Tiefe, den scharfkantigen Felsstücken, dem scharfen kalten Luftzuge und der niedrigen Temperatur des Wassers. Man überschreitet also den Bach und befindet sich zunächst an einem mächtigen Schutthaufen aus dunkler Erde und kleinen Steinen. Sich rechts wendend folgt man einem etwas breiteren Gange, umschwirrt von Fledermäusen und Tauben; man ist eine Zeit lang vom Flüßchen getrennt durch einen langen Wall. Man kommt ihm wieder nahe, aber sein Rauschen, verstärkt durch den Widerhall, betäubt die Ohren, man biegt wieder links in einen Seitengang ein, aus dem ein kräftiger Luftzug entgegenbläst und das Licht auszulöschen droht. Mehr Spalten finden sich in den 12—15 Fuß hohen Wällen, die sich meist gegen hinten verengen; endlich bin ich an einer Stelle, wo fast jeder Gang ein Vordringen gestattet, muß aber jetzt auch an die Umkehr denken, denn die Unschlittkerze ist nächstens aufgezehrt. Ohne den Faden der Ariadne den Rückgang zu finden hat seine Schwierigkeiten; die einzelnen Gänge stoßen meist rechtwinklig aufeinander, und der eine sieht dem andern bei der schwachen Beleuchtung ganz ähnlich. Ich höre nichts mehr vom Flüßchen, die Versuche zu ihm zu gelangen, führen mich

vielleicht weiter und weiter davon ab, plötzlich befinde ich mich in pechschwarzem Dunkel, der dichtesten Finsternis mit nutzloser Laterne. Nun ist guter Rat teuer, nun heißt es „krabbeln" an den Wänden, seine entblößte Gestalt vor scharfen Seitenkanten in acht nehmen. Wo soll ich einen Ausweg finden? Darf ich auf Rettung hoffen? schwerlich! Ich irre noch eine Zeit lang umher, immer die kalte, nasse Wand betastend, habe vielleicht noch mehr Gänge durchwandelt oder auch dieselben — wie konnte ich darüber urteilen? Da dringt ein Schimmer wie von einem Lichtstrahl senkrecht herab und beleuchtet einige Gesteine auf dem Boden, aber in unberechenbarer Entfernung; freudig dies Licht begrüßend eilte ich so rasch, als ich eben durfte, darauf zu, blickte nach oben und entdeckte eine Öffnung, die versprach, mich auf die Oberwelt gelangen zu lassen; nach Art der Schornsteinfeger erkletterte ich den Felsenspalt und erreichte endlich, viele Verwundungen davontragend, die Luke. Auf der Oberfläche angekommen orientierte ich mich bald und wanderte die 350 Schritt Entfernung zurück zum Höhleneingang, wo mein Führer nicht wenig erstaunt war, mich in solchem Aufzug und aus dieser Richtung kommen zu sehen.

Daß das erwähnte Flüßchen einst auf der Oberfläche floß, zeigt die thalförmige Einsenkung von der Stelle an, wo es plötzlich verschwindet. Diese Einsenkung ist deutlich in westlicher Richtung bis dahin zu verfolgen, wo es wieder zum Vorschein kommt, eine Entfernung von 12 englischen Meilen (19,2 km). Ganz ähnlich verschwindet das Flüßchen bei Hohlfontein, etwa 2½ Stunden nördlich von Wonderfontein, um nach einem unterirdischen Laufe von 10 Meilen (16 km) das „obere Auge" des Mooi oder Schönflusses[1]) zu bilden, wo im frischen, überaus klaren Wasser desselben eine Masse von bitterer Wasserkresse (Nasturtium) mir oftmals Gelegenheit gab, das angenehme Kraut mit Salz zu genießen."

Steppencharakter jener Landschaft.

„Die dünne Erdkrume[2]), die sich über den oberen Kalkschichten findet, scheint nur der grasartigen Vegetation besonders günstig zu sein, daher herrscht fast durchweg Steppencharakter, doch mangelt es nicht an einigen eigentümlichen Formen der Pflanzenwelt. Eine Bauhinia (scandens L.), ein Kletterstrauch, der von der Wurzel an nach allen Richtungen hin

---

[1]) S. oben S. 64.

[2]) Ergh. 37, 18, 19.

schnurgerade Triebe mit Haftwurzeln aussendet, liefert zähe Fasern; ihre großen Zwillingsblätter stellen ihre langen Stiele senkrecht nach oben und legen sich bei großer Hitze zusammen; die Blüten sind groß und schwefelgelb, die Samen nahezu rund, dick scheibenförmig und dienen in Hungerjahren den Schwarzen zur Nahrung. Ferner trifft man ein Kürbisgewächs (Cucurbitaceae) von gelber Frucht und mit weichen Stacheln versehen, die ebenfalls eßbar, aber, wie es scheint, nur für Buschmannsgeschmack empfehlenswert ist, sowie einen zwergartigen Judendorn (Zizyphus) mit scharfen Dornen und die für Fußgänger lästige Uncaria (eine Pedalinee)[1]. Selten versucht es eine Grewia, zu einem Strauche heranzuwachsen. Von bedeutendem medizinischem Werte soll die dicke Wurzel von Elephantorrhiza oder Elandsbohne mit ihren großen gefiederten Blättern und langen Hülsen sein, jedenfalls dient die Wurzel zum Gerben der Tierhäute und wird dieser Eigenschaft wegen von vielen Bauern ausgegraben.

Jene Stellen, welche früher von Eingeborenen bewohnt waren und bewässert werden können, sind von den erobernden Boers besetzt worden, welche es nun durch Fleiß dahin gebracht haben, mittels Anpflanzung von Fieberbäumen (Eucalyptus), Weiden (Salix) und verschiedenen Obstbäumen, sowie durch Anlage von Getreidefeldern eine hübsche und ertragsfähige Farm herzustellen. Ihr Feuerungsmaterial haben sie allerdings durch mehrtägige Streifzüge zu beziehen, wenn sie es nicht vorziehen, das bekannte afrikanische Ersatzmittel dafür, trockenen Viehdünger, dazu zu verwenden, anstatt ihn zum Düngen ihrer Felder zu gebrauchen[2]."

---

33. Kapitel.

Die Hauptstädte von Transvaal: Pretoria, Sitz der Regierung; Umgebung von Potschefstroom; Lage und Bevölkerung von Potschefstroom; Johannesburg.

Pretoria, Sitz der Regierung.

Wir haben schon mehrfach die Hauptstadt genannt und so soll sie auch an dieser Stelle, wo wir die Städte der südafrikanischen Republik

---

[1]) Die kriechenden, über dem Boden ausgebreiteten, langen Stengel dieser Pflanze sind stellenweise mit Fruchtständen, stellenweise mit fehlgeschlagenen in feste spitze Krallen umgewandelten Blütenstielen besetzt. Kerner v. Merilaun, das Pflanzenleben II, 809.

[2]) P. Spillmann nennt (S. 58) den trockenen Mist die „afrikanische Kohle".

aufzählen und beschreiben, nicht übergangen werden, wenn wir auch keine eingehendere Beschreibung aus Mauchs Feder überkommen haben. Pretoria liegt im Süden des östlichen Zuges der Makhalis-Berge[1]) in einer ebenso lieblichen wie fruchtbaren Gegend. Das Klima ist mild, noch milder als das von dem südlich davon gelegenen Johannesburg. Man kann leicht das alte Städtchen vom neuen Zuwachs unterscheiden, das alte Städtchen erinnert in seinem Bauplane an Rustenburg, es sind niedrige Hütten, kleine Häuser je mit Garten und Brunnen, dazu kommen die Neubauten, welche zusammen das neue Pretoria ausmachen. Es mögen wohl 12000 Einwohner darin sein, wovon die Europäer nicht ganz die Hälfte ausmachen. Die Regierungsgebäude, welche jetzt[2]) vollendet sind, haben 200000 Pfd. Sterl. gekostet, sie sind in französischer Bauart aufgeführt, sie enthalten alle Geschäftszimmer der Regierung und die beiden Kammern des „Volksraad". Der „erste Volksraad" hält seine Sitzungen in einem großen Saal, geschmückt mit vielen Gemälden, darunter dem des jetzigen Präsidenten Paul Krüger: der Vorsitzende hat seinen Sitz an einem erhabenen Tisch, an welchem außer dem Präsidenten die Regierungsmitglieder sitzen. An einem niedriger stehenden Tische davor sitzen zwei Sekretäre, welche die Einläufe in Empfang nehmen und stenographieren. Die Abgeordneten — lauter begüterte Boers — haben ihren Platz an 3 langen Tischen, welche in Hufeisenform aufgestellt sind. Die Verhandlungen, an welchen der Präsident lebhaften Anteil nimmt, machen den Eindruck einer würdevollen Besprechung. Weniger gehaltvoll sind häufig die Verhandlungen des „zweiten Volksraads", in welchen jetzt auch Europäer wählen dürfen. Die Beschlüsse des zweiten Volksraades erhalten aber nur Geltung, wenn sie die Genehmigung des ersten Abgeordnetenhauses finden.

Wichtiger als Pretoria war zu Mauchs Zeit Potschefstroom, das damals — da Johannesburg noch nicht gegründet war — weitaus die erste Stadt der Republik war.

Umgebung von Potschefstroom.

„Die Umgebung von Potschefstroom," schreibt Mauch[3]), „muß noch zum Hohen Feld gerechnet werden, denn sie stimmt in ihrem allgemeinen

[1]) S. oben S. 194.

[2]) Im November 1892.

[3]) Ergh. 37, 20.

Charakter mit diesem so ziemlich überein. Die niedrigen Höhen (Gats Rand) bestehen aus Quarziten oder feinkörnigen Sandsteinen von weißlicher oder rötlicher Färbung und gewähren kleinen Gehölzen aus Akazien Schutz, welche durch ihr beständiges Grün selbst im Winter, wo die Grasflächen ein einförmiges welkes Gelb zeigen, angenehm gegen diese abstechen und im Januar durch den köstlichen Duft aus ihren kleinen, kugelförmigen, goldgelben Blütenständen auf stundenweite Entfernung sich bemerkbar machen, ohne daß man sie zu sehen vermöchte. Südöstlich vom Städtchen, etwa 2½ Stunden entfernt, ist eine Gruppe von Bergen, die aus einem dunkelgrauen bis schwarzen Gestein bestehen, welches weiße Zeolithe enthält und porphyrartiger Mandelstein genannt werden muß. Es befindet sich dort im Thonschiefer eine verfallene Mine, welche Buntkupfererz führt; es läßt sich nicht ermitteln, wer die Bergleute gewesen sind. Auch tritt in der Umgebung zum erstenmal der Grünstein auf, der sich weit nach Südwesten am Vaal-Fluß entlang erstreckt, bis er endlich in der Diamanten führenden Gegend seine größte Mächtigkeit erreicht, nach und nach aber in dem Gefüge, der Lagerung und dem Mineralieneinschluß sich ändert."

Lage und Bevölkerung von Potschefstroom.

„Der Name des Städtchens ist auf eine merkwürdige Weise zusammengesetzt worden; man nahm die erste Silbe von dem Namen eines früheren Führers oder Chefs mit Namen Potgieter, als zweite Silbe nahm man seine Würde „Chef", um damit zu bezeichnen, daß die erste Silbe nicht von anderen Personen gleichen Namens genommen worden sei und fügte zuletzt die Silbe „Stroom" an, weil die Anlage des Orts am Mooi River (Schöner Strom)[1]) geschah. So bezeichnet der Name „Potschefstroom" eigentlich ein Flüßchen und kein Dorf.

Die Wahl zur Gründung des Städtchens war keine ungünstige in ziemlich offener, etwas erhabener Ebene auf der rechten Seite vom Mooi-Flusse. Ein großer Kanal führt aus diesem bis zum südlichen Ende der Markung den Bedarf an Wasser zu; kleinere Wasserfurchen sind vom Kanal aus an den Seiten der Straßen gezogen, so daß durch Schleusen auch die einzelnen Gärten oder „Erven" leicht bewässert werden können. Um jedoch gutes, kühles Trinkwasser zu bekommen, haben viele sich Zi-

[1]) Nach F. v. Hellwald (S. 611) nannte man den Ort auch „Mooi-River-Dorp"; er schätzte die Einwohnerzahl auf 4—500.

sternen graben lassen, welche bei 6 bis 12 Fuß Tiefe ein prächtiges Wasser liefern. Die Hauptstraße ist über 3 engl. M. (4,8 km) lang und von ansehnlicher Breite, aber selbstverständlich nicht gepflastert, so daß es keine Seltenheit ist, schwer beladene Wagen nach heftigen Regengüssen mitten in der Straße stecken bleiben zu sehen. Zwei größere Marktplätze, jeder mit turmloser Kirche versehen, sind bis jetzt geräumiger, als es der Verkehr verlangen würde. Mehrere stattliche Häuser schließen diese Plätze ein und zeugen wenigstens davon, daß ein bedeutender Handel getrieben worden war, der die kaufmännischen Besitzer dieser Gebäude rasch zu reichen Leuten werden ließ.

Täglich in der Frühe wird Markt gehalten, es werden die Erzeugnisse aus den verschiedenen Bezirken des Landes zur Versteigerung gebracht: da sieht man denn Brennholz, Korn, Mehl, getrocknete Früchte, Orangen, Branntwein, Kartoffeln, Gemüse, Hafer; dann Sohlen, gegerbte und rohe Häute, Straußenfedern, Wolle, Tabak, seltener Elfenbein.

Die Anpflanzung von Bäumen in den Gärten und vor den Häusern ist von gutem Erfolg gekrönt worden, denn die Trauerweide und der Fieberbaum (Eucalyptus) gedeihen vortrefflich. Von ersterer Baumart sind 17jährige Stämme vorhanden, welche einen Durchmesser von 1½ Fuß und eine Höhe von mehr als 40 Fuß haben; ihre schlanken Zweige hängen gegen das Ende der nassen Jahreszeit fast bis zum Boden herab. Wer es vermochte, hat sein Besitztum mit einer Mauer aus gebrannten Backsteinen einfassen lassen; minder bemittelte Leute grenzen dasselbe mittels Lehmmauer und Graben ab, die meisten jedoch ziehen lebendige Hecken aus Quitten, Granatäpfeln, Feigen oder Weiden; die biegsamen Zweige der letzteren werden alsdann ineinander verflochten. Gemüse aller Art können gebaut und Obstgärten können angelegt werden, man trifft Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche. Das Klima scheint der Obstkultur überaus günstig zu sein, denn einige fleißige Obstzüchter erzielen prächtige Früchte. Niemand jedoch giebt sich bis jetzt ernstlich Mühe, veredelte Fruchtsorten einzuführen und zu pflegen; die Sorge um das teuere tägliche Brot und das Bestreben, sich in kürzester Zeit ein Vermögen zu erwerben, hält die meisten davon ab, in der angegebenen Hinsicht Opfer an Zeit, Geld und Mühe zu bringen.

Die etwa 1000 Seelen betragende Bevölkerung teilt sich in Weiße und Farbige. Wie die ersteren verschiedenen Nationen angehören, nämlich der holländischen, englischen, deutschen und französischen, so trifft man unter den letzteren Basuto, Zulu, Hottentotten, Griqua u. a., welche

alle gegen Lohn sich verdingen, die Männer je nach ihrer Fähigkeit als Wagentreiber, Viehhirten, Postboten, Gartenarbeiter, Maurergehilfen, Lastträger u. s. w., während die Weiber gern als Köchinnen, Ammen, Wäscherinnen Dienst suchen. Die Kinder werden oft als Spielgenossen für die Kinder der Weißen in die Häuser aufgenommen, wo sie zu allerlei kleinen Diensten angehalten werden und dafür Nahrung und Kleidung erhalten, ein Los, das vielen Kindern von Weißen in der Heimat nicht zu teil wird, in jener Republik aber als Sklaverei verschrieen ist."

Johannesburg.

Von dieser Stadt, die 1886 gegründet wurde und nun[1]) schon 50—60000 Einwohner zählt, konnte uns Mauch selbstverständlich nicht berichten, da er die Gründung gar nicht erlebte; es wäre aber doch die Schilderung des Hohen Feldes und der darauf liegenden Wohnplätze sehr mangelhaft, wenn wir an dieser Stelle nicht diese Stadt der Zukunft erwähnen würden. In den reichen Silber- und Golddistrikten der Vereinigten Staaten sind ja auch, wie über Nacht, Städte emporgewachsen, aber doch war die Art ihrer Entstehung eine andere. Dort waren es Augenblicksschöpfungen, aus Holz und Zink rasch und notdürftig aufgeführt und meist nach kurzer Zeit wieder verödet und verlassen. Anders Johannesburg, the golden city Südafrikas: gleich von Anfang an großartig angelegt am Fuß des Witwater-Rands südlich von Pretoria, trägt die Stadt bald großstädtisches Aussehen an sich, wozu der reiche Ertrag der Goldminen die Mittel bot; schöne Hotels, zwei Theater, ein Zirkus, eine Rennbahn, der „Wanderer-Klub" mit den großen Anlagen für die athletic sports, elegante Läden, der prächtige „Road Club", der etwa 60000 Pfd. Sterl. gekostet hat; dazu große Markthallen, eine Wasserleitung, ein vorzüglich eingerichteter Spital, zwei weitere neue Theater, die Eisenbahn 50 km lang nach den Minen, der Tramway über die ganze Stadt, Gasfabrik und Gasbeleuchtung der Straßen und Privathäuser, das Telephon, die elektrische Beleuchtung der Plätze und der Hauptgebäude, außen schöne Vororte und schöne Landhäuser. Die Straßen sind breit, aber leider nicht gepflastert und staubig, so daß bei windigem Wetter einem das Atmen auf der Straße schwer fällt.

In klimatischer Hinsicht gehört sie wohl zu den bevorzugtesten Städten der Welt, hoch gelegen, beinahe 6000 Fuß über dem Meer, hat

[1]) Ende des Jahrs 1892.

sie nicht zu heißen Sommer — der Thermometer steigt selten über 27 bis 28° C. — immer kühle Nächte, nicht zu kalten Winter — mittags oft noch 18° C. im Schatten — ja man kann sagen, die Stadt hat ewigen Frühling und dazu eine Luft wie das Engadin. Und so wird sie jetzt schon den Brustkranken nachdrücklich empfohlen, Doktor und Apotheker und Wärterinnen, meistens aus den Londoner nurses homes stammend, sind auch schon da, nur müßte dem Staub der Straßen abgeholfen werden.

Was nun dort an Bevölkerung sich zusammenfand, das ist freilich eine bunte Musterkarte von Farben und Nationen: Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener und noch die Boers; dazu kommen von orientalischen Völkerschaften Inder, Perser, Araber, Malaien, Chinesen, Japanesen, Kulis und noch vom Nordosten Afrikas Somali; endlich die niederste Stufe der Gesellschaft, was von Eingeborenen sich hier zusammenfand, sei es um durch Arbeit sich redlichen Verdienst zu erwerben, sei es um durch irgend welche Abenteuer Vorteile zu gewinnen. Da lagern Montags oder Dienstags, an welchen Tagen der Landdrost Gericht hält, Schwarze herum von allen südafrikanischen Nationen: Hottentotten, Basuto, Damara, Namaqua, Zulu, Swasi, Maschona und andere, nackt oder mit den Fellen wilder Tiere bekleidet, dazwischen Zauberer, Regenmacher, Kafferndoktor; dort einige schwarze Mädchen in zerfetzten Kleidern, die als Zeugen oder wegen kleiner Vergehen vor Gericht geladen sind. Für den Landdrosten ist es keine Kleinigkeit, unter diesen Nationalitäten die Prozesse und Händel zu schlichten, die Schuldigen zu strafen und die Strafen — meist Geldstrafen, welche in die Staatskasse fließen — einzutreiben.

Da die rasch emporblühende Stadt an sich schon eine Macht im Staate ist, so hat man von seiten der Boeren-Regierung ihr bis jetzt keine eigene Verwaltung durch einen Bürgermeister eingeräumt, man beobachtet im Gegenteil ihr Wachstum mit Argwohn, denn es sammelt sich dort eine Bevölkerung, welche in die patriarchalische Verfassung des Bauernstaates schlecht genug hineinpaßt und nur widerwillig das Joch dieser Regierung trägt. War es doch schon ein Zugeständnis, daß Europäer, die 2 Jahre in Transvaal ansässig sind, bei der Wahl des „zweiten Volksraads“ stimmberechtigt sind. Wenn übrigens noch mehr Goldfelder eröffnet werden, wie die in Maschona-Land und die neuestens am Olifantfluß ausgesteckten Selatie-Felder, so findet sich immer mehr eine internationale Gesellschaft zusammen, der die Boeren Zugeständnisse machen müssen, wenn nicht Unruhen ausbrechen sollen, aus denen wohl nur ein Dritter Vorteil zöge, nämlich die stets wachsame Kapregierung.

Sind erst die beiden Eisenbahnlinien nach Johannesburg ausgebaut, die eine von Westen her im Anschlusse an die Linie Kapstadt-Kimberley-Vrijburg (dürfte dieser Tage eröffnet werden), die andere von Osten her Lorenzo Marques-Movini (schon gebaut) über Barberton-Pretoria[1]), so dürfte Johannesburg sich zur ersten Stadt Südafrikas entwickeln: zunächst scheinen die Goldminen, wovon wir unten noch zu sprechen haben, unerschöpflich, und dann ist die Umgegend ungemein fruchtbar, das Klima äußerst mild, so daß alle Umstände zusammenwirken, welche das rasche Wachstum einer Stadt bedingen.

---

34. Kapitel.

Der Marico-Distrikt: Fahrt in das Gebiet des Marico; ein frommer Faulenzer; ländlich sittlich — das Vortuch.

Fahrt in das Gebiet des Marico.

„Bis zum September 1865 verweilte ich[2]) in Potschefstroom, da aber waren Feindseligkeiten ausgebrochen zwischen den Basuto unter dem inzwischen verstorbenen Moschesch und den Bauern von der Nachbar-Republik. Die Transvaaler wünschten aber ebenfalls einen Teil der dabei abfallenden Beute an Hornvieh und Pferden zu erhalten und daher wurde beschlossen, ein „Kommando“ aufzurufen und auf den Kriegsschauplatz zu entsenden. Dazu sollte auch ich verpflichtet werden, obwohl ich kein Bürgerrecht genoß. Ich zog es daher vor, in den Distrikt Marico zu wandern . . . . .[3]).

Die Fahrt im Ochsenwagen nach der Farm des schon etwas mehr gebildeten Mannes, der mich mit sich reisen ließ, bot kaum Bemerkenswertes dar, denn das Hohe Feld mußte in nordwestlicher Richtung durchmessen werden, wozu 5 Tage erforderlich waren. Erst dann, wenn man in jene Thäler kommt, in deren Tiefe man die Thonschiefer unter den Kalksteinen zu Tage treten und die starken Quellen des Großen Marico hervorsprudeln sieht[4]), tritt man ein in die schönen Partien des Distrikts.

---

[1]) S. oben S. 104. 178. 190.

[2]) Ergh. 37, 21. s. oben S. 204.

[3]) S. oben S. 31.

[4]) Marico mit zwei Quellflüssen, dem Kleinen (westlichen) und dem Großen (östlichen) soll nach Merensky (154) der „sich windende“ Fluß heißen, er ist ein

Jetzt erscheinen wieder Busch und Wald, jetzt hat man reizende, nicht versiegende Flüsse anstatt der öden Pfannen; jetzt trifft man wieder auf menschliche Wohnsitze mit ihren fruchtbaren Gärten und Feldern anstatt der steppenartigen Waldherbergen; man erkennt aber auch an allem Anbau und an den meisten Wohngebäuden, wie wenig Fleiß darauf verwendet wird, den Ertrag des Bodens zu vermehren oder sich stattliche und bequeme Wohnungen herzustellen."

Ein frommer Faulenzer.

„Wenn freilich viele der Bewohner so eigentümlich fromm und gottesfürchtig sind wie jener im besten Alter stehende Bauer, welcher mit seinem der eingehendsten Wiederherstellung bedürftigen Wagen unterwegs sich uns angeschlossen hatte, auf dem sich nur seine Frau und mehrere zerlumpt aussehende Kinder nebst zwei Feldstühlen, Kaffeekessel und anderen Geräten befanden, dann kann man sich über die erwähnten Zustände nicht mehr wundern. Alle seine Gespräche waren mit Bibelsprüchen gewürzt, ein Beweis, daß er viel Zeit auf das Lesen der Heiligen Schrift verwendet. Besonders des Abends, wenn wir uns gemeinschaftlich um das rauchende Feuerchen, das der trockene Dünger spärlich ernährte, niedergelassen hatten, wenn die Stille der umgebenden Einöde hie und da unterbrochen wurde von dem eigentümlich gellenden Schrei oder Schnurren des Gnu oder den schrillen Lauten des Zebra oder dem fernen Brüllen des Löwen, die Zigeunerscene beschienen von dem fahlen Scheine der untergehenden Mondesichel, dann war er besonders geneigt, uns seine erstaunliche Bekanntschaft mit der Bibel im allgemeinen, hauptsächlich aber sein tiefes Verständnis und seine weise Auslegung der Apokalypse preiszugeben. Wie gefiel ihm doch die letztere! Wie wahr und schön ist doch alles darin dargestellt! Daß ich sie nicht verstehe, daran ist nur der Mangel an göttlicher Erleuchtung schuld. Ich konnte aber auch aus dem mit seinem Nachbar geführten Gespräche entnehmen, daß er mit seiner Familie darbe und daß daran bloß seine furchtbare Trägheit die Schuld trage. Er fühlte sich durch diese Aufrichtigkeit durchaus

---

großer Zufluß des Limpopo von links her und ist nach P. Spillmann (100) groß und breit mit tiefem, felsigem Bett, seine Wasser und Inseln sollen Krokodile bergen. Seine Ufer prangen in üppiger Vegetation, belebt von zahlreichem Wild, Affen und den schönsten Vögeln.

nicht beleidigt, vielmehr hatte er bereits wieder einen tröstenden Bibelspruch bei der Hand: „Sorget nicht für den andern Morgen, was werden wir essen?“ Ruhig ließ ich ihn diese prächtige Stelle vollenden, glaubte nun aber ihm von meiner eigenen Kenntnis der Bibel einen treffenden Beweis liefern zu müssen. Ernst und mit bedeutungsvoller Miene riet ich ihm an, die schwer verständliche Offenbarung Johannis beiseite zu lassen, dafür aber jene Teile zu lesen und zu Herzen zu nehmen, wo unter anderem gesagt ist: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler!“ Dieser etwas derbe Wink schien von ihm verstanden worden zu sein, denn die Unterhaltung wurde plötzlich auf Backsteine gelenkt, die er in allernächster Zeit zum Neubau eines Wohnhauses herzustellen habe, wenn er seine elende Hütte während der folgenden nassen Jahreszeit nicht über seinem Kopfe zusammenstürzen sehen wolle. Wir beide sind selbstverständlich keine Freunde geworden, und es war wohl gut, daß ich diesem Manne nicht irgendwo im Buschfeld unter vier Augen begegnete.

Als die kleine Karawane am Rande des großen Kessels angekommen war, worin eine Hauptquelle des Großen Marico hervorbricht, führte der Weg am inneren Abhang um den Kessel herum nach der entgegengesetzten Seite, wo wir Anstalt trafen, beim nahen Farmbesitzer etwas einzusprechen; unser frommer Begleiter zog es jedoch vor, wahrscheinlich aus sehr triftigen, ihm allein bekannten oder wenigstens mir unbekannten Gründen, weiter zu ziehen, wogegen durchaus keine Einsprache erhoben wurde.“

Eine bescheidene Häuslichkeit.

„Einige Minuten weiteren Fahrens brachten uns über einen auf beiden Seiten steilen Sattel, wir kamen sodann zunächst an dem Hartbeest-Häuschen des erwähnten Frömmlers vorüber zur bescheidenen Hütte meines Begleiters, wo ihn seine junge Frau mit nicht ernstlich böse gemeinten Worten über sein zu langes Ausbleiben empfing. Er wohnte erst seit kurzer Zeit auf dieser Farm und hatte deshalb vorläufig ein kleines Häuschen für sich und seine Frau erbaut. Es hatte zwei Räume, von denen der innere als Schlafgemach diente. „Raum ist in der kleinsten Hütte“, dachte ich mir, als ich in gebückter Stellung durch die Thüröffnung ging; es waren kleine Leute und schienen deshalb alle Maße ihren eigenen angepaßt zu haben, so daß sich in mir Zweifel erhoben, ob ich denn wirklich während der Nacht unter Dach bleiben könnte. Die Leute hatten es schlecht genug, sie hatten eben erst ihr Familienleben

begonnen und sich einer schwierigen Aufgabe unterzogen, wenn Armut das Erbteil des Mannes und die Mitgift der Frau ist; allein sie trösteten sich mit der Hoffnung, daß sie durch Fleiß und Beharrlichkeit bald in bessere Verhältnisse kommen würden."

Ländlich sittlich: das Vortuch.

„Nachdem ich die Nacht außer dem Hause im Zeltwagen verbracht hatte, wanderte ich am andern Morgen weiter mit der Absicht, noch am nämlichen Tage die Behausung und Farm eines wohlhabenden Mannes in Klein-Marico, der zugleich „Veldcornet" war, zu erreichen. Ich war unterrichtet worden, daß die Gegend ziemlich bewohnt sei, besonders in den tieferen Lagen an den Nebenflüßchen des Marico, und daß die Farmer im allgemeinen freundlich gegen Fremde wären. So marschierte ich denn wohlgemut, ein entlehntes Doppelgewehr auf der Schulter, über die Höhen, dann und wann die Gesteine untersuchend, bis zum späten Nachmittag jedoch alle Farmhäuser vermeidend. Dann aber sah ich mich genötigt, Erkundigung über Richtung und Entfernung des Bestimmungsortes einzuziehen, die mir denn auch bereitwillig und richtig gegeben wurde.

Mit größter Anstrengung erreichte ich endlich kurz vor Sonnenuntergang einige stattliche Gebäude mit gutgepflegten Gärten und Feldern in der Nähe. Das mußte mein Ziel sein. Ich trat ein und schritt auf eine runde Frau zu, die eben damit beschäftigt war, Wäsche zu reinigen. Mein plötzliches Erscheinen brachte sie wohl einigermaßen in Verwirrung, denn sie sah sich nach der Hausthüre um. Ich überreichte ihr einen Brief, der ihr in holländischer Sprache darthun sollte, daß meine Anwesenheit von keinerlei Gefahr sei für Land und Leute, sondern im Gegenteil von Nutzen werden könnte. Mit der gemütlichsten Langsamkeit trocknete sie endlich die Hände, nahm dann den entfalteten Brief, blickte lange hinein, beguckte die andere Seite und meinte dann auf meine Frage, ob sie ihn gelesen und verstanden habe, sie könne schon lesen, aber sie habe ihre Brille nicht bei sich. Doch lud sie mich ein, ins Haus zu treten, sie werde bald nachfolgen. Dieser Weisung folgte ich, begrüßte die Anwesenden in der üblichen Weise, nahm Platz auf einer Bank und versuchte es, mich mit denselben in ein Gespräch einzulassen. Die Kinder jedoch waren eingeschüchtert und zeigten durchaus keine Neigung, mir zu antworten.

Der Raum, in dem ich mich befand, war das Hauptzimmer des Hauses[1]; von den sechs Thüren desselben führten zwei einander entgegengesetzte ins Freie, die anderen vier in Nebenzimmer und in die Küche; zwei Fenster erlaubten dem Licht nur auf der einen Seite einzudringen, ihnen gegenüber waren zwei Schränke in die dicken Backsteinmauern eingelassen, durch deren Glasthüren eine Menge von Gläsern und Gläschen, Flaschen und Fläschchen, Teller und Schalen mit Goldverzierungen sich unterscheiden ließen. Ein großer Tisch nahm die Mitte ein und mehrere lange Bänke an den Wänden sowie einige Stühle ließen auf eine zahlreiche Familie schließen.

Die harte Eiskruste des Befremdens war bald aufgetaut, als die Hausmutter sich ihrer Reinigungsarbeit im Freien entzogen hatte und nun ihren Sorgenstuhl in einer Ecke des Zimmers einnehmen konnte. Der aufgewärmte Kaffee wurde im blank gescheuerten Messingkessel aufgetragen und über einen kleinen mit glühenden Kohlen gefüllten Behälter gestellt. Sarah, der schwarze weibliche Dienstbote, erhielt nun den Befehl, das „Vortuch" und die „Cumetjes" (Schalen) zu bringen; eine Schale ward mit dem Vortuch ausgewischt, der Kaffee hineingegossen und mir überreicht. Verschiedene Fragen, welche die gute Alte an mich richtete, beantwortete ich mit der größten Freundlichkeit, so daß ihr Mut wuchs und ihr Verdacht sich verringerte; das Gespräch wurde sogar nach und nach lebhaft.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen und Sarah hatte die Unschlittkerzen zu bringen, ein Beleuchtungsmittel, das von der Hausfrau selbst angefertigt wird. Bereits brodelt es draußen in der Küche, der Tisch wird gedeckt und die übliche Waschung vorgenommen. Sarah stellt eine Waschschüssel mit warmem Wasser vor die Füße der Hausfrau, das berüchtigte Vortuch, ein Fetzen aus einem abgetragenen Hemde oder Betttuch, mit dem zuvor der Tisch abgewischt worden war, auf dem einige Hühner vorher ihre Spaziergänge oder Wettläufe ausgeführt hatten, wird eingetaucht, ausgerungen, damit wird das Gesicht angefeuchtet und abgerieben. So geht es vom ältesten Gliede der Familie bis zum jüngsten und dann auch zum Fremden, der keine sonderliche Lust dazu empfindet; allein es ist einmal Sitte und ich darf keinen Anstoß geben. Das Geschäft beginnt dann aufs neue und zwar mit den Füßen, dasselbe Wasser und dasselbe Vortuch wird benützt und dieselbe Reihenfolge beobachtet. Sarah beendet ihre Runde

---

[1]) S. oben S. 184. 190.

wieder mit dem Fremden; das Wasser ist zwar schon förmlich dick geworden; nur zu! dachte ich und ließ meinen ermüdeten Füßen dieselbe Wohlthat widerfahren.

Jetzt wird eine große Schüssel mit gebratenem Fleische auf den Tisch gestellt, Brote werden auf einige Teller, welche zuvor mit dem genannten Vortuch gereinigt (?) worden sind, gelegt, und jedes nimmt Platz auf den näher gerückten Bänken und Stühlen. Eines der Kinder spricht das Tischgebet, das man jedoch schon auswendig wissen muß, um es zu verstehen, und nun hilft sich jedes selbst. Ich erkannte bald, daß es gut für mich war, an das beständige Tragen eines Taschenmessers gewöhnt zu sein, denn ich hatte nun nicht nötig, das Fleisch aus der Hand stückweise abzubeißen. Beim Essen scheint keine Langsamkeit geduldet zu werden, denn im Nu ist der ganze Vorrat verschwunden. Darauf folgt ein Schüsselchen voll kalter Milch, zu der Brot gegessen wird. Ein ebenso unverständliches Gebet beschließt das Essen; die Kinder suchen ihr Lager auf, auch dem ermüdeten Fremden wird bald ein solches in einem Nebenzimmer bereitet und die Hausfrau gibt zu verstehen, daß ich mich jeden Augenblick schlafen legen könne. Ich zögerte denn auch nicht länger, mich aus der Gesellschaft zu entfernen, aber o weh! beim Öffnen der Thüre meines Schlafzimmers drang mir eine im Übermaße mit Wanzengeruch gesättigte Atmosphäre in die Nase, so daß mir alle Lust verging, unter Dach zu schlafen. Ich mochte nicht einmal den Versuch wagen, von dem bereiteten Lager Gebrauch zu machen, sondern dankte freundlichst für das Quartier im Hause und bezog einen im Freien stehenden Zeltwagen, wo allerdings die Kälte der Nacht und der scharfe Wind meinen Schlaf sehr beeinträchtigten."

Mauch verweilte dann noch einige Zeit im Marico-Distrikt, er wohnte 16 Tage bei dem freundlichen Hermannsburger Missionar [1]), durchwanderte von dort aus das Gebiet unter mancherlei Abenteuern und Entbehrungen [2]) und kehrte endlich mit einer Kriegstruppe [3]) unter vielen Strapazen nach Potschefstroom zurück.

---

[1]) S. oben S. 87.
[2]) S. oben S. 61. 57.
[3]) S. oben S. 59.

35. Kapitel.

Das Drakengebirge im Osten des Hohen Felds: der Wall der Kathlamba; Gesteine und nutzbare Mineralien; Flora und Fauna; Klima und Wohnplätze; der Abstieg zum Olifant.

Der Wall der Kathlamba.

„Der Name Drakenberge[1]) ist streng genommen unrichtig, da sie nur den Rand eines Plateaus bilden; ich ziehe deshalb den Namen Kathlamba („Felsengebirge“ nach der Kaffernsprache[2])) vor. Einem Riesenwalle gleich zieht sich dieser Plateaurand der Küste nahezu parallel von Süden bis zu einem Punkte in 24° 30′ S. Br. und 31° 45′ Östl. L., wo er sein Ende erreicht oder, besser gesagt, in scharfem Winkel westwärts umbiegt. Dieser Wall scheint nur in der Gegend von Neuschottland[3]) im Westen von der Delagoa-Bai unterbrochen zu sein, weniger rasch fällt das Land nach dieser Seite hin ab, und es dürfte dies wohl seine Ursache in den zahlreichen starken Flüssen finden, die von dem sich hier befindenden höchsten Teil des Hochlandes ihren Ursprung nehmen und sich nach der Delagoa-Bai hindrängen, wobei sie den vulkanischen Lobombo-Rücken zum Teil umgehen, zum Teil durchbrechen.

Seit die absolute Höhe von Potschefstroom mittelst Hypsometer zu 4320 Fuß[4]) bestimmt worden ist, dürfte selbst der höchste Teil dieser Hochflächen kaum 6000 Fuß erreichen. Die Wasserscheide zwischen dem Olifantfluß einerseits und den Küstenflüssen Umkwenia (Krokodilfluß) und Umkomati (heute Komati), die in die Delagoa-Bai fallen, sowie dem Vaalflusse andererseits zieht sich wenig südlich von 26° S. Br. auf dem Hohen Feld entlang, bis sie in 25° 30′ S. Br. und 31° 30′ Östl. L. mit kleinen Unregelmäßigkeiten nach NO. umbiegt, dann mit dem allgemeinen Abfall der Kathlamba ihr Ende erreicht oder sich nur als unscheinbarer Rücken in der flachen Küstengegend verliert. Zahlreiche Pfannen, oft mit kleinen Seen zu vergleichen und von bedeutender Tiefe, zeichnen die Wasserscheide besonders gegen Osten aus. Sie haben

---

[1]) 1870, 2. S. oben S. 181. Diese Schilderung stammt von der dritten Reise Mauchs im Jahr 1868.

[2]) 1885, 163.

[3]) S. oben S. 103 zwischen Klipstapel und den Drakenbergen oder, wie letztere an dieser Stelle neuerdings heißen, den „Randbergen“.

[4]) Nach Ed. Mohr 3900′ (1875, 391); nach neueren Angaben 1190 Meter.

jahraus jahrein dieselbe Wassermenge, mögen daher wohl unter sich in Verbindung stehen, sind aber sonderbarerweise nur äußerst selten der Ursprung von Flüssen. Diese treten als starke Quellen gewöhnlich in ziemlicher Entfernung von jenen Wasserbehältern zu Tage. Notwendigerweise zeigen die Flüsse nach Osten und Norden starkes Gefälle und nicht selten Wasserfälle von bedeutender Höhe, während die Gewässer nach dem Vaalflusse zu flach verlaufen."

Gesteine und nutzbare Mineralien.

„Das Wasser ist immer kalt und klar, und selbst die trocknende und sengende Hitze der Sommersonne verursacht nur ganz geringen Temperaturunterschied. Die Betten sind gewöhnlich sehr felsig und in den tiefer gelegenen Thälern werden die Uferbänke hoch und sind alljährlich bedeutenden Veränderungen unterworfen. Auf den höheren Teilen des Landes liegen meistens rote und violette Sandsteine von losem, mittlerem und feinem Korn; nur an einzelnen kleineren Stellen konnte ich eine schwache Schichte sehr grobkörnigen Sandsteins gleicher Färbung wahrnehmen. Mehrere sehr dick geschichtete und ziemlich grobkörnige weißliche Sandsteine fallen besonders in Schluchten in das Auge. Es können nur geringe oder keine Störungen derselben vorgekommen sein, denn sie liegen alle wagrecht. Ganz anders verhält es sich mit den darunter liegenden Schiefern und Sandsteinen. Mächtige basaltartige Gesteine mit säulenförmiger Absonderung[1]), dicht, grünlich grau und grünlich schwarz gefärbt und mit bedeutendem Gehalt an Magneteisen, haben Verwerfungen verursacht in jenen quarzigen und feinkörnigen Sandsteinen, wie sie den Makhalis-Bergen zugehören; an anderen Stellen haben sie sich trappähnlich über denselben gelagert bis zu einer Mächtigkeit von 100 und mehr Fuß. Sie haben die Eigenschaft, in unregelmäßige Stücke zu verwittern, sich aber schwer zu zersetzen, und darum bemerkt man große Striche Landes wie übersäet mit solchen nach und nach abgerundeten Trümmern. Durch heftige Regengüsse werden sie sodann in die Thäler hinabgerollt, wo sie sich anhäufen, und, wenn nicht zersetzt, immer weiter gerollt. Eine ziemlich warme Quelle, in der sich Schwefelkies bildet, der hineinfallende Pflanzenteile in kurzer Zeit mit grünlichgelben kristallinischen Gebilden überzieht, findet sich nahe bei Elandsspruit in tiefem Felsenthal. Sie sprudelt hervor aus einem dem Alaun-

[1]) 1869, 189—190.

schiefer ähnlichen Gestein, das schwarz oder bläulich gefärbt und bedeutend mit Kies untermischt ist, und welches, der trockenen Luft ausgesetzt, sehr bald kieselhart wird[1]).

Verkieselte Pflanzenstengel oder Baumstämme, die auf den Flächen des Freistaates so häufig vorkommen, vermißte ich hier vollständig. In Färbung sehr veränderliche, in Dichte und Lagerung sehr beständige Schiefer treten am mächtigsten auf; Erzgänge sind sehr häufig, besonders gegen Norden hin. Kohlen werden in Neuschottland und weiter westwärts am Vaalfluß entlang gefunden und bereits häufig zum Brennen benützt."

Flora und Fauna.

„Auf dem Hohen Feld sowie auf den Kathlamba ist kein erheblicher Baumwuchs wahrzunehmen, nur in breiten, tiefer gelegenen Thälern des ersteren haben sich kleine Dornbaumwaldungen[2]) angesiedelt, während in den Schluchten der letzteren sich allein schlagbares Holz erhält. Auf sehr sandigen Stellen des ersteren kommen krüppelhafte Proteaceen (Sugarbosch-Zuckerbusch)[3]) kaum fort, und an den steilen und zerklüfteten „Kränzen" (Felswänden) suchen verkümmerte Gesträucher durch ihr Wachstum sich des letzten Haltes zu berauben. Subtropische üppige Vegetation wird nur in den tiefsten Teilen wilder Schluchten beobachtet, wo der Boden fruchtbar und fett geworden ist.

Wild ist nur auf den hohen Grasflächen anzutreffen, und aus seinen zahlreichen unzugänglichen Schlupfwinkeln in den zerklüfteten Sand-

---

[1]) In der nordafrikanischen Provinz Constantine befinden sich die 95° bis 97° warmen Quellen von Hammam Meschoutin („Bad der Verdammten") und Daubrée fand im Absatz dieser Quellen Erbsensteine mit Schwefelkieshülle, während innen Lagen von Kalkkarbonat und Schwefelkies wechseln; den Kern bildet gewöhnlich ein Kalkbruchstück. Compt. rend. 81. 857. 1875. Übrigens erwähnt Mauch an anderer Stelle (1869, 189—190) auch Schwefelquellen von höherer und niedrigerer Temperatur, die sich in jenem Gebiete vorfinden.

[2]) Dornige Gebüsche und Bäume, wie die Mimosen und andere, sind in Südafrika sehr häufig. P. Spillmann schreibt (53. 95. 194. 245): „Hier bringt die Erde im Vergleich zu anderen Gegenden nur Disteln und Dornen." Auch Galton (S. 49) beklagt sich darüber: „Sie verletzen nicht, wenn man in einen Busch hineinfällt, sondern erst, wenn man wieder herauszukommen sucht; meine Hände waren von den Dornen grausam zerrissen, es eiterten alle verletzten Stellen; vor Schmerzen konnte ich kaum die Hand zusammenballen." Vrgl. Kath. Miss. 1883, 11.

[3]) S. oben S. 195.

steinwänden oder im dichten Gebüsch der Schluchten führt der Leopard seine nächtlichen Streifzüge nach den Bauernhöfen aus; Paviane und Klippdachse sonnen sich ferne auf vorspringenden Felsstücken und Ottern tummeln sich im klaren Wasser und jagen nach Fischen; im allgemeinen zeigt sich jedoch höchst wenig Leben in der Natur."

Klima und Wohnplätze.

„Das Klima ist infolge der bedeutenden Erhebung sehr gemäßigt, im Winter aber kalt, sehr kalt zu nennen; ein Viertel Zoll dickes Eis des Morgens im ruhigen Wasser zu finden ist nichts Ungewöhnliches, und wenn der eisige Südostwind weht, so ist es im Freien kaum auszuhalten; diese unangenehme Eigenschaft des Windes macht selbst im Sommer warme Kleidung wünschenswert. Häufig oder gewöhnlich ist er begleitet von niedrigfliegenden Nebelmassen. Während der trockenen Jahreszeit, d. h. während des Winters, spielt überhaupt der Wind aus Osten, naßkalter Südost und trockener Nordost, oftmals mehrere Tage anhaltend. Gewitter bilden sich in der Regel mit wenigen Ausnahmen im Westen und Nordwesten und entladen sich unter heftigen Regengüssen über die kahlen Flächen, zahlreiche Überschwemmungen werden durch die rasch anschwellenden Bergströme verursacht, sind aber nur von sehr kurzer Dauer.

Viele Bauernplätze sind in den günstig bewässerten Gegenden angelegt, wo ein fruchtbarer Boden reichliche Ernte verspricht. Mit etwas Fleiß und Beharrlichkeit läßt sich immer sehr bald eine Farm herstellen, die dem Eigentümer ein angenehmes Leben und hübsches Einkommen sichert. Hornvieh und Schafe, besonders ersteres, gedeihen sehr gut, Pferde weniger.

Das Dörfchen Lydenburg in 25° 4′ S. Br. und 31° 30′ Östl. L. liegt recht anmutig im breiten Thale eines starken Flüßchens (Spekboom) 1429 Meter über dem Meer. Die hoch aufstrebenden Eukalypten (Blue Gum, Fieberbäume) untermischt mit rasch wachsenden Trauerweiden, zwischen denen hie und da eines der weiß getünchten Häuser hervorguckt, geben ihm das Ansehen beschaulicher Träumerei, die sich beim Eintreten in die breite Straße zu fast völliger Ruhe gestaltet, würde nicht hin und wieder ein Bäuerlein hoch zu Roß, den dummstolzen Gesichtsausdruck von breiter, schlapper Hutkrempe beschattet, gesehen, eben im Begriffe, das wichtige Geschäft des „Körens" (Besuche abstatten) abzuthun oder sich ein Schnäpschen zu kaufen.

Wild und romantisch ist die Lage von Ohrigstadt[1]), wenige Meilen nördlich von Lydenburg, jetzt nur mehr eine Ruine. Rundum von hohen Bergen eingeschlossen liegt es in tiefem Kessel; den kräftigen Luftströmungen ist der Zugang verwehrt und der reinigende Einfluß benommen, und die an dem Anfange des Buschfeldes bereits sehr dichte Vegetation birgt viele sumpfige Stellen, oft von bedeutender Ausdehnung. Fieberanfälle waren unter der Bevölkerung häufig geworden und noch gesteigert durch unreinliches Leben und Übergenuß aller Arten von Branntwein, eingeführt oder selbst gebrannt; zuletzt sahen sich die Gründer des Dorfes durch die Todesfälle veranlaßt, den Ort zu verlassen[2]). Nur die Felder daselbst am Flüßchen entlang werden noch bebaut und die Früchte der Obstbäume geerntet. Eine kleine Strecke von hier wohnt noch ein Bauer seit 10 Jahren in viel ungünstigerer Lage, hat aber während dieser Zeit noch nicht einen einzigen Todesfall in seiner Familie zu beklagen. Hier wären bereits tropische Erzeugnisse zu erzielen.

Die nordwestlichen Abfälle des Hochlandes gegen den Olifant-Fluß sind von mitunter mächtigen Häuptlingen verschiedener Stämme bewohnt. Sie halten fest an ihren bergigen Wohnsitzen in der Nähe wohlbeholzter Schluchten und Thäler und werden den Transvaalern noch lange ein Dorn im Auge sein. Um sie zur Arbeit zu veranlassen, müßten sie erst unterjocht werden, ein Unternehmen, dem die Bauern in diesen Felsengebirgen nicht gewachsen sind. Die letzteren ziehen es daher vor, sie mit Hilfe von „maaken" (zahmen) Kaffern zu überfallen, sich ihres Eigentums zu bemächtigen und dieselben, wenn nötig, ins Jenseits zu befördern.

Diese Gebiete bilden den Wirkungskreis der Herren von der Berliner Missionsgesellschaft (Merensky und Nachtigal)[3])."

Der Abstieg zum Olifant.

„Bevor ich von den Kathlamba Abschied nahm, fand sich Gelegenheit, ihre Großartigkeit dem Gedächtnis unauslöschbar einzuprägen; der

[1]) Diese Stadt führt ihren Namen nach Holl Ohrig; es hatte hier in den Jahren 1845 bis 1849 die Regierung der Lydenburger Republik ihren Sitz.

[2]) Nach Dr. Rabbatz (1886, 53) ist das Fieber endemisch in den Thälern der meisten Flüsse, die aus den Drakensbergen ins Thal fließen, weniger im Bleydethal, stark im Ohrigstadtthal, wo es oft zu einer furchtbaren Epidemie ausartet und ehedem fast die ganze Bevölkerung des Dorfes dahinraffte.

[3]) S. oben S. 88.

Blick durch eine Öffnung nach Norden von der letzten Stufe aus, da wo sich der Matlatse, ein kleinerer Zufluß des Olifant, aus der Nordostecke der Kathlamba heraus, seinen gewundenen Lauf gesucht hat, ist den hochgerühmten Scenerien in den Alpen mindestens gleichzustellen. Ein kolossaler, mühsam zu erkletternder Felsblock gewährt eine prächtige Aussicht. Rechts und links sind gewaltige Berge, tafelförmig abgestutzt, welche von ihren zerklüfteten und zerrissenen Wänden überhängende und lose aufliegende Blöcke herabzusenden drohen. Drei Bergzüge versperren den Blick auf das felsige Bett des in bedeutender Tiefe tobenden Gebirgsstroms, und unwillkürlich legt man sich die Frage vor: wieviel Jahre hat es wohl den Fluß gekostet, um Durchbrüche solcher Großartigkeit zu bewerkstelligen? Hinter mir und etwas zur Rechten stürzt sich ein ziemlich starker Bach etwa 600 Fuß tief hinab, löst sich dabei in Tropfen auf und berieselt so die üppige Vegetation in der Tiefe wie mit beständigem Regen. Bei Betrachtung des ersten der drei hintereinander liegenden Bergzüge scheint es ziemlich klar, daß durch die langsame, aber sichere und unaufhörliche Wirkung des anprallenden Flußwassers unten liegende weiche Schichten aufgelöst, ausgewaschen und fortgeführt worden sind, bis endlich die darüber liegenden durch ihr bedeutendes Gewicht herabstürzten und das Wasser nötigten, einen anderen Lauf zu suchen. Mit vermehrter Kraft machte sich der nie rastende Zerstörer an andere Felsmassen, bis er auch hier Durchbruch oder Einsturz herbeiführte. In dieser Weise hat er sein Werk soweit gefördert, daß er für jetzt in seiner Willkür sich selbst Schranken gesetzt hat und nun in dem tiefen und engen Thale, durch wohlbewachsene Berge gehemmt und beschattet, rauschend dahinströmt.

Der dritte und höchste Bergzug, nur etwa 2 Meilen (3,2 km) entfernt, hatte ein weißliches Nebeltuch übergeworfen; die ganze Scenerie macht den Eindruck, als ob fabelhafte Riesen gewaltige Felsblöcke auf Bergrücken von mehr denn 1000 Fuß Höhe gesetzt und mit einem Graspolster zum Sitzen versehen hätten. Der Niederstieg war ebenso gefährlich als schön zu nennen. Nur ein schmaler, kaum betretener Fußpfad windet sich an den Abgründen hin, kaum gut genug für Ziegen. Hier sperren jüngst herabgestürzte Felsstücke den Weg, dort liegt ein morscher Stamm quer darüber; hier ist nasser, fetter Boden, über den man abgleitet, dort trockenes Gras, über das man abrutscht; hier verwickelt man sich in dichtes Geflecht milchiger und zäher Asklepiasstengel, dort verwundet man sich an einer unbeachtet gelassenen stachligen Eu-

phorbia; hier ruft ein scharf gekrümmter Dorn ein „Wart ein Weilchen", dort bricht ein gesund scheinender, aber inwendig von Termiten ausgehöhlter Baum; hier löst sich ein Felsstück, auf dem man festen Fuß zu fassen gedachte, und rollt polternd den Abhang hinab, dort hat man auf schmalem Vorsprung auf dem Rande des Abgrundes sich an die Felswand zu schmiegen — ein Fehltritt und verloren ist der Wanderer!

Dieser beschwerliche Weg bis zu den Ufern des Matlatse ist 2½ Stunden lang. Nun wird dieser überschritten. Große, gerundete, glatte oder mit Schleim und schlüpfrigen Pflanzen überzogene Felsstücke erfordern die äußerste Vorsicht, denn das Wasser ist tief, reißend und eiskalt; der Übergang gelang indessen und unsere Kleider blieben trocken, weil wir uns derselben vorher entledigt hatten. Auf dem nunmehr erreichten rechten Ufer versagte eine in zu tiefes Wasser vorspringende Felsmasse die Benutzung des über dieselbe wegführenden Fußpfades für meinen Packochsen; es war daher nötig, an einer dicht mit Schlingpflanzen versehenen Böschung von 80° [1]), den Weg mit dem Messer bahnend, sich 200 Fuß in die Höhe und auf der andern Seite dem Fußpfade nahe wieder dem Flusse zuzuarbeiten, losen Grund und Steine vor sich her sendend.

Den folgenden Tag wiederholte sich dieselbe Arbeit, aber in kleinerem Maße. Hier hatte jedoch das Klettern und Bergsteigen für lange Zeit aufgehört; wir befanden uns in der Niederung des Olifant."

---

36. Kapitel.

Das Buschfeld: das Thal des Olifant-Flusses; das Land zwischen Olifant und Pafuri; der Charakter des Buschfeldes.

Das Thal des Olifant-Flusses.

„Weniger denn eine halbe Stunde Gehens [2]) brachte mich in den schroffsten Gegensatz zu der eben verlassenen Gegend. Zuvor zerklüftete Gebirge, nun eintönige Fläche, zuvor zahlreiche Gewässer, nun größere Flüsse und außerdem nur ab und zu vertrocknende Bachbette, zuvor Flötz-

---

[1]) Dieser Winkel ist wohl zu groß, es liegt vielleicht ein Schreib- oder Druckfehler (1870,4) vor, denn 37° ist schon die Neigung eines Hangs, welchen der Mensch kaum erklimmt.

[2]) 1870, 4. 1869, 189—190.

gesteine, nun granitische und gneißartige Gesteine, zuvor kahle Hochflächen, nun ununterbrochenes Buschfeld, zuvor kalt und nebelig, nun warm und klar, und, was besondere Erwähnung verdient, ein Gebiet, worin die Tsetse herrscht[1]).

Die Kathlamba ziehen sich mit vielen sattelartigen Vertiefungen nach Westnordwest und haben dort, wo der Olifant (auch Lepelle oder Lipalula genannt) durchbricht, eine kurze Einbiegung nach Süden. Dort, im Oberlauf des Flusses finden wir als die höchst liegenden Schichten rote, mittelkörnige Sandsteine in wagrecht liegenden Bänken und häufig finden sich auch Wassertümpel, „Pfannen", oft von mehreren Stunden Umfang, die wohl unter sich im Zusammenhang stehen dürften. Von den Kathlamba kommen nun verschiedene Zuflüsse zum Olifant herunter, welche jahraus jahrein fließen, während jene, die am Fuß der Kathlamba ihren Ursprung nehmen, bald zu dem werden, was man Sandflüsse nennt. Dieselben führen nur nach heftigen Regen dem Hauptstrome Wasser zu, ihr Bett ist mit tiefem, grobem Sand der metamorphischen Gesteine bedeckt, unter dem sich stellenweise ein milchiges, kalkiges Wasser hält[2]).

Der Olifant-Fluß ist ein prächtiger Strom von 80 Schritten Breite, hat jedoch viele Felsbänke. Unterhalb derselben häuft sich ein feiner Sand an, der durch glänzende Magneteisenerzkörner verhältnismäßig schwer und durch zahlreiche Steinkohlenteile schwarz ist. Seine Ufer sind teilweise von hohen Riedgräsern eingesäumt und tragen herrliche Bäume aus den Familien der Ficoiden und Combretaceen (so der purpurrote Langfaden, ein Schlinggewächs mit prachtvollen Blüten). Wo ich den Übergang bewerkstelligte, war die geogr. Breite 24° 22′ S. und die Länge 31° 31′ Östl.; dies zeigte mir deutlich, daß ich mich auf keine der mitgenommenen Karten oder Skizzen verlassen konnte."

Mauch folgte dem Olifant auf eine längere Strecke, dann aber wandte er sich nordwärts und kreuzte den Lehlaba, indessen sprach er seine Ansicht über den weiteren Lauf des Olifant Friedrich Jeppe gegenüber dahin aus, daß er sagte, er sei überzeugt, daß sich derselbe in den Lim-

[1]) S. oben S. 92.

[2]) Das Bett der Flüsse sieht oft hoffnungslos dürr und trocken aus, aber Graben fördert bald nassen Sand zu Tage, und in den ausgegrabenen Löchern sickert bald das sehnlichst gesuchte Element zusammen. (A. Merensky 5. P. Spillmann 168.) So haben die Buschmänner anscheinend ganz trockene „Sauglöcher" für Wassergewinnung (Dr. Ratzel 314).

popo ergießt und nicht mit dem St. Georg-River vereinigt in den nördlichen Teil der Delagoa-Bai. Damit war die Zugehörigkeit dieses Flusses zum Limpopo von Mauch richtig bestimmt[1]).

Das Land zwischen Olifant und Pafuri.

„Der den Olifant an Wassermenge übertreffende Lehlaba ist, wie sein kleinerer Namensbruder Lehlabane, ein echter Ried- und Sandfluß, d. h. ersterer ist 150, letzterer stellenweise 300 Schritt breit; mehr denn zwei Drittel dieser Entfernung sind aber mit grobem Sande bedeckt und dieser wieder gewöhnlich mit fast undurchdringlichen, stechenden und bis 15 Fuß hohen Riedgräsern bewachsen, während der sichtbare Strom von Wasser sich ganz unentschieden zwischen den Ufern hin und her windet. Nicht selten findet sich der sogenannte Quicksand, in dem man plötzlich den Grund verliert und mit jedem Schritt tiefer einzusinken in Gefahr ist. Das Herausarbeiten aus demselben gleicht dem Waten in tiefem Schnee.

Außer diesen größeren Wasseradern des Landes giebt es noch zahlreich kleinere, die aber fast sämtlich vertrocknet waren.

Die durchweg langweiligen Gneißgesteine mit weißlichem oder rötlichem Feldspat, aus dem zuweilen 2- bis 400 Fuß hohe Kuppen von Granit emporragen, erhielten eine hübsche Unterbrechung am Olifant oder Lepelle, wo ich durch die Anwesenheit eines Freundes aus dem Jahre 1867 angenehm überrascht wurde[2]). Alle Anzeichen waren vorhanden, daß ich es hier mit einem neuen Goldfelde[3]) zu thun habe; zwar war mir nicht das Glück beschieden, das Gold selbst zu finden, und darum empfehle ich diese Gegend zu weiterer Erforschung. Die Ausdehnung des Feldes ist eine bedeutende und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Gold, welches an der Delagoa-Bai und zu Inhambane (nördlich von der

---

[1]) 1869, 269.

[2]) Wahrscheinlich der oben (S. 156) genannte englische Agent Philipps, der 1867 mit Mauch ein Stück Gold im Werte von 200 Thaler gefunden hatte. P. Spillmann 136. 142. 147. 148.

[3]) Dieses Goldfeld ist in der That vorhanden, es ist das große Selatie-Goldfeld, wohin heute (Ende des Jahres 1892) schon die Eisenbahnlinie von Movini her ausgesteckt ist, nämlich die Linie Komatiport-Leydsdorf, 306 km lang. Man gewann hier aus dem Birthday-Reef in 26 Tagen 2070 Unzen = 64,385 kg im Werte von 300 000 ℳ. Vrgl. Fr. Jeppe, Vermessung der Ostgrenze von Transvaal, Pet. 1892.

Mündung des Limpopo) durch die Portugiesen von den Eingeborenen erhandelt wird, aus dieser Gegend stammt. Kupfererze, auf welche bedeutende Gruben in Palabora (oder Palaborra)[1]) angelegt sind, werden von den daselbst wohnenden Schwarzen ausgeschmolzen und zu Ornamenten verarbeitet.

Von nicht geringem Interesse ist sodann die Gegend der Wasserscheide zwischen Pafuri (Letsobo oder Limvubu) und Lehlabane in 31° 50′ östl. L. Der Grund, warum ich hier keine längeren Untersuchungen anstellte, erinnert an die Fabel vom Hahn, der einen kostbaren Diamanten fand, aber verhungerte."

Der Charakter des Buschfeldes.

„Die licht stehenden Bäume sind zu klein, um einen Wald zu bilden, und wieder zu groß, um nur Busch genannt zu werden; fast überall sind ebensoviel vertrocknete als grüne Stämme zu finden; immer sieht man zu Fuß 2- bis 300 Schritt weit, aber nicht in größere Entfernung, zu Pferd stellt sich dies noch ungünstiger. Schmetterlingsblütler (Leguminosen), Langfäden (Combretaceen) und Kapperngewächse (Capparideen) bilden die Hauptfamilien, während der verkrüppelte Baobab[2]) in einzelnen Vertretern sich die trockensten Stellen auf kaum bemerkbarer Höhe ausgesucht hat und eine stammlose Fächerpalme und eine Brotpalme[3]) am Wasserlaufe in kleinen Gruppen sich angesiedelt haben. Wilde Früchte sind nur wenig zu bekommen, denn die Zeit für Morula (Sclerocarya) ist vorüber und für Motlouna, rundliche, kirschgroße, mehlige Beeren mit 3 oder 4 großen Körnern[4]), noch nicht gekommen; die walzenförmigen, bis 1½ Fuß langen und 3 bis 4 Zoll dicken Früchte eines Kalabassenbaumes (Crescentia) sind, auch wenn sie im Feuer geröstet werden, ihrer erstaunlichen Bitterkeit wegen ungenießbar."

Merensky beschreibt das Buschfeld ähnlich: „Auf den Ebenen von mittlerer Höhe und in den Tiefebenen verhindern die trockenen Wintermonate üppigen Graswuchs, aber doch sind alle diese Flächen in un-

---

[1]) 1886, 55.

[2]) S. oben S. 94.

[3]) Zamia oder Encephalartos caffer Thbg. liefert in seinem Mark ein Mehl zur Brotbereitung (Kaffernbrot). Der Sago dieser Palme steht indessen an Güte dem Sago der echten Sagopalme nach.

[4]) Die Buschmänner sammeln ebenfalls Beeren, die sie Magoana und Maretloa nennen, zum Essen oder zur Bereitung eines kühlenden Getränkes. Dr. Ratzel 317.

geheurer Ausdehnung mit Busch und Baum bestanden. Es sind aber meist unschöne, oft krüppelhafte Formen, die unserem Auge das nicht bieten, was es vom Walde verlangt. Die Dornenbäume sind schöner, als man etwa erwartet, denn meist sind es Mimosen und Akazien mit fein gefiederten Blättern, deren weiße, oft 6 Zoll lange Stacheln zu oft wahrhaft furchtbaren Hacken gekrümmt sind, von denen eine Art den bezeichnenden Namen „Wart ein wenig" (holländisch: „waacht een beetje" — Acacia detinens)[1]) trägt, denn nur zu oft wird der Reisende durch Zweige dieser Bäume in seinem Gange oder schnellen Ritte recht unsanft angehalten. Man nennt die Ebenen, welche mit diesen Mimosen, Akazien, Zuckerbüschen und Schmetterlingsblütlern bestanden sind, Buschfeld, Boschveld, sie machen meist einen öden, unfreundlichen, wilden Eindruck, den die zwischen den Bäumen zerstreut stehenden Aloëarten nicht mildern können. Die Hügel sind oft mit den phantastischen Formen der Kakteen und Wolfsmilcharten bedeckt, unter welchen die Euphorbia candelabra (ob splendens?) oft in riesiger Entwicklung auftritt. Nur an den Flüssen finden sich mächtige Bäume, so daß von Bergen aus der Lauf der Flüsse wie eine grüne Ader durch das fahlfarbene, graue, mattgefärbte Feld sich verfolgen läßt. Einen Gegensatz zum Buschfeld bildet das „parkähnliche Land" (parklike country): Laubholz verdrängt allmählich die lästigen Dornen, zu welchen außer den oben genannten noch die Acacia giraffae, das Hauptfutter der Giraffen, und die Acacia horrida mit 5 cm langen Dornen zu zählen sind, und größeres Gehölz tritt an die Stelle des kriechenden Gestrüppes, so in der Umgebung von Seerust[2])."

„Wild ist," fährt Mauch fort, „am Olifantfluß ziemlich zahlreich: Giraffe, Büffel, Kudu, Pallah[3]), Wasserbock und Zebra, im Wasser Nilpferde; diese sind jedoch leider zu scheu, um sich am Tag sehen zu lassen; der Strauß ist gerade nicht selten, hält sich aber in respektvoller Entfernung.

Von Menschen ist dieser Strich nur spärlich bewohnt, kleine Kraale befinden sich in der Nähe schwacher Quellen und ausdauernder Flüsse und dann gewöhnlich in granitischen Hügeln zwischen Felsblöcken verborgen, wie z. B. der Häuptling Lepata von Palabora, gute

[1]) Dr. Ratzel 317. S. oben S. 229.

[2]) A. Merensky 14. P. Spillmann 94. 132—133. Dr. Pechuel-Loesche im „Ausland" 1886, Nr. 20.

[3]) S. oben S. 124. 131.

Feuerarbeiter zwischen Olifant und Lehlaba, Matsete am Lehlabane, Sebolane unter den Batsoëtla am oberen Mosama, einem Nebenflusse des Lehlabane; Leute von den Baroka treiben sich entweder obdachlos im Busche umher oder suchen sich eine Wohnstelle im dichten Busche aus, den Aasgeiern folgend oder von Wurzeln und wilden Früchten sich nährend. Außer den Hunden finden sich keine Haustiere, es sei denn, daß diese außerhalb des Bereiches der Tsetse gehalten werden. Wird kein Mittel gefunden, das Gift dieses Insektes unschädlich zu machen oder die Brut vollständig auszurotten, so ist das Land für Weiße unbewohnbar, wenn auch der Boden sehr fruchtbar genannt werden muß. Auch ist das Klima, wie ich vermute, während des Sommers ungesund. Von der Tsetse sei hier noch bemerkt, daß sie an Stellen, wo sie sich so häufig als bei uns die gemeine Hausfliege vorfindet, auch während der Nacht plagt."

---

37. Kapitel.

Das Limpopo-Becken: die Landschaft am Letsobo; die Vegetation an diesem Flusse; das Limpopobecken; der Limpopo als Wasserstraße.

Die Landschaft am Letsobo.

„Nachdem die kaum bemerkbare Wasserscheide zwischen Lehlabane, Zufluß des Olifant, und Letsobo, Zufluß des Limpopo, überschritten war [1]), veränderte sich sehr bald der grobsandige Boden der kristallinischen Gesteine in ein günstiges Gemisch von feinem Sande mit roter, von zersetztem Basalte herrührender Erde; häufig mußten kleine Bäche und tiefe Sümpfe überschritten werden, die Vegetation wurde mindestens subtropisch und die Luft drückend heiß. Eine große Bergmasse zieht sich am nördlichen Ufer des Letsobo von Westen nach Osten und zeigt bei der Annäherung rote oder violette feinkörnige Sandsteine, die wenig nach Norden einfallen; in tiefen, dicht bewachsenen Schluchten nehmen ausdauernde Flüßchen ihren Ursprung, die aber stellenweise sich zu Sümpfen ausbreiten, Stellen, in denen man vollständig versinken könnte. Späterhin kommt man, einer nördlichen Richtung folgend, zu feinkörnigen Sandsteinen von weißlicher Färbung, in denen sich kugelförmige, braune, aber noch sandige und leicht ausfallende Absonderungen vorfinden, dann in 22° 30′ s. Br.

---

[1]) 1870, 6.

zu noch anderen, worin deutliche Eindrücke von turmförmigen Schnecken und zweiklappigen Muscheln erhalten sind, wie solche noch jetzt in vielen Gewässern in diesem Teile Afrikas leben; dann überschreitet man wieder einen hohen Rücken von mächtigen Sandsteinen weißlicher Farbe, in einer Verwitterung begriffen, die an granitische Felsanhäufung erinnert; dann kommen wieder häufige Trappbildungen; weiter wird ein sehr beschwerlicher Marsch eine 1000 Fuß betragende, felsige Anhöhe hinab zum zweiten Übergang über den Letsobo über mehrere Terrassen hinab ausgeführt, fernerhin über das trockene, etwa 4 Meilen breite Thal des Limpopo geeilt, dann werden wieder basaltische Kuppen und Ränder, die als senkrechte, sehr zerklüftete Felswände auf mehrere Meilen den Bubye, einen nördlichen Zufluß des Limpopo, einengen, überstiegen, ein Steinkohlenband von etwa 2 Fuß Mächtigkeit unter weißlichem, sehr weichem und mit Kohlenteilchen gemengtem Sandsteine beobachtet und in 22° S. Br. die letzte Sandsteinformation verlassen.

Ein Aufenthalt war nicht rätlich, weil sich die hier lebenden Baroka nicht allzu freundlich gegen uns erwiesen, an mich und meine Leute keine Lebensmittel verkaufen konnten oder wollten und das Wild ganz ausgestorben zu sein schien."

Die Vegetation am Letsobo.

„Die Pflanzenwelt an diesem Flusse ist fast tropisch, wie ein Geschenk aus reifen Bananenfrüchten (Musa sapientum), zahlreiche Orchideen an alten Baumstämmen, sowie die drückende Hitze zu dieser Jahreszeit beweisen. Der Baobab ist ziemlich häufig und nicht mehr verkrüppelt zu nennen[1]); ein prachtvoller Schmetterlingsblütler (Scotia) mit seinem zierlichen Laube und großen Bohnen, worin große, eichelförmige, schwarz und mennigerot gefärbte Samen, zählt zu den höchsten Bäumen. Das Gras bildet zu beiden Seiten der labyrinthartig führenden und wohlbetretenen Fußpfade Wände von 15 bis 18 Fuß Höhe und ist durch verschiedene, mitunter dornige Schlingpflanzen undurchdringlich gemacht."

Man darf sich bei Erwähnung von Grasflächen keineswegs grüne Wiesen, wie bei uns, oder Alpenmatten vorstellen, vielmehr stehen

---

[1]) An der Mündung des Lehlaba (oder Letaba) in den Olifant erhebt sich eine breite, große Insel mit steilen Felswänden und dichtem Buschwerk, aus dem oben ein Baobab sich erhebt, dessen Umfang 50 Fuß oder 16 Meter mißt. Fr. Jeppe 1892, 6.

einzelne Grasstengel zwischen dichtem Heidekraut, wovon Schwarz[1]) 400 Arten aufzählt. Die armen Ochsen müssen oft lange suchen, bis sie ein Maul voll finden. Es ist oft kaum zu begreifen, wie sie bei so schmaler Kost noch arbeiten können. Zudem giebt es mehr Sauergras als „Sütgras" (Süßgras), ersteres gleicht einem Haferfeld, letzteres bildet das kurze Untergras. Ochsen, welche nicht an das saure Gras sich gewöhnen, kommen nicht fort. Wo das Gras einen Meter über den Kopf hinausragt, hält man seinen Stock quer vor sich her, um so die fingerdicken Strohstengel niederzudrücken. Dadurch hindert man aber keineswegs, daß Gesicht und Hände zerschlagen und die Augen mit Staub angefüllt werden. Das Gras kann aber auch 3 bis 6 Meter hoch stehen und man muß sich nur wundern, wie der Führer die seltenen Spuren auffinden kann. Nicht selten springt aus dem Grasdickicht ein Löwe hervor oder schnellt eine Boa oder Python empor. Am gefährlichsten aber zeigt sich die Grasfläche, wiewohl schauervoll schön, wenn der Grasbrand auf weite Strecken hin alles versengt, den nahen Wald entzündet und eine Höllenglut ausstrahlt. Dichte Flüge von Bussarden und schöne Spielarten von Fliegenfängern drängen sich zu dem dichten Rauche des Präriebrandes, um die unzähligen Insekten zu erbeuten, die dem nahenden Feuer zu entrinnen suchen. Ist der Brand vorübergeflogen, vom Winde gejagt, so bleibt ein ödes, schwarzes Feld zurück, einem verbrannten Stoppelfelde gleichend[2]).

„Ich war," schreibt Mauch weiter, „in der Wildnis der „Spelunke", wo Natur und Menschen den Aufenthalt unheimlich erscheinen lassen. Die ungewöhnlich zahlreichen Bewohner sind Baromapulana, deren Sprache nicht bedeutend vom Sesutu abzuweichen scheint; ihre Wohnungen, spitz zulaufende Hütten, sind auf vorspringenden Felspartien oder in bedeutender Höhe am oberen Ende der engen Schluchten im dicken Busch angelegt; ihre Neugierde und Bettelhaftigkeit haben keine Grenze; die größte Nachfrage ist nach Pulver und Blei für ihre schweren Gewehre, aus denen sie Eisen- oder Bleikugeln von 1/2 Pfund Gewicht schießen[3]). Besonders

---

[1]) „Erdkunde" S. 745.

[2]) Vrgl. Baker II, 25. P. Spillmann 82. 87. 88. 104. 110. 130. 244. 297. Johnston 60. 66—67. 82. 125. Kath. Mission 1882, 218.

[3]) Nach Dr. Ratzel (292) ist dieser Rückzug in die Berge bei allen jenen Stämmen zu beobachten, welche durch die Nachbarschaft der Matebele gedrückt und zersplittert sind; viele bauen in einen Mimosenhain, der die nötigen Pfeilerstämme in nächster Nähe darbietet. Bei den Baharutse in der Nähe von Dreyfontein ist nach

auffallend an ihnen ist die wohlausgeprägte Physiognomie der Kinder Israels, die auch später unter den Makalaka und Banyai (Batoka oder Batonga) sich findet. Worauf deutet dies[1])?

Ich atmete wieder leicht auf, als ich alle die während der Nacht umherschleichenden und meinem Feuer sich nähernden schwarzen Gesellen weit hinter mir hatte; sie erscheinen nie ohne ihren großen Bogen und eine erkleckliche Anzahl vergifteter Pfeile. Mit dem Limpopo betrat ich das Reich des Mosilikatse."

Das Limpopo-Becken.

„Ich nenne die Gegend zwischen 22° und 23° S. Br. das Limpopo-Becken, nicht etwa, weil die Gestaltung der Oberfläche zu dieser Benennung Veranlassung gäbe — es ist eine sehr unebene, selbst gebirgige Landschaft, — sondern der jüngeren Formationen wegen, welche zwischen dem vorhergehenden und nachfolgenden Gebiet eingelagert sind. Drei Flüsse von Bedeutung sind hier zu erwähnen: der Letsobo, Limpopo und Bubye.

Der erstere, Letsobo von den Batsoëtla und Baromapulana genannt oder Limvubu bei den Bahloëkwa oder Knopfnasen, kommt von Südwest und vereinigt sich mit dem gleich starken Mositotsi, der von Westen aus den Zoutpansbergen kommt, und bildet sodann einen großen Bogen und fließt zuletzt in fast nordöstlicher Richtung seinem Hauptflusse Limpopo zu.

Der Limpopo selbst führt eine ganze Reihe verschiedener Namen: Krokodilfluß bei den Boers, Oori bei den Betschuanen, Limpopo bei den Völkerschaften am Mittellauf, Lebepe bei den Baromapulana und Lebempe bei den Bahloëkwa und wahrscheinlich noch einen anderen bei den Völkerschaften gegen die Mündung hin[2]). Am 31. August 1868 setzte ich über

---

P. Spillmann jede Hütte mit einem geflochtenen Zaun und das ganze Dorf mit einer Hecke von Dorngesträuch umgeben. 96.

[1]) Nach Dr. Ratzel (137) kann die Judenähnlichkeit nicht übersehen werden, und der französische Anthropologe Quatrefages spricht selbst bei den Sulu-Kaffern von Zeichen semitischer Beimischung. S. unten über die Maschona 1870, 97.

[2]) Dr. Radbatz fügt zu diesen Namen noch Loli oder Noka Loli bei den Bamangwato (das l ausgesprochen, wie auch im Sesutu zwischen d und l), daraus ist ohne Zweifel der Name Oori oder Ouri herausgehört. In den Zoutpansbergen heißt er Bepe (spr. Bäpe), woraus Bempe, und nach der Vereinigung mit dem Olifant heißt er Miti.

den Strom bei 22° 13′ S. Br. und 31° 15′ Östl. L.; es machte mir große Freude, zu bemerken, daß dieser Punkt mit der Petermannschen Karte von Südafrika so gut übereinstimmt. Je mehr ich mich dem Flusse näherte, um so mehr wurde ich bezüglich seiner Beschaffenheit enttäuscht. Statt eines breiten, schiffbaren und tiefen Stromes, der dem Wanderer bedeutende Schwierigkeiten machen würde, gewahrte ich einen Riesen-Sandfluß von 1250 Schritt Breite, wovon etwa 150 Schritt vom südlichen Ufer mit etwas mehr denn knietiefem, rasch fließendem Wasser bedeckt waren. Der demnach bei weitem größere Teil ist entweder tiefer, nackter und grober Sand oder nicht dicht wachsendes Riedgras. Die Ufer sind sehr flach und das nördliche ist kaum vom Sandbette zu trennen. Nach der einen oder andern Seite sich vom Flusse entfernend sieht man zuerst eine aufgeworfene, feinsandige, 5 bis 10 Fuß hohe und mehrere 100 Schritt breite Welle, auf der ansehnliche Bäume, Fikus, Langfäden u. a., und undurchdringliches Gebüsch wachsen; sodann betritt man eine muldenförmige und fast kahle Vertiefung von schwarzem kalkhaltigem Grunde und nahezu eine Meile (1,6 km) Breite, wo besonders Gruppen von stammlosen Fächerpalmen [1]) auffallend sind, und darauf steigt man die wenig steilen und lichtbewachsenen Anhöhen hinan.

Schön war das Thal nicht zu nennen, zumal es Winter war und das Gras teils abgebrannt, teils vergilbt war.

Eine Meile unterhalb der Stelle, wo ich über den Limpopo setzte, vereinigt sich mit ihm von Norden her der Bubye und nach Aussage eines daselbst wohnenden Eingebornen eine Tagreise (15 Meilen = 24 km) weiter abwärts der Nuanetsi oder Manetsi, beide ziemlich parallel laufend und aus Nordwesten kommend. Am Bubye entlang hatte ich mich nun zu halten, wenn ich zum mindesten nicht an Wasser Mangel leiden wollte, obwohl dieser Fluß auch nicht einen Tropfen an seiner Mündung aufwies.“

---

[1]) Afrika ist im Vergleich zu Amerika arm an Palmen, es finden sich aber darunter die wichtigsten vor: die Dattelpalme, welche den wüstenhaften Norden erst bewohnbar macht, und die Ölpalme, Elaeis guineensis Jacq. Vom Kongogebiet nennt Johnston 7 Palmenarten: Cocos (nucifera), Borassus (flabelliformis, Fächerpalme), Hyphaena crinita (Dumpalme), Phoenix dactylifera (Dattelpalme), Raphia, Elaeis guineensis und Calamus (Kletterpalme). Die Palme verwendet der Eingeborene in allen ihren Teilen: mit den Wedeln deckt er seine Hütten, die Stiele und Stämme geben das Gerippe der Hütte, den Saft aus den unentwickelten Blütenscheiden trinkt er mit Vorliebe, die Kerne geben Öl und Butter, die Fasern Gespinste, die Nußschalen Gefäße 2c. H. Johnston 169. 37. Dr. Ratzel 15. Stanley I. 85. 180 II. 93. 332. 193.

Der Limpopo als Wasserstraße.

Wir haben oben schon erwähnt, daß dieser nicht unbedeutende Fluß südwestlich von Johannesburg an den Gats-Rand entspringt, dann gegen Norden strömt, wobei er die Makhalis-Berge und die Waterberge durchbricht und von Westen her den Marico aufnimmt, dann sich in großen Bogen, die Grenze von Transvaal bildend, gegen Osten wendet, wenig über die Stelle hinaus, wo Mauch über ihn setzte; endlich fließt er von da in seinem Unterlauf südöstlich und südlich und mündet 1° nördlich von der Delagoa-Bai und 1° nördlicher, als seine Quellen liegen. Wäre nun dieser Fluß schiffbar, so wäre das eine Wasserstraße für die Südafrikanische Republik, wie man sie nicht besser wünschen könnte, da sie auf drei Seiten Transvaal umspült und gerade in das Herz des Landes führt. Allein mit der Schiffbarkeit steht es ganz schlimm. Oben haben wir angeführt, wie der Fluß da beschaffen ist, wo Mauch ihn kreuzte. Weiter abwärts wurde er im gleichen Jahre von Vincent W. Erskine bis an seine Mündung erforscht und nach seinen Angaben ist kaum anzunehmen, daß der Fluß eine genügende Wassermasse selbst für flache Fahrzeuge bieten wird[1]). Schon die Einfahrt ist erschwert durch davorliegende Sandbarren. Die Flüsse Ostafrikas haben nach Dr. Schunke[2]) nicht nur eine zu geringe Wassermenge, um Ablagerungen nach der See entsenden oder deltaähnliche Bildungen hervorbringen zu können, sie besitzen nicht einmal genügende Widerstandskraft gegen die mächtige Wirkung des Ozeans, welcher ungeheuere Massen Sandes in ihre Betten spült und dadurch die absperrenden Sandbänke bildet. Durch das Zusammenwirken der starken Meeresströmung und der verhältnismäßig schwachen Wassermassen der Flüsse werden Sandzungen gebildet, welche von den seewärts sich erstreckenden Vorsprüngen in schräger Richtung in den Flußbetten aufwärts steigen und deren Länge von der der See zufließenden Wassermasse abhängt. Trotzdem wurden Versuche gemacht, den Fluß zu befahren. Im Jahr 1881 stellte ein portugiesisches Kanonenboot in dem Mündungsgebiet hydrographische Untersuchungen an[3]). Zum erstenmal ist die Einfahrt in den Limpopo von einem Dampfer erzwungen worden, allerdings in günstiger Jahreszeit, gegen Ausgang der Regenzeit. Am 14. April 1884 fuhr der Dampfer „Maud“ unter Kapitän G. A. Schad-

[1]) 1882. 52. 1885, 228.

[2]) 1885, 209.

[3]) 1882, 116.

dock den südlichen Mündungsarm stromaufwärts, vor welchem er glücklich die Barre passiert hatte. Der Kanal ist eng und hatte überall eine Tiefe von 4½ Faden = 8 Meter. Indessen können große Schiffe nicht weit vordringen, das ergab schon die Bootsreise von Kapitän Elton stromabwärts im Jahr 1870, und so läßt sich für heute nicht viel anderes sagen, als daß der Limpopo etwa 25 Meilen weit (40 km) einwärts befahrbar ist mit kleinen europäischen Kuttern, wenn die Sandbarre nicht hindert [1]).

---

38. Kapitel.

Der Weg vom Limpopo nach Inyati: am Bubye aufwärts; der Nuanetsi; die Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi; die Knopfnasen und die Banyai; die Makalaka; Goldfelder nördlich von Inyati.

Am Bubye aufwärts.

„War ich schon am Limpopo verhindert [2]), mich an den Interesse bietenden Stellen lange zu verweilen, so wurde ich vollends außer stand gesetzt, dies auf dem letzten Teil meiner Reise zu thun. Um die Hungertour abzukürzen, hatte ich mich streng am Bubye entlang zu halten bis nahe zu seiner Quelle etwa in 20° 45′ S. Br. und 30° Östl. L.; ich wurde dabei zu einer Art von Augur, denn im oftmals 300 Schritt breiten Sandbette, wo häufig auf große Entfernungen kein Wasserpfuhl anzutreffen war, wurde ich durch die Zahl und durch die Richtung des Fluges von Schmetterlingen und Wespen zu sonst leicht übersehbaren nassen Stellen im Sande geleitet, wo ich mit Erfolg nach Wasser graben konnte [3]). Nur kleine Bäche fallen in den Bubye und sie waren mit ganz geringen Ausnahmen ausgetrocknet.

Im Mittellaufe sind die Flußufer denen des Limpopo sehr ähnlich, und die mehrmals genannte Fächerpalme ist besonders häufig. Aus

---

[1]) A. Merensky 5.

[2]) 1870, 7.

[3]) Auch Galton (100—101) sah in einer Gruppe von Pavianen ein sicheres Zeichen der Wassernähe, ebenso entfernen sich Perlhühner selten mehr als 3 Stunden von Wasser, Papageien kaum eine halbe. Tauben und kleine Vögel sind immer dicht am Wasser. P. Spillmann beobachtete ganze „Wolken von Vögeln, namentlich Rebhühnern“ am Wasser. (S. 133.)

ihren Herzschossen läßt sich ein Getränk gewinnen, das neuem, bereits etwas in Gärung übergegangenem Weine nicht unähnlich schmeckt; die Blätter werden zu verschiedenem Flechtwerk benützt. Durch Auskochen der dunkelgrauen, ins Grünliche schimmernden Erde unter leicht brechender, dünner Salzkruste bereiten die Eingeborenen ein ziemlich gutes Salz."

Auch sonst ist das Salz an vielen Orten des mittleren und südlichen Afrika eine schwer zu gewinnende und teuer bezahlte Ware. Stanley[1]) erzählt: „Die Notwendigkeit hat die Eingeborenen gelehrt, aus dem dichten Rispengras ein salpeterhaltiges Salz auszuziehen. Im Juni, Juli und August werden große Mengen von dem Gras geschnitten, das in Schwaden am Boden liegen bleibt, bis es ausgetrocknet ist, dann in Haufen gebracht und verbrannt wird. Die Asche wird gesammelt und in Töpfen, welche aus schwarzem Lehm hergestellt werden, ausgekocht; der Bodensatz enthält das Salz, das von schmutziggrauer Farbe ist." Statt der Rispengräser giebt es nach Dr. Ratzel[2]) unzählige pottaschehaltige Ersatzmittel. Am Teguane (oder Netui) gebrauchen nach Ed. Mohr[3]) die Eingeborenen ein Salz, das sie in der trockenen Jahreszeit an den Ufern der Pfannen graben, wo es sich in großen, wohlauskristallisierten Stücken findet. Man kann daraus erkennen, wie wertvoll dieses Gewürz für alle Völker ist; so übergeben sich nach Johnston[4]) die Bajansi auf großen Blättern körniges Salz, das sie ohne Zugabe mit außerordentlichem Wohlbehagen essen. Ein Bajansi, dem Johnston einige Prise Tafelsalz geschenkt hatte, wurde so zuthunlich, daß er ihn bat, sein „Blutsbruder" zu werden. Daraus ist auch begreiflich, daß es bei einigen Sambesi-Stämmen nur den Wohlhabenden gelingt, Salz zur Bereitung der Speisen sich zu verschaffen, da dieses Gewürz weither aus dem Westen und Südwesten bezogen wird. Ja die Damara entbehren nach Galton[5]) ganz des Salzes, sie haben keines in ihrem Land und können sich keines durch den Handel verschaffen.

Der Nuanetsi.

„Nuanetsi oder Nguanetsi oder Manetsi oder Maneti ist ein viel bedeutenderer Fluß als der Bubye, und es wäre vielleicht geratener ge-

---

[1]) I, 451.
[2]) 213. 211. 386.
[3]) 1871, 162.
[4]) 261.
[5]) 105.

wesen, ihm entlang zu ziehen. Ich hatte ihn auf einer Strecke von 11 Meilen (17,6 km) zweimal zu kreuzen, wobei er zwei ansehnliche, von Norden kommende Flüsse aufnahm. Alle Flüsse und Bäche, die ich hernach bis zur großen Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi überschritt, ergießen sich mittels Tulue, Shashani (spr. Schaschani) oder unmittelbar durch den Shasha (Schascha) in den Limpopo, alle sind ausdauernd. Dem Nuanetsi gegenüber und dem Sambesi zufließend entspringt der Impembisi. Dem Sabia fließen zu Lunde, Tokwe, Motelekwe u. a.

Gneißgesteine sind wieder die herrschenden, und häufig finden sich Gruppen von Granitkuppen, welche die Höhe von 600 Fuß überschreiten. Die einzelnen Berge bestehen gar nicht selten aus einem einzigen, kuppenförmig abgerundeten Granitblock, auf dem nur wenige Sträucher und Bäume erscheinen. Das Merkwürdigste derart ist die etwa 15 Meilen (24 km) lange und vielleicht 1000 Fuß hohe grauliche Granitmasse mit einem 200 Schritt breiten Risse in 20° 51′ S. Br. und 30° 15′ Östl. L.; in großen, ungleich dicken Schalen löst sich die Masse nach und nach ab und verursacht dadurch eine immer zunehmende Abrundung; kein Halt an Pflanzen würde beim Ersteigen geboten sein und die Seiten glänzen im Sonnenlicht wie poliert. Der erwähnte Riß mit senkrechten, schußfesten Seiten läßt mich vermuten, daß ein bedeutender Fluß hier seinen Lauf hatte — ob vielleicht der Nuanetsi?

In 20° 36′ S. Br. und etwa 30° Östl. L. beginnt ein 4- bis 600 Fuß hoher Bergzug mit schroffem Abfall nach Osten, Doro genannt, der sich in nordnordöstlicher Richtung durch das ganze Maschonaland hinziehen soll. Aus der Beschaffenheit der Gesteine (schwer verwitternder Olivin, Serpentin) zu schließen, muß er mit dem Doppelzug, der vom Umnjati und Sepakwe durchbrochen ist, in Verbindung gebracht werden, was etwa eine Längenausdehnung durch 3 Grade ergäbe. Ähnlich zusammengesetzte Bergzüge und Berggruppen sind ziemlich häufig zwischen 20° und 21° S. Br. und 29° bis 30° Östl. L."

Die Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi.

„Als Gefangener mit größter Eile transportiert konnte ich nur oberflächliche Kunde erhalten. Auf dieser ganzen Strecke steigt der Boden nur langsam und bildet bloß 2 terrassenartige Erhöhungen, welche sich

in der kurzen Entfernung von 15 Meilen (24 km) nahe der Stelle finden, wo der Nuanetsi seine südöstliche Richtung verläßt und mehr eine östliche annimmt; etwa 400 Fuß beträgt die jedesmalige Erhebung.

Die Wasserscheide zwischen Sambesi und Limpopo bildet ein breiter, kaum erhabener, kahler Grasrücken, der sich in nordöstlicher Richtung auf unabsehbaren, gleichfalls kahlen Flächen hinzieht, aus denen wenige vereinzelte Berge sich erheben. Die unglaublich zahlreichen Quarzadern im Gneiß und Glimmerschiefer, durchbrochen von Grünsteinen, fordern zu weiteren interessanten Forschungen auf.

Ein vorherrschender Baum ist eine Art Fernambuk (Caesalpinia), von den Matebele Matshawele genannt, welche der ganzen Gegend selbst bis nahe zum Sambesi einen eigentümlichen und angenehmen Charakter verleiht; im ganzen jedoch ist wenig zusammenhängendes Buschfeld wahrzunehmen. Der Sommer dürfte wohl verschönernd einwirken auf die zum Teil während meiner Reise abgebrannten Strecken, aber ebenso sicher ist es auch, daß sodann das Klima für nicht angewöhnte Weiße und Schwarze höchst ungesund sein muß."

Die Knopfnasen und die Banyai.

„Unter den angetroffenen Stämmen[1]) sind zuerst die Bahloëkwa oder Knopfnasen (Knopneuzen) zu erwähnen; ihren Namen erhielten sie von den erbsengroßen Knöpfchen über der Mittellinie des Gesichts, hervorgebracht mittels kleiner Einschnitte, die so lange durch gewisse Mittel offen erhalten werden, bis die Knötchen oder Klümpchen sich zu der für schön befundenen Größe ausgebildet haben." Solche Narben trifft man auch bei anderen Stämmen; durch Schneiden und Brennen erzeugt dienen sie häufig als Stammeszeichen, die Wakamba tragen sie auf den Schläfen, die Makua an den Wangen, die Knopneuzen auf Stirne und Nase. „Das Äußerste aller Entstellungen durch Narben[2]) sind die knopfförmig aufgezogenen Narben, welche wie große Warzen oder Auswüchse sich vom Gesicht abheben. Bei den Knopneuzen läuft eine Reihe knopf-

---

[1]) 1870, 8.

[2]) R. Hartmann Abbildung; Dr. Ratzel (224. u. Pet. 1886. 53) führt für die Knopneuzen noch den Namen „Bakoapa" an und nennt ihre Sprache Sekoapa, er traf sie hauptsächlich im Thal von Ohrigstadt unter den Baroka wohnend am Nordabhang der Drakenberge; sie heißen sich, weil sie sich mit verschiedenen Stämmen gemischt (hlangana) haben, Hlangaans.

förmiger, warziger Narben von dem Stirnrande bis zur Nasenspitze. Diese Erhabenheiten entstehen durch halbkreisförmiges Einschneiden der Haut und Unterbinden dieser Stelle. Auch bei den Makaopa, einem von den Sulu unterworfenen Stamm der Südostküste, sowie bei den Stämmen des unteren Kongo finden sich derartige Verunstaltungen, also im Osten und im Westen."

„Die Sprache der Knopneuzen", fährt Mauch fort, „scheint eine Verbindung zwischen der der Banyai und der der Sulu herzustellen. Sie sind sehr unreinlich und geben nicht viel auf eine bequem eingerichtete Wohnung; einige Pfähle werden zu diesem Zwecke in den Boden gerammt, durch biegsame Zweige aneinander befestigt und das ganze mit Gras überworfen. Jedoch kann ich kaum glauben, daß diese Hütten auch Sommerwohnungen sind, daß sie überhaupt als dauernde Wohnstätten betrachtet werden können. Trägheit kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, sie verstehen die Metalle zu bearbeiten und künstliche Flechtereien anzufertigen, mit denen sie nach Süden zu Handel treiben. Ihre Wohnsitze sind hauptsächlich am unteren Bubye und Limpopo."

Die Art, wie die Eingeborenen das Eisen bearbeiten, ist in Afrika so ziemlich immer die gleiche: es sind zwei übereinander liegende Gruben angelegt, welche durch eine Rinne verbunden sind; in der oberen wird das Eisen durch starkes Feuer aus dem Erz gewonnen (reduziert) und fließt dann geschmolzen in die untere Grube. Hammer und Ambos sind unbekannt. Als Ambos dient z. B. bei den in Eisenarbeit so geschickten Manganja ein Felsblock, als Hammer ein Stein, der mit Rindenstricken fest umwunden und darin gehalten wird, die Zangen sind zwei Stücke Rinde oder Holz. Aus Eisen ist also nur das mit diesen Werkzeugen hergestellte Geräte. Der Blasebalg besteht aus einem mit Ventil und irdenem Luftrohr versehenen Ziegenschlauch. So schreibt Dr. Ratzel von den Sulu[1]): „Sie nehmen ein Stück Eisen, wie sie es bekommen, suchen einen Stein, welcher sehr fest und hart ist; auf denselben legen sie das Eisen und schlagen es so lange mit einem anderen Stein, der ihnen anstatt eines Hammers dienen soll, bis sie es in die gewünschte Form gebracht haben; dann schleifen sie es an einem Stein und polieren es dergestalt schön, daß man meinen sollte, ein echter deutscher Waffenschmied habe es verfertigt." Ähnlich beschreibt das Handwerk P. Engel[2])

---

[1]) 102. Vrgl. auch Vogel in seiner „Beschreibung einer zehnjährigen ostindischen Reise".

[2]) Kath. Mission 1883, 110.

von den Eingeborenen bei Boys Kraal: „In einem aus Thon geformten Herde hat er ein Häuflein Kohlen von dem seiner vortrefflichen Kohlen wegen gesuchten „Hartekohlen-Baum". Eine Thonröhre von 40—50 cm Länge leitet die Luft aus dem Blasebalg in das Feuer, der Blasebalg ist ein Sack von einem Schakal- oder Bocksfell, dessen Öffnung am oberen Ende durch die Hand des Lehrjungen abwechselnd losgemacht und dann wieder geschlossen wird, während er die Luft zusammenpreßt und so in die Glut treibt. Im Feuer liegen zwei oder drei Stück Eisen. Häufig muß der Meister das Eisen erst selbst aus dem Erz gewinnen. Mit einer von ihm selbst verfertigten Zange — also hier von Eisen — nimmt er ein glühendes Stück aus dem Feuer, legt es auf einen Ambos von einem harten Felsstück und hämmert mit einem runden Kieselsteine darauf los, bis es kalt wird. Dann steckt er es wieder ins Feuer, zieht ein anderes heraus, so unabläſſig hämmernd und formend, bis es schließlich die gewünschte Gestalt annimmt. Vor meinen Augen sah ich das eine Stück die Form eines Schlachtbeils, das andere die einer Assagaispitze annehmen. Solch ein Schmied ist in der That ein Meister unter seinen schwarzen Landsleuten und ich glaube, mancher Schmied in Europa würde seine Kunst mit Berücksichtigung der unvollkommenen Werkzeuge nicht geringschätzig beurteilen."

„Eine andere Völkerschaft," fährt Mauch fort, „ist die der Banyai, mit der ich jedoch der Furchtsamkeit einiger zufällig erwischter Landstreicher wegen, die bei meinem Anblick das Weite suchen wollten oder wirklich suchten, keine nähere Bekanntschaft eingehen konnte. Ihre Sprache war selbst meinem Dolmetscher gänzlich fremd, und es scheint, daß sie buschmannartig in den Bergen leben, die zwischen Shasha, Limpopo und Bubye liegen."

Die Makalaka.

„Eine dritte, sehr dichte Völkerschaft bilden die Makalaka, den Maschona in Sprache und Sitten verwandt; sie sind die Ackerbauer des Landes und ihr reichlich bewässerter Bezirk liefert Reis, Grundnüsse (Arachis hypogaea L.)[1]), Mais, Sorghum, Tabak; sie verfertigen auch Picken oder Hauen aus Eisen und Schmuckgegenstände aus demselben Metall und Kupfer, die sie gut verstehen auszubringen. Die einheimische, wild wachsende Baumwolle verspinnen sie zu Garn und weben daraus

---

[1]) S. oben S. 39.

Decken und Stoffe, die dann mit Indigo gefärbt werden. Schafe und Ziegen, an einigen Stellen selbst Kühe, die aber dann Mosilikatse gehören, zeigen, daß die Grenzlinie für die Tsetse in 21° 30′ S. Br. zu ziehen sei.

Alle diese Völkerschaften sind den stolzen Matebele unterworfen und darum von diesen mit dem gemeinsamen Namen „Maschole" d. i. Sklaven belegt. Die Behandlung ist aber keineswegs derjenigen ähnlich, die der Sklave der Boers noch immer erfährt. Der Sklave der Matebele bleibt zwar Sklave und ist mitunter einer so grausamen Behandlung wie unter den Boers ausgesetzt, sein Herr ist jedoch gezwungen, ihn freundlich zu behandeln, wenn er Dienste von ihm erwartet, denn der Sklave ist berechtigt, sich einen anderen Herrn auszusuchen, ohne daß er dafür zur Rede gestellt werden könnte."

Goldfelder bei Inyati.

„Von Inyati aus, einer Missionsstation nördlich von Mosilikatses Residenz Matlokotlolo, unternahm ich im Januar einen kleinen Jagdzug bis zum Umnjati, wurde aber durch fast ununterbrochenes Regenwetter vom 2.—26. Januar sehr beeinträchtigt. Ich hatte nur einmal Gelegenheit, den Anfang des nordwestlichen Goldfeldes (Abutua nach Livingstone) zu bestimmen. Derselbe befindet sich dort, wo der 30. Längengrad vom Pembesi, einem Zuflusse des Sepakwe, geschnitten wird, und zeigt im rauchigen Quarz eine reichliche Menge größerer und kleinerer Goldteilchen [1]).

Ganz durch Zufall erfuhr ich auch die Bestätigung von dem Vorhandensein eines nordöstlichen Goldfeldes zwischen 18° und 19° S. Br. und etwa 30° 45′ Östl. L., wo auch alluviales Gold (im Sand der Flüsse) gefunden werden dürfte. Aus der Angabe eines Knopfnasen-Häuptlings geht sodann weiter hervor, daß auch in seiner Nähe Gold gegraben wird; ich glaube mir denselben zum Freund gemacht zu haben und hoffe mit ihm im nächsten Jahr dahin aufzubrechen, um die berühmten Ruinen aufzusuchen."

---

[1]) Mauch meint hier das südlichste der drei in Maschona-Land von ihm schon 1867 gefundenen Goldfelder, s. oben S. 96.

39. Kapitel.

Die Gegend am Umfule: warum Mauch 1867 nicht zum Sambesi vordrang; der Boden und die Pflanzenwelt; der Baobab, der größte Baum Afrikas; ein Riesentier unter Riesenbäumen.

Warum Mauch 1867 nicht zum Sambesi vordrang.

„Da unser Weg heimwärts[1]) derselbe war wie bei der Hinreise, so beginne ich am besten mit dem nördlichsten Teile. Nach mehreren kleineren Ausflügen längs des Umbili (Mais), der nahe bei unserem nördlichsten Punkt (17° 35′ S. Br. und 30° 20′ Östl. L.) in den Umfule fällt, und südlich von demselben wanderte ich nach der etwa 4½ Meilen (7,2 km) nach Norden liegenden, einsamen Kuppe von etwa 500 Fuß Höhe, die eine herrliche Rundsicht gewährt. Sie ist, obwohl sie aus weißem Quarz besteht, bis zum Gipfel mit den der dortigen Gegend eigenen Bäumen bewachsen. Genau nach Norden erhebt sich über dem nach Nordwest streichenden Rande, von dem alle Wasser in südwestlicher Richtung dem Umfule zufließen, in etwa 25 Meilen Entfernung (40 km) eine ziemlich bedeutende, vereinzelt stehende Kuppe, die ich mir alsbald zum Ziele eines größeren Ausfluges erkor, hoffend, von dort aus den Sambesi sehen und dessen Land tracieren zu können. In derselben oder eher etwas größeren Entfernung zieht sich eine lange und hohe Bergkette von Südwest nach Nordost, die mit dem vorhin erwähnten Rande einen „Poort" für den Umfule bildet, der von seinem bisherigen westlichen Laufe rasch nach Norden umbiegt. Die Atmosphäre war so sehr von Rauch erfüllt, daß auf größere Entfernungen nicht mit leidlicher Genauigkeit eine Schätzung und eine deutliche Ansicht der Gegend gewonnen werden konnte[2]). Auch sind die Angaben der 3 Matebele, die uns von Mosilikatse mitgegeben wurden, durchaus nicht glaubwürdig, da alle Fragen absichtlicher und unabsichtlicher Weise falsch beantwortet wurden. Als Beispiel diene folgendes. Ich erkundigte mich bei Inyoka (Schlange), dem Hauptführer, nach der Anzahl Tage, die ein Fußgänger nötig habe, um vom gegenwärtigen Stande aus nach dem Sambesi in nördlicher Richtung zu kommen. „Vier Tage," erwiderte er mir. Zwei Tage

[1]) Bei der Rückkehr von der zweiten Reise mit Hartley im Jahr 1867. S. Pet. 1870, 92.

[2]) Der Rauch von Präriebränden erfüllt oft Monate hindurch die Luft, ein Zeichen herannahender trockener Witterung.

später sprach ich wieder mit ihm darüber und gab ihm meinen Entschluß zu erkennen, diesen Ausflug zu unternehmen, und nun wuchsen die vier Tage zu fünfzehn an[1]). Am Ende wurde mir nicht einmal gestattet, den Entschluß in Begleitung eines der Gegend kundigen Mannes vom Maschona-Stamme auszuführen, da ich Mosilikatse nicht um die Erlaubnis ersucht hätte. Allein hätte ich gehen können, aber die Jagdwagen mußten zurückgehen, bevor ich die gefährliche Partie hätte beenden können, und somit mußte diese zu meinem größten Ärger unterbleiben."

Der Boden und die Pflanzenwelt.

„Nach Westen und Süden bietet das Land eine wellenförmige, sanft nach Norden abfallende Fläche dar, auf der sich hin und wieder Hügel und Ränder zu unbedeutender Höhe erheben; Flüßchen, Bäche und Wasserläufe winden sich zwischen ihnen dem Umfule zu. Die Formationen bestehen aus metamorphischen Gesteinen (kristallinischen Schiefern), wie der Sand und das Gerölle in den Flüssen, sowie einige aus großer Entfernung gesehene Felspartien, boulderartig[2]) über den grobsandigen Boden hervorragend, bezeugen. Quarz ist sehr häufig und erscheint geschichtet in einer niedrigen Kette, die N. 30 W. streicht[3]), etwa 9 Meilen (14,4 km) nordöstlich vom Standplatz. Fünf Meilen südlich von hier befindet sich ein ganz ähnlicher Hügelzug und zwischen beiden erhebt sich eine einzelne längliche Kuppe von 400 Fuß Höhe, die aus basaltischem Gestein besteht. Dieser nach Norden vorliegend und N. 30 W. streichend mit Fall nach Nordost findet sich Gneiß, dessen Glimmer durch Eisenglimmer ersetzt ist und durch Zersetzung sich in rotbraunen, lehmigen Boden umwandelt und inselartig sich vom überall sonst grobsandigen Boden abgrenzt. Busch oder Wald aus niedrigen Bäumen, überwiegend den Schmetterlingsblütlern (Leguminosen) angehörig, ist dicht; breite Streifen und kahle Stellen bezeichnen Sümpfe oder Wasserläufe oder Gärten der früheren Einwohner. Und doch bei all' den Büschen und

[1]) In der Richtung genau nach Norden betrug die Entfernung vom Sambesi etwa 220 km, dagegen das Thal des Umfule hinab, der zusammen mit dem Umnjati den Sanjati, einen Zufluß des Sambesi bildet, nur 200 km; immerhin hätte Mauch also bei einer Geschwindigkeit von 40 km am Tag (s. oben S. 119) 5—6 Tage gebraucht, um den Sambesi zu erreichen.

[2]) boulder engl. Geschiebe, Geröll.

[3]) Von Nordwest gegen Südost unter einem Winkel von 30° gegen die Nordsüdrichtung

Bäumen, bei dem herrlichen Farbenspiel des Laubes, das in allen Tinten von Dunkelbraun durch Grün ins Lichtgelbe sich zeigt, kann ich der Gegend nicht den Charakter einer tropischen Vegetation zugestehen; es mangeln ihr die Riesen, Palmen und baumartigen Farne und selbst der Baobab, der einzeln oder in Gruppen zu 3—4 spärlich über das Land verteilt ist, verschwindet für das Auge beim Gesamtüberblick, was um so leichter ist, da er während der trockenen Jahreszeit vollständig kahl dasteht. Wenn ich mich der Abbildungen erinnerte, so erschien er mir in Wirklichkeit als ein ganz anderer, ich möchte sagen, wunderlicher Baum, der durchaus nicht schön genannt werden kann: plump, knorrig, Äste und Zweige nicht im Verhältnis weder nach der Form noch nach der Zahl, halb tot — dies sind die Eigenschaften, die ich der Mehrzahl beilegen muß."

Der Baobab, der größte Baum Afrikas.

Die Beschreibung, welche Mauch von dem Riesenbaum Afrikas oben gegeben hat, stimmt in manchem Punkte mit den Urteilen anderer Reisenden überein; alle finden ihn imposant und riesig, so Livingstone, aber zwerghaft in der Astbildung, denn schnell verlaufen die Äste in dünne Zweige [1]). Eben darum findet ihn Barth abschreckend häßlich, weil er geisterhaft als kolossales Astwerk in die Luft starre, und Gerstäcker mißgestaltet, wie ein Flußpferd; er ist der Dickhäuter unter den Bäumen, wie Rusegger meint. Johnston [1]) giebt uns eine ausführliche Beschreibung des Baumriesen: „Die Baobabs oder Affenbrotbäume, auch senegalische Kalabassenbäume (Adansonia digitata L. nach Adanson, der im vorigen Jahrhundert 14 Jahre lang das Gebiet des Senegal erforschte) sehen, wenn sie belaubt sind, wie die schönen stolzen Buchen unserer einheimischen Wälder aus, und ihre unter dem Regen aufbrechenden gefingerten Blätter sind zart und grün. Von ihren Zweigen hängen an zwirnartigen Blattstielen schöne weiße Blüten mit wachsartigen Blumenblättern und einer Menge federiger und faseriger Staubfäden gerade herunter [2]). Diese Blüten fallen bald ab, und ihre schneeige Weiße färbt sich mit gelben Pünktchen und Streifen, wie sie in Haufen daliegen am Fuße des gichtisch angeschwollenen Stammes. Dieser Stamm erreicht mehr als 30 Meter

[1]) Ed. Mohr 1871, 162. Johnston 16. S. oben S. 94.

[2]) Abbildung s. Wagner, Malerische Botanik S. 183. Kerner von Marilaun, das Pflanzenleben I, 291. Dr. Ratzel 572.

im Umfang, 9,5 Meter im Durchmesser und eine Höhe von 4—5 Meter, dann entspringen die Äste und Zweige, welche eine Laubkrone von 20 bis 30 Meter Höhe und 40—50 Meter Breite bilden[1]). Die Rinde hat das Aussehen von rötlichem Marmor. Die Frucht — eine Kalabasse, jener große Flaschenkürbis bis zu 25 Centimeter dick, welcher entfernte Ähnlichkeit mit der äußeren Schale der Kokosnuß hat, hängt vom Baume herab zugleich mit den sich frisch öffnenden Blüten und sieht fast wie eine ungeheuere Fledermaus aus, welche mit zusammengefalteten Flügeln von den Zweigen herunterhängt. Das Mark ist wohlthuend durstlöschend und schmeckt säuerlich. Die Affen sind große Liebhaber davon, weshalb die Frucht des Baobab eben Affenbrot genannt wird. Der Baobab — so nennen ihn die Äthiopen — kommt zwischen der Sahara- und der Kalahari-Wüste überall in Mittelafrika vor; Barth fand einen Wald davon 2 Meilen lang am Niger; in Australien kommt ein verwandter Baum vor, der Sauergurkenbaum (Adansonia Gregorii F. Müll.). Äußerlich sieht die Adansonie aus wie eine große Schwarzpappel und ähnelt mehr einer Riesenstaude als einem Baum, denn das Innere des dick angeschwollenen Baumes besteht aus schwammigem Mark und nicht aus festem Holz. Daher werden die Stämme mit der Zeit hohl und dienen als Wassermagazin, das auf die Nähe menschlicher Wohnungen schließen läßt[2]), oder als Wohnungen oder als Stallungen, ja selbst nach Barth zu Volksversammlungen." Von anderer Seite wird bezweifelt, daß die Affen die Frucht fressen. Dr. Roskoschny schreibt[3]): „Die Entstehung des Namens „Affenbrotbaum" ist nicht zu ergründen, wenigstens kann nur ein Irrtum zu dem Glauben geführt haben, daß Affen von den Früchten leben. Wir haben dem Gorilla, Schimpansen und vielen Arten Meerkatzen davon angeboten und schließlich das schwammartige getrocknete Mark nur zum Verschwelen benützt, um uns durch den entstehenden Rauch die Moskitos fernzuhalten." Nun waren das aber lauter gefangene Affen, die sonst wohl bessere Kost erhielten, und es wäre doch mehr als auffallend, wenn eine Frucht, deren Mehl von den Eingeborenen da und dort gegessen wird[4]), nicht auch von den Affen verspeist würde. Und woher sollte dann das „Affenbrot" benannt sein?

---

[1]) P. Spillmann 273. 275. 318.

[2]) Erskine 1882, 52.

[3]) J. Falkenstein, Afrikas Westküste, Prag bei Tempsky 1885, 76.

[4]) Ergh. 37, 27.

Ein Riesentier unter Riesenbäumen.

„Wenn diese Riesen aus der Pflanzenwelt," fährt Mauch fort, „dem Auge entgehen, so ist dies nicht der Fall mit denen aus der Tierwelt. Hie und da sieht man kleine schiefergrau oder schwarz erscheinende Punkte in großer Entfernung, die sich bewegen, bald am Wasser in der Mitte kahler, baumloser Stellen, sich mit Wasser überspritzend oder im Schmutz sich rollend, bald am Rande dieser Stellen stehend und entweder schlafend oder beschäftigt; ein Geräusch wie vom Brechen eines dicken Baumastes schlägt aus geringer Entfernung ans Ohr, und das darauf gerichtete Auge erkennt leicht den Elefanten, der Bäume bricht, um desto leichter zu den zärteren Außenblättern, Früchten oder Zweigen zu kommen. Mehr verwüstend als verzehrend wendet er sich, der „solitäre Elefantenbull", nach einem anderen Baume, stößt mit einem seiner Zähne zwischen Rinde und Holz eines seiner wenigen Lieblingsbäume durch und reißt die Rinde mit Bast von unten nach oben in einem langen Streifen ab, bringt das eine Ende unter die Mahlzähne, läßt die Rinde zu beiden Seiten fallen und schiebt mit seinem Rüssel so lange nach, bis das ganze, oft 15 Fuß lange Band verschwunden ist. Wie sehr wünschte ich, das Schauspiel einer Afrika eigentümlichen Elefantenjagd [1]) von dieser Höhe aus zu genießen!"

Wiewohl schon Livingstone und andere nachweisen wollten, daß im Altertum der afrikanische Elefant nicht minder gezähmt gewesen sei als der indische, so ist es trotzdem nicht außer Zweifel, ob Hannibal afrikanische oder indische Elefanten über die Alpen führte. Es ist aber nach Dr. Ratzel [2]) wahrscheinlich, daß der afrikanische Elefant nie gezähmt worden ist, und es bleibt nach allen neueren Beobachtungen kaum ein Zweifel, daß sein wilderes Naturell die Zähmung mindestens erschwert. Es sind ja auch sonst nicht wenige Eigenschaften, wodurch der afrikanische vom asiatischen sich unterscheidet. Der Rücken des afrikanischen ist nach Baker [3]) einwärts, der des indischen auswärts gewölbt; das Ohr des afrikanischen ist ungeheuer groß und bedeckt, wenn es zurückgeworfen wird, die ganze Schulter, während das Ohr der indischen Art verhältnismäßig klein ist. Der Kopf des ersteren hat eine nach außen gewölbte Stirn und der Scheitel des Schädels senkt sich in rascher Neigung zurück, während der Kopf des indischen etwas oberhalb des Rüssels eine platte

---

[1]) Vrgl. oben S. 63. 93.

[2]) S. 16. Vrgl. auch oben S. 82.

[3]) I, 239 und II, 9, Dr. Andreä II, 50—51.

Oberfläche zeigt. Die Behauptung, daß die Elefanten bis 15 Fuß hoch würden, beruht bloß auf Unwissenheit. Ein Fuß macht in der Höhe eines Elefanten einen ungeheueren Unterschied, er erscheint unter seinen Kameraden wie ein Riese. Man wird für indische Elefanten beim Weibchen 7′ 10″ (2,38 Meter), beim Männchen 9′ engl. (= 2,74 Meter), für afrikanische beim Weibchen 9′ (= 2,74 Meter), beim Männchen 10′ 6″ (= 3,19 Meter) annehmen dürfen[1]). Dabei giebt es, wie es scheint, dreierlei Abarten; Dr. Holub unterscheidet eine größte („Zulah" der Boeren), eine häufigste („Holkop") und eine kleinere. Die Elefantenpfade sind nach ihm nur zu kenntlich: „Die Spuren, die in dem Sand kaum einen Zoll tiefe Eindrücke hinterließen, führten in einer Breite von 20 Schritten; die Herde hatte offenbar Eile, denn die von ihr durchzogene Strecke war mit zerknickten Stämmen, Ästen und Büschen besäet. Am häufigsten waren armsdicke Stämmchen entwurzelt und schenkelstarke Bäume im unteren Drittel so gebrochen, daß der übrige Stamm noch an der Rinde oder an der Bruchstelle am Rumpfe hing. Doch gab es auch welche, die stärker und in der Mitte ihrer Stammeshöhe, 4 bis 6 Fuß über dem Boden, vollkommen gebrochen waren. Der Bruch war dann ein solcher, daß der noch stehende Baumstumpf namentlich der gebrechlicheren Holzarten nach unten bis zur Wurzel herab geborsten war. Sehr häufig waren die quer in die Bahn hineinragenden Äste anderer Bäume herabgerissen worden, und daß dies mit Riesenkraft geschah, konnte man daraus entnehmen, daß oft ein großes Rindenstück mit dem Ast herabhing oder zugleich mit ihm herabgerissen worden war." Durch dieses Abreißen von Bäumen und Ästen zerstört der Elefant sehr viele Bäume, sei es nun, daß er sich Wege bahnen oder Rinde und Bast kauen will; er ist darum, wie Mohr[2]) sagt, der „Ingenieur der Wildnis", oder, wie Livingstone meint, ein „Baumverderber".

---

40. Kapitel.

Rückkehr vom Umfule: frühere Bewohner; merkwürdige Bäume; Sandflora; Palmen am Pembesi; Rückkehr nach Inyati.

Frühere Bewohner.

„Häufig finden sich in der Gegend am Umfule," schreibt Mauch weiter, „große baumlose Strecken, in denen das Gras zwischen niedrigem

[1]) Baker I, 239. 131. — [2]) 1871, 169.

Buschwerk und wieder ausschlagenden Baumstumpfen zu ungewöhnlicher Höhe, bis zu 12 Fuß, heranwächst, das auf und ab bei jedem Schritte die Rillen bezeichnet, die von den früheren Bewohnern der Gegend zum Zwecke des Anbaues aufgeworfen wurden. Reste von Hütten in der Nähe von Quellen geben deren Kraale an, jedoch scheint es mir nicht, als ob die Bevölkerung ermordet worden sei; wahrscheinlicher ist es, daß sie sich vor Mosilikatses Banden flüchteten, denn noch stehen die hölzernen Pfähle, wenngleich teilweise verbrannt, während keine Gerätschaften der Kaffern sichtbar sind[1]."

Merkwürdige Bäume.

„Nach einem Aufenthalt von 16 Tagen am Umbili kamen wir nach achtstündigem Fahren zurück an ein Flüßchen — wir nannten es Sterkstroom[2]) —, dessen Wassermasse viel bedeutender ist als die seines Hauptflusses Umfule. Unser Weg zog sich zuerst östlich am Umbili aufwärts, dann südöstlich über mehrere kleine Rändchen und zuletzt über einen breiten Sandrücken. Eine große Verschiedenheit in den Baumarten ist nicht zu bemerken, und ich will hier eine kurze Beschreibung derjenigen Bäume mitteilen, die zum erstenmal 3 Stunden nördlich von der Missionsstation Inyati auftreten und von dort vier Fünftel der Baumvegetation ausmachen dürften; ich bedauere, daß ich die Namen nicht erfahren konnte.

Der eine ist ein Baum bis 40 Fuß Höhe, 15 Zoll dick, mit weißlich grauer Rinde, glatt, mit weißem Splint und dunklem Kernholz, süßlichen Gummi ausschwitzend[3]); die Blätter sind paarig gefiedert, die 4 Fiederpaare einzeln gestielt; die Blüten in eng gestellten, aufrechten, schwach wohlriechenden Träubchen von grünlicher Farbe; bohnenartige Früchte mit breiter Rückennaht und wenigen flachen, runden Samen, fähnchenähnlich über den Blätterschirm hervorstehend; die Blütezeit fällt in den September, sie wachsen hauptsächlich im zersetzten Boden metamorphischer Gesteinsarten. Ich unterscheide zwei Abarten: die Blätter der einen ent-

---

[1]) Noch im Juli 1879 fanden die Missionäre (P. Spillmann 104) frisch verlassene Kraale und Brandstätten am Limpopo, drei hintereinander.

[2]) S. oben S. 96. 143.

[3]) Dieses Merkmal sowie die nachfolgende Beschreibung spricht dafür, daß dieser Baum zu der Abteilung der Hülsenpflanzen gehört, welche man Mimosen nennt. Diese schwitzen der Mehrzahl nach Gummi aus, man heißt sie daher auch „Gummibäume", sie prangen auch im Winter in frischem Grün. P. Spillmann 75. 78. 92.

falten sich hellgrün, die der anderen rot; die Früchte der ersteren sind fast glatt und öffnen sich mit lautem Knalle, worauf sich die beiden Seiten der Hülse windschief aufrollen, während die Früchte der anderen mit gelbbraunen, steifen, borstigen Haaren besetzt sind und sich ohne Geräusch öffnen. Eine Art Prozessionsraupe frißt auf große Strecken die Bäume ganz kahl, und ein kleines, geflügeltes Insekt zerstört die Samen, so daß es einige Mühe kostet, gesunde Samen aufzufinden. Zu dieser Art von Bäumen möchte ich noch eine andere zählen, obwohl sie verhältnismäßig sehr selten ist, die jedoch wegen ihrer schönen Samen besondere Bemerkung verdient; ähnlich dem Baobab habe ich sie nur einzeln stehend oder in Gruppen von 2 bis 5 Individuen gefunden. Alle ihre Teile sind größer, sonst aber wenig verschieden, ausgenommen die Frucht. Sie ist eine Hülse von 6 Zoll Länge, dunkelbrauner Farbe, hart und dick und enthält bis zu 12 eichelförmige Samen, die auf dem weißen Grunde der Innenseiten in Vertiefungen liegen und mit ihren ebenholzschwarzen und mennigroten, wachsartig anzufühlenden Schälchen herrlich kontrastieren. Solange sie noch unreif und daher weich sind, schmecken sie wie süße Mandeln, sie werden jedoch bei der Reife steinhart.

Ein anderer Baum, noch häufiger als der erste und ebenso in mehreren Varietäten vorkommend, erinnert in seiner Blattform so sehr an das Farnlaub, daß Hartley ihn auch zu dieser Pflanzengruppe gezählt haben wollte, um so mehr, da er keine Früchte oder Blüten entdecken konnte. Ich selbst sah nur zwei Bäume mit Hülsen, der eine zeigte nur zwei alte, längst geöffnete und verbrannte Bohnen, der andere hatte zwar viele unreife Früchte, und ich nahm keine davon ab in der Hoffnung, noch mehr tragende Bäume zu finden, wurde jedoch darin getäuscht, nicht einer kam mir wieder zu Gesicht. Die Beschaffenheit dieser Art ist so ziemlich dieselbe wie die von den vorhin beschriebenen Arten. Bevor die Blätter sich entfalten, schwellen ihre Knospen zu bedeutender Größe an, so zwar, daß bei der Entfaltung ein kleiner Büschel von mehr denn 4 bereits 5 Zoll langen Blättern erscheint. Die Blätter werden bis 9 Zoll lang, sind eng und paarig gefiedert mit mehr als 20 Fiederpaaren, die einzelnen Fiederblättchen sitzend; rot oder gelbgrün aus den Knospen brechend, tragen sie ungemein viel zur Schönheit des Frühlingskleides dieser Gegend bei. Dieser Baum ist es, der so häufig von den Elefanten seiner Rinde beraubt wird. Die Kaffern benutzen den Bast zu Schnüren für die Perlen, zu Bändern, Stricken, Säcken, Honigschüsseln u. s. f.“

Sandflora.

„Der Sandrücken am Sterkstroom trägt wieder mehr gemischtes Buschfeld und alte Bekannte vom Transvaal: der Zuckerbusch (Protea) in mehreren Abarten mit breiten, mittleren und schmalen Blättern, der Vaalbusch mit seinem silbergrauen, spärlichen Laube zeigen auch hier die Natur des Bodens, nämlich tiefen Sand. Das für das Flüßchen unverhältnismäßig breite Thal ist an beiden Seiten von den in jeder Jahreszeit unangenehmen Mopani-Bäumen begrenzt. Die größere Hälfte des Jahres stehen sie mit ihren aschfarbigen, knorrigen und sparrigen Ästen kahl, erhalten ihre steifen Zwillingsblätter erst sehr spät, weisen weder Blüten noch Früchte auf, gewähren keinen Schatten und lassen den Wagentreiber befürchten, in der nassen Jahreszeit plötzlich festzufallen."

Dieser schattenlose Baum ist nach Grisebach[1]) eine Bauhinie, deren dunkelgrünes Zwillingsblatt die Ränder nach aufwärts gegen die Sonne wendet, wodurch sie an die schattenlosen Wälder Australiens erinnert. Diese so einfache und im Wachstum so leicht zu bewirkende Wendung der gegen die Hitze empfindlichsten Organe ist augenscheinlich das ausreichende Mittel, die Sonnenglut von dem Baume abzuhalten und dadurch die Verdunstung zu mäßigen, indem den versengenden Sonnenstrahlen eine möglichst kleine Oberfläche dargeboten ist. Und gerade ein solcher Wald, so licht und heiß er sein mochte, wurde von Andersson[2]) als ein unverhoffter Ort der Erfrischung unter den Mühsalen des Weges mit Entzücken begrüßt, weil er hier zum erstenmale in diesem traurigen Lande schön belaubte Baumkronen und schlanke Stämme ohne Dornen erblickte. Ed. Mohr[3]) ist weniger zufrieden mit diesen Bäumen: „Nähert sich die Sonne dem Zenith, so giebt ein Mopani-Baum von allen Blätter tragenden Gewächsen den allergeringsten Schatten, weil die seinigen der Länge nach geschlitzt sind und wie halbgeöffnete Schmetterlingsflügel mit den Kanten nach oben gerichtet nur wenig Fläche den Sonnenstrahlen bieten, und man kann beinah sagen: ein gegen die Sonne ausgebreitetes Fischernetz verleiht ebensoviel Schatten wie der Mopani-Baum; zudem bringt der Aufenthalt in den Waldungen dieses Baumes Fieber."

---

[1]) Grisebach, die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung II, 167.

[2]) C. J Andersson zwischen dem Ngami-See und der Meeresküste 1852; „Lake Ngami", „the Okavango River", „Notes of travels in South-Africa" London 1875. Pet. 1855—1868.

[3]) 1871, 162. 164. P. Spillmann 256.

„Einige Dornbäume, immer ein seltener Anblick in diesen Breiten,“ fährt Mauch fort, „gewähren den Vorteil, eine starke Umzäunung für die Zugochsen als Schutz gegen den „Buschbaas“ — so nennen die Buren den Löwen — in mondscheinlosen Nächten zu liefern.“

Die Zweige dieser Bäume, so berichtet uns Galton[1]), werden einer neben den andern wie die Radien eines Kreises gelegt, die abgeschnittenen Enden einwärts, die breiten, buschigen Köpfe nach außen. So bildet man einen Kraal oder Pferch für Schafe, Ziegen, Ochsen. Schafe und Ziegen lassen sich in einen so kleinen Raum einsperren, daß ihr Kraal nicht mehr als 20 Fuß Durchmesser braucht; alle Arten von Unglücksfällen würden sich ereignen, wenn man sie nicht durch Zusammenscharen schützte. Hyänen würden einbrechen und die Herde zerstreuen. Sind die Ochsen nicht hungrig oder durstig oder heimwehkrank, oder frieren sie nicht, so verlassen sie den Wagen nicht, sondern liegen um das Feuer wiederkäuend und kehren ihre großen Augen anscheinend nachdenkend gegen das Feuer. Anders ist es, wenn sie Wild oder reißende Tiere wittern, da bildet[2]) eine Umhegung aus Dorngesträuch den einzigen, aber auch wirksamen Schutz.

Palmen am Pembesi.

„Während dieser Tage befand ich mich „in den Fliegen“, worunter die Tsetse verstanden wird. In dem bis zu 5 Meilen (8 km) breiten, flachen und ziemlich baumlosen Thale des Sepakwe und an vier kleinen „Spruit“[3]) des Pembesi — beides Quellflüsse des Umnjati — fand ich die einzigen Palmen. Ungefähr längs der Linie, wo der Boden vom Flusse ab ansteigt, sind zwar verkrüppelte Anfänge derselben Art, allein das fortwährende Abbrennen des Grases verhindert die Bildung von Stämmen, so daß im besten Falle nur dichtstehende Blattbüschel sichtbar sind. Die wenigen Bäume sind über 80 Fuß hoch, stehen einzeln oder zu zweien, haben einen 11 Zoll dicken, geraden und glatten Stamm mit gefälliger Krone aus lang gestielten, fächerartig sich ausbreitenden Blättern. Die Früchte sind etwas größer als Wallnüsse und enthalten, wenn noch nicht ganz reif, eine wasserhelle, wohlschmeckende Flüssigkeit, die sich mit zunehmender Reife der Frucht zu weißem, beinhartem Stoff umwandelt. Die Eingeborenen machen gern aus der ausgehöhlten braunen Schale Schnupftabaksdöschen und benutzen die Blätter zu Hüten, Bierbechern u. a. Ich schoß zwei Früchte herab.“

[1]) S. 64. — [2]) P. Spillmann 102. 104. — [3]) S. oben S. 208.

Rückkehr nach Inyati.

„Die Entfernung zwischen dem Pembesi und dem Sechwechwe beträgt 6 Stunden, die zwischen diesem und dem Kwelu 10½ Stunden. Das vulkanische Gestein der Hauptkette enthält viel Kalk und Eisen, große Mengen von Quarz treten in kleinen Kuppen oder Adern auf. Die Vegetation ist eine sehr spärliche. Hier wäre es ebenfalls der Mühe wert, nach Gold zu suchen. Eine Linie in der Richtung des Streichens der von mir zuerst aufgefundenen Quarzader geht fast durch alle Stellen, wo ich so glücklich war, das Vorhandensein von Gold nachzuweisen; selbst südlich von Mosilikatses Residenz kamen dieselben charakteristischen Gesteine beim Kumalo vor.

Auf dem Wege nach dem 5 Stunden entfernten Umfungu — wieder ein Zufluß des Tschangani, der zum Sambesi fließt — überschritten wir einen breiten Rücken aus tiefem, feinem Sande, der so dicht mit jungen Bäumen bewachsen war, daß sie dem Wagen die größten Schwierigkeiten entgegensetzten. Ich halte diesen Rücken für den geeignetsten, eine reiche botanische Ausbeute zu machen.

Die Flüsse Tschangani (5¼ Stunden), Sangwe (1½ St.), Isilongwo (5½ St.) und Inyati (4½ St.), welche man hier kreuzt, sind Sandflüsse, jedoch ausdauernd, so daß auch während der trockenen Jahreszeit noch ein sichtbarer Wasserstrom zu finden ist. Der Sand rührt von den hier besonders leicht verwitternden metamorphischen Gesteinen her. Am zuletzt genannten Flüßchen befindet sich die Missionsstation Inyati, wo die Herren Sykes und Thomas es sich zur Lebensaufgabe gestellt haben, den Schwarzen aufzuhelfen. Welche Erfolge sie bis jetzt erzielt haben, will ich unbeantwortet lassen und nur soviel sagen, daß das Missionswerk das undankbarste ist, das ich kenne, und ich lieber meine bereits erlebten schlimmsten Zeiten noch einmal durchmachen würde."

---

41. Kapitel.

Der Norden und Nordwesten von Transvaal: die Witterungsverhältnisse; die Blauberge; von Tati zurück nach Transvaal.

Die Witterungsverhältnisse.

„Es spricht sich fast in allem[1]), im Tierreich, Pflanzenreich, selbst im Mineralreich, ein deutlicher und bedeutender Unterschied zwischen der

[1]) 1870, 102.

Nord- und Südseite der Wasserscheide (zwischen Sambesi und Limpopo) aus; dasselbe findet mit den meteorologischen Verhältnissen statt, und ich habe um so eher diese Teilung zu machen, da ich den Verlauf der reinen trockenen Jahreszeit (Winter) im Norden, Anfang und Ende der nassen (Sommer) im Süden zu beobachten Gelegenheit hatte.

In Betreff der Windströmungen ist zu bemerken, daß sie alle über den östlichen Horizont herkommen, und als die Regel möchte ich aufstellen: 8¼ Uhr morgens leichte Luftströmungen von Nordosten bis Osten, gegen Mittag verstärkter Wind und gegen 5 Uhr abends Windstille, die gewöhnlich durch die Nacht anhält, dabei ganz klare Luft. In dieser Weise hält es 3 Tage an. Am Abend des dritten Tages (der Wind hört etwas früher auf zu wehen) zeigt sich eine dunkle Wolkenbank im Osten und Südosten, und zu unbestimmter Zeit während der Nacht erhebt sich plötzlich ein starker Wind von derselben Richtung und gegen Sonnenaufgang sieht man fliegende Nebelwolken, dicht oder zerrissen, manchmal nicht 100 Fuß über der Bodenfläche rasch dahinziehen; gegen Mittag klärt es sich auf, und gegen Abend und während der Nacht beginnt dasselbe Spiel. Drei Tage dauert dasselbe, und ohne Abstufungen legt sich plötzlich der Wind gegen Morgen; um 8¼ Uhr herrschen die früheren Luftströmungen aus Nordosten. Tau oder Frost bilden sich im ersten Fall, im zweiten nicht.

Gänzlich frei von Regen ist das nördliche Gebiet nicht, er tritt gewöhnlich mit Neu- und Vollmond ein, so daß der vielbestrittene Einfluß des Mondes nicht zu verkennen ist. So war es am 2. Juni und ähnlich, wenn auch nicht so deutlich, am 15. August.

Streng und kalt sind oftmals die Nächte; am Morgen des 29. Juli zeigte sich nordwestlich von unserem Standplatz am Umfule im Blechbecher 1½ Linien dickes Eis und der Unterschied zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht ist mitunter so groß, daß man während des ersteren sich aller Kleider entledigen möchte, während man in der Nacht nicht Decken genug zur Verfügung hat, um sich warm zu halten[1]). Bläst der heftige und kalte Nordostwind, so thut man wohl daran, auch den Tag über seines warmen Überrockes sich zu bedienen und das innerhalb der Wendekreise. Nur einmal hatte ich einen kurz anhaltenden

---

[1]) Auch P. Spillmann spricht von Winterkleidern, Eis, starkem Reif, empfindlicher Kälte, eiskalter Winternacht, 2° unter Null (S. 73. 76. 87. 89. 90. 130. 134. 245) und Galton verbrachte bitterkalte Nächte im Juni, am 17. Juli und im Dezember (also im dortigen Sommer). S. 135. 139. 179.

Westwind zu bemerken und dies war am 31. Juli um 1 Uhr nachmittags.

Eine ganz auffallende Erscheinung dieser Gegenden sind die vielen kleinen Wirbelwinde, die besonders zahlreich und heftig gegen Ende August und September auftreten; alle drehen sich von rechts nach links um ihre Achse, die selbst wieder verschiedene Stellungen und Bewegungsrichtungen annimmt, und es ist nicht selten, von erhabener Stelle aus ein Dutzend derselben zugleich zu erblicken. Sie zeigen immer einen größeren Windwechsel an[1]). Im Winter ist das Klima in der Nordabdachung sehr gesund, ob aber auch im Sommer? Ich habe Gründe für das Gegenteil. Viele sumpfige Stellen, zu viel Baumwuchs, eine Höhe von vielleicht nur 2- bis 3000 Fuß über der Meeresfläche, der leichte Zutritt der vorherrschenden, über die sumpfigen Küsten streichenden Ost- und Südostwinde und die furchtbare Hitze der den Zenith überschreitenden Sonne sind Gesichtspunkte, die schwer in die Wagschale fallen. Während meines Aufenthaltes daselbst und auch sonst niemals hatte ich einen Anfall von Fieber oder auch nur eine Mahnung daran.

Auf der Wasserscheide und südwärts von ihr sind die Niederschläge ziemlich regelmäßig, so daß das Vieh das ganze Jahr hindurch im Fleisch bleibt. Die Strecke zwischen Shasha und Notuani scheint von der Natur öfters sehr stiefmütterlich behandelt zu werden. Ihre schlimme Nachbarin, die Kalahari-Wüste, dürfte wohl auch mißgünstig einwirken. Die verdichteten Wasserdämpfe, die durch Ostwinde von dem indischen Ozean herübergebracht werden, verdünnen sich über den sandigen Flächen und werden wahrscheinlich durch höhere Luftströmungen nach ihrem Entstehungsorte zurückgetrieben. Haben sich dann beim Eintritt der nassen Jahreszeit die Verhältnisse des Luftzustandes soweit verändert, daß Regen fallen kann, so erfordert der lechzende Sandboden erst für sich selbst so viel Wasser zur Sättigung, daß er anfangs nur wenig oder gar nichts an die östlichen Gegenden abgeben kann. Gewitter, die sich in den Quellbezirken der Flüsse Ramakhuobane und Shasha (oder Shashi) bilden,

[1]) Wirbelwinde treiben nach Dr. Ratzel (S. 316) im Steppenlande Südafrikas Scharen von Sandhosen vor sich her, von den Damara Orokumbanhera d. i. „Regenbettler" genannt, weil sie gewöhnlich die Vorläufer von Regen sind. Ed. Mohr beobachtete Drehstürme zur Zeit der Windstillen und größten Dürre, sie haben am Boden wohl nur 5 Meter Durchmesser, entstehen aber mit brausendem, dröhnendem Lärm, besonders in den Mittagsstunden plötzlich; ihre Gewalt ist eine solche, daß Grasbündel und Büsche entwurzelt, ja selbst Baumäste abgebrochen, in Drehung versetzt und zu bedeutender Höhe emporgeschleudert werden.

teilen sich fast regelmäßig so, daß der eine Teil sich nach Nordost, der andere nach Südost zieht. Südlich hievon ziehen alle Regen nach Osten dem Limpopo zu.

Das Mittelfeld hat alle Eigenschaften, um abstoßend auf etwaige Ansiedler zu wirken, daher es auch niemals von Weißen bewohnt werden dürfte. Im Sommer ist das Thal des Limpopo ungemein heiß und dürfte daher zu den ungesundesten Teilen Transvaals zu rechnen sein."

Die Blauberge.

„Die höchste Spitze vom Blauberg, des nördlichsten Gebirgszugs in Transvaal, liegt [1]) gerade in 30° Östl. L. v. Gr. und ist 2500 Fuß hoch. Von diesem Punkt ist es wenigstens noch 45 Meilen (72 km) bis zum Limpopo, dessen Thallinie man in dieser Entfernung kaum unterscheiden kann; man rechnet 3 Tage für den Fußgänger. Zoutpansberg ist wenig niedriger und hat flache Rücken mit fast senkrechten Kränzen (Steilwänden). Die Drakensberge haben von Potgieters Rust, einem Dorfe am Nylstroom südlich von den Blaubergen, nach Osten bei mehr als 2000 Fuß Höhe den steilen Abfall gegen Norden und über Hanglip, einem Gebirgszug nach Südwesten zwischen dem Nylstroom und dem Oberlauf des Limpopo, bei bedeutender Höhe den fast senkrechten Abfall gegen Südosten. Von Rhinosterhoeks Bergen gegen Norden dachen sich die Kathlamba langsam ab, sehr tiefe Klüfte und Schluchten gewähren hier zahlreichen Wasserbächen Abfluß.

Eine besondere Freude bereitete mir der Besuch bei Rinoster Poort (einem Bergzug am Sand River südlich von den Zoutpansbergen). Ich zeichnete mir nämlich Tati, wo am gleichnamigen Zufluß des Shasha die Goldfelder liegen, sowie die in der Reise von 1868 erwähnte Stelle am Lipalule (oder Olifant [2])) nach den astronomisch bestimmten Positionen auf, verband diese etwa 300 engl. Meilen (480 km) voneinander entfernten Punkte durch eine gerade Linie und fand in der Verlängerung von Rhinoster Poort nach Südosten gegen Nylstroom [3]) dieselben

---

[1]) Mauch besuchte diese Berge, welche sich gegen Osten in den Zoutpansbergen fortsetzen, auf seiner vierten Reise im Jahr 1869 (s. oben S. 102) und dann kam er zum zweitenmal, wenigstens in die Zoutpansberge auf seiner letzten Reise im Juli 1871 (s. oben S. 114). Vrgl. 1870, 166.

[2]) S. oben S. 229.

[3]) Das Dorf Nylstroom liegt nicht auf der angeführten Linie, sondern im Südwesten davon.

Gesteine wie an jenen beiden Punkten: Eisenglimmer, Glimmer- und Chloritschiefer mit Unmassen von Quarz, auf bedeutende Entfernungen hin sichtbar. Ganz ähnliche Gesteine sollen nordwestlich vom Blauberg wieder zum Vorschein kommen, während sie südlich davon nicht vorkommen.

In Betreff des Goldvorkommens am Waterberg im Nordwesten vom Dorf Nylstroom habe ich noch keine zusagende Bestätigung, ich beobachtete nur einige Schichten — Mauch sagt Straten —, welche dieselben sein müssen, wie die am Lipalule, somit stellenweise goldführend sein können. Die Gegend ist zu abstoßend, als daß man bei dem raschen Vorgehen mit dem Wagen auch noch Seitenausflüge machen könnte, auf denen man verhungern oder verdursten kann. Noch will ich sehen, was sich gegen Westen am Palala und Sand River, zwei Flüssen, die vom Hanglip und Waterberg herab zum Limpopo fließen, zeigt, wo Gold gefunden worden sein soll."

Von Tati zurück nach Transvaal.

Dieser Weg ist ein Teil der vielbefahrenen Straße, welcher die Bauernjäger in die nördlich von Transvaal gelegenen Jagdgründe zu folgen pflegten und welche zum Teil zusammenfällt mit der Eisenbahnlinie von Kimberley gegen Norden zum Maschona-Land. Mauch hat die Strecke fünfmal durchwandert, zweimal auf der ersten Reise 1866, wieder zweimal auf der zweiten 1867 und zum letztenmal im Oktober 1868 bei seiner Rückkehr von der dritten Reise. Die Schilderung, die Mauch giebt, ist aus dem Bericht über die zweite Reise 1867 entnommen[1]).

„Vom Tati ab — so heißt der größte Quellfluß des Shasha — hatten wir wieder die Gesteine der Lorenzformation bis nach Palatjoe, einem großen, kahlen, brackigen Platze nördlich vom Lotsane-Flüßchen. Vom Gokwe — wieder ein Quellflüßchen des Shasha — etwa 1½ M. (2,4 km) südlich tritt der erste Baobab als ein sehr stattlicher Baum auf; er steht, wenn man von Süden kommt, etwa 250 Schritt zur Rechten des Weges[2]). Am Lotsane treten nun verschiedene geschichtete Gesteinslager auf, feine und grobe, glimmerarme und glimmerreiche Schiefer

---

[1]) 1870, 102.

[2]) Auf seiner Karte vom Jahr 1871 rückt Mauch den südlichsten Baobab auf diesem Wege viel weiter südlich, nämlich nach 24° 1′ S. Br., etwa 2 Stunden östlich vom Limpopo, und darnach hätte die Südgrenze des Baobab durch Transvaal folgenden Verlauf: im Westen 24° S. Br., von da zieht sie sich um einen Grad nach Norden und fällt mit dem Nordabhang der Zoutpansberge zusammen in 22° 50′ S. Br.

wechseln ab mit rötlichen, weißlichen oder gefleckten Sandsteinen und Konglomeraten; Versteinerungen fand ich jedoch nicht. Es ist ratsam, hier bei der Nacht oder an sehr windigen Tagen zu reisen, da die Tsetse nur vielleicht eine Meile (1,6 km) entfernt ist und einzelne dieser Plagegeister bei schöner Witterung ihre größeren Ausflüge unternehmen. Wer dies unbeachtet läßt, hat gewöhnlich durch Verlust an Zugtieren zu büßen.

Der uninteressanteste Teil des ganzen durchreisten Landstriches liegt zwischen Lotsane und Notuani — beides westliche Zuflüsse des Limpopo —, und er war es für dieses Jahr um so mehr, da nördlich von den Doleritbergen der Bamangwato (bei Schoschong) bis zum 7. Nov. noch kein Regen gefallen war. Grobsandige Beschaffenheit des Bodens (Granit und Gneis), großer Mangel an Wasser, scheinbarer Verfall der Pflanzenwelt und Armut an jeder Art von Wild veranlaßten uns, so eilig als thunlich über den verhaßten Grund wegzukommen. Ein Aufenthalt nahe bei Matjens Stadt (sprich Matschen — Schoschong) war ebenfalls nicht ratsam, da nichts zu kaufen war, und so verlangte es alle, den Krokodilfluß zu erreichen, wo doch zahlreiche schmackhafte Fische zu fangen sind, wenn unglücklicherweise kein Fleisch zu erjagen ist. Zufällig wurde auf einen Trupp Elands gestoßen, eines erlegt und teilweise zu Wurst verarbeitet, die uns mit Zugabe einiger Rehböcke bis in die Nähe von Rustenburg brachte.

Ich hatte es in der letzten Zeit unterlassen, nähere Beobachtungen über die Gesteine zu machen, so sehr war ich niedergeschlagen und entmutigt.

Am 28. November 1867 erreichten wir Hartleys Farm Thornbale, und ich selbst schlug am 30. den Weg nach Potschefstroom zu Fuß ein, wo ich am 1. Dez. glücklich anlangte."

---

42. Kapitel.

Das Reisen im Nordosten von Transvaal: die Gewinnung von Trägern; das Hanf- oder Daggarauchen; Hungersnot im Nordosten von Transvaal; das Marschieren und Übernachten eines Afrikareisenden.

Die Gewinnung von Trägern.

„Die Anzahl meiner schwarzen Begleiter — auf der dritten Reise im Jahr 1868[1]) — hatte ich auf vier festgesetzt, und mit Hilfe der eif-

[1]) 1870, 1. S. oben S. 80. 99.

rigsten Bemühungen von seiten des Missionars der Berliner Gesellschaft, Herrn Nachtigal in Lydenburg, ließen sich vier Kaffern überreden, mich zu begleiten. Am verabredeten Tage, den 10. Juli 1868, erschienen jedoch nur drei derselben, und beim ersten Marsche erlitt ein zweiter durch Fahrlässigkeit beim Führen des Packochsen eine Beschädigung, die er für eine schlimme Vorbedeutung ansah, und verabschiedete sich stillschweigend. Beim nächsten Häuptling versprachen zwei andere, durch guten Lohn bewogen, die Zahl wieder voll zu machen, allein nur einer hielt Wort, den vierten erhielt ich erst beim Weitermarsch zwei Tage später. Am 1. August mietete ich noch zwei Knaben von 12 bis 14 Jahren, von ihrem Vater Lepata mitgegeben, der hauptsächlich durch Hungersnot dazu gezwungen war, so daß sich nun meine schwarze Begleitung auf sechs Personen belief; jedoch schon am 9. August verlor ich wieder einen davon, dem ich das schreckliche Hanfrauchen verboten hatte.

So verblieben mir also fünf Leute, von denen freilich kein einziger mit der Gegend oder den Stämmen, die wir besuchen wollten, bekannt war und die nur notdürftige Dolmetscher abgaben."

Das Hanf- oder Daggarauchen.

Zu den 200 bis 300 Millionen Menschen, welche diesem Laster frönen, gehören sämtliche Ostafrikaner. Der Hanf übt seine despotische Herrschaft ebenso in Vorderasien durch die Türkei, Persien, Indien, wie in Afrika von Marokko bis zum Kap der guten Hoffnung aus. Es ist der gewöhnliche Hanf, Cannabis sativa L., der auch durch ganz Europa bis nach Archangel hinauf gebaut wird, nicht verschieden davon, wiewohl harzreicher, ist der indische (Canabis indica), auch nicht der chinesische (gigantea), der drei bis vier Meter hoch wird und am Himalaya bis zur Höhe von 2200 Meter gedeiht. Der Geruch der frischen Hanfpflanze verursacht Kopfschmerzen und Betäubung, aus den Blättern gewinnt man durch Auskochen ein Harz, genannt Haschisch (arabisch „Hanf"), das bitter schmeckt. Wird es gegessen, so muß es darum mit allerlei Gewürzen und Süßigkeiten versetzt werden. Meistens aber wird es allein oder mit Tabak zusammen geraucht. Es soll Heiterkeit, Frohsinn erwecken, daher die Namen in Indien dafür: „Freudenspender", „Sehnsuchtserwecker", „Freundschaftsknüpfer", „Lachenerwecker", „Taumelerreger". Im Übermaß genossen erzeugt das Haschisch Wahnsinn und Starrkrampf, sowie furchtbare Körperqualen und endlich gänzliche Zerrüttung des Geistes. Die Hottentotten bedienen sich seiner unter dem Namen Dagga (oder Dacha), um sich

zu berauschen, auch die Buschmänner rauchen Hanf aus kurzen Pfeifen, die aus den Hauern oder Fangzähnen von wilden Tieren gemacht sind[1]). Die Sulu tragen nach P. Spillmann[2]) als Nationalzeichen ein Loch im Ohrläppchen. Ist nun ihr kleines europäisches Pfeifchen ausgegangen, so stecken sie es ins Ohrläppchen, fast wie europäische Schreiber die Feder hinter das Ohr. Gedenkt ein Boer Daggaraucher als Arbeiter zu verwenden, so baut er nach Dr. Ratzel[3]) Hanf, weil er weiß, daß er sie durch nichts so sehr an ihren Arbeitsplatz fesselt, als wenn er ihnen die Möglichkeit gewährt, diesem Genusse zu frönen. Es geht die Pfeife im Kreise herum, wo jeder der Reihe nach mit ganzer Hingebung ihrem Genusse sich widmet. Übrigens greift das Rauchen von Dagga oder, wie es auch heißt, Bang auch die Kopfnerven der Schwarzen an und macht sie dienstunfähig. Der Ochsenhüter P. Spillmanns verlor darüber so sehr seinen Verstand, daß durch seine Schuld alle Ochsen zur Bespannung der Wagen für drei Tage verloren gingen. Wie sehr aber das Rauchen den Schwarzen zur Leidenschaft wird, ersieht man daraus, daß sie, selbst wenn der Hunger sie plagt, zuerst nach Tabak und Hanf fragen, und daß sie, wenn die Pfeife ausgeraucht und der Tabak zu Ende ist, irgend welche Blätter mit dem Tabakssaft befeuchten und diese zum Nachgenuß rauchen.

Hungersnot im Nordosten von Transvaal.

War es für Mauch schon mit Schwierigkeiten verknüpft, die nötigen Träger mit all' ihren Untugenden sich zu verschaffen, so drohte bei der dritten Reise nördlich vom Olifantfluß der Hunger dem Forscher ein schlimmes Ende zu bereiten.

Er schreibt[4]): „Alle diese Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren wären immer noch leicht zu überwinden gewesen, wenn wir uns nur reichliche und kräftige Kost hätten verschaffen können. Das ganze Land vom nördlichen Ende des Drakengebirges an bis zum Häuptling Malingele am Bubye-Fluß, d. h. von 24° 30′ bis 21° 10′ S. Br. oder eine Strecke von mehr als 300 engl. M. (480 km) war jedoch mit Ausnahme eines schmalen Striches etwa halbwegs von ungewöhnlicher Trockenheit heimgesucht worden. Selbst die Bewohner mußten sich von Baumfrüchten, Gras- und Zwiebelwurzeln nähren und konnten folglich an uns Reisende

---

[1]) Johnston, Chemie des tägl. Lebens 1882. S. 393.
[2]) S. 91. 148. Le Vaillant II, 247.
[3]) S. 64. 214—216.
[4]) 1870, 1. Vrgl. oben S. 56. 131.

beinahe nichts abtreten. Wild war äußerst spärlich vorhanden und außerdem so scheu, daß nur auf weiten, unsicheren Schuß beizukommen war. Die sonst so zahlreichen Hühnervögel waren in der Nähe ihrer Trinkplätze durch Fangen in Schlingen, die kleinen Fische in stinkenden Wasserlöchern des Flußbettes durch geeignete Rohrgeflechte nahezu ausgerottet worden. Großwild, wie Elefanten, Rhinoceros und Büffel zu erlegen hatten wir leider keine Gelegenheit, es wurden nur einige Antilopen, ein Zebra und zwei Perlhühner geschossen. Doch Gott sei Dank, weder ich noch einer meiner Leute wurde von Krankheit heimgesucht, und wir alle erreichten Inyati in guter Gesundheit. Die zu Fuß zurückgelegte Strecke von Lydenburg bis Inyati beträgt in runder Zahl 500 engl. Meilen (800 km) und erforderte die Zeit vom 10. Juli bis zum 17. Oktober."

Das Marschieren und Übernachten eines Afrikareisenden.

Mauch hatte sich bald an alle Strapazen, die ein Afrikareisender durchzukosten hat, so sehr gewöhnt und ertrug sie verhältnismäßig so leicht, daß wir bei seiner Bescheidenheit nur ab und zu davon zu hören bekommen. Daß es aber kein geringes Maß von Körperkraft und von Ausdauer ist, welches eine Reise in Afrika — und auch wohl in anderen Ländern unter den Tropen — erfordert, das hat uns H. Zöller[1]) näher beschrieben. Er sagt: „Ein einstündiger Marsch in Afrika bedeutet dasselbe, wie ein 2- bis 2½ stündiger in Deutschland. Von zehn gesunden, aus allen Lebensaltern entnommenen Deutschen würden fünf solche Märsche gar nicht, auch nicht einmal eine Stunde lang aushalten. Wohlbeleibte Leute in mittleren und älteren Jahren würden schon nach der ersten Viertelstunde unter dem Einfluß der gerade im Anfang besonders sich fühlbar machenden Überhitzung und Erschlaffung ein unvermeidliches Erlahmen ihrer Willenskraft verspüren. Im Marschieren in der Hitze kann man aber eine Übung erlangen. Bei guter Körperbeschaffenheit hört das übermäßige und bald erschlaffende Schwitzen bis zu einem gewissen geringen und für die Gesundheit durchaus erforderlichen Grade auf. Ganz und gar darf aber die Feuchtigkeit der Haut nicht verschwinden; denn heiße und trockene Haut, namentlich an den Händen, bedeutet stets Fieber. Bei gesundem Zustand dünstet in den Tropen der Körper auch des weißen Mannes unendlich viel stärker aus, als in Europa, und in manchen Ländern pflegen die Ärzte geradezu von einem Atmen der Haut zu sprechen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der nach Afrika versetzte

[1]) I, 201. 156.

Mann stärker schwitzt, als der Neger. Im Gegenteil: bei starken Strapazen habe ich den Schweiß, fast möchte ich sagen, in kleinen Bächen von den bronzenen Gliedern meiner Lastträger herunterrinnen sehen. Es rührt dies vielleicht zum größten Teil daher, daß die Schwarzen, wie es scheint, ohne nachteilige Folgen, weit unmäßiger zu trinken pflegen, als die Weißen. Ein Weißer, der das Wasser in solchen Mengen heruntergöße, wie dies von den Negern bei jedem Fluß und jedem Bach geschieht, würde recht bald überhaupt nicht mehr maschieren können.

Das Übernachten oder Schlafen im Freien ist ein eigenartiges Ding; es erschließt tausend Reize der Natur, von denen unsere in weichen Betten und geschlossenen Räumen schlafenden Kulturmenschen sich nichts träumen lassen. Jenen Schutz gegen Kühle und Feuchtigkeit, den man in Europa mit allen Mitteln dem Körper zu teil werden läßt, sucht man im Urwald völlig ungenügender Weise durch einige Decken und ein flackerndes Feuer zu ersetzen, in ungenügender Weise, denn die ungeheure Menge von Feuchtigkeit, die solcher Urwald in sich schließt, findet trotz aller Vorsorge doch einen Weg, um zu den Kleidern — den einzigen, die man mit sich führt — vorzudringen, sei es in der Form von Regen durch die von den Ratten in das Zelttuch genagten Löcher, sei es als aus dem Boden aufsteigende und die Decken durchdringende Nässe, sei es als Tau, der sich durch den Zwischenraum zwischen dem Erdboden und den Zeltwänden Bahn bricht. Früh morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, wirst du in solcher Lage stets mit leichtem Zähneklappern und einem unangenehmen Gefühl des Fröstelns aufwachen. Mit Erstaunen wirst du alsdann bemerken, daß die Decke, in welche du dich gehüllt hast, die Decke, die dir als Unterlage diente, daß dein Haar und Bart sich schon kaum mehr feucht, sondern beinahe naß anfühlen.

Schon die Vorbereitungen zu einem solchen Nachtlager müssen den, der darüber nicht den Kopf verliert, interessieren: die Wahl des Lagerplatzes, das Abladen des Gepäckes, das Herstellen eines für das Zelt bestimmten Ortes durch Umhauen von Bäumen, das Suchen nach Wasser, das Fällen und Herbeischleppen des Holzes, das Aufschlagen des Zeltes, das Anzünden eines großen flackernden Feuers, um das sich die schwarzen Gestalten der Neger wie ebenso viele Teufel herumbewegen, das Abmessen des für die Träger bestimmten Reises, Wassers, Zwiebacks, Tabaks und Rums, das Auskramen der eigenen Lebensmittel, das Kochen, Schmoren und Auftischen unter solchen höchst uranfänglichen Verhältnissen und endlich die Mahlzeit selbst . . . . Es wird geraucht, gescherzt, ge-

sungen, während der flackernde Schein des Lagerfeuers die natürliche Wildheit und Anmut des Urwalds noch vermehrt, es wird ein kleiner Rundgang zu den Grenzen des bloßgelegten Gebietes gemacht und endlich das längst vorbereitete harte Lager aufgesucht. Noch schläft man nicht, noch blickt man in die Flammen des entweder mitten im Zelte oder draußen vor dem Zelteingang weiter glimmenden Feuers und lauscht, an alle Lieben und an alles Liebe daheim denkend, den vielerlei seltsamen und zum Teil etwas unheimlichen Stimmen, die nächtlicherweile im Urwald laut werden. Vielleicht glitzern, wenn das Feuer niedergebrannt ist, sei es durch die niemals fehlenden Löcher eines viel gebrauchten Zeltes sei es durch die Eingangsöffnung die Sterne herein, wenn nicht gar der Mond die abenteuerlichen Formen des Waldes mit seinem zauberhaften Lichte zu beleuchten beginnt. Am folgenden Morgen fühlt man sich ein wenig gerädert, aber nach fünf Minuten, sobald man erst aufgesprungen ist, geht das vorüber. Und was schadet es auch, solange die Kraft der Jugend ewig und unerschöpflich zu sein scheint, solange man von Erfolg zu Erfolg vorwärts stürmen zu dürfen glaubt[1])?"

---

43. Kapitel.

Das Gebiet des Sambesi im Unterschied von dem des Limpopo: die Bodenbildung der Wasserscheide; der Limpopo; der Sabia; der Sambesi; die Schiffahrt auf dem Sambesi.

Die Bodenbildung der Wasserscheide.

„Das Gepräge des Landes zwischen Limpopo und Sambesi[2]) ist bedingt durch einen flachen, nach Nordwest und Südost sich abdachenden Rücken, der im Südwesten mit einer absoluten Höhe von etwa 4000 Fuß beginnt, in nordöstlicher Richtung verläuft, nach und nach bis über 5000 Fuß ansteigt und dann sich fingerartig in steil abfallende Bergrücken verzweigt. Deutlich unterscheidbare Gebirgszüge von größerer Ausdehnung giebt es außer dem Doro-Gebirge, welches sich in leichtem Bogen von Süd nach Nord über den vorhin erwähnten Rücken hinzieht, nicht.

---

[1]) Bei dieser Schilderung Zöllers darf man nicht vergessen, daß Zöller viel besser und reichlicher ausgerüstet war als Mauch, der z. B. niemals ein Zelt erwähnt, das er mit sich führte. S. oben S. 39. 67.

[2]) Ergh. 37, 44.

Die übrigen Berggruppen, obwohl mitunter sehr mächtig, bekunden eine mehr gürtelartige Anordnung und erschienen mir immer nur als die härteren, kieselreicheren granitartigen Überbleibsel aus der fast durchweg herrschenden Gneisformation. Selbst jene aus der Küstenebene unmittelbar zu 3—5000 Fuß emporragenden, meist kahlen Granitgipfel bedürfen wohl keiner anderen Erklärung als der der Abwaschung (Denudation), wenigstens bemerkte ich nirgends einen eruptiven Granit [1]). Es herrscht überhaupt eine trostlose Einförmigkeit in den Gesteinen, alle tragen den Stempel des Veraltetseins, so daß der Wunsch, eine vulkanische Eruption möchte doch einige bedeutende Änderungen in der Physiognomie des Landes hervorbringen, zu entschuldigen ist. Die ältesten Schiefer, welche oft große Verbreitung haben, liegen bald in leicht hügeligen bald schroffwandigen Erhebungen zu Tage und sind wie überall steil aufgerichtet. An vielen Stellen finden sich in ihnen goldführende Quarzadern, die am reichsten in ihrer Berührungsfläche mit den Chloritschiefern sind. Diese chloritischen Schiefer gehen gern in Serpentin über und der Glimmer im Glimmerschiefer wird häufig durch feinen Eisenglimmer ersetzt.

Noch muß ich zwei Berge erwähnen, Wochua und Wetsa — ersterer in 31° Östl. L. und 20° 45′ S. Br., letzterer 31° 56′ Östl. L. und 18° 40′ S. Br. —, welche ganz allein stehen, sehr hoch sind und deshalb als die vorzüglichsten Landmarken gelten können. Wie aus den Angaben der Eingeborenen sich berechnen läßt, müßte die Rundsicht von ihren Gipfeln einen Durchmesser von über 100 engl. Meilen (160 km) haben [2])."

Der Limpopo.

„Unter den Flüssen, welche aus diesem Gebiete gespeist werden, sind der Sambesi, Sabia und Limpopo als die bedeutendsten hervorzuheben. Allen dreien gemeinsam ist die Eigentümlichkeit, daß sie trotz der zahlreichen und bedeutenden Zuflüsse in ihrem oberen Laufe gegen das Ende der trockenen Jahreszeit nach und nach versanden. Der erstere läßt sich zwar noch mit flachgehenden Fahrzeugen befahren, bei den beiden letzteren nimmt jedoch der Sand dermaßen überhand, daß auf weite Strecken

[1]) Alle Granite sind Eruptiv- oder massige Gesteine, demnach kann Mauch nur sagen wollen, man sieht die Flözgesteine nicht mehr, welche vom Granit durchbrochen wurden, weil sie durch die Wasser fortgeführt sind.

[2]) Daraus würde sich eine relative Höhe von 1500 Fuß etwa ergeben, darnach beträgt, wenn man jenen Rücken an dieser Stelle zu 5000 Fuß annimmt, die absolute Höhe 6500 Fuß.

hin kein Tropfen fließenden Wassers zu sehen ist. Sambesi und Limpopo haben überdies ihre Katarakte und Wasserfälle[1]).

Der Limpopo[2]), welcher seinen Ursprung in der Transvaal-Republik hat und einen großen Bogen beschreibend die natürliche Grenze des genannten Staates bildet, soll seine Mündung etwas nordöstlich von der Delagoa-Bai haben. Er führt sechs verschiedene Namen, je nach den Stämmen, die an seinen Ufern wohnen. Die Uferwälle sind nicht hoch; während der nassen Jahreszeit schwillt er jedoch oft zu solcher Größe an, daß er sie meilenweit ins Land hinein überschwemmt und die muldenförmigen Niederungen an ihm entlang anfüllt. Bis zu dem Wasserfall, der zwischen meinen beiden Kreuzungsstellen von 1868 und 1871 liegt[3]), zeigt er nur die geringe durchschnittliche Breite von etwa 200 bis 250 Schritt, unterhalb desselben verbreitert sich sein Bett zu 1250 Schritt; dann sind seine Ufer kaum mehr deutlich und sein Gefälle wird so unbedeutend, daß die Arme, in welche er sich später teilen soll, einen ganz unentschiedenen Verlauf haben, ohne ein eigentliches Delta an seiner Mündung zu bilden (nach den Aussagen von Corn. Bootha, einem Elefantenjäger).

Soweit ich den Fluß kenne, sind seine Ufer durchweg mit baumartigen Pflanzen bewachsen, man trifft prachtvolle Akazien und einige riesige Langfäden (Combretaceen), welche letztere gewissermaßen unsere heimatlichen Uferweiden vertreten. An den steilen Wänden gedeihen Ricinus-Stauden und Schilfrohr vortrefflich und bilden Dickichte, die oft undurchdringlich werden und an die Dschungeln Indiens erinnern. Im mittleren und unteren Laufe kommen dazu große Feigenbäume mit ihrem schattigen Laubdach und ihren mächtigen Büscheln kugelförmiger, eßbarer Früchte (Mesembrianthemum edule und acinaciforme L. „Hottentottenfeigen"), welche von Stamm und Ästen herabhängen; eine Kigelie[4]) mit ihrem schöngefiederten Laube, ihren großen purpursamtnen Blüten und mehrere Pfund schweren, preßwurstförmigen, leider ungenießbaren Früchten tritt ebenfalls häufig auf; dichte Gebüsche einer stammlosen

[1]) Die Stromschnellen des Limpopo finden ihren Abschluß mit den Tolo-Azime-Fällen, welche 12 Stunden oberhalb von der Stelle liegen, wo Mauch auf seiner letzten Reise am 10. August 1871 den Fluß kreuzte. Dieselben wurden von Frederick Elton entdeckt. Vrgl. 1872, 422.

[2]) Vrgl. oben S. 237.

[3]) Diesen Wasserfall hat Mauch nicht selbst gesehen; er schreibt nur Ergh. 37, 35, daß er sich hier befinden „soll", und es könnte hier eine Verwechslung mit den oben genannten Fällen vorliegen.

[4]) S. oben S. 156.

Fächerpalme und Dattelpalmen verleihen einen einigermaßen tropischen Charakter. Wo sein Wasser nicht im Sande verlauft, sondern tiefe Tümpfel in Biegungen erfüllt, ist er reich an genießbaren Fischen, übelriechenden Wasserschildkröten, aber auch an gefährlichen Krokodilen [1]).

Seine Nebenflüsse von Norden her teilen mit ihm so ziemlich dieselben Eigenschaften, auch sie werden zu sogenannten Sandflüssen von auffallend ungleicher Breite. Beispielsweise hat der Bubye an verschiedenen Stellen über 400 Schritt Breite, während seine Mündung sich kaum bestimmen läßt, insofern sich hier nur kleine seichte Gräben ohne Wasser zwischen undurchdringlichem Dickicht vorfinden."

Der Sabia.

„Den Sabiafluß oder Sabi [2]) kenne ich aus eigener Anschauung nur in seinem oberen Laufe; seine zahlreichen Nebenflüsse, die ich fast alle zu überschreiten hatte, sind bedeutend, und auch er selbst bildet nur wenige Meilen von seinem Ursprung ein ganz ansehnliches Flüßchen von 60 Fuß Breite bei einer Tiefe von 3 Fuß. Trotzdem versandet er aber auch und zwar so sehr, daß unterhalb der Vereinigung des Lunde mit ihm keine Stelle zu finden ist, welche Zeugnis von der Anwesenheit fließenden Wassers gäbe bei einem tiefen Sandbett von 800 Schritt Breite. Lange fließt er in engem Felsenthale zwischen bewaldeten Abhängen dahin, oftmals über herabgestürzte Granittrümmer tobend. An seiner Mündung wurde vor einigen Jahren eine französische Faktorei unter portugiesischem Schutz errichtet."

Der Sambesi.

„Der Sambesi oder Zambesi [3]) ist unter den dreien der bedeutendste Fluß. Mit ihm erging es mir ähnlich wie 4 Jahre vorher mit dem Limpopo; vergeblich erkundigte ich mich darnach, wieviel Tage man noch gehen müsse, um „sein Wasser zu trinken"; aus einer Entfernung von zwei Tagemärschen konnte ich jedoch bereits die hohen Berge erkennen, die ihn auf dem nördlichen Ufer begleiten. Als ich endlich das Ufer erreicht hatte, gab man mir den Namen Nyantsa an. Kaum konnte ich

[1]) Vincent Erskine zählte auf einer 50 Fuß im Durchmesser haltenden Sandinsel nicht weniger als 50 große und eine Anzahl kleiner Krokodile; um ihretwillen setzt man über den stellenweise nur 4 Fuß tiefen Fluß in Kanoes. 1869, 382.

[2]) Ergh. 37, 45.

[3]) Ergh. 37, 45. Mauch erreichte den Sambesi wenige Stunden oberhalb Senna s. oben S. 118.

das jenseitige Ufer unterscheiden, so breit war er und so sehr war die Atmosphäre mit Rauch erfüllt; hohe Schilfgräser bedeckten die Ufer und die zahlreichen sandigen Inseln, doch ist seine Tiefe nur eine geringe. Die kleinen Boote oder Kanoes von ausgehöhlten Baumstämmen verschwinden ganz auf der großen Wasserfläche. Sein breites Thal ist stellenweise sehr dicht bewachsen, und eine stämmige Akazie mit grünlichgelber, glatter Rinde, Gebüsche mit glänzenden Blättern und kirschartigen, wohlschmeckenden Früchten (Zizyphus Judendorn)[1]), die beim Limpopo erwähnten Feigenbäume und die Kigelie fallen am meisten ins Auge.

Kurz unterhalb der portugiesischen Militärstation Mazaro beginnt das Delta. Herrliche Mangobäume (Mangifera Gabonensis Aubry-Lecomte, afrik. Mangobaum) mit ihren duftenden Blüten und aromatischen Früchten luden wahrscheinlich zur Anlage dieser Station ein[2]). Ein sehr schmaler Arm trennt sich daselbst vom nördlichen Ufer und fließt in ostnordöstlicher Richtung, auf weite Strecken hin eingefaßt von einem Wald von hohen Fächerpalmen mit spindelartig verdickten Stämmen (Borassus flabelliformis L.). Die Krümmungen dieses Armes sind so bedeutend, daß man in den gebräuchlichen, allerdings plump ausgeführten Fahrzeugen 5—6 Tage nötig hat, um das Städtchen Quelimane zu erreichen, während man zu Lande, in einer Sänfte getragen, bereits am dritten Tage anlangen kann. Etwa halbwegs herauf steigt die Flut, deren Grenze ganz deutlich bemerkt wird. Der Arm nimmt rasch an Breite und beständiger Tiefe zu, die Ufer werden schlammig, die schwimmenden Süßwasserpflanzen, hauptsächlich vom Schirefluß herabgebracht, verkümmern und versinken, Büsche und Bäume am Ufer werden andere, Haine aus Kokospalmen treten auf und werden häufiger, die Bevölkerung wird immer dichter, bis man endlich die freundlichen Häuser von Quelimane, überragt von zahlreichen Wipfeln der Kokospalmen, aus einer Entfernung von beiläufig 5 engl. Meilen (8 km) erschaut. Mit gutem

---

[1]) Zizyphus lotus W. liefert die „Brustbeeren“ Nordafrikas, die schon im Altertum viel gegessen wurden, so namentlich von den Bewohnern von Tunis und Tripolis, die darum „Lotophagen“ hießen. Den Begleitern des Odysseus (Od. I. 84) mundeten die Beeren so sehr, daß sie mit Gewalt auf das Schiff zurückgebracht und, damit sie nicht wieder entweichen konnten, an die Ruderbänke festgebunden werden mußten.

[2]) Die Steinfrucht hat die Größe eines Schwaneneies und enthält einen Kern, der kakaoähnlich riecht; man macht daraus das Dika-Brot, das wie Chokolade benützt wird. Das Fett der Kerne (70 bis 80 Proz.) kann zur Bereitung von Kerzen und Seife benützt werden.

Winde läßt sich dann in regelrecht gebauten Booten die Mündung dieses Armes, Quaqua genannt und schon den Arabern bekannt, erreichen, wo gewöhnlich die beladenen Schiffe vor Anker liegen, um den günstigen Augenblick zum Passieren der Sandbarre zu erwarten. Ich will hier erwähnen, daß das französische Schiffchen von 270 Tonnen Gehalt, auf dem ich die Rückfahrt nach Europa machte, bei der Überwindung dieses Hindernisses achtmal aufstieß, ohne jedoch irgend welchen Schaden zu nehmen, dank der wenig bewegten See und der eben eintretenden Ebbe.

Von den Nebenflüssen des Sambesi von Süden her führen ihm die mehr westlichen ansehnliche Wassermengen zu, die östlichen jedoch leiden an dem bedauerlichen Übel des Versandens so zwar, daß die Eingeborenen, welche an den Ufern wohnen, tiefe Löcher in den zusammengebackenen Sand der Flußbetten graben müssen, um Trinkwasser zu bekommen."

Die Schiffahrt auf dem Sambesi.

Zunächst sind es Kähne, welche den Verkehr auf dem Fluß vermitteln, und zwar unterscheidet man dreierlei Arten[1]: Almandia, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehend, das gewöhnliche Fahrzeug der Neger, meist für eine oder zwei Personen; Koscho, größer, länger und tiefer, aus den riesigen Stämmen der Wälder von Shupanga gezimmert, faßt bis zu 20 Personen; Eskaleros, gut gezimmerte Barken mit 3 bis 4 Ruderbänken. Indessen drohen der Schiffahrt mancherlei Gefahren, so namentlich durch Pflanzeninseln, die hin- und herschwimmen. Vor allem ist hier die Muschelblume (Pistia stratiotes L.) zu nennen, welche wahrscheinlich den Wasserlinsen beizuzählen ist. Stengel und Blatt sind verwachsen, die Blüten sind nackt, mit Blumenscheiden versehen, und gleichen einer Muschel. Auf dem unteren Sambesi heißen sie „Wilulu", sie treiben allein auf dem Wasser, bis sie einen Kameraden finden; dann vereinigen sie sich, werben, je weiter sie schwimmen, immer neue Gefährten an und bilden unter Umständen Massen von vielen Tausenden, die sich mit andern Arten von Wasserpflanzen und Treibholz verwickeln, bis sie endlich schwimmende Inseln bilden. Häufig erzeugen auch Schilf und Papyrus Inseln[2], wozu Massen von anderen Wasserpflanzen treten, deren Fasern und Wurzeln so innig durcheinander verflochten sind, daß ein Mensch auf ihnen stehen kann. Sie haben zuweilen ziemlich große

---

[1]) Kath. Mission 1884, 162. P. Spillmann 304. 318.

[2]) Johnston 148. Backer über die bekannten Inseln auf dem Nil zwischen Chartum und Gondokoro.

Ausdehnung und können für wirkliche Inseln gehalten werden, bis ihre Bewegung mit der Strömung beobachtet wird. Sie sind veränderlich in Gestalt und Größe je nach der Jahreszeit. In der Regenzeit zerteilen sie sich in 2 bis 3 Stücke, welche durch seichte Kanäle voneinander getrennt sind. In der trockenen Jahreszeit verringert sich ihre Zahl, weil die Gewässer zurücktreten. Weiße Reiher und viele Wasservögel hausen auf ihnen, und die Flußpferde spielen um ihre schilfreichen Ufer. Die großen Inseln werden von Elefanten und Büffeln besucht, welche mit Leichtigkeit vom Festland dahin und zurück schwimmen. Unzählige Wasservögel: Störche, Pelikane, Komorane, Reiher, Rohrdommeln, heilige Ibisse, Sporengänse und ägyptische Gänse, Meerschwalben und Regenpfeifer besuchen die dichten Verschlingungen des hohen Grases, wo sie seltsame Gruppen mit den Krokodilen bilden, welche gewohnt sind, sich in der Sonne in halbbewußter Glückseligkeit zu wärmen.

Ein weiteres Hindernis für die Schiffahrt bildet nach Dr. R. Andree[1]) die der Mündung vorgelegte Sandbarre, darum kann der Fluß nie eine Kulturstraße werden, wie für Nordafrika der Nil, für Westafrika der Niger. Dazu kommen noch die großen Wasserfälle, die Viktoria-Fälle, wo der Strom über Felswände von 180 Meter (Rheinfall 20,5 Meter) herabstürzt, in 26° 29′ Östl. L. und 17° 54′ S. Br.[2]). Daher klagte auch Livingstone in seinem Werke vom Jahr 1865 sehr über die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Schiffbarkeit entgegensetzen, namentlich über Stromschnellen und Wassermangel. Aber heute sind doch Fortschritte zu verzeichnen, denn es laufen[3]) 2 englische und 1 holländischer Frachtdampfer, 2 englische und 4 portugiesische Kanonenboote auf dem Strom: die Frachtdampfer zwischen Tschinde und Chilomo und den Schire hinauf; sie benützen Holz zur Feuerung, aber auch Kohle von Tschinde, da englische Kohle zu teuer wäre. Die Ladung besteht aus Kaffee und Elfenbein aus den Schirehochländern und Ölsamen vom Sambesi. Weiter aufwärts nach Senna und Tete werden die Ladungen durch Lichterschiffe und Kanoes befördert, die noch manchmal von den Flußpferden umgeworfen werden. So ging durch diese im Jahr 1891 eine Ladung von Elfenbein im Werte von 8000 Mark zu Grunde. Vom Fort Salisbury,

[1]) II, 88.

[2]) Vrgl. Livingstone, Neue Missionsreisen in Afrika; Ed. Mohr, Nach den Fällen des Sambesi, Leipzig II, 33; Dr. Emil Holub; Dr. Andree, Forschungsreisen; Serpa Pinto, Wanderungen quer durch Afrika II, 134.

[3]) Vrgl. Globus 1892.

dem englischen Hauptort in Maschona-Land, ist bis Tete eine Straße geführt, auf der man in 10 Tagen diese Entfernung zurücklegt. In Senna, wo bisher die holländische „Ostafrikanische Genootschap“ ihren Sitz hatte, liegt der Handel darnieder, er beginnt sich in Muzongoa, 160 km weiter aufwärts, wo Europäer und indische Banianen ansässig sind, zu heben.

---

44. Kapitel.

Das Gebiet des unteren Sambesi: der Reichtum an Tieren; wertvolle Erzeugnisse; Klima und Jahreszeiten.

Der Reichtum an Tieren.

„Wenn sich die Vegetation dieser Länderstriche Afrikas [1]) auch nicht an Pracht und Mannigfaltigkeit der Formen mit jener von Indien und Brasilien messen kann, so haben diese afrikanischen Gegenden denn doch eine herrliche Entschädigung in ihrer Tierwelt. Wer würde sich nicht darüber freien, die meisten der in unseren Tiergärten hinter starken Eisengittern oder in leicht eingezäunten Antilopenwiesen zu sehenden Tiere auch in ihrem Vaterlande, in der Freiheit beobachten zu können? Kommt man dabei hin und wieder einigen gegenüber in verzweifelte Lagen, wo der Wunsch sich regt, sich selbst hinter starken Eisengittern gesichert zu sehen, so üben doch die zufälligen und ungefährlichen Begegnungen einen unwiderstehlichen Reiz aus, auch wenn der Forscher kein leidenschaftlicher Jäger ist. Die häufig sich bietenden Gelegenheiten, die Tiere in ihrer Freiheit zu beobachten, tragen zur Beseitigung vieler irrigen Meinungen bei.“

Man darf übrigens nicht glauben, daß es in Afrika nicht auch Gebiete gebe, die es an Üppigkeit der Vegetation mit jedem anderen Festland aufnehmen, so schreibt Johnston[2]) über eine Kongo-Landschaft: „Die Zahl unserer Eigenschaftswörter ist zu dürftig, um den Pflanzenwuchs zu schildern. Wir müßten in der Sprache Mittelafrikas reden, welche mitunter 7 verschiedene Ausdrücke für einzelne Gattungen der Waldgewächse hat. Es herrscht eine Üppigkeit vegetabilischen Wachstums, welche einer entsprechenden Darstellung, sei es mit der Feder oder dem Pinsel, spottet. Die heiße Sonne und der weiche Schlamm rufen eine

---

[1]) Ergh. 37, 46.
[2]) S. 28.

Vegetation ins Leben, deren schlanke Großartigkeit und ungeheures Wachstum an die Wälder der Steinkohlenperiode erinnert und vor unseren Augen in unseren entarteten Tagen die Majestät des Pflanzenreiches vergangener Zeiträume wieder hervorzaubert.“ Wenn nun diese Üppigkeit am Sambesi nicht ebenso hervortritt, so liegt der Grund nach Dr. Ratzel[1]) darin, daß das Sambesigebiet eben nach Bodenbeschaffenheit wie nach Bewohnern den Übergang zwischen Süd- und Mittelafrika bildet. Der Sambesi mündet durch eine schmale Lücke, die das mittelafrikanische Ostgebirge von dem südafrikanischen, insbesondere dem des Matebele-Landes trennt. Und so treffen wir auch hier den Übergang zur mittelafrikanischen Tierwelt. Zu den oben schon angeführten Tieren Südafrikas treten Vertreter der Tropen, wie Papageien, verschiedene Arten von Affen; im Sambesi zeigen sich Sägefisch und Schwertfisch, welche vom Meer dahin gelangen[2]). Am Abend verlassen die Nilpferde den Fluß, gehen an das Land zur Weide und stoßen dabei ihr gewaltiges „Brm, brm“ aus, das man weithin hört[3]). Trocknet die Sonne die Nebenwasser und Tümpel aus, so verkriechen sich die Fische in den tiefen Sand, wo man sie schon in einer Tiefe von 2 bis 3 Meter noch ganz munter fand[3]). Das machen ihnen selbst die schwarzen Jungen nach, die das Sandbad sehr lieben: sie legen sich auf den Bauch, dann rollen sie über die Sandfläche und verkriechen sich so tief wie möglich im Sand, bis sie wieder aufspringen[3]). Was dem Sambesithal allein fehlt, das ist, wenigstens von Seschеke bis hinab zu den portugiesischen Besitzungen, das Rindvieh, und zwar wegen der Tsetse, Schafe und Ziegen finden sich dagegen oft in großen Herden[3]). Ein Hauptübelstand jener Gegenden, schreibt Mauch[4]), ist eine kleine Fliege, in Größe und Form unserer Hausfliege nahestehend, doch etwas lichter gefärbt, von der die Eingeborenen behaupten, daß ein einziger Stich genüge, ein Pferd, ein Rind, einen Hund zu töten, während Esel und Ziegen keinen Nachteil davon haben. Nur ein Mittel scheint zu helfen (?), welches auf homöopathischem Grundsatze beruht; die Fliege selbst nämlich, innerlich gegeben, macht die Stiche unschädlich, wie ich an einem Hunde gesehen habe, den ich nach Anwendung dieses Mittels bis an den unteren Sambesi mitnahm und in ganz gesundem Zustande wieder mit meinen Begleitern zurücksandte.“

---

1) S. 360.
2) Dr. Andree II, 8. Dr. Kirk 1866, 438.
3) P. Spillmann 302. 247. 150. 319.
4) Ergh. 37, 48. Vrgl. oben S. 92. 99.

Wertvolle Erzeugnisse.

„An wertvollen Produkten[1]) ist das Land überaus reich. Eisenerz findet sich in ungeheuren Massen als Magneteisen, die Makalaka gewinnen daraus bei ihren ureinfachen Herstellungsmitteln[2]) ein zähes, weiches, auch auswärts geschätztes Metall, das sich leicht zu allerlei Gegenständen verarbeiten läßt. Es fehlt ferner nicht an verschiedenen Kupfererzen: Malachit, wovon ich prächtige Stücke sah, findet sich südlich von Tete. Das wichtigste Metall jedoch ist das Gold, das an unzähligen Orten vorkommt. Wo es in Fluß- und Bachbetten sich findet, ist seine Gewinnung eine sehr einfache, die Eingeborenen waschen in einer Topfscherbe mit leichter Mühe und in kurzer Zeit so viel aus, als sie eben für den einen oder anderen Zweck benötigen; in größeren Mengen es zu besitzen versucht niemand außer den Häuptlingen, welche gewissermaßen ein Anrecht auf die größeren Stückchen haben und dieselben aufbewahren, um bei portugiesischen Händlern Waffen einzutauschen. Gewöhnlich kommt es dickschuppig vor, doch sollen haselnußgroße „Nuggets" (Goldklumpen) nicht zu den Seltenheiten gehören. Aus seiner Matrix (Muttergestein), dem Quarz, das Gold zu gewinnen, dazu geben sich heutzutage die Eingeborenen nicht die Mühe, aber zahllose verfallene Gruben zeugen von früher lebhaft darauf betriebenem Baue. Ich habe mir die Freiheit erlaubt, ein solches ausgedehntes, nach den Angaben des Häuptlings Samali sehr reiches Feld mit dem Namen „Kaiser-Wilhelms-Feld" zu bezeichnen. Es wird nördlich und südlich von mächtigen Bergrücken begrenzt, die an ihrem östlichen Ende je eine unersteigliche Kuppe gleichsam dem Rücken aufgesetzt haben; die nördliche zweispitzige Kuppe nannte ich „Bismarck"; sie überwacht, dem Felde näher liegend, ebensowohl die Fläche desselben als auch ein zweites Goldfeld an dem Flusse Masore (Mazore), während ich die andere Kuppe im Süden mit dem Namen „Moltke" bezeichnete, da sie das schon seit Jahrhunderten bekannte Goldfeld von Manica bekämpft, denn alle drei Goldfelder werden gewiß miteinander in Wettstreit treten.

Ferner zeigt der Sand mehrerer Flüsse im Nordosten, wie des Gawerefi (33° Östl. L. 18° S. Br.), daß man auf Edelsteine rechnen darf. Eingeborene bestätigen, daß die Weiber in Magonys Bezirk und Manica bei Festlichkeiten in ihren durchlöcherten Oberlippen und Ohrläppchen

[1]) Ergh. 37. 48,

[2]) S. oben S. 244.

anstatt der gewöhnlichen Rietstengel oder Holzstückchen Steine von großem Glanz und verschiedener Farbe tragen [1]).

Daß ich bei all diesen Nachrichten und zum Teil selbstgemachten Beobachtungen mich nicht weiter deren genauerer Erforschung befliß, daran ist einesteils der gänzliche Mangel an jeder Art von Tauschwaren, andernteils der furchtbare Fieberzustand schuld, in dem ich mich befand, so daß ich nur darauf bedacht sein mußte, wenigstens mein Leben zu retten, um abgesehen von diesen Notizen über den wirklichen Wert des Landes auch die in meinen Augen weit höher zu schätzenden Nachrichten über die Ruinen von Simbabye nach Hause bringen zu können."

Klima und Jahreszeiten.

„Das Klima [2]) ist ein tropisches, die Temperatur wirkt jedoch sehr verschieden auf den menschlichen Körper, je nachdem man sich in der Niederung an der Küste oder im 4- bis 5000 Fuß hohen Inneren befindet. An der Küste ist eine Temperatur von 25° R. fast unerträglich, während im Innern ein viel höherer Wärmegrad mit Leichtigkeit ertragen wird. Ich schrieb z. B. mehrmals 45° R. in der Sonne, 32° im Schatten auf und vermochte dennoch meinen Marsch fortzusetzen, während 25° R. im Schatten an der Küste eine wahre Qual waren. Von der Trockenheit der Luft im Innern möchte ich als Beispiel anführen, daß ich öfters während der heißesten Tageszeit das Schreiben mit Tinte einzustellen hatte, weil die Flüssigkeit in der Feder schon bei den ersten Worten, die ich zu Papier gebracht hatte, vertrocknete; die Farbe im Malerpinsel verdickte sogar, bevor ich das Papier berührte. Der Wechsel der Temperatur im Innern ist sehr bedeutend. Es ist im Monat August keine Seltenheit, das Thermometer von 25° R. um Mittag auf 0° gegen Morgen sinken zu sehen.

Jahreszeiten giebt es nur zwei, die nasse oder den Sommer (während unserer Wintermonate) und die trockene oder den Winter. Der

---

[1]) Durch die Bemühungen von Kapitän Paiva de Andrada wurde eine Gesellschaft gebildet zur Ausbeutung von Kohlen- und Goldfeldern am Sambesi. Das Unternehmen ist ziemlich großartig angelegt. 1881 ging eine Reisegesellschaft von Senna nach Manica, um die altberühmten Goldminen zu besichtigen. 1879, 435. 1882, 276. 315. 432. Die Ergebnisse sind niedergelegt in den Proceedings der R. Geogr. Society 1882, 6 und 7. Mineningenieur H. Kuß entwarf eine geologische Skizze des Gebiets am unteren Sambesi. Bull. de la Société géologique de France 1884, XII Nr. 5, 303; 1884, 233.

[2]) Ergh. 37, 47.

Eintritt der ersten Regen fällt in den Oktober, die letzten Gewitter und Regen sind Ende Mai zu erwarten. Im Winter hat man vorherrschend östliche Winde, die nordöstlichen sind trocken, von ziemlich gleicher Stärke und mitunter wochenlang anhaltend. Schlägt der Wind nach Ost und vollends Südost um, so entwickeln sich alsbald leichte Nebelwolken, die immer dichter werden und vom Winde gejagt meist in leichten Nebelregen sich auflösen; sie halten oft tagelang an und die dadurch entstehende feuchte Kälte wird so empfindlich, daß man vergißt, daß man in der Tropengegend sich befindet. Während des Winters wird überall das dürre Gras abgebrannt und mit dem Rauche füllen sich die unteren Schichten der Atmosphäre in solcher Weise, daß Berge in geringer Entfernung unsichtbar sind, daß die Sonnenstrahlen gar nicht mehr durchdringen können und die Sonne bereits verschwindet, wenn sie noch 9° über dem Horizonte sich befindet. Gegen Ende des September oder auch schon etwas früher machen Westwinde die ersten Versuche, sich zu behaupten, es treten Kämpfe zwischen den verschiedenen Luftströmungen ein, es entstehen Wirbelwinde, und es ist alsdann keine Seltenheit, ein halbes Dutzend solcher Achsensäulen zugleich über die schwarzen Flächen dahinwirbeln zu sehen. Mit wenigen Ausnahmen kommen die Gewitter aus Westen, und sie sind auch nicht selten von Hagel begleitet. Die Niederschläge sind dann oft so bedeutend, daß in den ganz unschuldig aussehenden Betten der Sandflüsse das Wasser einer Mauer gleich daherströmt und seine gewöhnlich hohen Ufer überflutet. Der unscheinbarste Bergbach wird zum wütendsten Strome, bricht sich neue Bahnen, entwurzelt Bäume, zerstört Hütten und reißt alles in buntem Wirrwarr mit sich in die Tiefe."

Mauchs Schilderungen der Völkerstämme von Südostafrika.

45. Kapitel.

Übersicht über die Völkerstämme Südafrikas: die Ethnographie Afrikas; die Hottentotten; die Buschmänner; die Kaffern.

Die Ethnographie Afrikas.

Es dürfte wohl am Platze sein, wenn wir Mauchs Schilderungen der Eingeborenen von Südostafrika eine kurze Übersicht voranschicken über

die Bewohner Afrikas überhaupt. Früher, als die Ethnographie noch kaum den Rang einer selbständigen Wissenschaft beanspruchen konnte, da war eben jeder Bewohner Afrikas, wenn er nur schwarze oder dunkelfarbige Haut, Wollhaare, vorstehenden Unterkiefer, wulstige Lippen und breite Nase hatte, schlechtweg ein Neger. Die genaue Durchforschung Afrikas hat aber den Anthropologen immer mehr Merkmale und Gesichtspunkte an die Hand gegeben, vermöge welcher auch die sog. Neger in verschiedene Rassen geteilt werden müssen.

Man unterscheidet heutzutage 5 Rassen, welche in Afrika wohnen[1]: die Hottentotten im äußersten Süden und Südwesten; die Kaffern im Osten davon bis über den Äquator herüber; die Neger im westlichen Mittelafrika und im Sudan; die Fulah im Nordwesten und Norden; endlich die mittelländische Rasse im Nordosten und Norden. Von diesen Rassen gehörten die vier erstgenannten immer Afrika an, die fünfte ist eingewandert. Doch sind auch jene vier einheimischen oder autochthonen Rassen mit der Zeit auf dem afrikanischen Festland in andere Wohnsitze gedrängt worden.

Das Gebiet, welches Mauch bereiste, also der Südosten Afrikas, beherbergte ursprünglich die hottentottische Rasse, welche von der Südspitze bis zum 18° S. Br. wohnte. Was man von Resten früherer Bewohner findet, deutet auf Hottentotten. Sie wurden aber durch die von Norden her andrängenden Kaffern in den tiefsten Süden und von da späterhin in den Südwesten gedrängt, bis sie ihre heutigen Wohnsitze im Südwesten bis 19° S. Br. einnahmen.

Die Kaffern, welche im Osten und Norden von den Hottentotten wohnen, sind also hier nicht von Anfang an ansässig, sondern sind seiner Zeit von Norden nach Süden gewandert, sie waren, dafür giebt es viele Beweise, in naher Berührung mit den aus Asien eingewanderten hamitischen Völkern. Sie wanderten zum Teil aber auch von Ost nach West quer durch den Kontinent, denn man findet eine nicht zu verkennende Übereinstimmung mancher Sprachen im äußersten Nordwesten und im Nordosten ihres Gebietes.

---

[1]) Wir folgen hier im allgemeinen der Auffassung von Robert Hartmann und Friedr. Müller (Allgem. Ethnographie, Wien 1873), welche mindestens an Übersichtlichkeit abweichende Ansichten über Afrikas Bevölkerung übertrifft. Übrigens ist hier nicht der Platz, ethnographische Streitfragen zu behandeln; es ist aber durch die Schilderungen Mauchs wohl auf diese und jene Völkerschaft und ihre Stellung in der Ethnographie neues Licht gefallen.

Auch von den eigentlichen Negern[1]), deren Gebiet Mauch nicht betrat, können wir Wanderungen nachweisen; die Sklaverei, welche schon geübt wurde, ehe nur die Weißen hier ihre schwarze Ware holten, mag dazu häufig Veranlassung gegeben haben.

Auch die Fulah, welche von der nordwestlichen Ecke bis nach Nubien hin wohnen, haben mit der Zeit ihre Wohnsitze geändert, da sie von Norden her immer mehr in die Gebiete der Negerrasse eindrangen.

Die größten Wanderungen vollführten aber die Stämme der sog. mittelländischen Rasse oder die Hamiten. Friedr. Müller setzt die Einwanderung der Ägypter, welche von Asien kamen, etwa in das Jahr 5000 v. Chr., da sie im Jahr 4000 schon einen monarchischen Einheitsstaat bilden mit hochentwickelter Kultur. Vor den Ägyptern wanderten aber deren Verwandte: die Berber, die Somali, die Dankali, die Galla und andere Stämme in Afrika ein, eine Einwanderung, die erst nach und nach erfolgte und wohl vor dem Jahre 6000 v. Chr. begann. Also muß der erste Anstoß zu den Wanderungen in Afrika weit zurück in die graue Vorzeit verlegt werden.

Die Hottentotten.

Die Rasse der Hottentotten ist zu erkennen an den Wollehaaren, die sie tragen und zwar nicht als Vließ, sondern in Büscheln. Sie stehen in dieser Beziehung neben den Papuas Neuguineas, die auch wollhaarige und büschelhaarige Menschen mit dunkler Hautfarbe sind. Man muß aber zwei Stämme unterscheiden: 1. die eigentlichen Hottentotten und 2. die Buschmänner.

Die eigentlichen Hottentotten wohnen heute im westlichen Teil der Südspitze Afrikas etwa bis zum 19° S. Br. Früher zerfielen sie in zahlreiche Völkerschaften, von denen uns aber heute kaum noch die Namen erhalten sind. Dieselben sind im Kampf mit den Kaffern und besonders mit den Boers vernichtet worden und verschwunden. Heute finden wir eigentlich nur noch die ziemlich unvermischten Namaqua und die mit Europäern und Kaffern stark gemischten Koraqua, während die Griqua und die in der Kapkolonie lebenden Hottentotten ihren ursprünglichen Typus durch Vermischung mit Weißen und deren Sklaven so ziemlich ganz verloren haben.

[1]) Robert Hartmanns „Nigritier“.

Die Hottentotten[1]) sind klein, meist zwischen $4^1/_2$ und $5^1/_2$ Fuß groß, der Rumpf, namentlich das Becken ist kräftig gebaut, Arme und Füße dagegen schwach und zart. Der Schädel ist länglich, die Stirne klein, gewölbt und vorstehend, das übrige Gesicht platt; die Augen stehen weit voneinander ab, die Nase ist an der Wurzel breit, aber wenig vorspringend. Die Backenknochen treten stark hervor. Die Haut ist fahlgelb bis dunkelgelb, die Handteller und Fußsohlen sind heller als der übrige Körper. Die Farbe der Schleimhäute und der Lippen ist gräulich. Das Haar wächst in kleinen Büscheln, welche, wenn kurz gehalten, das Ansehen einer harten Schuhbürste darbieten, mit dem Unterschiede, daß sie in runde Ballen etwa von der Größe einer Erbse gedreht und gewunden sind. Wenn man den Haaren erlaubt zu wachsen, so hängen sie in den Nacken in „harten gedrehten Strähnen, nicht unähnlich gewissen Arten von Fransen[2])". Kräftiger Bart kommt sehr selten vor, auch die übrige Behaarung ist sehr schwach. Der Name Hottentotten wurde ihnen von den Weißen beigelegt und bedeutet nach Plötz „Stotterer".

Die Kleidung der Hottentotten besteht aus dem Lendengürtel und einem über den Rücken geworfenen Fell vom Schaf, Schakal oder von der Wildkatze; der übrige Körper, welcher nackt bleibt, wird mit Schaffett eingerieben. Als Zierat tragen sie unten an den Waden Lederringe und an den Armen Ringe aus Knochen, Elfenbein, Glasperlen oder Messing. Die Weiber bemalen das Gesicht mit roter Erde oder Kohlenpulver. Ihre halbkugelförmigen Hütten gleichen einem Bienenkorbe: sie stellen Baumäste käfigartig zusammen und decken sie mit Fellen und Matten oder mit aufeinander gelegten Büscheln. Die Hütten sind im Kreise aufgestellt und bilden so den Lagerplatz. In der Mitte befindet sich das Kleinvieh, außen herum die Rinder. Letztere dienen als Last- und Reittiere, erstere zur Nahrung. Ihr Schaf trägt einen Fettschwanz, der 5, ja 7, selten 9 Pfund wiegt und ein reines, schmackhaftes Fett liefert. Ackerbau wird nicht getrieben, dazu ist der Hottentotte zu sehr arbeitsscheu, dagegen jagt er gern und sammelt im Walde Knollengewächse. Ihr Bier bereiten sie aus wildem Honig durch Zusatz eines gegorenen Ab-

---

[1]) Vrgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, 17; Peter Kolb, Reise zum Kap, Nürnberg 1719; Theophil Hahn im Globus 12, 238, 18, 65; Abbildung bei William Burchell, Travels in the interior of South-Africa, London 1822—24.

[2]) John Barrow, Account of travels into the interior of South-Africa, London 1804 (Deutsch in Leipzig).

sudes der Kriiwurzel, auch bereiten sie aus gewissen Beeren Branntwein. Dem Hanfrauchen sind sie leidenschaftlich ergeben. Die Heiraten kommen sehr einfach zu stande, das junge Paar kommt zusammen, sobald sich die Väter verständigt haben. Vielweiberei ist gestattet, aber wegen der Kosten dem faulen Hottentotten zu umständlich. Das Weib vollbringt alle Arbeit in der Hütte und beim Vieh und trägt dabei beständig ihr kleines Kind auf dem Rücken. Bei Krankheiten spielt der Zauberer oder Regenmacher eine große Rolle; dadurch, daß er Schlangengift verschluckt und sich einimpft, macht er sich selbst giftfest, und sie behaupten, namentlich Schlangenbisse heilen zu können, daher halten sich auch die Boers gerne einen hottentottischen Giftdoktor. Die Toten werden in alte Felle gehüllt und in kauernder Stellung in einem vom Stachelschwein gegrabenen Loche beigesetzt. Dann wird das Grab mit Steinen und Hölzern zugedeckt und zwar immer wieder von jedem Vorübergehenden, da sie die Seelen der Abgeschiedenen verehren oder fürchten. Tanz und Musik lieben die Hottentotten über alles und so feiern auch sie, wie alle Wilden, lang dauernde Feste, wozu Hämmel geschlachtet werden und viel, sehr viel Bier bereitet wird.

Die Buschmänner.

Der zweite Stamm der Hottentottenrasse, nämlich der der Buschmänner, unterscheidet sich durch viele Merkmale von den eigentlichen Hottentotten.

Sie selbst nennen sich Saap, Sâp, in der Mehrzahl Sân, was wohl die „Seßhaften" bedeutet, die Kaffern nennen sie Aba-tua und die Holländer Bosjesmans, worin man schon eine Vergleichung mit dem Waldmenschen, dem Orang-Utan, finden wollte. Sie wohnen mehr in den gebirgigen Teilen Südwestafrikas bis hinauf an den Kunene und Sambesi, sind über das Jagdleben nie hinübergekommen und stehen daher auf einer viel niedrigeren Bildungsstufe.

Der Buschmann[1]) ist zwerghaft klein, höchstens 3 bis 4 Fuß groß und dabei schlank und dürr. Fettleibigkeit kommt nur ausnahmsweise vor, nur der Bauch ist aufgetrieben, eine Folge der unregelmäßigen Lebensweise. Der Kopf ist unförmlich, auf dem Scheitel eingedrückt und stark nach hinten verlängert; die Haare sind pfefferkornförmig verfilzt;

---

[1]) Vrgl. Fritsch, drei Jahre in Afrika, Breslau 1868; Theophil Hahn, Globus 18, 85; Dr. Ratzel 53; Abbildung ebenda 45, 47; Pet. 1872, 191 schildert die Einwirkung von Klima und Nahrung auf den Buschmann.

die Backenknochen treten weniger als beim Hottentotten hervor, da der Kopf in der Schläfengegend verbreitert ist; die Nase ist flach, der untere Teil des Gesichtes stark vorspringend (prognath). Große, unförmliche Ohren, sowie die kleinen, unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen tragen nicht zur Schönheit bei und geben dem Gesicht den affenartigen Ausdruck. Die Lippen sind mäßig aufgeworfen. Der Körper ist wohlproportioniert, Hände und Füße sind zierlich und zart, die Daumenzehe tritt nicht so hervor, wie beim Hottentotten, daher erscheint der Fuß vorne abgestumpft. Ein Namahottentotte bemerkte darum: „Wir Nama haben schmälere und zierlichere Füße als die Sân. Deshalb nehmen wir sie auf die Elefantenjagd mit, daß, wenn die angeschossenen Tiere uns verfolgen, sie der breiteren Spur der schnellfüßigen Buschmänner nachlaufen und wir leichter entfliehen können.“ Auffallend ist, wie fett sich die kleinen Leute in kurzer Zeit mästen können, bei den Weibern zieht sich das Fett in das Gesäß, wie auch bei den Hottentottinnen.

Auch der Buschmann liebt die Musik, daneben hat er ein ungewöhnliches Sprachtalent und kann zeichnen und malen, wie die Tierzeichnungen auf Felsen in Südafrika beweisen, welche meist samt und sonders auf Sân zurückzuführen sind. Aber daneben ist er ebenso faul und träge, wie der Hottentotte, und den berauschenden Getränken und dem Rauchen gleich leidenschaftlich ergeben.

Der Buschmann übertrifft den Hottentotten in der Kleidung durch noch größere Einfachheit, er ist fast ganz nackt bis auf schmale Lappen von Fellen, die er als Lendengürtel umbindet. Wird es kalt, so legt er ein größeres Fell um oder vergräbt er sich in dem durch Feuer vorher erwärmten Sande. Die gleiche Einfachheit zeigt sich auch im Bau seiner Hütte; da er meistens als Jäger wandert, so genügt ihm oft das von irgend einem Tier — Stachelschwein, Erdferkel — gegrabene Loch oder eine Felsspalte, die er durch Moos, Gras oder Baumzweige etwas wohnlich macht. Nur wenn er irgendwo länger verweilt, weil die Jagd ergiebig ist, baut er aus zusammengetragenen Steinen oder mit Pfählen eine Hütte, welche er mit Baumzweigen, Gesträuchen, Matten oder Fellen deckt. Und was er schießt, dient ihm zur Nahrung; fast kein Tier flößt ihm Abscheu ein vom Elefanten herunter bis zu den Heuschrecken, die er geröstet mit Heißhunger verzehrt. Besondere Freude bereitet dem Sân das Auffinden eines Nestes der wilden Bienen, er ißt sich satt am Honig seiner „Milchkuh“, wie er die Biene nennt; sodann nimmt er das Nest durch ein Zeichen, das er anbringt, in Besitz und hütet streng den einmal in

Besitz genommenen Bienenstock. Lieferte die Jagd überaus reichen Fleischertrag, so denkt er an die Zukunft, er zerlegt das Fleisch in Schnitten, trocknet sie in der Sonne und bewahrt sie an sicherem Orte auf. Nie sieht man den gewandten Jägersmann ohne seinen Bogen — daher die Bezeichnung „Bogenmann" (Abatua), welche der Kaffer für ihn hat; diese Waffe ist etwa 3 Fuß lang und mit den Gedärmen der Wildkatze bespannt. Der Pfeil, ein Rohr von etwa 1½ Fuß Länge, trägt oben die mit Widerhaken versehene Spitze aus Knochen oder Eisen, welche mit Gift — von Giftblumen, wie Haemanthus toxicaria, oder aus den Drüsen der Giftschlangen — bestrichen sind. Des Buschmanns Pfeil ist mehr gefürchtet als das schwere Gewehr des Boers. Heirat und Familienleben ist ähnlich wie beim Hottentotten, auch hier ist die Stellung der Frau eine sehr gedrückte. Seine Religion steht sehr niedrig, die Furcht vor bösen Geistern ist größer als die Verehrung der guten, er trägt zum Schutze Amulette.

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß Hottentotten und Buschmänner, wiewohl in einzelnen Zügen zu unterscheiden, doch auch wieder große Ähnlichkeit zeigen, so namentlich in der Zwerghaftigkeit, in der hellen Hautfarbe, in den büscheligen Haaren und vielfach in der Lebensweise. Es war daher wohl begründet, wenn Theophil Hahn die beiden Stämme als Glieder eines Urvolkes oder, wie Friedr. Müller und andere wollen, einer Rasse auffaßt.

Die Kaffern.

Das Gebiet der Entdeckungsreisen Mauchs fällt hauptsächlich in den Teil Südostafrikas, den heute die Kaffern bewohnen, und so beziehen sich auch die Schilderungen der Eingeborenen, die Mauch uns hinterließ, meistens auf Glieder der Kafferrasse.

Die Kafferrasse oder, wie man sie auch nach dem ihr eigentümlichen Sprachstamm nennen kann, die Banturasse hat ihren Namen, wie oben[1]) kurz angeführt wurde, von den Arabern erhalten, denn mit „Kafir" wollten sie die Ungläubigen bezeichnen. Die heutige Ethnographie begreift unter diesem Namen sämtliche Volksstämme des südlichen und

[1]) S. oben S. 161. Weiter vrgl. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika, Breslau 1868; William Burchell, Travels in the interior of South-Africa, London 1822—24; Patterson, Reise in das Land der Hottentotten und Kaffern, Berlin 1790; Andersson, Reisen in Südwest-Afrika bis zum Ngami, übersetzt v. Lotze, Leipzig 1858.

östlichen Afrika bis herauf zu den Galla, soweit sie nicht der Hottentottenrasse angehören. Es ist natürlich, daß auch die Kaffern, wo sie an die andern afrikanischen Rassen grenzen, Mischungen oder Anklänge daran zeigen; so zeigen die Kaffern gegen Norden schwarze Farbe, worin wohl der Einfluß der Negerrasse sich zeigt. Viele Merkmale erinnern auch an hamitische oder semitische Einwirkung, so daß auch von dieser Seite her Änderungen des ursprünglichen Typus sich vollzogen[1]).

Das getreueste Bild der Rasse liefern die im Süden Afrikas wohnenden Stämme, sie sind zuerst vom Norden nach dem Süden gezogen, nämlich die Ama-nosa, Ama-tembu, Ama-mpondo und Ama-sulu, wovon die letzteren die bekanntesten sind. Westlich davon leben die Bet-schuana, welche ihrerseits wieder in viele Stammglieder zerfallen, wovon für uns hauptsächlich in Betracht kommen die Basuto, die Ba-hlokwa (Knopfnasen)[2]). Westlich von den Betschuanen wohnen — hauptsächlich in Deutsch-Südwestafrika — die Dama, fälschlicherweise Damara genannt, zu welchen die Herero gehören. An der Delagoabai sind seßhaft die Ama-tongo und westlich davon die Ama-swazi im heutigen Swasiland. Die Matebele, welche nördlich vom Limpopo wohnen, werden unten ausführlich geschildert werden; nördlich von ihnen sind die Wohnsitze der Maschona im heutigen Maschonaland, das an den Sambesi grenzt. Nördlich von diesem Strome trifft man noch die Makua und als nördlichsten Stamm die Suaheli. Im Westen Afrikas zählen hierher noch die Bewohner von Benguela, Angola, Kongo und Loango. Also reichen die Bantustämme 5 bis 6° über den Äquator hinüber, so umspannen sie ganz Südafrika und dazu noch die Insel Madagaskar, deren Ureinwohner einem Stamme der Kafferrasse beigezählt werden, während die herrschenden Madagassen bekanntlich Malayen sind.

Was nun die körperliche Beschaffenheit dieser Rasse betrifft, so unterscheidet sie sich wesentlich vom Neger. Zwar ist das Haar auch wollig und bildet einen Vließ, es ist aber weniger grob. Der Schädel ist langgestreckt, beiderseits abgeflacht, die Stirne hoch und gewölbt, die Nase nicht platt, wie beim Neger, sondern mehr vorspringend, oft gebogen; der Unterkiefer wenig vorspringend, die Lippen sind wenig wulstig und wenig aufgeworfen — ein Hauptunterschied gegenüber vom Negertypus.

[1]) S. oben S. 237 über die Baromapulana.
[2]) S. oben S. 243.

Waden und Schenkel sind kräftiger als beim Neger entwickelt, die Farbe ist im allgemeinen gelbbraun, doch geht sie bald ins Lichtere bald ins Dunklere.

Von Haus aus sind die Kaffern Nomaden und so treiben sie auch heute, meist an feste Wohnsitze gebunden, sehr viel Viehzucht; die Milch ist ein Hauptnahrungsmittel und der Mann besorgt das Vieh. Die Betschuanen bauen auch Kulturpflanzen, diese Arbeit fällt aber dem Weibe zu. Die Kaffern sind sehr tapfer im Kriege, der Häuptling hält unter seinen Kriegern strenge Ordnung, dem besiegten Feinde werden die Viehherden abgenommen und die Unterworfenen werden Sklaven. Mit dieser Behauptung stellen wir uns in geraden Gegensatz zu Friedrich Müller, der[1]) schreibt: „Ein Punkt, in welchem die Kaffern sich wesentlich von den Negern unterscheiden, ist die Abwesenheit der Sklaverei.“ Mauch spricht[2]) ausdrücklich von Maschole d. i. Sklaven der Matebele; allerdings sagt er ebenfalls, daß diese Sklaven mild und menschlich behandelt werden müssen, da es ihnen freisteht, ihren Herrn zu vertauschen. Und so hat auch der gemeine Mann in der Volksversammlung das Recht, seine Ansicht frei und im Widerspruch mit der des Häuptlings zu äußern. Müller stellt überhaupt den Kaffer ziemlich hoch, nach ihm hat der Kaffer eine geringe Freude an aufregenden Getränken und soll auch nicht stehlen; Mauch hat, wie wir oben sahen und noch sehen werden, andere Erfahrungen gemacht. Allerdings steht der Kaffer um mehrere Stufen höher als der Hottentotte, der mit ihm in den Besitz von Südafrika sich teilt, und Mauch selbst erfuhr da und dort eine solch' gute und gnädige Behandlung, wie er sie, da er eben den Kaffer kannte, nicht erwartet hatte.

Sobald der Kaffer die Jünglingsjahre erreicht hat, trägt er einen ziemlich breiten Lendengürtel aus dem Fell irgend eines Tieres, Mädchen und Frauen tragen eine schön bemalte Haut, die bis zu den Knieen reicht. Manche Stämme werfen außerdem noch Ochsenhäute sich über den Rücken, alle aber bestreichen den Körper mit einer dicken Lage von Fett, um ihn vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Die Beschneidung ist bei den Betschuana und bei den meisten übrigen Stämmen üblich. Schmuckgegenstände, wie Ringe, Armspangen und Halsketten aus Metall und Muscheln, sowie Amulette, als Holz- und Hornstücke, Wurzeln, Zähne fehlen keinem Kaffer. Auch wird auf die Frisur der Haare großer Fleiß ver-

---

[1]) S. S. 153.

[2]) S. oben S. 246 und 1870, 8.

wendet. Dem Jüngling wie der Jungfrau werden, wenn die Zeit der Heirat kommt, die Haare geschnitten, ersterem läßt man einen Ring stehen, letzterer ein Büschel. Ring und Büschel werden nun besonders in Arbeit genommen, der erstere mit Klebestoff und Kohlenpulver, das letztere mit Fett und roter Erde, so daß, wenn die andern Haare wieder gewachsen sind, der Mann einen auffallend schwarzen Ring, die Frau in der Mitte ein rotes Büschel trägt. Außerdem werden die Haare mit Federn vom Strauß oder Pfau ausgeputzt. Das Ohrläppchen wird durchbohrt und ein Stückchen Holz durchgezogen. Ist die Öffnung späterhin weit genug, so wird Elfenbein und anderer Zierat, von den Männern häufig die Pfeife oder die Schnupftabaksdose — ein Rohrstück — hineingesteckt.

Ihre halbkugelförmigen Hütten bestehen aus Flechtwerk und haben im Innern 2 oder 4 Stützen, sie sind mit Gras gedeckt und haben nur einen niedrigen Eingang. Die Hütten stehen im Kreise und sind von einer kreisförmigen Umzäunung umschlossen, hinter welcher bei Nacht die Haustiere untergebracht sind. Der Boden der Hütte besteht aus Erde von den Termitenhügeln, mit Kuhmist versetzt, die möglichst festgestampft wird; in der Mitte ist die Feuerstelle, ein Loch mit niedriger Lehmmauer. Ringsherum liegt der übrige Hausrat: Töpfe, Kalabassen[1]), Steine zum Kornmahlen, Schlafmatten, Feuerholz u. a. In der Mitte des Kraals, der meist auf niedrigem Hügel erbaut ist, damit das Regenwasser abläuft, befinden sich die flaschenförmigen Erdlöcher, in denen er sein Korn aufbewahrt.

Von den Nahrungsmitteln ist die Milch weitaus das wichtigste, daher giebt der Kaffer gegen Kühe selbst von seinen Weibern ab. Durch Zusatz von saurer Milch bringt er die süße zum Gerinnen, die Molken werden abgeschöpft und den Kindern gegeben, die dicke Masse, häufig mit Maisgrütze gemengt, ißt der Erwachsene. Er baut daher nahe beim Kraal Mais und Kafferkorn (Sorghum vulgare Pers.) und ißt auch Kürbisse, Rüben und allerlei Knollen. Fleisch verspeist er eigentlich nur bei Festen. Sein Bier (Ubulyala)[2]) bereitet er aus dem Kafferkorn. Die Geräte, sowie die Kleidungsstücke verfertigt der Mann. Seine

---

[1]) Calabasse stammt vom arabischen calabaza, Flaschenkürbis, aus dem Gefäße gemacht werden, die man mit dem gleichen Worte bezeichnet. Die Pflanze wird eben zu diesem Zwecke angebaut. Auf Reisen wird in diesen Kalabassen auch Korn getragen. P. Spillmann 279.

[2]) S. oben S. 78.

Hauptwaffen sind Lanze, Wurfspieß und Keule. Mit einem schweren, eisernen Spieß zertrümmert er beim Umgraben des Bodens die Erdklöße.

Die Gründung eines Hausstandes erfolgt beim Jüngling nicht so bald, erst muß er seinem Häuptling längere Zeit erfolgreichen Kriegsdienst geleistet haben, dann kann er sich mit Erlaubnis desselben um Rinder oder Kühe ein Weib kaufen. Je mehr Kühe einer bietet, desto größere Aussicht hat er, das Mädchen zum Weib zu gewinnen. Letztere sieht in dem Handel nichts Entehrendes, sondern rühmt sich im Gegenteil der Anzahl von Kühen, die für sie geboten wurden. Daher herrscht auch durchweg Vielweiberei, und jeder Vater freut sich, wenn ihm ein reicher Segen von Töchtern beschert wird, da er hoffen kann, durch deren Verheiratung in den Besitz eines großen Viehstandes zu kommen. Wie überall, so knüpfen sich auch bei den Kaffern an die Hochzeit längere Festlichkeiten: die Braut wird feierlich eingeholt, der ganze Kraal hat sich festlich geschmückt, auf dem Kopfe strahlen die bunten Federn, und die Kniee sind mit Ochsenschwänzen reich behängt, und nun muß der Vater der Braut von den Rindern, die er erhielt, auch zwei dran geben und schlachten, das eine für die Seelen der abgeschiedenen Vorfahren, das andere für den Bräutigam. Nun beginnt ein großer Schmaus, es wird ein Hochzeitstanz aufgeführt und Bier dazu getrunken.

Der Vater ist unbedingt das Oberhaupt seiner Frauen und Kinder, die Männer eines Kraals gehorchen dem Stellvertreter des Häuptlings, und diese Stellvertreter sind dem Häuptling unterworfen. So hat dieser eine ziemlich umfangreiche Machtstellung, dafür hat er aber auch über Recht und Gesetz zu wachen und nach dem siegreichen Kriegszug die Beute gerecht zu verteilen. Namentlich hat er Verbrechen wie Diebstahl zu bestrafen, die Sühne besteht in einer Anzahl von Rindern oder Kühen oder aber in der Todesstrafe. Daher wird wenig gestohlen, eher vergreift sich der Kaffer am Besitzstande der Kolonisten.

So ist das Leben der Kaffern ein ziemlich sorgloses; sind die Viehherden besorgt, so liebt er es, ein kleines Rauch- und Schnupfgelage zu halten und dabei alle möglichen Angelegenheiten zu besprechen. Er zeigt eine sichere Beobachtungsgabe und stellt an den Weißen alle möglichen Kreuz- und Querfragen. Er übt auch unbeschränkte Gastfreundschaft und genießt auch solche, wenn er reist.

In der Religion der Kaffern spielt die Furcht vor der Macht der Abgeschiedenen eine große Rolle, man schlachtet zu ihrer Besänftigung Tiere und trägt deren Gallenblase als Amulett, nachdem man die An-

wesenden mit der Galle bespritzt hat. Der Priester ist zugleich Wunderdoktor, Zauberer, er heilt Mensch und Tier, ja im Norden, wo es selten regnet, muß er auch noch den Regen bringen. Kranke werden häufig aus der Umzäunung fortgeschafft, damit sie den Kraal durch ihren Tod nicht entweihen. Ist Aussicht auf Besserung vorhanden, so wird der Kranke wieder geholt und mit Speisen versehen; stirbt er, so stimmen seine Freunde und Angehörigen die Trauerklage an, man gräbt ein Loch in der Nähe der Umzäunung und bestattet den Toten unter Beigabe seiner schönsten Kleider und Waffen. Dann wird das Grab mit Steinen zugedeckt und häufig zum Schutz gegen wilde Tiere mit Dornen bepflanzt. Andere Stämme setzen den Leichnam von Armen einfach den wilden Tieren aus.

Nach dem Tode kommt der Mensch in die Unterwelt, hier findet er alle die Gegenstände der Oberwelt wieder: Häuser, Schafe, Kühe, nur kleiner, er selbst ist klein wie ein Zwerg. Andere aber glauben an eine Verwandlung in Tierformen, am häufigsten in Schlangen; nur die Häuptlinge werden in Löwen oder Elefanten verwandelt. Kommt ein solches Tier dem Kraal nahe, ohne Schaden anzurichten, so ist das ein Besuch eines Abgeschiedenen, der nach den Zurückgebliebenen sieht.

Ein dunkler Punkt im Leben der Kaffern, das sonst nicht ohne Züge ist, die uns ansprechen, ist die Frage, ob sie — Menschenfresser sind. Selbst Friedr. Müller, der sie ziemlich hoch stellt, schreibt[1], daß sie dem Kannibalismus in hohem Grade ergeben seien. Mauch hat bei seinen Wanderungen sie allerdings nicht dabei erwischt; er schreibt aber da und dort, so bei Lomondo, daß man von ihnen den Eindruck von Kannibalen hinwegnimmt. Es mag daher wohl auch der Fall sein, daß der eine oder der andere Stamm, wie die Bergkaffern, auf so niedriger Stufe steht. Überhaupt ist nicht zu vergessen, daß man von Stamm zu Stamm, ja oft von Kraal zu Kraal anderen Sitten und Gebräuchen begegnet, und wenn wir im obigen die Kaffern und ihre Lebensweise im allgemeinen beschrieben haben, so darf man nicht glauben, als ob diese Züge, die hauptsächlich dem Leben der Sulu entnommen sind, schlechterdings auf alle die vielen Stämme der Kafferrasse ebensogut und in ihrem ganzen Umfange Anwendung finden würden.

Doch nun wollen wir sehen, welche Bilder Mauch uns entwirft von jenen Völkern Afrikas; er hat sich ja lange genug in ihrem Gebiete auf-

[1]) S. S. 84.

gehalten, und bei seiner genauen Beobachtungsgabe und seinem trefflichen Humor steht zu erwarten, daß dieselben ebenso wahrheitsgetreu wie unterhaltend sein werden.

---

46. Kapitel.

Die Baromapulana: Lomondo; beim Häuptling Sewaas; die Namen der Wilden.

Lomondo.

„Am Sonntag den 30. Juli 1871 nachmittags 3 Uhr," schreibt Mauch über seine letzte Reise[1]), „nahmen wir Abschied von Albasini, der mir 9 Träger verschafft hatte, und wanderten noch zwei Stunden weit zu einem Dörfchen, um wenigstens einen Anfang gemacht zu haben. In dem sehr bevölkerten Bezirk der „kleinen Spelunke" am südlichen Abhang der Zoutpansberge wurden wir natürlich häufig von den Leuten angeredet, welche in ihren Gärten beschäftigt waren, und öfters wurde sogar der Versuch gemacht, meine Träger durch Spottreden zum Abfall zu bewegen, doch hielten alle standhaft aus. Die „Spelunke" ist eine herrliche, fruchtbare Gegend, von den Zoutpansbergen herab strömen unzählige Flüßchen dem Limvubu (Letsobo) zu, den reichsten, fettesten Boden bewässernd. Überall werden Bananen angepflanzt, die bis jetzt angestellten Versuche mit Kaffee und Zucker sind günstig ausgefallen.

Um zu dem Häuptlinge Lomondo (bei den Baromapulana) zu gelangen, mußten die Vorberge der Kette erstiegen werden. Auf allen kleinen Vorsprüngen dieser dicht bewaldeten Abhänge finden sich kleine Kafferdörfer, jenes von Lomondo liegt am Fuße eines unersteiglichen Felsenkopfes mitten im dunkelsten Urwald, aber seine Hütten sind elend aus einigen in den Boden geschlagenen Pfählen erbaut, über welche etwas Gras gelegt ist, das von jedem stärkeren Winde weggeweht werden könnte. Der übermäßige Schmutz, der sich überall zeigte, war nicht besonders einladend zu längerem Verweilen, dennoch mußte ich bleiben, da ich bereits hier erkannte, welche Rolle mein Dolmetscher — ein zuvor im Dienste eines Boeren stehender farbiger Jäger — zu spielen beabsichtigte, und welcher Vorsicht es daher von meiner Seite bedurfte, ihn mir nicht zum Feinde zu machen.

---

[1]) Ergh. 37, 31. S. oben S. 80.

Lomondo erschien bald, ein grob gebauter Kerl mit ganz tierischem Ausdruck des Gesichts. Während seine Eßwerkzeuge bei auffallend aufgeworfenen Lippen zu vollständiger Entwicklung gelangt sind, verdeckt ein rot gewesenes Tuch die ohnehin niedrige Stirne. Sein Benehmen entspricht völlig dem, was man aus seinen tierischen Zügen herauszulesen im stande ist; er würde eine treffliche Kreatur abgeben, um den Kannibalen zu spielen, und ich kann kaum an der Aussage meines Dolmetschers zweifeln, daß er es auch wirklich ist, habe ich doch auch schon von anderer Seite her gehört, daß die sogenannten Bergkaffern es alle noch seien. Er änderte indes sein Benehmen gegen mich bald, als er erfuhr, daß ich kein Boer sei, beschenkte mich auch mit einer mageren Ziege, aß nachher wacker mit und grinste mir für ein ihm gewordenes Gegengeschenk an Perlen ein „danke" zu."

Beim Häuptling Sewaas.

„Am folgenden Tage brachten vier Stunden Gehens [1]) in ähnlicher Hügelgegend die kleine Karawane zu einem der mächtigsten Häuptlinge der Baromapulana, nämlich zu Sewaas (Schéwas). Wir kamen am Fuße des Bergabhangs an, und da zeigt man mir nun hoch oben eine Stelle am Fuße einer Felswand, wo im dichtesten Walde der zu besuchende Häuptling sein Nest hat. Wir steigen bergan; geschäftig und eiligen Schrittes ziehen Leute, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an uns vorüber, immer jedoch Erkundigung einziehend. Nach etwa 1½ Stunden Steigens, nicht weit unterhalb des Felsendorfes, rieselt ein hübsches Wässerchen in felsigem Bette herab. Hier habe ich zu warten, bis mich mein Dolmetscher bei Sewaas angemeldet hat, und ich benutze diese Zeit dazu, meine Toilette zu machen. Sobald mir nun durch den Zeremonienmeister [2]), der hier der Halbbruder des Häuptlings war, die Nachricht überbracht wurde, daß Seine Majestät über meinen Besuch erfreut sei, wird mir Rock, Regenschirm, Gewehr, kurz alles, was ich in der Hand trug, abgenommen und in Prozession vorangetragen. Die Sitte erheischt, daß das Gewehr beim Betreten des Dorfes ungeladen sei, und so erlaube ich denn dem Zeremonienmeister, zwei Salven zu geben; wir werden vollends in die Mitte des Dörfchens geführt. Es wird einem fast ängstlich zu Mute, wenn man die verschlungenen Wege zwischen den Hütten, über Felsstücke,

---

[1]) Ergh. 37, 31. Über die Träger vrgl. oben S. 77.

[2]) Der Zeremonienmeister spielt nach Dr. Ratzel eine bedeutende Rolle im Kafferstaat.

durch dichten Busch näher betrachtet und sich vorstellt, daß man möglicherweise während der Nacht zu flüchten habe.

Ich wurde endlich dem noch unbekannten Herrscher vorgestellt, und wo befand sich dieser Herrscher über ein Volk von etwa 20000 Seelen? In seinem Empfangszimmer, seinem Audienzsaal oder, um zu keiner irrigen Meinung Anlaß zu geben, an jener mit einer Steinmauer und teilweise einem Pfahlzaun umgebenen Stätte, welche für die Nachtruhe seiner kleinen Viehherde bestimmt ist. Er hat sich in sein schönstes Staatskleid geworfen und ladet mich herablassend ein, Platz zu nehmen. Einer meiner Träger bringt nun, weil ich es verschmähte, mich auf den bloßen Dünger zu setzen, einen meiner Päcke herbei, auf dem ich mich niederlasse.

Während der Abwesenheit meines Dolmetschers, der wahrscheinlich erst seine Besuche bei Verwandten zu machen hatte, mußte ich, weil ich den Dialekt der Baromapulana nicht verstand, stillschweigen, erhielt aber dabei Muße, meinen Wirt näher zu betrachten. Er war eine drollige Figur: ziemlich dickleibig, so daß seine Breite es beinah seiner Größe gleich that, vor allem aber zog sein Kopf meine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Vollmondsgesicht war bei außergewöhnlich starkem Bartwuchse vom Bart fast zur Hälfte bedeckt. Seine von Natur kurzen Löckchen sind verlängert mittels zierlich gedrehter Schnürchen aus Baumbastfasern, welche durch kleine Lehmkügelchen beschwert und mittels Fettes oder Milchrahmes in wünschenswerter Geschmeidigkeit erhalten werden. Dieses dick aufgetragene Ersatzmittel für Pomade oder Haaröl schmilzt in der Sonnenwärme und hinterläßt glänzende Spuren seines Abträufelns in Gesicht und Bart. Die rot unterlaufenen schwarzen Augen gucken matt aus der aufgedunsenen Haut der nächsten Umgebung hervor, seine etwas platte Nase zeugt von riesigem Verbrauch von Schnupftabak und häufiger Reinigung mit dem eisernen Löffelchen, das ihm an einer Kette von Eisen-, Messing- und Kupferperlen am Halse hängt."

Das Schnupfen hat bei den Kaffern[1]) eine Vollkommenheit erreicht, wie wohl bei keinem anderen Volke. Sie reiben den gewöhnlichen Rauchtabak zwischen zwei Steinen zu Pulver und setzen Asche, z. B. von der Frucht des Inkukubujo-Baumes, dann gestoßene Nymphäenstengel, frische Triebe eines scharfen Krautes und hie und da die zibethartige Absonderung eines Tieres dazu, teils um die Wirkung zu verschärfen, teils um die Masse zu vermehren. Den so zubereiteten Schnupftabak

[1]) Vergl. Dr. Ratzel 289. 301. 386. P. Spillmann 300.

streut der Kaffer in ein Stückchen Fell, aus welchem er den narkotischen, beizenden Staub in langen Zügen in die Nase einschlürft. Stundenlang bleibt er, in diesen Genuß versunken, in der Sonne sitzen und drückt beständig das Fell an die Nase, bis das letzte Körnchen herausgezogen ist. Nur die Wohlhabenden schnupfen prisenweise aus der Dose, letztere besteht meistens in einem Stück Rohr, das im Ohrläppchen getragen wird, oder aber in einem Kürbis- oder Elfenbeinbüchschen, das am Hals oder am Gürtel befestigt wird. Der Tabak wird aber nicht mit der Hand zur Nase geführt, sondern — und darin übertrifft der Kaffer den Europäer an Feinheit der Sitten — mit dem Nasenlöffelchen, dem Libeko, welches auch noch zum Reinschaben der Hände nach den Mahlzeiten dient. Doch kehren wir zurück zur schwarzen Majestät!

„Zwischen seinen nur wenig dicken Lippen zeigte sich eine ununterbrochene Reihe der schönsten Zähne, das einzige, um das ich diesen Fürsten beneidete. Sein Anzug war ziemlich unvollständig, sofern ein Soldatenkäppi auf seinem Kopfe und ein alter, fadenscheiniger, zerrissener, auf der einen Seite verbrannter Winterrock ihm genügten[1]). Das Käppi war mit weißen und roten gebogenen Federn geschmückt, und letztere waren einigermaßen symmetrisch angeordnet; für den großen, mit falschen Locken gezierten Kopf war diese Bedeckung allerdings zu klein, ein zu entschuldigendes Mißverhältnis, da ja heutzutage die Mode solches gestattet und sogar schön findet. Da er immer fröhlich und heiter mit seiner Umgebung scherzte, stand seine Zunge nie still, und bei der starken Entwicklung von Speichel und da er häufig mit der Zunge anstieß, war ich nicht selten einem kleinen Sprühregen ausgesetzt. Oftmals bot er mir eine Prise Tabak an und zwar aus einer Dose, die früher zur Aufbewahrung von Zündhütchen gedient hatte, allein ich zog es vor, mir mein Pfeifchen anzustecken, um durch starke Rauchwolken das Aroma seiner starken Ausdünstung etwas auszugleichen.

---

[1]) Stanley traf ebenfalls Häuptlinge, die mit europäischen Stoffen bekleidet waren, und beschenkte andere mit Soldatenuniformen, wollenen Shäwlen, Tüchern, Kattun, Hirschfängern, Schwertern, Säbeln, Messern; er schreibt (I, 144. 184. 188): „Die Trödelmärkte unserer Hauptstädte könnten die Schwarzen mit Kleidern versorgen . . . die abgelegten Uniformen der europäischen militärischen Helden, der Lakaien, der Livree-Diener der modernen Pharaonen, die Talare der Juristen, die Gehröcke der Kaufleute oder eines Rothschild würden unter den angesehenen Häuptlingen genug Liebhaber finden und von diesen getragen werden, wenn sie en grande tenue feierlich Besuch empfangen."

Bald erschien auch eine Hebe, eine seiner Töchter von etwas hellerer Hautfarbe als das gewöhnliche Braun gebrannter Kaffeebohnen. Einer Statue gleich kniet sie vor dem Mächtigen nieder, jeden Augenblick auf ein gegebenes Zeichen bereit, die große, heisere, durstige Kehle zu laben. Häufig nahen sich Unterthanen, auf den Knieen rutschend, tief gebückt, das Gesicht zur Erde gewendet, die Hände bittend ausgestreckt; in einer Entfernung von etwa sechs Schritten beginnen sie, dem göttlich Verehrten überschwengliche Titel zuzurufen, die nach unseren Begriffen allerdings höchst unehrerbietig genannt werden müssen, nämlich: „Du bist ein Elefant (Tlou), ein Löwe (Tao etona), ein Stier, ein großer Pavian, ein wildes Tier (Sebata)[1])!" Erst nach langem Bitten schenkt er Gehör, der Bittsteller darf sich nahen, ihm sein Anliegen ins Ohr flüstern; ein kurzes Stillschweigen tritt ein; dann folgt die Antwort des Herrschers, der Bittsteller entfernt sich in derselben Weise und die lustige Unterhaltung wird fortgesetzt."

Die Namen der Wilden.

Wie ein Kind die Namen der Tiere oder auch der Pflanzen auf die Menschen oder auf seine Spielzeuge überträgt, so auch der Wilde. Wir haben oben schon solche Namen angeführt: Makhali oder „schwarzes Rhinoceros", Sumba „der Löwe", einer der Mauch bewachenden Matebele heißt Inyoka d. h. „Schlange", und wem sollten nicht die gleichen Bezeichnungen von den Indianern bekannt sein? Und so bezeichnet er auch die Weißen, welche er genauer kennen lernt, auf seine Weise. Stanley war der „Felsenbrecher" (Bula Matari, nach Johnston Bula Matade oder Matadi)[2]), weil seine Leute bei einer Straßenanlage am Kongo mit Schmiedehämmern die Felsen zerschlugen, und alle Eingeborenen bis zu den Stanley-Fällen nannten ihn mit keinem anderen Namen, seine weißen Begleiter waren daher die Mwana Bula Matadi d. h. die „Kinder des Felsenbrechers". Johnston wurde die „Spinne" geheißen (Bui), weil er immer Fliegen und andere Insekten fing, während sein Begleiter Janssen aus irgend einem Grunde der „weiße Vogel" hieß. Speke war in Ataba im Sudan „der Bärtige" (Mollege) und Grant wegen

---

[1]) Vrgl. Merensky 107; Lo Bengula, Fürst der Matebele, wurde nach P. Spillmann (190) angeredet: „Intambekul d. h. Menschenfresser, Menschentöter, stärkster aller Ochsen" u. s. w.

[2]) Stanley I, 162. Johnston 40. 91. 188. 246. 309. 261. Abschluß eines Freundschaftsbundes Kath. Miss. 1883, 32—33.

seiner Körpergröße der „Elefantenstoßzahn“ (Masanga)[1]. Sehr gerne schließen die Neger Blutsbrüderschaft mit den Weißen — die Kaffern, zu welchen Mauch kam, wie es scheint, nicht — so ein Bajansi mit Johnston: „Der schwarze Sohn Afrikas nahm sein Messer und ritzte mir die Haut auf dem Vorderarme mit der Spitze desselben, als ob er mich impfen wollte. Als einige Tropfen Blut sichtbar wurden, sog er sie begierig auf; dann wiederholte er dasselbe Verfahren auf seinem eigenen Arme und lud mich ein, meine Lippen an die Wunde zu legen. Ich that so, als ob ich ihm willfahrte, und dann endete die Feierlichkeit mit dem Austausch von Geschenken und gegenseitigen Versicherungen ewiger Freundschaft. Ich habe diesen meinen Blutsbruder nicht wieder gesehen seit dem Tage, als er mir zulächelte, wie wir in unseren Kanoes vom Ufer ins Wasser glitten, möchte aber wohl wissen, ob er mich wieder erkennen würde, falls wir uns noch einmal begegnen sollten.“

---

47. Kapitel.

Der Aufenthalt bei Sewaas: die Bauart der Hütten; Abend- und Nachtbesuch; die Plage der Insekten; Gastfreundschaft.

Die Bauart der Hütten.

„Es war Nachmittag, als ich ankam[2]), und sehr erwünscht war es mir, daß die Sonne sich nun zum Untergang neigte und ich mich nach dem mir bestimmten, einstweilen gereinigten Quartier begeben konnte. Es war dies eine kleine Hütte von runder Form mit spitz zulaufendem Dach. Ihre Bauart ist folgende: ein Raum zwischen Felsblöcken wird geebnet und mit einer dicken Schicht feuchten Lehms bedeckt. In diese Schichte werden alsdann gleich lange Pfähle in Form eines Kreises eng zu einander gesteckt und durch Bastbänder fest untereinander verbunden. Die auf solche Weise entstandene Pallisade wird alsdann von außen und innen mit Lehm beworfen und dieser zwischen die Pfähle eingedrückt und geglättet: nachdem er getrocknet ist, wird er mit frischem Viehdünger überstrichen. Über diese etwa vier Fuß hohe kreisförmige Wand setzt man das Gerippe des kegelförmigen Daches, aus langen dünnen Stöcken angefertigt, und bedeckt dieses von außen mit dicker Grasschicht. Durch

[1]) Baker II, 37.
[2]) Ergh. 37. 33.

den vorstehenden Rand des Daches entsteht eine Veranda, welche die Wand der Hütte vor Regen schützt. Der Eingang ist so niedrig, daß man nur knieend ins dunkle Innere gelangen kann. Das war ein menschliches Wohnhaus, dem fast alle auf dieser Reise gesehenen glichen, nur daß man bei ein paar Stämmen, den Makalaka und Batoka, nicht weiß, ob das Gebäude nicht eher dem Zwecke eines Ziegenstalles entspricht, denn der hierfür bestimmte Raum in der Hütte übertrifft den für das Lager der Menschen belassenen weit an Größe."

Abend- und Nachtbesuch.

„Nachdem ich noch einmal die Verpackung meiner Habe genau besichtigt hatte, ordnete ich dieselbe im Inneren der Hütte und froh über die Befreiung von der Menge gaffender, häßlicher Gesichter wollte ich mich der Ruhe überlassen, aber nein! da kriecht, durch seine kreischende Stimme sich ankündigend, der Störenfried in Gestalt des plumpen Kerls, des dicken Häuptlings, mit Mühe durch die enge Pforte herein und wirft sich schwerfällig auf den Boden nieder, gerade der Öffnung gegenüber. Ihm folgt auf dem Fuße ein altes Weib mit einer Topfscherbe, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist, und um den Raum etwas zu erhellen, werden kleine Holzstücke gebracht, und ein Feuerchen wird angefacht, dessen Rauch mir jedoch bald unerträglich wird. Ich zünde meine Blendlaterne an und werfe Scherbe und Feuer zum Erstaunen meines Besuchers aus der Hütte. Doch ich darf nicht allein sein mit Seiner schwarzen Majestät; in weniger als 10 Minuten hat sich eine solche Menge alter Weiber und Männer hereingedrängt und in ihrer Weise Platz genommen, daß ich mir selbst wie ein in den Bock Gespannter vorkomme. So unausstehlich mir nun auch diese Lage wird, ich muß sie erdulden. Berauschende Getränke werden herbeigebracht, der Alte ist davon bereits beeinflußt, seine Reden werden unanständiger, seine Zunge lallend, seine Betteleien häufiger, seine Neugierde grenzenlos, die Atmosphäre ist kaum mehr atembar; stundenlang hält diese Qual an, bis er sich endlich entfernt und alle anderen ihm folgen. Nun gedenke ich, vom Gesindel befreit, in der Hütte mein Lager aufzuschlagen. Ermüdet strecke ich mich darauf aus, von Entkleiden ist selbstverständlich nie die Rede.

Da bin ich nun, überdenke die Ereignisse des verflossenen Tages und schmiede Pläne für den folgenden, aber jetzt tritt ein neuer Übelstand ein, das Tagesgesindel hat nur dem Nachtgesindel Platz gemacht: es kitzelt, es beißt, es sticht, es saugt an allen Teilen des Körpers, eine

ganze Menagerie von Ungeziefer ist auf mich losgelassen und hält den Schläfrigen in beständiger Bewegung. Es ist nicht mehr zum Ertragen, ich raffe mein Bettzeug zusammen und suche Zuflucht im Freien; draußen vor dem Eingange, gleichsam noch als Wächter meiner Habseligkeiten, finde ich doch noch etwas Schlaf. Doch nur kurze Zeit konnte der Schlummer gedauert haben, da fühle ich mich plötzlich auf der Brust berührt, fahre erschreckt und nach dem Gewehr greifend auf, erkannte jedoch bald, daß mir keine Gefahr drohte; eine Tochter Evas bemühte sich nur, mir eine Nähnadel aus dem Rocke zu ziehen. Sie hatte dieselbe den Abend zuvor beim Dämmerlicht in der Hütte glitzern sehen und wagte zwar nicht in Gegenwart ihres Herrn darum zu betteln, hatte aber den Mut, auf diese allerdings ungewöhnliche Weise in ihren Besitz zu gelangen.

Die Plage der Insekten.

Es wäre ein vergebliches Unternehmen, wollten wir in kurzem die Insekten aufzählen, von welchen der Eingeborene und der weiße Mann in jenen Gegenden geplagt wird, denn ihre Zahl ist Legion. Freilich trägt die unglaubliche Unreinlichkeit der Schwarzen auch eine große Schuld, und wenn ein müder Afrikareisender die Hütte eines Kaffern zur Wohnung angewiesen erhält, so tritt er da ein bedenkliches Erbe an von Parasiten wie Flöhen, Läusen, Wanzen, von denen allerdings nicht alle nur so ohne weiteres vom schwarzen auf den weißen Menschen übergehen sollen. Dazu kommen weiter die Ameisen und Termiten, die nun in der ganzen Hütte samt allem Inhalt ihr Zerstörungswerk beginnen. Letztere, die sogenannten weißen — weil ihre Larven weiß sind — mit braunem oder pechschwarzem Körper überziehen die Balken mit einer Erdkruste, um dann dieselben von innen heraus zu zernagen, wodurch sie schließlich die ganze Hütte umstürzen[1]). Dazu kommen andere Larven, die im Holz nagen, Holzwürmer, so daß beständig feiner Holzstaub auf den Bewohner herabfällt. Nur das rote Holz des Eisenbaumes soll widerstehen. Dabei verbreiten die großen schwarzen Termiten einen widerlichen, moderartigen Geruch, den man sogleich empfindet, sobald man eine zertritt. Sie bauen, so namentlich die dunkelbraune (Termes bellicosus Smeathm.) aus Lehm, Sand und Speichel 4 bis 5 Meter hohe, zuckerhutartige Wohnungen, die so hart sind, daß sie dem stärksten tropischen Regen standhalten und nur mit Haken und Brecheisen zerstört werden

[1]) P. Spillmann 98. 146. 151. 256.

können. Andere suchen sich anderswo Wohnung; da stehen prachtvolle Bäume mit weit ausgreifenden Kronen, aber Stamm und Äste klingen hohl, wenn man daran klopft: alles ist hohl, nur die härteren Jahresringe sind stehen geblieben als Scheidewände der Höhlungen. Oder liegt dort ein Baumriese, hingestreckt ins Gras und von der Sonne gebleicht, derselbe ist von der Wurzel bis zur Spitze ausgenagt, und wo man ein Loch darein schlägt, trifft man die Wege der Ameisen mit roter Erde gepflastert.

Dazu kommen Myriaden von Fliegen, ganze Wolken schwarzer, kleiner Fliegen, die sich auf Gesicht und Hand niederlassen[1]). Abends, wenn man im Zelte oder in der Hütte ein schwaches Licht brennt, kommen dunkle Massen von grünleibigen Eintagsfliegen, löschen das Licht und bilden ganze Berge um den Docht und auf allem, was in der Nähe liegt. Nur für die Eingeborenen haben auch manche Mücken ihr Gutes, wie uns Livingstone[2]) erzählt: „Als wir uns im Jahre 1861 dem nördlichsten Punkte des Nyassa-Sees näherten, bemerkten wir Wolken, wie einen Rauch, der aus meilenweit brennendem Grase aufsteigt; sie schlugen südöstliche Richtung ein, und wir glaubten, daß das unsichtbare Land auf der gegenüberliegenden Seite sich anschlöße, und daß wir dem Ende des Sees nahe seien. Aber am nächsten Morgen segelten wir durch eine der Wolken auf unserer Seite und entdeckten, daß es weder Rauch noch Nebel, sondern zahllose Millionen winzig kleiner Mücken waren, genannt Kungo-Wolke oder „dichter Nebel". Sie füllten die Luft bis zu einer unermeßlichen Höhe an und wimmelten auf der Oberfläche des Wassers, da sie zu leicht waren, um unterzusinken. Während wir durch diese Wolke hindurchfuhren, mußten wir Augen und Ohren verschlossen halten, die Fliegen trafen das Gesicht wie feiner Schnee. Tausende bedeckten den Boden des Bootes, als es aus der Wolke wieder herauskam. Des Nachts sammelten die Leute diese kleinen Insekten und kochten sie zu einem dicken Kuchen ein, den sie als Leckerbissen verspeisten. Ein solcher Kungo-Kuchen, 1 Zoll dick und so groß wie die blaue Mütze eines schottischen Bauern, wurde uns angeboten, er hatte ein sehr dunkle Farbe und schmeckte dem Kaviar oder eingesalzenen Heuschrecken nicht unähnlich."

Noch schrecklicher ist die Plage der Mosquitos: mit Einbruch der Nacht vernimmt man ihr beständiges lautes Sumsen, wogegen das

---

[1]) Johnston 79. 84. 306.
[2]) 1866, 265.

Grunzen und Schnauben der Flußpferde auf den nahen Grasflächen als angenehme Unterhaltung erscheint[1]). In ganzen Wolken kommen sie daher, und das Rhinoceros fällt ihnen ebenso zur Beute wie der schwarze und weiße Mann. Einigen Schutz gewährt es, wenn man in der Mitte des Zeltes ein rundes Loch ausgräbt und glühende Holzkohlen dareinlegt. Der Rauch vertreibt die Plagegeister. Ein besseres Mittel erwähnt F. Jagor[2]): man löst gewöhnliches Insektenpulver von der kaukasischen Wucherblume (Pyrethrum roseum M. Bib.) in zwei Teilen Wasser und zwei Teilen Alkohol und benetzt mit dieser Mischung alle Körperteile, die Angriffspunkte bieten, so wird dieselbe, auch wenn zehnmal verdünnt, Schutz gewähren.

Gefährlicher noch sind Spinnen und Skorpione; der Stich mancher Spinnen, so einer kleinen schwarzen, gilt für tödlich; der Stich eines kleinen Skorpions (Androctonus australis L.?) ist sehr schmerzhaft, er brennt wie eine glühende Kohle und zieht eine große Blase. P. Spillmann riß die Blase auf, sog sie aus und legte die Hand in Salzwasser, da ließen die Schmerzen nach. Der Stich des großen Skorpions (wahrscheinlich Pandinus africanus L.) kann töten[3]).

Gastfreundschaft.

„Kaum hatte sich die kleine Diebin," fährt Mauch fort[4]), „entfernt, so erschien auch schon wieder der Häuptling selbst, setzte sich auf einen Felsblock und wartete stillschweigend, bis er eine Bewegung des Erwachens an mir wahrnahm. Er nähert sich und giebt durch Zeichen zu verstehen, daß es Zeit sei, sich vom Lager zu erheben, er weist dabei auf die eben prachtvoll aufgehende Sonne hin. Ein weiterer Tag der Plage hat für mich seinen Anfang genommen, an ein Weiterziehen darf ich nicht denken, da er mich doch zuvor von seiner Freundschaft überzeugen will. Er ließ mir aber doch einige Zeit, um Bemerkungen einzutragen; um ihn sammelt sich aber auch eine Menge seiner Leute, die neue Mähr zu hören und den Wanderer zu begaffen. Was der Häuptling den Abend zuvor bewundert hatte unter den verschiedenen Gegenständen, die ich aus den vielen Taschen hervorzog, wurde nun mit bewundernswertem Gedächtnis aufs eingehendste besprochen, teilweise wurde ich auch, wo eine Beschreibung

---

[1]) Johnston 171. 211. 86.

[2]) 1867, 32.

[3]) P. Spillmann 198. A. Merensky 23.

[4]) Ergh. 37, 33.

nicht gegeben werden konnte, aufgefordert, den betreffenden Gegenstand wieder vorzuzeigen[1]).

In dieser Weise ging es fast den ganzen Vormittag fort, mit Ausnahme einer angenehmen Unterbrechung. Ein Frühstück war für mich besonders bereitet worden und wurde von vier Mädchen aufgetragen. Zwei derselben trugen in ganz neuen flachen Holzschüsseln kuchenartige Gebäcke aus Maismehl von schön weißer Farbe, die dritte hielt ein neues irdenes Töpfchen voll saurer Milch und die vierte eine Kürbisflasche voll frischen Bieres. Alles sah so appetitlich aus, wie ich es zuvor niemals unter Schwarzen bemerkt hatte. Die Kellnerinnen knieten vor mir nieder, des Augenblickes harrend, wo ich zugreifen würde. Ich kostete von allem, und alles mundete vortrefflich. Als ich mich gesättigt fühlte und das Zeichen zum Abtragen gegeben hatte, entstand allgemeine Verwunderung über die geringe Menge, die ich zum Stillen des Hungers verzehrt hatte, und jeder der gaffenden Zuschauer wäre gern an meiner Stelle gewesen, um dem so sorgfältig bereiteten Frühstück alle Ehre anzuthun und weder einen Bissen noch einen Tropfen davon übrig zu lassen.

Bald darauf wurde ich gerufen, um über ein Öchslein, das mir Sewaas zum Geschenk übermachen wollte, mein Urteil abzugeben. Es war ein hübsches Tierchen von kleiner Rasse, etwa dreijährig, vollkommen schwarz mit Ausnahme eines weißen Sternes und, was das beste daran war, von ausgezeichneter Beschaffenheit. Ich drückte meine Zufriedenheit damit aus und gab zugleich den Befehl, es nach ihrer Weise zu töten. Ein Speer wird dem Tiere in die Weichen geworfen, die Wirkung des Wurfes ist bald ersichtlich, es wird schwach und legt sich nieder; nun sind Helfer und Helfershelfer thätig, sie halten das Opfer fest gegen den Boden, die Kehle wird durchgeschnitten, das Blut in einer Schüssel aufgefangen und nachher leicht über dem inzwischen angezündeten Feuer gekocht und auf der Stelle verzehrt. Die Haut wird abgezogen und fällt dem Häuptling anheim, der darum bettelte. Das Fleisch wird zerlegt und die einzelnen Stücke am nahen Pfahlzaune aufgehängt. Nun aber beginnt allgemeine Nachfrage, alle Weiber des Häuptlings, seine Verwandten, kurz alle Anwesenden verlangen ein Stückchen, so daß, bevor der Abend herangekommen war, nichts mehr davon zu sehen war. Der Geber selbst aß ohne Unterlaß und trank fabelhafte Mengen seines Bieres.

[1]) Die Neugierde und Habgier der Häuptlinge ist ein Haupthindernis jeder afrikanischen Reise, immer heißt es: „Tusa, tusa" d. h. gieb mir was! Baker II, 64. P. Spillmann 165, 99. Stanley I, 315, 331, 386.

Mein Gegengeschenk bestand in einer blauen Wolldecke, wozu er noch Pulver und Blei erbettelte.

Daß unter solchen Umständen keine Fragen über die Umgegend ihre Erledigung finden konnten noch auch ich selbst mich hätte näher umsehen können, ist leicht begreiflich; ja es war mir schmerzlich, von diesem fürstlichen Barbaren mehrere Tage unter dem Vorwande der Freundschaft zurückgehalten worden zu sein. Das Betteln um Glasperlen hört von seiten der Bevölkerung, besonders der weiblichen, gar nicht auf, und schlägt man auch nur ein einzigesmal eine Bitte ab, so trifft einen augenblicklich die Bezeichnung „geizig". Sie haben sogar die Meinung, daß dem Weißen die Güter niemals zu Ende gehen, ja daß er im stande ist, über Nacht wieder neue herzustellen. Um aus dem Dorfe fortzukommen, ohne von Sewaas neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu sehen, mußte ich zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen und ihm recht baldige Wiederkehr versprechen [1])."

---

48. Kapitel.

Dumbo, Häuptling der Bahloëkwa: die Durchquerung des Limpopothales; durststillende Pflanzen; Dumbos Undank; eine schöne Landschaft.

Die Durchquerung des Limpopothales.

„Am 7. August [2]) durfte ich endlich wieder weiter ziehen; wir bewegten uns zunächst an dem südöstlichen Abfall der Zoutpansberge hin durch ein herrliches, fruchtbares Thal, dessen Bewohner gewiß nie Mangel an Pflanzennahrung haben können. Eine Menge von Dörfern, im dichten Walde angelegt, bekunden die zahlreiche Bevölkerung. Nach und nach aber mit dem Vorkommen des roten und violetten Sandsteins und dem Übergang auf die nördlichen Abhänge der Berge wird der Pflanzenwuchs weniger üppig und trägt den Charakter großer Trockenheit an sich, überall

---

[1]) „Jeder Stamm wünscht den ganzen Schatz von wertvollen Sachen, ohne welche der Reisende völlig hilflos wäre, für sich allein in Anspruch zu nehmen. Die Schwierigkeit, Träger zu bekommen, beschränkt die Menge des Gepäcks; ein gegebener Vorrat muß demnach eine bestimmte Zeit hindurch reichen. Ist der Vorrat zu Ende, so hört mit der Möglichkeit zu geben die Reise auf. Es ist daher außerordentlich schwierig, die Ausgaben so einzurichten, daß alle Parteien befriedigt sind und man immer noch genug übrig behält." Baker II, 62.

[2]) Ergh. 37, 34.

jedoch trifft man noch Pisang-Haine, auch der Baobab und Euphorbien werden häufig. Beim Häuptling Tekwe südlich vom Limpopo, der noch unter Sewaas steht, stieß ich auf eine Jagdgesellschaft, die ebenfalls zunächst die Gegend beim Bahloëkwa-Häuptling zum Ziele hatte[1]), auch war mir eine von Sewaas mitgegebene Parasitenbande von sechs Mann nachgefolgt, so daß wir im ganzen 40 Personen zählten, die alle erwarteten, von mir ernährt zu werden. Wir hielten uns so ziemlich in nördlicher Richtung, die Gegend wurde immer weniger hübsch, fließende Gewässer wurden seltener, die weichen weißen, oft gefleckten Sandsteine, welche höhere oder niedrigere, dabei aber ziemlich bewaldete Ränder bildeten, lösten sich nach und nach in feinen tiefen Sand auf.

Nachdem endlich bei Sukene der letzte Hügelrand überschritten war, kamen wir hinab ins Thal des Limpopo, auf eine Fläche, wo außer dem Flüßchen Nuanetsi kein Wässerchen zu finden war, unfruchtbar und steinig, mit Kalktuffbrocken und Basaltstücken bestreut, wo kaum etwas Gras und einige Mopanigestrüppe[2]) gediehen und nicht die geringsten Spuren von der Anwesenheit tierischer oder menschlicher Geschöpfe zu beobachten waren. Dabei war die Hitze eine fast unerträgliche (93° F. = 34° C. im Schatten), auch herrschte gänzliche Windstille. Am 10. erreichten wir endlich kurz vor Mittag den Bempe oder Limpopo selbst. Die Beobachtung, die ich in der Mitte des etwa 250 Schritt breiten Flußbetts anstellte, ergab die geogr. Br. von 22° 18° 49″, nach dem Aneroid-Barometer betrug die Höhe 1780 Fuß (= 542,2 Meter). Etwa vier Stunden unterhalb dieser Kreuzungsstelle soll sich der Wasserfall befinden[3]), und von dort an abwärts verbreitert sich der Fluß bis auf 1200 Schritt. Die Gegend von hier ab bis zu den ersten Kuppen des Granitgebirges bei Dumbo ist eine trostlose zu nennen, einförmig in den gneißartigen Gesteinen, flach wellig, wasserarm und unbelebt — daher wird der Marsch zu einer wahren Qual, und um die Gegend bald hinter sich zu haben, muß man vom Morgen bis zum Abend beständig auf den Beinen sein. Wohl hat man dabei die Nebenflüsse Bubye und Nuanetsi zu kreuzen, aber es sind breite Sandflüsse, in denen kaum hie und da einige Tümpfel sich vorfinden. Trifft man Dörfer, so sind sie meist verlassen oder, wenn bewohnt, wie bei Malingotse, so sind die Weiber

[1]) Über die Bahloëkwa s. oben S. 243; sie gehören zu dem Stamm der Betschuana, sind also ebenfalls Kaffern s. oben S. 285.

[2]) S. oben S. 255.

[3]) S. oben S. 269.

genötigt, ungeheure Wege zurückzulegen, um nur den äußersten Bedarf zu decken. Auf der ganzen Strecke von etwa 70 engl. M. (112 km) konnten nur eine Harris-Antilope und ein Zebra sowie 14 Frankoline[1]) erlegt werden, im übrigen mußten die 40 Leute sehen, wie sie ihren Hunger stillten. Dazu halfen ihnen einige mitgenommene Bohnen, Maiskolben und ausgegrabene Wurzeln. Auch mein Vorrat an Bohnen war erschöpft, als ich endlich am 18. August bei Dumbo anlangte. Während $1\frac{1}{2}$ Tagen, wobei die letzte Nacht ohne Wasser zugebracht werden mußte, marschierten wir durch einen förmlichen Wald von prächtigen Mopanibäumen, dann aber mischten sich damit Arten der feingefiederten Fernambukbäume (Caesalpinia), welche von hier an bis gegen den Sambesi hin der Vegetation ihren eigentümlichen Charakter verleihen."

Durststillende Pflanzen.

Man kann eigentlich nicht begreifen, wie eine Reisegesellschaft von 40 Leuten durch eine Gegend reisen kann, wo es an Wasser und an jeder Nahrung mangelt. Es würde auch jeder Zug von Europäern, der dieses Wagnis anstellen würde, elendiglich dabei umkommen. Aber die Eingeborenen, Kaffern wie Buschmänner, wissen wohl, wo sie durststillende Knollen oder Rüben oder Wurzeln finden, auch wenn der weiße Mann nichts wie Wüste oder Steppe vor sich sieht.

Man hat bekanntlich die ganze Erdoberfläche je nach den vorherrschenden Pflanzen in einzelne Bezirke oder Reiche geteilt, und so bildet Südafrika vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Kap das Reich Thunbergs (eines Schülers von Linné, der als Arzt in den Jahren 1772 bis 1775 in Diensten der Holländisch-ostindischen Kompagnie im Kapland sich aufhielt) oder das Reich der Stapelien und Mesembrianthemen. Die ersteren gehören zu den Asklepiadeen, sie heißen Aaspflanzen, weil sie häufig aasartig riechen, sie haben aber schöne Blüten und, was von größerem Werte, große eßbare Knollen, die wegen ihres saftreichen Gewebes den Eingeborenen zum Durststillen dienen[2]). Die Eingeborenen nennen diese Knolle, welche einer großen Rübe gleicht, Abokuri[3]) oder Gulefuma (bei den Massara-Buschmännern) oder nach Livingstone Mokuri. Die an der Erde kriechenden Stengel sterben im Winter ab, die Eingeborenen finden aber trotzdem die Knollen, indem sie mit dem Schaft der

[1]) S. oben S. 109. Tetrao Francolinus, eine Art von Birkhuhn. Galton 88.
[2]) Grisebach II, 168. Le Vaillant II, 253.
[3]) P. Spillmann 280. Ed. Mohr 1871, 169.

Assagai auf den Boden stoßen und horchen, ob es hohl klingt. Die andere Pflanzenfamilie ist die der Zaserblumen (Mesembrianthemum), von welchen die Früchte, bekannt unter dem Namen „Hottentottenfeigen", sehr gesucht sind, da sie süß schmecken und Hunger und Durst zugleich stillen [1]). Die Eingeborenen saugen zur Stillung des Durstes selbst die Blätter aus.

Zu diesen zwei Pflanzenfamilien kommt, von Ostindien eingeführt und nun überall in Südafrika angepflanzt oder verwildert, die Wassermelone (Cucumis citrullus L.) und die, wie es scheint, in der Kalahari-Wüste einheimische Wassermelone (Citrullus caffer) [2]); dieselbe bedeckt in der nassen Jahreszeit unabsehbare Landstrecken; alle möglichen Tiere stellen sich ein, und ihnen folgen die Betschuanen mit ihren Herden. Die Frucht schmeckt zwar fad, ist aber sehr reich an Wasser. Meistens kocht man die Frucht zuerst, nachdem die Schale weggenommen ist, kühlt sie ab und ißt sie dann. Erskine erwähnt außerdem eine Kautschukranke Jmbungu im Gasa-Lande, deren Früchte das Wasser ersetzen müssen [3]).

So bringt die Natur selbst in der Wüste und in der Steppe noch Pflanzen hervor, welche Tier und Mensch den Aufenthalt daselbst ermöglichen.

Dumbos Undank.

„Die Bahloëkwa sind [4]) eine verkommene Batonga-Rasse, treiben sich an den Zuflüssen des Limpopo umher und leben, wo es angeht, von Raub und Diebstahl; sie sind zu förmlichen Wegelagerern — nach Dr. Ratzel zu Zigeunern und Parias der dortigen Bevölkerung — geworden und sind besonders dadurch gefährlich, daß sie ihre Pfeile vergiften.

Bei Dumbo angekommen [4]) hielt ich es fürs beste, seinen Sohn Penduka, der geraubt worden war und den ich ihm nebst vier anderen Kindern des Dorfes zurückbrachte, unter dessen eigener Führung auf die Bergspitze zu bringen, wo sein Vater hauste. Die Freude unter den Weibern war eine große, sie sprangen um ihn herum, tanzten, schrieen, küßten, betasteten ihn von allen Seiten und klatschten in die Hände; die Männer blieben ruhiger, und Dumbo selbst schwieg und lächelte und beschaute die Scene von ferne. Bald stieg ich den Berg auf Pavianspfaden wieder hinab und ließ die anderen vier Kinder ihre Hütten aufsuchen. Alle hatte ich noch beschenkt und — sollte man es glauben? —

---

[1]) S. oben S. 195. Dr. Ratzel 316.

[2]) S. Grisebach l. c.

[3]) 1882, 53.

[4]) Ergh. 37, 47. 35.

ich mußte mich hungrig auf mein Lager legen und konnte nicht einmal etwas kaufen. Erst am folgenden Morgen erschien Dumbo mit drei Töpfen voll Bier und einem Elefantenzahn, der etwa 15 Pfund wog. Das überreichte er mir als Anerkennung, dabei bettelte er aber um Pulver und Blei, sein Sohn bettelte, die mit ihm Gekommenen bettelten, bald kamen auch die anderen vier Kinder mit ihren Eltern und bettelten, in keinem aber regte sich der Gedanke, sich mir durch ein Körbchen voll Bohnen oder Mais erkenntlich zu zeigen. Was ich nötig hatte, mußte ich teuer bezahlen, und Dumbo selbst war in kurzer Zeit so sehr angetrunken, daß er beinahe mit mir in Streit gekommen wäre."

Eine schöne Landschaft.

„Bis hierher nur wollten mich die Leute, die ich von Albasini gemietet hatte, begleiten, hier kehrten sie um. Da war ich denn mir selbst überlassen, ohne Dolmetscher, und nur einige Kenntnis der Suluſprache verhalf mir zur Verständigung. Zum Glück konnte ich mehrere Leute von Dumbo mieten, um mich wenigstens bis zu dem Häuptling Mapansule im Gebiete der Makalaka zu bringen. Nach 2¹/₄ Tagen erreichten wir in sehr malerischer Gegend mitten im Granit das Dörfchen eines Häuptlings Sumba (Löwe); hohe Kuppen bis zu 800 und 1000 Fuß über die Fläche in großer Unregelmäßigkeit emporragend, bald als kahle Glocken, bald als zerklüftete und prachtvoll bewachsene Berge, von denen klare Wasser in Menge herabrieseln; fruchtbarer Boden, worin die Maisstengel zu außerordentlicher Höhe und Dicke heranwuchsen; einzelne Quellen am Fuße von mächtigen Felsblöcken, beschattet von großen Wasserbäumen (Sizygien) mit ihrem herrlichen dunklen Laubdach. Jetzt war es wieder lebendig, wohlgenährte Ziegen und fette Schafe, reinlich aussehende Kühe waren, wenn auch in geringer Zahl, vorhanden, weideten in den Gärten oder grasigen Halden und zeugten davon, daß Klima und Futter ihnen zusagten. Fußpfade, die sich kreuzen, bekunden eine zahlreiche Bevölkerung, obwohl man ihre Hütten, die sie hoch oben zwischen den zerklüfteten Felsen errichten, nicht zu sehen bekommt."

Leider wurde der Eindruck dieser malerischen Gegend bei Mauch nicht wenig beeinträchtigt dadurch, daß Dumbos Leute sich als Verräter erwiesen[1]; zwei Tage saß der Reisende allein bei seinem Gepäck, von Räubern und Mördern bedroht, bis ein auf einem Beine hinkender Ein-

[1]) S. oben S. 43. 65. 83. 116. 117.

geborener ihm 7 Leute von Mapansule zuführte, die Mauch zu diesem Häuptling brachten. Es war ihm aber ein Pack der wertvollsten Glasperlen gestohlen worden[1]), und auch bei Mapansule hatten Sewaas Leute geraten, ihn als Gefangenen zu behalten; da wurde Mauch durch Adam Render, wie oben erzählt wurde[1]), gerettet und blieb vom 31. August 1871 bis zum 21. Mai 1872 in Pikas Kraal, wobei er reichlich Gelegenheit fand, die Sitten und Gebräuche der Makalaka kennen zu lernen.

---

49. Kapitel.

Die Makalaka im Kindesalter: die Fütterung der Kinder; das Tättowieren der Mädchen; Verheiratung und Ehe; Witwenstand und Tod; die Beschäftigung der Knaben.

Die Fütterung der Kinder.

Die Makalaka haben weit ausgedehnte Wohnsitze nördlich vom Limpopo und südlich von den Matebele, im Südosten grenzen sie an die Bahloëkwa, die Banyai und die Baromapulana, im Südwesten an Hottentotten und Buschmänner. „Ich will nun[2]) einiges über ihren Stamm mitteilen, und zu diesem Zweck wird es am besten sein, ein Mädchen und einen Knaben durchs Leben zu begleiten.

Wenn junge Vögel aus den Eiern geschlüpft sind, so tragen ihnen die Eltern Nahrung zu und stecken sie den kleinen Schreihälsen tief in den Schnabel hinein. Solche Fütterung scheinen sich die Makalaka zum Vorbilde genommen zu haben. Schon am ersten Tage nach der Geburt eines Kindes wird besonders feiner Kleister aus Reismehl oder in dessen Ermangelung aus gewöhnlichem Hirsenmehl bereitet, um den Neuling zu stopfen. Es ist gewöhnlich die Großmutter, die sich dieser Arbeit für die ersten Tage unterzieht; sie legt sich das Kind in den Schoß, das bereits mit Fett gesalbte Köpfchen etwas erhöht in die linke Armbeuge, und nun beginnt das schauderhaft mitanzusehende Geschäft gewaltsamer Fütterung. Der stopfende Finger dringt bis hinter den Gaumen, die übergroße Menge der zähflüssigen Masse fließt an den Seiten herab und bedeckt Nasen- und Mundgegend in gefahrdrohender Weise. Zu weiterer Nachhilfe wird der gequälten, öfters fast erstickenden Kreatur eine Be-

---

[1]) S. oben S. 43. 65. 83. 116. 117.

[2]) Ergh. 37. 38. Vrgl. oben die kurze Notiz S. 245.

wegung mittels der Beine erteilt, wie man sie etwa einem Sacke giebt, wenn sich die verschiedenen Gegenstände darin ihrer Schwere nach legen sollen. Der noch schwache Magen des armen, hilflosen Wesens wird zu solcher Ausdehnung angeschwellt, daß dem Zuschauer ordentlich bange wird, sein Bersten müsse nächstens erfolgen. Das Kind hat sich unter dieser Qual müde geschrieen und ist eingeschlafen, es liegt wie tot da. Nun wird es hübsch mit beiden Händen an den Seiten des Kopfes erfaßt und das schmierige Gesichtchen abgeleckt: „woguta“ (es ist satt), meint die Großmutter und legt es dann wieder an die Seite seiner Mutter. Ist diese nach etwa 4 bis 5 Tagen wieder soweit genesen, daß sie fähig ist, ihren gewöhnlichen Tagesgeschäften nachzugehen, so wird ihr das Kind in einem Fell auf den Rücken gebunden, wo es in halb sitzender halb liegender Stellung Arme und Beine aus den Öffnungen streckt und gar bald sich daran gewöhnt[1]).

Welcher Art nun auch die Arbeit sein mag, welche die Mutter in, an oder fern von der Hütte zu verrichten hat, das Kind bleibt auf ihrem Rücken; weder Kälte noch Regen veranlaßt eine Änderung. So wird es größer, bekommt seine Zähne, wobei abergläubisch darauf gesehen wird, ob die unteren oder oberen zuerst erscheinen; es beginnt Gehversuche zu machen, es erhält bereits außer Kleister und Muttermilch auch leckere Gerichte wie mandéra (Käfer, die unseren Maikäfern fast völlig gleichen), mashoria (Raupen vom großen Nachtpfauenauge), Heuschrecken, Feldratten, Pilze und anderes mehr; öfters wird sein Körper mit dem Öl aus Erdmandeln (Arachis hypogaea L.) eingerieben, auch wurden schon mehrmals die kurzen gekräuselten Haare vom Kopfe abgeschaben, denn ein Makalaka-Rasiermesser ist nicht schärfer als ein stumpfes Federmesser. Kleider trägt es schon längst in Form einiger Perlschnüre um den Hals und die Lenden. Ein Kind von drei Jahren ißt und trinkt alles, was ihm die Mutter giebt oder auch nicht geben will, es spricht, läuft, spielt, tanzt, hat seinen eigenen Willen, den es durch Schreien immer durchzusetzen weiß, trinkt aber in der Regel noch an der Mutter.“

Das Öl der Erdmandeln wird sehr einfach gewonnen: man trocknet die Erdnüsse an der Sonne, nachdem man sie aus der netzadrigen Hülse genommen, stampft sie zu einem Mus und wirft denselben in einen

[1]) Es ist das, wie Dr. Ratzel 269 richtig sagt, sozusagen eine „lebendige Wiege“, in der das Kind sich immer derselben Wärme erfreut und so nahe wie möglich seiner natürlichen Beschützerin bleibt. A. Merensky 105. P. Spillmann 320. Le Vaillant II, 232.

Kessel mit kochendem Wasser. Dann steigt das Öl nach oben und kann leicht abgeschäumt und in ein Gefäß abgeschöpft werden. Der Rückstand ist eine mehlige Masse, die man den Hühnern füttert, in Spanien macht man daraus durch Zugabe von Kakao, Zucker und Gewürz eine Chokolade, welche dort ein tägliches Nahrungsmittel der Armen ausmacht. Das Öl selbst ist im Geschmacke vom feinsten Olivenöl nur schwer zu unterscheiden, und so werden die Erdnüsse vom westlichen Afrika in ganzen Schiffsladungen nach Marseille ausgeführt, um dort zubereitet und unter dem Namen Olivenöl vertrieben zu werden, dasselbe ist ebenso ausgezeichnet für die Küche wie für die Lampe. Man benützt das Öl weiter zur Herstellung von Bonbons. Man nimmt 9 bis 10 Stangen Zuckerrohr, häutet sie ab, schneidet sie in kleine Würfel und stampft sie zu einem Brei. Dann läßt man den Zuckersaft in einen Topf abfließen und kocht die sirupartige Flüssigkeit zu zähem Gerstenzucker ein. Nun läßt man diesen Zucker in Erdnußöl aufkochen, so erhält man wohlschmeckende Bonbons, die eine angenehme Zugabe zu mancher Speise der Eingeborenen sind [1]).

Das Tättowieren der Mädchen.

„Ist das Kind ein Mädchen und hat es etwa das fünfte Jahr erreicht, so wird es häufig Verwandten in einem entfernten Dorfe übergeben, wo es erzogen d. h. groß gefüttert werden soll. Hier lernt es nun mit der Zeit Wasser und Holz tragen, Brei und Zuspeise kochen, Bier und Salz bereiten [2]), Töpfe formen und brennen, lernt aber auch die Sitten und Unsitten seines Stammes. Öfters ist auch schon der Versuch gemacht worden, das Mädchen zu kaufen; der vielleicht schon grau gewordene oder auch noch junge Liebhaber hat bereits eine Abschlagszahlung entrichtet und der Vater das Töchterchen möglicherweise davon in Kenntnis gesetzt. Kommt die Zeit, wo die alten Weiber das Mädchen für heiratsfähig erklären, so hat die Schöne die fürchterliche Qual des Tättowierens durchzumachen. Man denke sich den folternden Schmerz, wenn die ganze Gegend der unteren Brust und des Bauches von Seite

---

[1]) Johnston 104. Dr. Ratzel 199. Stanley II, 366.

[2]) S. oben S. 241. Die Makalaka bereiten außerdem aus der Marula, einer Steinfrucht, ähnlich wie die des Mangobaumes (Mangifera Gabonensis Aubry Lecomte), eine Art von wohlschmeckendem, leicht säuerlichem und, wenn frisch, etwas moussierendem Wein. Das Bier schmeckt säuerlich wie Most, ist ziemlich dick, nahrhaft und kühlend. P. Spillmann 165. Ed. Mohr 1871, 162.

zu Seite mit Ausnahme einer zollbreiten Mittellinie in runder Summe etwa 4000 Schnittchen durch die Haut erhält, geordnet in 30 oder mehr parallele Linien, die übrigen Einschnitte an anderen Teilen des Körpers gar nicht gerechnet. Man denke sich sodann diese kleinen Wunden mit einem ätzenden, durch Kohlenpulver geschwärzten Safte eingerieben, damit erhöhte Narben entstehen. Man denke sich ferner den Fall, daß diese Schönheitslinien nicht eng oder hoch genug befunden werden, wo dann die Marter wiederholt werden muß, eine Marter, die immerhin mehrere Tage in Anspruch nimmt, so muß man zugestehen, daß die Dame „Mode" dort noch viel tyrannischer auftritt als unter zivilisierten Völkern[1]."

Verheiratung und Ehe.

„Damit ist das Mädchen in ein Alter von 12 bis 14 Jahren getreten, ihre Erziehung ist vollendet. Sie hat sich also von jetzt an nur noch zu gedulden, bis sich ihr Vater mit ihrem Zukünftigen wegen des Kaufpreises einigen kann, wenn es ihr nicht in den Kopf kommt, mit diesem ihr bestimmten oder mit einem von ihr erwählten Bräutigam zu entlaufen, wobei jedoch nicht Liebe, romantische Liebe den Beweggrund bildet. Wie kann sie auch von Liebe wissen, da dieses Gefühl nie in ihr gepflegt worden ist? Ist sie doch von Kindheit an ihren Eltern entfremdet, von ihrem Vater wie eine Ware verkauft worden; sie kennt daher auch keine Liebe zum Manne und setzt höchstens einen Stolz darein, wenn viel für sie bezahlt worden ist. Versteht es der Mann, sie in Furcht vor ihm zu erhalten, dann ist ihr Zusammenleben erträglich; ist er aber schwach oder haßt sie ihn gar, so versteht sie es nur zu gut, ihm das Leben auf jede Weise zu verbittern. Sie kann es selbst soweit treiben, daß sie zur Giftmischerin wird, um so eher, weil sie keine Strafe zu befürchten hat, sondern gefürchtet wird und somit eine gewisse Herrschaft im Dorfe ausübt und auch auszunutzen versteht."

Witwenstand und Tod.

„Überlebt eine Frau ihren Mann, so fällt sie dem ältesten Sohne der Familie als Erbteil zu, und sollte dieser zufällig ihr eigenes Kind sein, so verbleibt sie entweder als Gebieterin im Hause oder in der Familie, oder sie zieht es vor, einen andern Mann zu nehmen. Im ersteren Falle wird sie „Schnupfschwester" (es giebt daselbst weder Kaffee noch

[1]) H. Johnston 1890.

Thee), als welche sie die in anderen Familien vorfallenden Neuigkeiten beklatscht, allerlei Lügen erfindet und verbreitet und über das Wetter ihr Urteil abgiebt. So zeigte eine recht böswillige Witwe eine ganz besondere Gewandtheit im Auffinden der allerunmöglichsten Ursachen, warum während meines Aufenthaltes so spärlich Regen falle (nur 16 eigentliche Regentage in der nassen Jahreszeit), z. B.: der weiße Mann schießt zu viel, obwohl ich jedesmal eine sehr giftige und deshalb sehr gefürchtete Schlange erlegte; der weiße Mann hat da ein Ding gemacht, das die Regenwolken wieder vertreibt — das bekannte Spielzeug für Kinder, einen Stern aus steifem Papier, der vom Winde gedreht wird und welchen ich auf meiner Hütte aufpflanzte; der weiße Mann schaut immer nach den Sternen, damit der Regen nicht kommen soll — astronomische Beobachtungen; der weiße Mann sammelt Heilmittel, um den Regen zu bezaubern — seltene Pflanzen zum Untersuchen; der weiße Mann allein ist schuld an all' dem Unglück, das auf das Ausbleiben des Regens folgen muß, obwohl ich unter anderen Ursachen auch der Regenzeit wegen mich unter diesen Leuten aufzuhalten hatte.

Beschließt die Frau endlich ihr irdisches Leben, so wird sie in einer Steinhöhle oder einem Felsenloche beigesetzt, es wird ihr ein Töpfchen mit Fett beigegeben und die Öffnung mittels Steinen verschlossen. Bald wäre sie vergessen, wenn sie nicht zeitweilig als Quälgeist in der Familie wieder erschiene. Als solcher aber stimmt sie dann mit dem Manne überein, wovon wir unten zu erzählen haben."

Die Beschäftigung der Knaben.

„Der Knabe hat als Kind bis zum fünften Jahre dieselbe Behandlung in Betreff der Fütterung und des stätigen Begleitens der Mutter zu erfahren wie das Mädchen. Weniger häufig wird er aber dann entfernten Verwandten zur Ausbildung übergeben, denn er ist zu Hause nötig, um Ziegen und Schafe auf die Weide zu treiben. Täglich kann man ihn hinter denselben ausgehen und heimkehren sehen, durch Pfeifen und Zurufen sie beisammen haltend. Beim Austreiben trägt er gewöhnlich neben seinem Knopfstock, Pfeil und Bogen noch ein Stück rötlichen Pappes in der Hand, von welchem er kleinere Brocken abreißt, um denselben die geeignetste Form zur Weiterbeförderung in die Kau- und Verdauungsorgane zu geben. Als Ziegenhirt bekleidet er ein sehr wichtiges Amt, und damit er nun dieses Amtes recht sorgfältig warte, muß ihm als Lohn oder Handgeld eine Ziege als unverletzliches Eigentum zuerkannt

werden; nur unter dieser Bedingung läßt sich der „Stolz der Familie“ herbei, dem Eigentume des Vaters einige Aufmerksamkeit zu schenken. Um sich den langen Tag zu vertreiben, hat er seine Spiele: Werfen nach kleineren Säugetieren und Vögeln mit Steinen und Stöcken, Steinschleudern, Pfeilschießen, eine Art Knallbüchse, Fallenstellen und Fangschnürelegen, Stelzenlaufen u. dergl.

Ist die geeignete Zeit gekommen, so trifft man ihn auf Bäumen mit wilden Früchten, er verschafft sich grüne Maiskolben, bratet sie an einem versteckten Orte und genießt die Körner daselbst; es ist deshalb an solchen Tagen häufig der Fall, daß sein Unterleib bei der Heimkehr von der Weide viel größeren Umfang angenommen hat, als er morgens aufwies. Trotzdem ist er hungrig, ja er „stirbt vor Hunger“ und wehe der Mutter, wenn sie dem Sprößlinge zum täglichen roten Pappe keine Zuspeise zu bereiten vermochte! Ihr Rücken ist ebenso in Gefahr, zerschlagen zu werden, wie ihre Töpfe. Ihn aber auf die einzig richtige Manier zurechtzuweisen, ihn die physische Übermacht fühlen zu lassen, wagt die Mutter nicht, er ist ja noch ein Kind und weiß es nicht besser. An allen Gesprächen, die um den Feuerherd der fast dunklen Hütte von Familiengliedern und Fremden geführt werden, nimmt er lebhaft Anteil, und sein kindliches Urteil fällt oft bedeutend in die Wagschale. Mit Kleidung ist er meist besser bedacht worden, denn er trägt bereits Schürze und Bergknappen-Fell [1].“

---

50. Kapitel.

Die Makalaka im Mannesalter: das Jünglingsalter; das Freien; der Quälgeist Motsimo; Körperbeschaffenheit und Kleidung.

Das Jünglingsalter.

„Mit dem 12. bis 15. Jahre [2]) ist er ein ausgebildeter Ziegenhirt oder Geißbube geworden und das Vorrücken zum Viehhirten wartet

[1]) Der steife Brei aus dem groben Mehl des Kafferkorns, auch des Maises vertritt bei den Südostafrikanern das tägliche Brot. Denn Brotbacken kennen sie nicht, sie backen nur flache, ungegorene Fladen auf heißen Steinen oder Eisenplatten. Häufig überladen sie sich damit oder mit anderen Speisen den Magen, daher das starke, die ganze körperliche Erscheinung beeinträchtigende Hervortreten des Bauches selbst bei sonst mageren Leuten, wie es Galton an den Kindern der Ovaherero sah. (S. 110.) Livingstone hält die Makalaka-Knaben noch für ehrerbietig gegenüber den Makololo (s. Dr. Ratzel 370); wie müssen erst diese sein!

[2]) Ergh. 37, 40.

nun seiner; er wird in dieses Amt eingesetzt durch das Geschenk einer jungen Kuh. Auch bei dieser Beschäftigung bleibt ihm neben dem Melken sehr viel Zeit übrig, und je nach seinem Hange lernt er nun Körbe flechten, Schüsseln aus weichem Holz anfertigen, Knopfstöcke, Pfeile und Bogen, Speere machen, Netze aus Schilfrohr zum Fischfang und Netze aus Baumbastseilen zur Treibjagd verfertigen. Auch huldigt mancher der Eitelkeit und Gefallsucht, er dreht kleine Bastschnürchen, versieht diese mit niedlichen Knöpfchen und befestigt sie an die kurz gekräuselten Haare, um diese Perücke, wenn immer die Gelegenheit sich bieten mag, mit Fett oder Rahm zu tränken. Es soll eine solche Perücke für Makalaka-Augen von unaussprechlicher Schönheit und der Duft solch verschwenderisch benutzter Pomade für deren Nasen von unbeschreiblichem Wohlgeruche sein. Zu weiterer Zierde und Zeitvertreib dreht er feine Lendenschnüre und befestigt daran kleine Ringchen aus Messing oder Glasperlen; auch liebt er es in diesem Alter, ganze Nächte hindurch im Freien oder in einer Hütte zu tanzen. Besitzt er musikalisches Talent, so sucht er es durch Übung und seltene Ausdauer bei Tag und während der Nacht zu einer gewissen Fertigkeit zu bringen. Sollte er eines Schmiedes Sohn sein, so ist auch die Anlage zu dieser Kunst in ihm vorhanden, er zeigt sich so gelehrig, daß er bald ebensoviel davon versteht, wie sein väterlicher Lehrmeister, doch möchte er es nie wagen, es diesem an Fertigkeit oder Streben nach Vervollkommnung zuvorzuthun[1]). Seine Waffen: Bogen, Pfeile im Köcher aus Paviansfell, Speer und Beil sind von nun an seine beständigen Begleiter, denen er gern einige Schnupftabaksdosen in Form runder Schalen aus einer Baumfrucht oder einer kleinen Kürbisflasche (Kalabasse) beifügt. Ohne diese Gegenstände begegnet man ihm nie, sei er mit friedlichem oder feindlichem Auftrage betraut, sei es, daß er hinter seiner Herde herläuft oder auf die Jagd geht, sei er auf dem Handelszug oder auf der Hochzeitsreise."

Das Freien.

„Eine Frau zu suchen ist eine in den Vordergrund tretende Aufgabe für ihn geworden, und sie hat oftmals ihre besondere Schwierigkeiten. Ist ein junger Mann so glücklich gewesen, seine Geliebte irgendwo entdeckt zu haben, so stattet er daselbst jahrelang hin und wieder Besuche ab, wozu er sich auf das gefälligste und geschmackvollste d. h. geruchvollste

[1]) Nach Dr. Ratzel und P. Spillmann sind die Makalaka gute Schmiede, die viel Eisen, auch Kupfer verarbeiten. Auch stellen sie durch ein ziemlich gutes Gerbverfahren Mäntel und Schilder von großer Dauerhaftigkeit her. S. oben S. 244—245.

herausputzt. Er hat den ganzen Körper in schönsten Fettglanz gehüllt, auch vergißt er dabei nicht, sich eine reine, glänzende, mit den ausgesuchtesten Kunstschnitzereien verzierte Kalabasse von gefälliger Form und Größe, wohl mit Fett gefüllt, umzuhängen[1]). Ist er nun reich und kann er den vom Vater des Mädchens für dasselbe geforderten Preis aufbringen, so führt er seine Braut heim; ist er aber arm, so kann er jahrelang für seine Zukünftige bei deren Vater arbeiten und denselben Betrügereien ausgesetzt sein, wie einst Jakob bei seinem Vetter Laban. Vorausgesetzt, daß er wirklich glücklicher war als der genannte Erzvater, so baut er entweder eine ganz neue Hütte für seine Frau oder er begnügt sich auch mit einer ausgebesserten alten. Bald ist er in der neuen Behausung heimisch, er hat nun weiter nichts zu thun, als bei der Arbeit ums tägliche Brot mit Hand anzulegen, bei Bestellung der Felder Hilfe zu leisten und, wenn er genügend essen und öfters Bier trinken will, sich nach weiteren Weibern umzusehen. Ist er alt geworden und stirbt er eines natürlichen Todes, so wird auch er in eine Felsenhöhle gesteckt, erhält einige Gegenstände mit, wird eingemauert und würde ebenfalls vergessen sein, wenn er nicht als „Motsimo" hie und da die Familie quälte."

Der Quälgeist Motsimo.

„So wäre ich zugleich an eine religiöse Ansicht der Makalaka gekommen, wornach sie an ein Fortleben des Geistes nach dem Tode glauben, in gewisser Beziehung an eine Seelenwanderung. Sie denken sich ein höchstes Wesen des Guten, Mali genannt, und ein anderes des Bösen, Khosi; das erstere wohnt pa tenga d. i. im Himmel, das andere pâsi (a nasal) d. i. unter dem Erdboden. Sie fühlen sich jedoch nicht zum Danke gegen jenes verpflichtet, wenn ihnen ein Glück zu teil geworden ist, wie sie überhaupt in ihrer Sprache keinen besonderen Ausdruck für „danken" haben[2]); sie haben das Glück immer nur ihrer eigenen Schlau-

[1]) Das Beschmieren mit Fett, so selten und unsauber es auch erscheinen mag, ist nicht bloß üble Angewöhnung, sondern für das dortige Klima notwendig. Die Haut bleibt dadurch geschmeidig, wird gegen den Staub, der leicht häßliche und nicht ungefährliche Hautkrankheiten hervorruft, geschützt und vor allzu rascher Abkühlung des Schweißes bewahrt. Sie sehen wie frisch gefirnißte Bronzestatuen aus, dazu noch bestreut und eingerieben mit Ocker oder Rötel, weiß und rot in den abenteuerlichsten Mustern. Josaphat Hahn. Dr. Ratzel 225. P. Spillmann 320.

[2]) Auch die Betschuanen haben kein solches Wort, entweder sagen sie: kea itumela („ich freue mich") oder kea leboka („ich lobe das"). P. Spillmann 197.

heit und Geschicklichkeit zu verdanken. Stößt ihnen aber ein Unglück zu, so tragen immer andere, Lebende oder Tote, die Schuld daran. Wird jemand krank, so ist es ein Familiengeist, der Motsimo, der dafür Rache übt, daß ihm, während er als Mensch noch auf Erden wandelte, manches verweigert worden ist.

Wo aber erfährt der Kranke, was ihm notthut? Bei dem Doktor im nämlichen oder auch in einem entlegenen Dorfe. Ihm wird der Krankheitsfall mitgeteilt. Es liegt nun im Interesse dieses Zauberdoktors und Hexenbanners, immer eine andere Ursache aufzufinden als die, daß sich der Patient etwa den Magen verdorben oder sich erkältet oder den Fuß übertreten habe. Er hat es auch bald heraus, denn er ist im Besitze prophetischer Hölzer, aus deren Lage beim Wurfe auf den Boden er die unbestreitbare Ursache zu enträtseln versteht: ohne Zweifel ist es der Motsimo, der früher einmal eine Ziege oder Bier oder ein Stück Baumwollstoff oder ein Messer und dergl. verlangt, aber nicht erhalten habe. Er erklärt, daß der Motsimo jetzt das Doppelte verlange, daß der Patient einen Absud von dieser oder jener Wurzel trinken, daß mehrere Nächte hindurch bei Trommel- und Paukenschall von den Verwandten des Kranken in dessen Hütte getanzt werden, daß diese oder jene Einschnitte an seinem Körper oder auch an dem eines gesunden Verwandten gemacht werden müssen und dergl. mehr. Dem allem muß aufs genaueste entsprochen werden, um den Quälgeist Motsimo zu beschwichtigen.

Im Falle des Todes aus Altersschwäche ist es ebenfalls der Motsimo, der gerufen hat. Oft nimmt ein Motsimo plötzlich so völlig Besitz von einem Menschen, daß dieser gar nicht mehr er selbst ist, der Mann gebärdet sich wie ein Weib, ein Weib behauptet, ein Mann zu sein, die Tochter wird zur Frau des Vaters, die Mutter zur Frau des Sohnes, der Sohn zum Manne der Schwester, kurz die schändlichsten Laster werden verübt. Man wird lebhaft an Besessene, von denen in der Heiligen Schrift die Rede ist, erinnert und verspürt große Neigung, die Teufel mittels einer tüchtigen Tracht Schläge auszutreiben. Oft fährt der Motsimo auch in Tiere, wie in eine Ziege oder Kuh, die alsdann behandelt werden, als ob sie Menschen wären. Ist ein Motsimo nicht gerade auf einer seiner Plagereisen, so hat er allerdings ein langweiliges Leben zu führen, er ist draußen im Walde und reitet auf den Löwen spazieren. Außer dem Motsimo giebt es noch viele Geister, die ihr Unwesen treiben, sie kommen bald aus dem Wasser bald aus dem Erdboden, werden aber meist durch Tanz wieder vertrieben. Der Doktor aber zieht immer den

besten Gewinn davon und weiß sich für seine Mühe bezahlt zu machen. So kam unter anderem der Fall vor, daß der Doktor ein leichtes Unwohlsein der Tochter eines armen Mannes wochenlang „behandelte" und als Bezahlung bloß die geheilte Patientin selbst zur Frau verlangte, obwohl er deren bereits fünf hatte[1])."

Körperbeschaffenheit und Kleidung.

„Im allgemeinen läßt sich die Körpergröße der Makalaka als eine mittlere bezeichnen, die Männer sind meistens hagere Leute, während es unter den Weibern als besondere Schönheit gilt, bis zum Übermaß fett zu sein[2]). Hände und Füße sind etwas größer, als das Ebenmaß erfordern würde, das Haar ist kurz und wollig, wie das der Neger, der Bartwuchs der Männer spärlich. Nur selten gewahrt man negerartige Gesichtszüge — diese sind wohl eher an der Grenze der Bantu- und der Negerstämme zu suchen, die Nase ist schmal und etwas gebogen, die Lippen, keineswegs stark aufgeworfen, lassen viele Physiognomien durchaus nicht häßlich erscheinen. Es dürfte dies auf arabische, malayische oder israelitische Verbindungen früherer Zeiten deuten[3]). Ihre Hautfarbe ist das Braun, das wir an gut gerösteten Kaffeebohnen sehen, doch giebt es Übergänge ins Rötliche und Schwarze, ohne jedoch in letzterem Falle das Sammetartige der Neger zu erreichen.

Kleiderkünstler, wie Schneider und Schuhmacher oder Putzmacherinnen für die Weiber, würden bei den Makalaka keine Arbeit finden, beide Geschlechter sind nur mit einer kleinen Schürze und hinten mit einem etwas größeren Fell aus Tierhäuten bekleidet. Ganz selten finden Sandalen eine Verwendung, weil meist die dazu nötige dicke Haut eines Büffels oder

---

1) Nach Hammond Tooke (Nature 26. Mai 1892) heißt das höchste Wesen bei den Kaffern von den Sulu im Süden bis zu den Suaheli im Norden Ukulungulu d. h. der „große Alte" d. h. der Urahn oder der Vorfahr, so auch bei den Herero Muku, was wieder groß und alt bedeutet. Die westlichen Bantustämme nennen ihr höchstes Wesen Nzambi, ursprünglich ein Naturgott, der Sturm und Wolken befiehlt, seine Verehrung ist aber stark mit derjenigen der Fetische und Idole vermischt. Also huldigen die östlichen Bantu dem Ahnenkultus, die westlichen den Naturgöttern. Eine Ausnahme machen die Betschuanen, bei denen das höchste Wesen Morimo — offenbar der Motsimo der Makalaka — genannt und mit den Geistern der Toten in Verbindung gebracht wird.

2) S. oben S. 161. Auch P. Spillmann (252) fand sie eher schön als häßlich, an Gestalt schlank und fest.

3) S. oben S. 237 und 285.

sonstigen Großwildes bis zum letzten Stückchen als köstliche Zuthat zur täglichen Nahrung verspeist wird. Von einem Hut oder einer anderweitigen Kopfbedeckung wissen sie gar nichts, die Weiber besonders setzen ihre kahl geschabten Schädel den sengendsten Sonnenstrahlen aus und selbst bei kleinen Kindern wird darin keine Ausnahme gemacht; trotzdem habe ich nie von einem Sonnenstich gehört. Gegen Regen und Kälte wissen sie sich kaum durch größere Tierfelle zu schützen; sie ziehen es alsdann vor, in ihren Hütten beim Feuer bessere Witterung abzuwarten und vertreiben sich die Zeit mit Plaudern, einer Beschäftigung, die unter ihnen zur höchsten Ausbildung gelangt.

Als Schmuck dienen einige Glasperlen, an eine Bastschnur gereiht und als Halsband getragen, auch sind Fingerringe, Armbänder und Fußspangen aus Eisen, Messing oder Kupfer sehr beliebt, doch zeigen die Männer im allgemeinen weniger Lust, sich also zu zieren, sorgen indes dafür, daß ihre Weiber der Zieraten nicht entbehren. Diese tragen ihren Reichtum an Perlen, oft im Gewicht von 20 Pfund und mehr, fast beständig an sich, jedoch nicht über, sondern unter ihrer gewöhnlichen Kleidung. Außer dieser Last von Schmuck sind manchmal die Unterarme ganz mit Messingringen verdeckt, die Beine von den Knien abwärts mit Spangen aus fingerdickem Metall beschwert. Ist dies auch noch so unbequem bei der Verrichtung ihrer täglichen Geschäfte, so zeugt es doch von ihrer Wohlhabenheit, es ist schön, die glückliche Besitzerin wird von anderen darum bewundert und beneidet, und zugleich ist der Schmuck weniger der Gefahr ausgesetzt, gestohlen zu werden."

Bei dieser Begierde nach Schmuck sind die Makalaka stets zum Tauschhandel bereit, man erhält[1]) leicht eine kleine Ziegenherde, wenn man die passenden Glasperlen bei sich führt. Am liebsten haben sie die kleinen rötlichen Perlen mit weißen Augen, dann auch die großen runden blauen und die eckigen kleinen blauen; nichts geht ihnen über dünnen Kupferdraht; alles das wird in den verschiedensten Formen in die Ohren, um die Lenden, den Hals und die Beine gehängt, aber die Zähne werden unversehrt gelassen und Lippen und Nasen nicht durchbohrt, was ihre östlichen Nachbarn thun. Dabei legen sie einen merkwürdigen Sinn für regelmäßige Kreisform an den Tag. Die Missionare dingten 2 Knaben auf 3 Monate um eine Decke, 2 andere auf ein Jahr um eine Flinte, wieder 2 andere auf zwei Jahre um 3½ Pfund Kupferdraht und auf weitere 3 Monate um 4 Pfund Perlen.

---

[1]) Ed. Mohr 1871, 162. P. Spillmann 251, 255.

Außer auf Schmuck halten sie aber auch in gewissem Grade auf Reinlichkeit; Chapman sah, wie sie morgens sich Gesicht und Hände wuschen und mittags badeten. Auch richteten sie ihm die Schlafstelle reinlicher und bequemer her als die Betschuanen.

---

51. Kapitel.

Leben und Treiben der Makalaka: die Wohnung; die Mahlzeit; die tägliche Beschäftigung; die Treibjagden.

Die Wohnung.

„In der Wahl der geeigneten Stellen zur Anlage ihrer Dörfer sind die Makalaka bestimmt worden durch die häufigen Einfälle ihrer kriegerischen Feinde, der Matebele im Norden und den Marutse[1]). Anstatt wie ehedem in der Ebene nahe bei den Feldern ihre Behausungen zu errichten, sind sie nun genötigt, solche Berge aufzusuchen, wo es ihnen die Natur leicht gemacht hat, sich zu verschanzen und im Notfall sich in Höhlungen zu verstecken, worin sie außer der Familie auch einige Stücke ihres Viehstandes unterbringen können. Dort finden sie ziemliche Sicherheit; führt der Feind jedoch eine Belagerung aus, dann steht es meist schlecht um sie, denn gewöhnlich hatten sie nicht Zeit genug, sich mit dem nötigen Wasserbedarf zu versehen.

Wie die einzelnen Hütten gebaut sind, habe ich bereits früher beschrieben[2]), und ich will daher den geneigten Leser in eine solche einführen und ihn mit den darin enthaltenen Gerätschaften bekannt machen.

Man erblickt nur Gegenstände, die unumgänglich notwendig sind, Luxus kennt der Makalaka nicht. Da sind denn eine Menge Töpfe von nahezu kugeliger Form, ohne Henkel und Füße; die Größe derselben

---

[1]) Vrgl. Dr. Ratzel 370, welcher schreibt: „Sie sind zum Teil so verarmt, daß sie nicht besser daran sind als die Buschmänner." „Früher standen," schreibt P. Spillmann 254, „die Dörfer der Makalaka längs des Weges. Auf die Klagen der Reisenden hin, welche durch ihre Zudringlichkeit vieles zu leiden hatten und sich nicht selten genötigt sahen, zu energischen Mitteln der Abwehr zu greifen, hat Lo Bengula alle Niederlassungen weiter von der Fahrstraße wegrücken lassen. Die einzelnen Dörfer haben ihre Unterhäuptlinge (Induna), diese stehen wieder unter dem Häuptling (Mina), der wie alle anderen ein Sklave oder, wie die stolzen Matebele sagen, ein Hund Lo Bengulas ist."

[2]) S. oben S. 295.

wechselt von solchen, die 12 Maß (= 22 Liter) Flüssigkeit halten, bis herab zu solchen, für welche selbst der Inhalt einer kleinen Theetasse zu viel wäre. Alle sind aus sandigem Thon angefertigt und werden beim Brennen sehr porös; diesen Übelstand zu heben, kochen sie darin, weil sie das Glasieren nicht verstehen, entweder unreifen Mais oder einen Brei, wodurch die Poren sich verstopfen. Sie dienen zur Aufbewahrung solcher Nahrungsmittel, welche sie nicht wie die Hirse, Mais und Erdnüsse in eigens dazu erbauten Vorratshütten unterbringen können, weil sie befürchten müssen, nächtlicherweile darum zu kommen. Dazu gehören Bohnen, Mehl, Reis, getrocknete Stückchen von Zuckerhirsestengeln, Pilze, Fleisch oder dessen Ersatz wie Käfer, Raupen, Heuschrecken, auch Milch.

Man sieht ferner hölzerne Schüsseln und Teller, Kürbisflaschen oder Kalabassen, geflochtene Körbe; im Dache stecken Rührlöffel, Besen, Federn, Pfeile und Bogen, Speere; da hängt auch Tabak zum Schnupfen, Hanf zum Rauchen und das Salzsäckchen. Von einer Bettstelle, einem Tisch oder Stuhl ist keine Rede, wohl aber fehlt nie das, wie ich's nennen möchte, geschnitzte hölzerne Kopfkissen. Als Lager dient eine aus Grasstengeln oder Binsen angefertigte Matte. Der Herd in der Mitte der Hütte besteht aus drei größeren Steinen, die einen Dreifuß darstellen, auf welchem der Kochtopf vortrefflichen Halt findet.

Wenn ich dann noch die paar Tierfelle erwähne, welche an einem durch die Hütte gespannten Bastseile hängen, sowie einen kleinen Korb für das eierlegende Huhn, so habe ich so ziemlich alles genannt, was innerhalb einer Hütte aufbewahrt wird. Außerhalb derselben unter dem vorspringenden Dache sind die größeren Holzpfähle und Brennholzstücke aufgestapelt, daneben liegt oder steht der aus einem etwa 10 bis 12 Zoll dicken Baumstamme hergestellte Stampfblock mit dem dazu gehörigen Stempel aus sehr schwerem und hartem Holze."

Die Anreihung der Hütten aneinander erfolgt in patriarchalischer Weise[1]: wie der Vater das Oberhaupt der Kinder ist, so bildet die väterliche Hütte den Mittelpunkt der Hütten der Kinder und Kindeskinder. Je mehr solche Hütten an die ursprüngliche sich anschließen, um so größer ist das Ansehen der Familie und ihres Oberhauptes. In der Nähe der väterlichen Hütte befindet sich der Feuerplatz, wo die Familie sich versammelt, arbeitet, ißt oder in behaglichen Gesprächen die Tagesneuigkeiten bespricht. Ein armer Mann schließt sich dem Herde eines

---

[1]) Vrgl. Dr. Ratzel 291—292.

Reichen an, zu welchem er wie ein Glied der Familie zugelassen wird. Ein Unterhäuptling hat eine Reihe von solchen Hüttenkreisen um sich, und die Ansammlung von Familienherdstellen um die große in der Mitte, welche die des Häuptlings ist, bildet ein Dorf. Unmittelbar um die Herdstellen des Häuptlings ordnen sich die Hütten seiner Frauen und Blutsverwandten, und da letztere aus Politik soviel wie möglich in Verwandtschaftsbeziehungen zu den Unterhäuptlingen gebracht werden, schließen sich gewöhnlich an sie die Hüttenkreise der Unterhäuptlinge an. Vor der Hütte des Häuptlings befindet sich ein größerer Platz — Kotla genannt[1]) — mit breiten Zugängen, hier versammeln sich die Unterhäuptlinge und Familienvorstände, um Rat zu halten. Die Kotla ist meistens umzäunt. Die Dörfer erreichen oft beträchtlichen Umfang. Früter und Sommerville schrieben 1801 Litoka, dem Hauptorte der Maatjaping, 15 000 Seelen zu, und Schoschong, Sekhomos Stadt, war nach Chapman 1852 von 12- bis 15 000 Seelen des Bamangwato-Volkes bewohnt. Die Stadt zog sich eine engl. M. (1,6 km) am Fuße des Berges hin, die größte Eingeborenenstadt, die er je gesehen.

Die Mahlzeit.

„Die Bereitung ihrer Mahlzeit ist eine sehr einfache: der Brei aus Hirsenmehl darf nie fehlen, und zu ihm wird eine Zuspeise hergerichtet, die je nach dem vorhandenen Vorrat oder der Jahreszeit aus gedünsteten Bohnenblättern, aus zerriebenen und gekochten Erdnüssen, aus Pilzen, gerösteten Heuschrecken, aufgewärmten Maikäfern, Raupen, Fleisch von Haustieren oder Wild, auch deren Haut, aus saurer, des Rahms beraubter Milch besteht, eine mannigfaltige Speisekarte, durch welche der Makalaka-Mann recht verwöhnt worden ist und deshalb nicht selten mit seinen Weibern in starken Wortwechsel gerät.

Ist das Mahl bereitet, so wascht jedes zuvor die Hände und alle Glieder der Familie setzen sich mit untergeschlagenen Beinen um die Schüssel, in der aufgetragen wurde, auf den Boden. Eins um das andere greift nun zu, sich der Finger allein bedienend, versieht sich mit einem Brocken des zähen Breies, taucht denselben in die Zuthat oder Brühe und läßt den Bissen nun unter fortwährendem Schmatzen und Schwatzen zwischen den Zähnen verschwinden. Niemals erblickt man zwei Hände zugleich in der Schüssel, niemals wird anders als mundvollweise genommen,

[1]) P. Spillmann 114.

und selten eilt eines in dieser angenehmen Beschäftigung so sehr, daß es zugriffe, bevor die Reihe an ihm ist. Zweimal des Tages wird gespeist, vormittags und nach Sonnenuntergang."

Die tägliche Beschäftigung.

„Da nun die Makalaka an dieser table d'hôte gewiß nicht lange beschäftigt sein werden, vielmehr die nichts weniger als Lucullischen Mahlzeiten im Umsehen beeendigt sind, so bleibt ihnen sehr viel Zeit übrig zur Arbeit. Welche Arbeit wartet denn aber dieser Leute? Es hat den Anschein, als ob es für sie nichts zu thun gäbe, und doch trifft man nur wenige, welche wirkliche Faulenzer genannt werden können. Die Befriedigung der gewöhnlichsten Bedürfnisse ihres einfachen Lebens erfordert die Teilnahme aller Familienangehörigen. Dem Manne liegt die Pflicht ob — und dadurch weichen die Makalaka sehr wesentlich von den meisten ihrer Nachbarn ab [1]), für mehrere Weiber die Hütten im stande zu halten, Holz zu fällen, Brennholz in Bündeln zu sammeln, Schüsseln, Stampfblöcke aus Holz herzustellen, Waffen, Messer und Ackergeräte anzufertigen, auf die Jagd zu gehen, wenn er Fleisch essen will oder seinen Weibern neue Kleidungsstücke verschaffen soll, auf den Handel auszugehen, Körbe aus zähen, biegsamen Baumzweigen, Decken und Säcke aus Bastfasern anzufertigen, Wald in Ackerland umzugestalten, beim Säen und Ernten zu helfen, zerstörungslustige Paviane aus den Maisfeldern fern zu halten u. s. f. [2]). Den Weibern liegt ob, auf Reinlichkeit und Ordnung innerhalb ihrer Hütten zu halten, Wasser und Holz aus oft bedeutenden Entfernungen herbeizutragen, täglich die zur Nahrung bestimmte Hirse zu waschen, zu trocknen, zu mahlen und zu kochen [3]). Ihnen fällt die Hauptarbeit bei Bestellung der Felder zu, sie haben Salz und Bier zu bereiten, und die Erziehung der Kinder ist ihre ausschließliche Aufgabe, darum kümmert sich der Mann ganz und gar nicht. Gewiß giebt es vollauf zu

[1]) Vrgl. Dr. Ratzel 369.

[2]) Die Makalaka sind viel mehr Ackerbauern als Viehzüchter. Ihre Felder sind schön bestellt, sie werfen die Erde in länglichen Hügeln auf, so daß die Felder einem großen Friedhof gleichen; ihre Viehzucht ist nicht bedeutend, zumal einige Gebietsteile unter der Tsetse leiden. Rindvieh dürfen sie ohnedies zur Zeit nicht halten, nur Schafe und Ziegen, weil Lo Bengula nicht will, daß sie wieder so reich und mächtig werden, als sie vor ihrer Unterjochung waren. Dr. Ratzel 370. P. Spillmann 252.

[3]) Sie mahlen mit handlichen Kieselsteinen auf glatten Steinplatten oder auf glatten Flächen und Mulden von nahen Felsen, wie so ziemlich alle Afrikaner. Baker I, 66. Dr. Ratzel 216.

thun, um nur von der Hand in den Mund leben zu können, und in dieser Hinsicht ist die Polygamie entschuldbar."

Trotz der Vielweiberei werden nach Dr. Ratzel[1]) diejenigen, die nur ein Weib nehmen, bei den Betschuanen als Männer von achtenswerter Reinheit und Stärke gepriesen. Auch gilt nahe Verwandtschaft als Ehehindernis, man findet keine Heirat zwischen Oheim und Nichte, Tante und Neffe, ja bei einigen Stämmen auch nicht zwischen Vetter und Base."

Die Treibjagden.

„Eine ihrer liebsten Vergnügungen ist die Treibjagd mit großen Netzen, wie im Anfang dieses Jahrhunderts viele in Deutschland abgehalten worden sind; die aneinandergereihten Netze haben oft eine Länge von 4 bis 5 englischen M. (6,4 bis 8 km); jeder Besitzer einer mampula (Netz) stellt sich bei der seinigen hinter einem Schirm aus Baumzweigen auf, bereit, sobald sich ein daherstürmendes Stück Wild darin verwirrt, demselben seinen Speer zuerst in den Leib zu werfen, denn nach dem Jagdrecht gehört demjenigen, der zuerst verwundet, die Beute. Solche Treibjagden, zu denen die ganze Bevölkerung mehrerer Dörfer ausrückt, dauern mehrere Tage."

---

52. Kapitel.

Die Bildungsstufe der heutigen Makalaka: Musik und Tanz; Glauben und Aberglauben; ein geheimnisvolles Orakel; Sprache und Geschichte.

Musik und Tanz.

„Unter ihren musikalischen Instrumenten ist das angenehmste die mbira, ein viereckiges Stück Holz, über welchem Metallzungen, an dem einen Ende zwischen dickem Eisendraht und Holz festgesteckt, zum Tönen gebracht werden. Die Zungen sind von verschiedener Länge, so daß eine förmliche Stimmung von 2 bis 3 Oktaven zuwege gebracht werden kann. Dieses Instrument wird in eine sehr trockene, am Rande der großen Öffnung mit lose angebrachten Muschel- und Schneckenschalen versehene Kalabasse mittels zweier Holzstückchen festgestemmt. Die Musikstücke, die durchaus nicht unangenehm für das Gehör sind, umfassen meist 8 Takte,

[1]) S. 295—296.

die unendlich oft wiederholt werden, dazu singt man aus dem Stegreif Texte, die immer mit dem gleichen Schlußreim endigen. Ein anderes Instrument ist die Hiobspfeife, aus mehreren hohlen Rietstengeln ungleicher Länge. Lärminstrumente sind Pauken, Trommeln und Hörner vom Harrisbock zum Blasen. Bei ihren Tänzen wird man lebhaft an die Quadrille erinnert, Gesang und Paukenschlag begleiten sie."

Die Marutse haben das oben genannte Kalabassenpiano ebenfalls, sie nennen es Marimba oder Myrimba[1]), auch erwähnt Dr. Holub in der Beschreibung der Musikbande des Königs der Mabunda, die zu den Marutse gehören, aus Schilfrohr hergestellte Pfeifen.

Glauben und Aberglauben.

„Zu den religiösen Gebräuchen gehört eine Art von Taufe oder die Sitte, „dem Kind einen Namen zu geben". Es wird dabei in folgender Weise verfahren: je nach dem Geschlechte des noch namenlosen Kindes wird ein älteres männliches oder weibliches Glied der Familie zum Scheine in einer benachbarten Hütte gefangen genommen und unter Schreien nach der betreffenden Hütte geschleppt; man stellt sich nun vor, es sei diese Person der Motsimo eines verstorbenen Verwandten, der den zu gebenden Namen zu Lebzeiten getragen habe. Außerhalb der Hütte wird dieser Motsimo niedergesetzt und ein Tierfell über ihn geworfen. Nun wird Wasser herbeigebracht, in einer Holzschüssel wäscht der Geist sich die Hände, ißt sodann etwas vom bereiteten Hirsebrei und trinkt einiges ihm dargereichte Bier. Während dieser Zeit springen Weiber und Mädchen um den bedeckten Motsimo herum und werfen in fröhlichster Stimmung unter Geschrei oder Gesang einige Perlen, Messingringe und anderes als Taufgeschenke in die Wasserschüssel; die Männer thun dies ohne Tanz und begeben sich ins Innere der Hütte, um am Taufschmaus teilzunehmen. Das Kind führt nun den Namen des aufgedeckten, freigelassenen und wieder verschwundenen Motsimo.

Stirbt jemand, so wird die Leiche je nach der Sterbezeit, ob am Tage oder in der Nacht, mit Sonnenunter- oder Sonnenaufgang beigesetzt. Der Leichnam wird gewaschen, mit Fett eingerieben, die Kniee heraufgezogen, die Arme über der Brust gekreuzt, die Augen zugedrückt; dann wird die Leiche mit einem alten Stück Leinwand oder Baumwollstoff teilweise bedeckt und auf die rechte Seite in einer Felsenhöhle bei-

---

[1]) Abbildung bei Dr. Ratzel 368. Dr. Andree II, 139.

gesetzt und nun die Öffnung mit einer kunstlosen Mauer aus Steinen ohne Mörtel geschlossen. Von neugeborenen Zwillingen muß immer einer, der dazu durch die prophetischen Wurfhölzer bestimmt wird, lebendig in einem Topf weggetragen werden, an einen Ort, wo er bald die Beute der Hyänen wird.

Der Aberglaube greift sehr tief in das Leben und Verhalten der Makalaka ein und die unscheinbarsten Verrichtungen sind danach geregelt, z. B. wie Holz ins Feuer zu legen ist, die Art und Weise des Sitzens in der Hütte, das Halten des Besens oder Rührlöffels, die Befriedigung der natürlichsten Bedürfnisse u. dergl. Soll der Blasebalg eines Schmiedes Kraft besitzen, so muß der Ziege das Fell bei lebendigem Leibe abgeschunden werden; soll ein Schmelzofen gut arbeiten, so muß dem Lehm eine gewisse Arznei beigemischt und während des Schmelzens Brei und Bier gegeben werden u. drgl."

Ein geheimnisvolles Orakel.

Außer den Ahnen, die sie im Motsimo verehren, huldigen die Makalaka noch anderen Gottheiten: den ersten Neumond empfangen sie mit Freudengeschrei[1]), richten Bitten und Wünsche an ihn und feiern am darauffolgenden Tage einen Ruhetag. Dem ganzen Volke ist weiter ein Affe heilig, die Meerkatze, außerdem dem einzelnen noch dieses oder jenes Tier, das er infolgedessen nicht berühren darf, lieber leidet er den empfindlichsten Hunger.

Kommen sie in große Not, so wallfahren die Makalaka nach P. Spillmann[2]) in die Matoppo-Berge — oben von Mauch Doro genannt, 2200 Meter hoch — zu einer heiligen Grotte, die ein Orakel einschließt. Mitten in der Höhle soll sich ein tiefer „Schacht des Abgrundes" befinden, aus dem unheimliches Dröhnen hervorbringt wie ferner Donnerschlag.. Über dem Schachte hängt das Bild einer aufgeputzten Melone, und hier legen zitternd die Gläubigen Fleisch, Weizen, Geflügel, Kuchen nieder, um den Hunger des dröhnenden Gottes zu stillen und seine Huld zu erwerben. Darauf tragen die hilfesuchenden Wallfahrer ihre Wünsche vor, und nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens hört man zwischen dem fernen Rollen des Donners unverständliche Laute und abgebrochene Worte, und die Priester, die mit dem Donnergott unter

[1]) Vrgl. Dr. Ratzel 370.
[2]) S. 226. 253.

einer Decke stecken, legen den Gläubigen den Sinn des Orakels aus. Gewöhnlich fordern sie Bluturteile.

Vergebens suchte Njina, die Schwester Lo Bengulas, bei diesem Gotte Rat und Rechtfertigung, als man sie der Zauberei beschuldigte. Allein es war ihr — wohl weil eine Tochter des Matebelestammes — nicht möglich, bis zur Grotte vorzubringen, und sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren, was einen neuen Beweis ihrer Schuld abgab: der königliche Brüder erhängte daraufhin seine einzige Schwester.

Den Gott, der in der Grotte haust, hat noch niemand gesehen, er hat aber Söhne und Töchter, nämlich Priester und Priesterinnen, die in der Nähe wohnen. Diese scheinen nicht besonders heilig zu sein, denn drei davon stahlen dem Könige Weizen und wurden zur Strafe hingerichtet. Das wirft auf jene göttliche Familie, die mit Donnergetöse orakelt, ein bedenkliches Licht.

In leichteren Fällen werfen die Makalaka eben die prophetischen Wurfhölzer, von welchen A. Merensky[1]) 19 wahrsagende Dinge oder Ditaolo aufzählt: 4 größere Knochen aus dem Knie — richtiger den Fußwurzeln (tarsus) — des Ochsen, der Kuh, des männlichen und weiblichen Kudu (Antilope Strepsiceros Poll.); 11 Springbeine (Astragalus) von ebensovielen Tieren wie Ziege, Schaf, Pavian, Meerschwein u. s. w.; 2 Losstäbe aus Kuhhorn in Form stumpfer Pfeile — „Weiber“ genannt — und 2 Würfel aus Ochsenklauen — „Männer“ genannt. Die beiden letzteren bringen die entscheidenden Würfe.

Sprache und Geschichte.

„In ihrer Sprache finden sich Elemente, welche sich im Sulu und Sesuto ebenfalls finden, und es gehört das Sikalaka zum großen Sprachstamme des Bantu, welcher über den ganzen südöstlichen Teil Afrikas ausgebreitet ist. Die Schnalzlaute, wie sie in der Sulusprache vorkommen, sind nicht aufgenommen, trotzdem klingt es weniger angenehm als diese Sprache.

In geschichtlicher Beziehung herrscht tiefes Dunkel, denn da sie es nicht verstehen, schriftlich oder in Stein eingehauen der Nachwelt Kunde von den Erlebnissen zu überliefern, so hat man die größte Mühe, aus der wandelbaren Überlieferung das Wahre vom Fabelhaften und Sagenhaften zu säubern. Erst mit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahr-

---

[1]) S. 19. Abbildung bei Dr. Ratzel 303.

hunderts kommt einige Verläßlichkeit in ihre Geschichte. Was ich darüber habe erfahren können, will ich im folgenden wiederzugeben versuchen [1]).

Vor etwa 300 Jahren müssen sie ein mächtiges Volk gewesen sein, denn ihre Mambo (Könige) herrschten über das ganze Land zwischen den beiden Strömen Limpopo und Sambesi, ja sie erhielten selbst Tribut weit über diese Grenzen hinaus. Ein solch' mächtiges Reich konnte jedoch nicht auf die Dauer bestehen, räuberische Einfälle eines anderen Volksstammes, der Barotse oder Balosse — am oberen Sambesi [2]) — wiederholten sich öfter von Nordwesten her. Sowohl ihnen als auch den Portugiesen wurden Ländereien abgetreten, und die Basuto im Süden vom Limpopo erkannten die Schwäche der Herrscher und machten sich ungestraft frei. Den Balosse aber war es nicht allein um Raubzüge zu thun, je weiter sie diese ausdehnten, um so besser gefiel ihnen das Land; vielleicht sind sie selbst aber auch aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden, gründeten nun da eine neue Heimat und wurden zuletzt die Herren des Landes. Das Balossereich erlitt dann seinerseits wieder Erschütterungen und Zerstückelungen durch die kampfgeübten, wilden Horden der Sulu von Osten her, bald drangen auch die den Sulu verwandten Matebele von Westen her ins Land unter dem Vater [3]) des berüchtigten, grausamen Mosilikatse und später unter diesem selbst, nachdem er von den holländischen Ansiedlern der heutigen Transvaal-Republik vertrieben worden war. Viele Jahre lang widerstanden die Balosse den jährlich sich wiederholenden Angriffen und Raubzügen; weil sie jedoch von zwei Seiten her beunruhigt und angefallen wurden, so verminderte sich ihre Zahl und ihr Reichtum rasch und im Jahr 1866 erlag endlich auch der noch übrige Balossefürst Sebamubamu (Gewehr) den zweijährigen Anstrengungen der Matebele; der bei weitem größte Teil der Balossebevölkerung, der diesen Fall überlebte, wanderte aus in den sehr gebirgigen Teil östlich vom Sabia-Fluß, wo er vorerst vor weiteren Angriffen gesichert sein dürfte, andere blieben unter der Botmäßigkeit der Sieger zurück und werden nun zusammen

---

[1]) In ihrer Sprache nennen sich die Makalaka nach Ed. Mohr Marririmo. Die Neger haben wie die Kaffern von einer Schrift keine Spur aufzuweisen. In dieser Beziehung stehen die Afrikaner hinter den Papuas des stillen Ozeans, den Indianern Amerikas zurück. Was man allein als Anfang einer Schrift deuten kann, sind nach Dr. Ratzel (235) Kerbhölzer und Eigentumszeichen.

[2]) Wohl identisch mit den Marutse, s. oben S. 317. 322.

[3]) Derselbe hieß Matschoban; jetzt noch werden seine Geister von den Matebele bei den Festlichkeiten angerufen. P. Spillmann 171. 223.

mit den Resten der Makalaka gewissermaßen als die Hirten und Züchter der Rinder- und Ziegenherden des jetzigen Matebele-Herrschers betrachtet. Alljährlich fordert dieser noch überdies einen Tribut an Waffen und Cerealien und läßt nebenbei seine Truppen kleinere Raubzüge gegen dieselben ausführen.

Wer die jährlich sich steigernde Abgabe entrichtet, darf der unsicheren Hoffnung leben, für die nächste Zeit nicht weiter behelligt zu werden; wer sich aber weigert, dient gewiß zum Ziele eines rasch und nächtlicherweile auszuführenden Überfalls, wobei kaum die Zeit reichen dürfte, die Person in Sicherheit zu bringen. Tod den Männern, alten Weibern und kleinen Kindern, Gefangenschaft und Sklaverei den jungen Weibern und Mädchen, Verlust alles Eigentums, Zerstörung der Wohnstätten durch Feuer — das sind die unausbleiblichen Folgen solcher Weigerung. In dieser Weise wurde schon seit Jahren verfahren und wird ferner verfahren werden, bis das Land öde ist, wie jener Strich im Nordwesten, wo zahlreiche Reste verbrannter Dörfer, bleichende Gebeine, große, abgeholzte Strecken mit den Furchen vormaliger Bodenkultur deutlich Zeugnis von der Anwesenheit und der Zerstörungssucht der Matebele ablegen.

Das wäre also das wahrscheinliche Los der Makalaka, unter denen ich neun Monate, nämlich vom September 1871 bis zum Mai 1872 verbrachte."

Mit dieser Schilderung der Unterjochung der Makalaka stimmen die Urteile anderer Afrikaforscher vollständig überein. Eduard Mohr sah auf seiner Reise zu den Sambesi-Fällen das verwüstete Land der Makalaka[1]), er sagt: „Durchwandert man wochen-, ja monatelang die mächtige Wildnis, so bemächtigt sich des Gemüts eine gewisse Befangenheit .... Solche Spuren der menschlichen Vergänglichkeit, wie wir sie hier treffen, die einstigen stummen Zeugen eines zufriedenen, schaffenden Lebens, welche nun im tauben Schlummer eines sich auflösenden Verfalles weitermodern, stimmen uns ernst." Infolge der Matebele-Kriege waren nach Chapman die Löwen und Leoparden in den fünfziger Jahren so sehr an Menschenfleisch gewöhnt, daß sie am mittleren Sambesi viel gefährlicher waren als vorher, und Livingstone fand in der Nähe des Bembasees mehrere Dörfer wegen der Zunahme der reißenden Tiere ganz verlassen. Trotzdem giebt P. Spillmann die Zahl der Makalaka noch auf 60000 an. Sie teilen das Los so vieler Stämme der Neger

---

[1]) 1871, 164. Dr. Ratzel 369. 370.

und Kaffern: einst ein mächtiger Stamm, heute unterworfen und da- und dorthin zersprengt und vielleicht nach einiger Zeit so sehr mit andern Stämmen vermischt, daß man ihre Spur kaum mehr findet.

---

53. Kapitel.

Sulu, Maschona und Matebele: die Sulu unter Msila; das heutige Sulu-Land; die Maschona; Körperbeschaffenheit und Lebensweise der Maschona; die Furcht vor den Matebele.

Die Sulu unter Msila.

„Außer den Makalaka[1]), die ich eingehender behandelt habe und welche so ziemlich die mittleren Granitberge bewohnen, muß ich vornehmlich zwei nennen, welche sich gewissermaßen ins ganze Land teilen, insofern sie bei ihren jährlichen Raubzügen ineinander übergreifen, es jedoch vermeiden, sich zu begegnen.

Das sind erstens die Sulu — Mauch schreibt Zulu — unter Msila an der Küste, deren Hauptort unweit Sofala am Flüßchen Busi liegt, und zweitens die Matebele. Erstere, sehr kriegerisch, wild und mordlustig und daher von allen mehr zum friedlichen Leben geneigten Bewohnern des Innern gefürchtet, erheben in der portugiesischen Handelsstation Senna jetzt noch jährlich eine Art Tribut, nachdem sie vor einigen Jahren das früher recht bedeutende Städtchen[2]) bis auf wenige Häuser zerstört haben, sie bedrohen selbst Quelimane mit demselben Schicksal. Soviel man von dem Häuptling hört, ist ein Besuch bei ihm nichts weniger als erfreulich oder gewinnbringend; etwaige Elefantenjäger, gleichviel ob von weißer oder schwarzer Farbe, erhalten die Erlaubnis, einige dieser Tiere erlegen zu dürfen, nur durch bedeutende Geschenke an Gewehren, und von der Beute gehört der den Boden berührende Zahn allemal dem Häuptling, der andere darf für einen Preis gekauft werden, den er selbst ansetzt. Nach vollbrachter Jagd muß er ein weiteres Geschenk erhalten. Gewöhnlich vergißt er, nach diesem oder jenem Gegenstand, der ihm in die Augen stach, sogleich zu fragen; er schickt daher dem bereits geschiedenen Jäger eine ziemlich zahlreiche Bande nach, um

---

[1]) Ergh. 37, 46.

[2]) S. oben S. 273. 274.

das Vergessene oder Übersehene mit Güte oder mit Gewalt in die Hand zu bekommen. Eine ganz besondere Freude bezeugt er an Kleidungsstücken, die man gerade auf dem Leibe trägt, wenn es auch die einzigen sind, die man hat. Seine Räuberbanden, die das Land in jeder Richtung durchziehen, bewogen mich, seine Bezirke zu meiden."

Das heutige Sulu-Land.

Noch im Jahre 1882 giebt Erskine[1]) die Grenzen von dem Sulu-Reiche folgendermaßen an: im Norden der Sambesi, im Süden der Unterlauf des S. George-River, im Westen der Sabi und das Matebele-Land und im Osten der Indische Ocean. Der Osten ist eine große Ebene, aber ziemlich unfruchtbar; ganz anders der Westen; hier dehnt sich in dem Gebiet des Sabi eine vielfach geteilte und abgestufte Bergkette aus, deren einzelne Gipfel bis zu 1000, ja 1400 Meter sich erheben. Hier ist der Kraal Umsilas — gleichbedeutend mit Msila — an den Quellen des Umswelisi zu Utshani = Udi. Die Bevölkerung besteht aus vielen kleinen Stämmen, denen man den gemeinsamen Namen Tongas giebt. Sie sind friedlich, wurden aber vor 60 Jahren von den Sulu unterjocht und zu Sklaven gemacht. König Umsila steht an der Spitze der wenig zahlreichen Sulukaffern und übt, wie Lo Bengula bei den Matebele, der sein Schwiegersohn wurde, eine Schreckensherrschaft aus. Manche Tongastämme haben deshalb ihre einst blühende Viehzucht aufgegeben[2]) und füttern, um nicht zu verhungern, Hunde. Heute heißt das Land, wo Umsila herrscht, Gasa-Land und bildet einen Teil der portugiesischen Kolonie Lourenço Marques; man darf es daher nicht verwechseln mit dem Sulu-Land der Engländer, das an den Norden von Natal grenzt. Es mag wohl einmal eine Zeit gegeben haben, wo das Sulu-Reich vom Sambesi bis zum Tugela sich erstreckte, aber heute haben die streng abgegrenzten Interessensphären auch hier eingegriffen, und je weiter die Kolonialmächte ihre Stationen gegen das Innere vorschieben, desto mehr verschwinden die einst mächtigen Reiche der Kaffern, seien es nun Sulu oder Matebele.

Die Maschona.

Östlich vom Sabi gegen den Sambesi hin wohnen die Maschona, welche Mauch auf seinen ersten Reisen kennen lernte und also schildert[3]):

---

[1]) 1882, 50—54.
[2]) P. Spillmann 370.
[3]) 1870, 97.

„Wohlbetretene Fußwege [1]) bekunden, daß wir nun inmitten der Matebele uns befinden; an zwei großen Kaffer-Kraalen sind wir bereits vorübergekommen (in der Nähe von Inyati), und zu Hunderten rennen die Bewohner jeden Alters und Geschlechts herbei, um uns zu sehen d. h. „Ntusa" (Geschenke) zu erbitten, aber keine bringend. Milch, Bier, Tabak, Korn, Mazambani (Erdnüsse) bieten sie zum Verkaufe an, wobei sie dann niemals mit der Bezahlung zufriedengestellt werden können. Einige bringen ihre Gewehre zum Ausbessern, eine Arbeit, die gewöhnlich für Straußenfedern oder Elfenbein geschieht. Die zudringlichen Geschöpfe sind so unvorsichtig, daß sie selbst während des Fahrens versuchen, auf den Wagen zu steigen, wobei es nicht selten vorkommt, daß sie den Fuß unter das Rad bringen. Ihre Absicht ist jedoch nicht, uns sehr nahe zu besehen, sondern auch Gegenstände aus dem Wagen verschwinden zu lassen, so daß oft kein anderes Mittel übrig bleibt, als ihnen mit dem Schambock, einem ledernen Riemen, oder der langen Ochsenpeitsche eine fühlbare Warnung zu geben und sie dadurch auf einige Augenblicke fernzuhalten.

Man nimmt leicht eine große Verschiedenheit in den Gesichtszügen und in der Körperbildung wahr, da das Volk aus zwei Stämmen besteht, die sich gemischt haben. Der eine Stamm ist der der Maschona, der von Mosilikatse unterworfen wurde. Nach seiner Gewohnheit tötete er die Wehrfähigen und machte die Weiber und Kinder zu Sklaven, sie seinem eigenen Volke einverleibend. Häufig geschieht es auch, daß sich kleine oder große Partien bilden, die ohne Wissen des despotischen Herrschers auf Kinderfang ausgehen. Der Ausdruck des Gesichts der Maschona nähert sich sehr dem jüdischen und ist entstellt teils durch den unmäßigen Gebrauch von Schnupftabak, den sie, nachdem die Nase einige Zeit damit vollgestopft war, mit einem eisernen oder elfenbeinernen Löffelchen [2]) wieder ausscharren, teils durch häufige Blatternarben [3]); auch treten ihre Kiefern so hervor, daß sie nicht den Finger auf Nase und Kinn zugleich legen können."

---

[1]) Bei den Kaffern giebt es keine künstlichen Straßen, nur Fußpfade, nicht breiter wie Ziegenpfade, die zur Regenzeit „aussterben" d. h. überwachsen; Hügel und Gebirge ersteigt man in den Rinnen der Bäche, über Flüsse benützt man die Furt, selten trifft man Hängebrücken aus Schlinggewächsen (Lianen). Kath. Miss. 1883, 14. 56. Dr. Ratzel 195. P. Spillmann 262.

[2]) S. oben S. 293.

[3]) Die Blattern sind unter Negern und Kaffern sehr häufig; sie treten hie und da epidemisch auf, und dann sterben ganze Kraale aus. Bei den Sulu trifft man auch den Aussatz. Vrgl. Kath. Miss. 1886, 110. Virchows Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. Band 89, 1882.

Körperbeschaffenheit und Lebensweise der Maschona.

„Es ist ein schwächliches und entnervtes Volk[1]), und es wird einem bald klar, daß die starkgebauten, wohlgenährten und hochgewachsenen Vollblut-Matebele ohne große Schwierigkeit Meister wurden. Ihre Kleidung ist ein Tierfell, das sie nach Art unserer Bergleute lose hinabhängen lassen; sobald sie jedoch Sklaven („Machole“[2]) geworden sind, haben sie dieses gegen in Streifen geschnittene Wildkatzenfelle, die nach Art der Matebeletracht rings um die Lenden befestigt werden, umzutauschen. Außer dem Anbau von Früchten verstehen sie es wohl, die Metalle zu bearbeiten, und sie haben einen großen Teil ihres Tributs in Eisenwaren abzuliefern: Assagaien, Arm- und Fußringen, Messer u. drgl., die sie selbst mit Verzierungen, eingeschnittenen Figuren, obwohl höchst unvollkommen, versehen. Welche Arbeit und wie viel Zeit muß es wohl kosten, um Töpfe in Eiform auf drei Beinen aus einem Stück Holz anzufertigen! Es fiel mir immer auf, welchen Sinn für vollkommene Kreisform sie in allem an den Tag legen[3]).

Ich konnte über ihre Lebensweise und Sitten, die sie als Freie haben, keine Beobachtung machen, da sie zu sehr zerstreut unter ihren Herren wohnen und darum thun müssen, was diese wollen; sie werden gerade so wie Hunde betrachtet, und einen Machole[4]) im Anfall übler Laune mit dem „Knobkerri“ (kurzem Stock mit schwerem Knopfe aus Rhinoceroshorn) durch einen Schlag über den Kopf zu töten, verursacht ebendasselbe Vergnügen, als wenn sie einem Hunde den Schwanz oder die Klauen abbrennen. Die wenigen Maschona, die im letzten Jahre am Umfule und höher hinauf am Umgesi gesehen wurden, müssen weggezogen sein, denn ihre Fußwege daselbst waren von Gras überwachsen; auch hüten sie sich wohl, in größerer Zahl an festen Plätzen zusammenzuwohnen, viel gerner leben sie buschmannartig bald hier bald dort in dichtem Buschfeld oder in verborgenen Schlupfwinkeln felsiger Berge, wo es nicht allein schwierig ist, sie auszuspüren, sondern auch gefährlich, zu ihnen zu gelangen.

---

[1]) 1870, 97.

[2]) S. oben S. 286.

[3]) S. oben S. 244.

[4]) P. Spillmann nennt sie „Amaholi“ d. h. Tributpflichtige, nach ihm unterscheiden sich die freien Matebele dadurch, daß die obere Fläche des Kopfes bei ihnen glatt rasiert ist. 170. 374. Dr. Ratzel bildet ihre Hausgeräte ab (34. 93. 207) und rühmt ihnen nach, daß sie als die geschicktesten Handwerker in allerlei Arbeit südlich vom Sambesi bekannt sind.

Ganz ähnlich wie mit den Maschona im Osten und Nordosten von Mosilikatses gegenwärtigem Wohnplatze wurde früher mit den Makalaka im Süden verfahren, diese sind jedoch schon soweit „zuluisiert", daß sie sogar ihre Sprache fast gänzlich ausgetauscht haben und beide Sprachen so sehr mischen, daß man keine Grenzen mehr ziehen kann. Beide Stämme, Maschona und Makalaka, sind nahe Verwandte und ihre Sprachen nur Dialekte eines größeren Sprachstammes, der selbst wieder ziemlich verschieden ist von dem der Basuto."

Die Furcht vor den Matebele.

Auch andere geographische Reisende berichten von der unglaublichen Furcht, welche die kriegerischen Matebele den von ihnen besiegten Stämmen, sowie ihren Nachbarn einflößen. Im Vollgefühl ihrer Macht und Stärke bieten dieselben dahin oder dorthin einen Impi auf d. i. einen freiwilligen Heerbann, man könnte auch sagen einen wohleingerichteten Raubzug, der ganze Strecken von Land verwüstet und verödet. Und sind es nicht die Matebele, so kommen die Marutse, so daß die Umwohner es nicht wagen, ihre Besitztümer an Elfenbein, Perlen, Limbo (Baumwollenstoff) in ihren Hütten aufzubewahren, sondern daß sie dieselben in den Höhlen der nahen Felsen bergen oder in Erdlöchern[1]). P. Spillmann fand unter der Spitze des Chapman-Berges in einer geräumigen Grotte 3 Körbe und 5 große Töpfe, worin die Mananfa ihre Güter verbergen. Andere Flüchtlinge suchten Schutz in sumpfigen Gegenden, bauten hier an unzugänglichen Stellen ihre Hütten und bebauten das daran grenzende fruchtbare Land oder weideten da ihre große Herden von Schafen und Ziegen. Diese Versprengten gehörten keineswegs nur einem Stamme an, sondern Chapman fand da Makalaka, Bakalahari und Buschmänner unter dem Schutze des Häuptlings Tschapo.

---

54. Kapitel.

Die Matebele: das Matebele-Reich; Gründung des Reiches; die Grausamkeit der Matebele; Menschenfresserei; die Regierung des Reiches.

Das Matebele-Reich.

„Mit den Zulu verwandt," schreibt Mauch[2]), „sind die Matebele. Sprache und Sitten sind nahezu dieselben, ihr Haß gegen einander aber

[1]) P. Spillmann 301. 313. Dr. Ratzel 414. — [2]) Ergh. 37, 47.

ein unversöhnlicher. Die Matebele bewohnen die hochgelegenen Gegenden im Osten des Sabi zwischen Sambesi und Limpopo (das heutige Matebele-Reich) und sind im Besitze großer Rinderherden, die sie immer wieder durch Raubzüge zu ergänzen suchen; daneben treiben sie Ackerbau. Zu ihnen ziehen Händler und Jäger aus den englischen Kolonien an der Südküste, und dieser fortwährende Verkehr mit Weißen brachte ihnen Vorteile, die ihnen die Herrschaft über die andern Stämme sichert; ihr König ist im stande, Tausende von Gewehren ins Feld zu stellen. Dies erweckt in ihnen ein stolzes Bewußtsein von Macht, das bei etwaigen Streitigkeiten mit den Weißen ebenso gefährlich werden dürfte, wie die Angelegenheit mit den Aschantis."

Gründung des Reiches.

Der Name der Matebele wird verschieden geschrieben, es ist wohl richtig, daß sie eigentlich „Ama-Ndabele" heißen, wobei das Präfix Ama die Mehrzahl bedeutet [1]). Daraus wurde Matabele oder Matebele abgekürzt. Sie sind Angehörige des Kaffernstammes und zwar ohne Zweifel aus den Sulu hervorgegangen. Der Begründer des Reiches ist ohne Zweifel Mosilikatse oder, wie er auch genannt wird, Umsilikatse. Derselbe soll von dem Häuptling der Sulu, Tschakka, an der Spitze von einem großen Heer von Kaffern nach Norden auf einen Raubzug gesandt worden sein. Da ihm das eroberte Land wohl gefiel, so blieb er in demselben auf eigene Faust hin. Erst als von Süden her die Voortrekkburen herandrängten und im Osten die Sulu unter Pandas Führung angriffen, verließ er mit seinem Volk das Gebiet der heutigen Südafrikanischen Republik und wandte sich den neuen Wohnsitzen zu zwischen Limpopo im Süden, Sambesi im Norden und Sabi im Osten. Er gab seinem Stamme eine stramme militärische Einrichtung und schuf sich ein Heer, vor dem alle Nachbarn sich fürchteten. Kein Stamm zwischen Limpopo und Sambesi bewahrte seine Unabhängigkeit im Kampf gegen die blutdürstigen Matebele, nur die Bamangwato unter Sekhomo im Südwesten schlugen zwei Angriffe siegreich ab, einen in den fünfziger Jahren und den andern 1862, wodurch sie sehr im Ansehen stiegen [2]).

Das Land, das sie bewohnen, ist äußerst fruchtbar, es gedeihen tropische und subtropische Gewächse und Kulturpflanzen ganz vortrefflich;

[1]) S. oben S. 161. P. Spillmann 127. Kath. Miss. 1880, 170.
[2]) Dr. Ratzel 312.

überall trifft man große Waldungen mit reichen Jagdgebieten, die seit langer Zeit das Ziel der Bauernjäger sind. Überall üppiger Graswuchs, so daß das Vieh vortrefflich gedeiht, soweit nicht die Tsetse herrscht. Außerdem sind von alters her hier Goldgruben; trotz des strengen Verbots, das die Goldgräber selbst mit Todesstrafe bedrohte, brachten die Maschona immer etwas Alluvialgold in Handel, und es ist ja Mauch gelungen, große, reiche Goldfelder dort zu entdecken. Bedenkt man noch, daß das Land 1000 bis 1500 Meter hoch gelegen, gebirgig und vielfach bewässert ist, somit ungleich gesünder als das heiße Thal des Sambesi oder als die Niederung des östlich gelegenen Gasa-Landes, so wird man leicht einsehen, daß Mosilikatse es vorzog, in dem Lande zu bleiben, man wird auch begreifen, daß das Matebele-Land heute von der brittischen südafrikanischen Gesellschaft[1]) begehrt wird. Mosilikatse starb 1868, da herrschten längere Zeit unruhige Zustände, das Reich wurde von dem Reichsverweser Ngumbat[2]) verwaltet. Dann folgte Mosilikatses Sohn, Lo Bengula, unter dem die Matebele ihren alten Kriegsruhm bewahrten. Da der Kampf der Truppen der genannten brittischen Gesellschaft gegen die Matebele noch nicht zu Ende geführt ist, so können wir heute noch nicht urteilen darüber, ob dieser Krieg von dieser Gesellschaft in eroberungssüchtiger Weise vom Zaun gebrochen ist. Wie es scheint, hat die Selbständigkeit des Matebele-Reiches einen schweren Stoß erlitten; wie andere afrikanische Stämme vor ihm, wird auch dieser, wenn auch ungern und nach manchem Blutvergießen, der vordringenden Kolonialmacht sich unterwerfen müssen. Damit würden die grausamen Verwüstungen, das Morden und Brennen, das sie viele Jahrzehnte hindurch ungestraft geübt haben, zu Ende sein.

Die Grausamkeit der Matebele.

Es dürfte kaum je in Südafrika einen Volksstamm gegeben haben, der so grausam und rücksichtslos unter den unterworfenen und benachbarten Volksstämmen wütete, wie die Matebele. Freilich hat die Natur sie auch ausgerüstet zum Kriege, wie keinen andern Kaffernstamm: „Ihre athletischen Formen," schreibt Casalis schon im Jahr 1840, „ihr wilder Blick, ihre durch einige nachlässig um die Hüfte gehängte Pantherschwänze kaum verhüllte Nacktheit, ihre schrecklichen Speere, der gewaltige Schild,

---

[1]) Geschrieben im November 1893.
[2]) S. oben S. 100.

mit dem sie den ganzen Körper bedecken, ließen leicht diese Kaffern von den Bahurutse unterscheiden.“ Von Jugend auf werden die Jünglinge zu den rücksichtslosesten und leichtsinnigsten Schlächtereien erzogen. Das ganze Streben und der Ehrgeiz eines jungen Matebele besteht darin, seinen ersten Menschen zu erschlagen, von dieser That an bemißt sich die Ehre und der Ruhm nach der Zahl der zerstörten Menschenleben. In ihrem Wüten gegen die Batoka und Makalaka, ihre nördlichen Nachbarn, die fleißig und wohlhabend, aber unglücklicherweise weniger kriegerisch sind, glichen sie mehr wilden Tieren als Menschen. Als Chapman 1862 das Land der Batoka durchreiste, waren eben 30 Männer derselben auf der Rückkehr nach ihrem Dorfe angesichts ihrer Hütten ermordet worden. Derartige Thaten waren damals an der Tagesordnung, „sie richteten schreckliche Verwüstungen an, wenn sie auf ihren jährlich sich wiederholenden Raubzügen die Dörfer südlich vom Sambesi heimsuchten.“ Die älteren Männer und Weiber werden schonungslos hingeschlachtet, alle jüngeren Weiber und Kinder in Gefangenschaft fortgeführt. Kein Wunder daher, wenn die 50 Batonga, welche P. Spillmann[1]) auf einer Reise als Träger dienten, beim Anblick von 5 Matebele das Gepäck hinwarfen, in die Berge flohen und sich im Gebüsch versteckten.

Menschenfresserei.

Es kann uns nicht in Erstaunen setzen, wenn ein Stamm, dem das Leben anderer so gleichgültig oder verhaßt ist, auch im Verdachte der Menschenfresserei (Anthropophagie) steht. Man findet im Gebiet der Matebele viele Höhlen und darin nicht selten menschliche Knochen, deren Zustand auf jenen barbarischen Gebrauch hinweist. Die Höhlen waren bei einem Besuch von mehreren Reisenden im Jahre 1869 von Rauch geschwärzt, der Boden von vielen Knochen bedeckt, die teils aufgeschichtet teils umhergestreut waren. Die vielen Schädel, die darunter waren, gehörten meist Kindern und jungen Personen an. Dieselben schienen mit stumpfen Äxten oder geschärften Steinen erschlagen worden zu sein, die Markknochen waren in kleine Stücke zerschlagen. In einer der Höhlen führten rohe Stufen zu einer Art von Galerie hinauf, wo die unglücklichen Opfer aufbewahrt worden sein sollen, um später verzehrt zu werden. Stand am Eingang zur Höhle eine Wache, so war an ein Entrinnen nicht zu denken.

---

[1]) 312. 332.

Man könnte bei dieser Schilderung allerdings auch an Flüchtlinge denken, die in den Höhlen Schutz suchten und hier lebten und starben. Es ist aber dann nicht einzusehen, warum soviele Schädel von Kindern gefunden wurden, auch nicht, warum die Markknochen in kleine Stücke zerschlagen waren. Viel wahrscheinlicher sind das Spuren von Menschenfressern, wie ja auch Mauch schreibt, daß unter den Bergkaffern noch Menschenfresserei geherrscht haben soll[1].

Die Regierung des Reiches.

Es ist immerhin eine Seltenheit, wenn ein Volk von solch' niedriger Kulturstufe fast ein ganzes Jahrhundert seine Herrschaft in dem Grade behauptet, wie das die Matebele gethan haben. Fragt man nach der Einrichtung ihres Staates, so ist es ganz einfach der Militärstaat: Das kriegsgeübte Heer ist das Organ, das den ganzen Staat nach außen und innen zusammenhält. Der oberste Kriegsherr ist auch zugleich der König des Reiches, und sein Regiment bleibt für afrikanische Verhältnisse auffallend lang an seine Familie geknüpft. Schon der Vater Mosilikatses[2]), Matschoban, soll Kriegszüge nach Transvaal ausgeführt haben; Mosilikatse bringt das Reich zur höchsten Machtentwicklung, und ihm folgt der heute oft genannte Sohn, Lo Bengula. Also erbliche Despotie — und auf welche Mittel gestützt? Die Herrscher setzten ihre Verwandten und Bekannten als Unterhäuptlinge oder hier Regimentskommandeure, Indunas, ein und hatten so das Heer zu ihrer Verfügung. Durch die Raubzüge bereichert sich das regierende Haus ungeheuer, es hat den Handel mit den Nachbarn in seiner Hand. Überall hin gehen Boten oder Spione, die alles auskundschaften, dort den Zug eines Weißen oder einer Jagdgesellschaft, hier den Reichtum eines Nachbarn, das einemal Drohungen und Rüstungen der Feinde melden, das anderemal Friedens- und Gehorsamsversicherungen der Niedergeworfenen. So weiß der Kaffernfürst alles, was innerhalb der Grenzen seines Reiches vorgeht, und wo von außen Gefahr droht oder wo zu rauben ist, da erscheint ein Impi und hinterläßt an der Stelle von fruchtbaren, wohlbebauten Landstrichen eine öde Wildnis, bedeckt mit den Leichen der Erschlagenen. Es ist nun leicht einzusehen, daß Weiße, welche in dieses Reich eintraten, sei es um zu jagen oder um es zu erforschen, keinen

---

[1]) S. oben S. 289. 291.

[2]) S. oben S. 325.

Schritt machen konnten ohne die Erlaubnis des Oberhauptes. Alles und jedes mußte erkauft werden durch Abgabe von der Jagdbeute oder durch Bezahlung von Handelswaren, und wem letztere ausgingen, wie Mauch auf der dritten Reise, der war eben der Gefangene des großen Königs.

Doch hören wir die Schilderung, die Mauch von Mosilikatse entwirft!

---

55. Kapitel.

Mosilikatse, der König der Matebele: die Nähe der Residenz; Mosilikatse in seinem Audienzsaal; der Morgen des Fürsten; die Umgebung der Residenz; des Königs Weiber und des Königs Soldaten; Tanz der Krieger; Tanz der Weiber.

Die Nähe der Residenz.

„Je näher wir nun," schreibt Mauch [1]), „dem Hauptquartier rücken, desto betretener sind die Pfade, desto lebendiger wird es längs derselben. Den Ameisen gleich gehen die Botschafter hin und zurück, singend, lärmend, rennend, immer bereit, über ihrer Sendung die beliebte Sitte des Schnupfens nicht zu vergessen, mit wichtiger Miene und lebhaften Hand- und Kopfbewegungen den Spender zu belügen, ihn immer wieder versichernd, daß sie nur die volle Wahrheit erzählen, daher häufig die Worte: „pataj", „sibile" oder „sibile pataj" (wahr, wahr!) zu hören sind. Solche Botschafter sind immer stark bewaffnet, drei Assagaien [2]), ein Knotenstock, ein Knobkerri, ein Messer, ein eiförmiger Schild aus Ochsenhaut machen ihre gewöhnliche Rüstung aus. Jeden Vorübergehenden mit „saku bona" (ich sehe dich) zu begrüßen, ist eine lobenswerte, wenn auch zuletzt lästig werdende Gewohnheit, da jeder auf seinen Gruß eine besondere Entgegnung verlangt und im Falle des Unterlassens einer Antwort augenblicklich durch Scheltworte sich Luft macht. Wird geantwortet, so folgt sicher die Bitte um ein Geschenk, so daß es oftmals besser ist, sie gar nicht zu beachten und die billigen Scheltworte sich nachwerfen zu lassen.

Während der neunstündigen Fahrt von der Missionsstation Inyati zur zeitweiligen Residenz darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß

---

[1]) 1870, 98. Dieser Ort hieß Matlokotlolo s. oben S. 95.

[2]) Ein Assagai ist eine zweischneidige Speerspitze auf einem leichten 1,3—1,5 m langen Stock. P. Spillmann 148.

Mosilikatse von allem, dem Ergebnis der Jagd, etwaigen Unfällen, Abenteuern, Krankheiten, Verlusten u. drgl. vor unserer Ankunft daselbst unterrichtet ist, und hier entsteht dann gewöhnlich die Unannehmlichkeit, daß man ungerechtem Verdacht anheimfällt, und sich kaum den Vorurteilen und dem Starrsinn gegenüber verteidigen kann."

Mosilikatse in seinem Audienzsaal.

„Am Morgen des 10. September 1867 kamen wir zu dem gefürchteten Oberhaupte der Matebele. Wir fuhren unsere Wagen nahe am Kraal neben denen der Händler auf und begaben uns ohne weitere Präliminarien ins Innere. Eine große runde Umzäunung aus Baumzweigen, die dicht ineinandergesteckt und aufgelehnt waren, berechnet, um etwa 800 bis 1000 Stück Großvieh zu halten, ist der Audienzsaal. Dem Eingange gegenüber sitzt an der hinteren Wand der Herrscher, Se. schwarze Majestät, Gebieter über Leben und Tod. Man wird ziemlich überrascht, wenn man ihn zum erstenmal sieht und zuvor seine Geschichte, Thaten, Eroberungen und Grausamkeiten gelesen oder angehört hat. Anstatt des erwarteten physisch kräftigen, korpulenten Tyrannen sieht man nur das Bild gänzlichen Verfalles. Nach der üblichen Begrüßungsformel: „Saku bona, inkosi" (ich sehe dich, König) hat man nichts weiter zu thun, als sich neben Mosilikatse auf den bloßen Boden zu setzen und zu warten, bis er geneigt ist, eine Unterhaltung anzufangen. Man hat also Zeit genug, ihn mit Muße zu betrachten.

Er hat die hohe Stirne eines Befehlshabers, schwarze, durchdringende Augen, die selbst im Alter von fast 70 Jahren wenig an Feuer verloren haben, eine wenig platte Negernase, feingeschnittene Lippen und ein Energie bezeichnendes Kinn, eine Zusammenstellung von Gesichtszügen, die zur Zeit seiner Blüte soviel Furcht einflößen konnte, daß seine Unterthanen selbst jetzt noch bei seinem schwächlichen Zustande nur mit Zittern sich nähern. Auf der linken Seite vom Schlage gerührt ist er unfähig, umherzugehen oder mit eigener Hand zu strafen, wie es früher seine Gewohnheit war. Die schottische Mütze scheint nur zum Zwecke des Rasierens seiner Kopfhaare abgenommen zu werden, und außer ihr besteht seine ganze Bekleidung in einem baumwollenen, um die Lenden befestigten Sacktuche und in einer weißen, wollenen Decke, die über die Schulter geworfen wird. Sein Thron ist ein plump gearbeiteter Lehnstuhl, der zwei Zwecken zugleich dienen muß, und mehrere seiner fetten Weiber sind bereit, stehend oder sitzend jeden, auch den geringsten Wink auszuführen.

Ein kleiner Junge von etwa 6 Jahren vertritt die Stelle einer Schnupftabaksdose, er muß immer anwesend sein, um dem häufigen Verlangen nach dem beliebten Kraute gerecht zu werden. In Ehrfurcht bezeichnender Ferne sitzen in der den Kaffern üblichen Weise viele seiner Unterthanen, die es kaum wagen, leise miteinander zu sprechen; eine fast unangenehme Stille herrscht, da muß der Alte niesen, und donnernd wie aus einem Munde erschallt das Wort „pezulu“, einen Glückwunsch bedeutend.“

Der Morgen des Fürsten.

„Sein Waschwasser wird gebracht, wobei die gerade Dienst habende Frau besondere Sorgfalt auf die Reinigung seiner ungewöhnlich langen Nägel zu verwenden hat. Das Wasser ist lau und, wie ich unterscheiden konnte, eine Abkochung von Blättern des Mopani-Baumes, der in großer Menge hier wächst.

Nachdem er sein Frühstück, aus sehr gutem Ochsenfleisch bestehend, eingenommen hat, beginnt der Vortrag von wichtigen Staatsangelegenheiten: Vermehrung der Kriegsmacht durch Ankauf von Gewehren und Munition, Vergrößerung des Reichtums Mosilikatses durch einen Raubzug nach einer Viehherden besitzenden, noch nicht unterworfenen Nation; Urteilsprechen über solche, die der Zauberei[1]) (umtakati) angeklagt sind oder sich Diebstahl oder Eingriffe in Beziehung auf unser neuntes Gebot erlaubten u. s. w., wobei zu bemerken ist, daß er als Kaffer ziemlich gerecht ist.

Zur Beleuchtung seines Benehmens im Handel mit Weißen diene folgendes Beispiel. Ein Matebele bringt 2 Ochsen, um Mosilikatse zu bitten, dafür ein Gewehr kaufen zu dürfen; es wird ihm gewährt, und der Kauf ist geschlossen. Nun reut es den Käufer, und er möchte seine Ochsen wieder zurücknehmen; er geht zu Mosilikatse zurück und teilt ihm seine Absicht mit, und nun beginnt folgendes Zwiegespräch:

M.: „hast du dieses Gewehr gekauft?“ Unterthane: „ja, König.“ M: „hast du die Ochsen zu dem weißen Manne gebracht?“ U.: „ja, König.“ M.: „bist du zufrieden damit?“ U.: „nein, König.“ M.: „gieb das Ge-

---

[1]) Das Vieh, das nicht dem Könige gehört oder nicht bei Volksfesten den Armen gegeben werden soll, wird den Indunas und dann den übrigen Kriegern überlassen. Wird von letzteren einer wohlhabend, so braucht er bloß von Neidern der Zauberei angeklagt zu werden, so verliert er Leben und Reichtum zugleich. Kath. Miss. 1880, 170; 1883, 59.

wehr diesem Kaffer" — dabei mit dem Finger auf den ersten besten in der Runde stehenden Matebele weisend.

Ausnahmen giebt es natürlich viele, und es hängt viel davon ab, ob der Händler sich unter den Weibern durch Geschenke einige Fürsprecherinnen gewonnen hat. Nach fleißigem Zuspruch des Bierkruges, der nach alter Weise durch die Lieblingsfrau kredenzt und häufig den anwesenden Weißen angeboten wird, fühlt sich Majestät plötzlich geneigt, seine Siesta zu halten, und sei es auch inmitten einer sehr erregten Unterhaltung. Er läßt sich nach seinem Zeltwagen bringen, wo er nun auf einem großen Teil der erhaltenen Geschenke ruht."

Die Umgebung der Residenz.

„Meinem Spaziergange nach dem nächstliegenden Hügel schlossen sich bald einige der Müßigen an, als Spione oder Schwätzer sich ausweisend, jedenfalls eine Begleitung ganz gegen meinen Willen. Ein nach Osten steil abfallender, oben flacher, aus rauhem vulkanischem Gestein bestehender Vorsprung gewährt eine ungeheure Fernsicht, die jedoch durch den die Atmosphäre erfüllenden Rauch stark beeinträchtigt wird. Der Charakter der Gegend ist vulkanisch, insofern mächtige eruptive (Mauch sagt: basaltische) Massen, häufig als Mandelstein auftretend, kleine Höhlungen mit Quarzkristallen und häufig Chalcedon enthaltend, die hervorragenderen Punkte bilden. Es wollte mir scheinen, als ob die Fläche, die ich östlich vor mir hatte, einst ein Krater gewesen, der später mit Meeressand ausgefüllt wurde. Etwa 3½ Meilen (5,6 km) südöstlich von hier befindet sich ein kegelförmiger Hügel von etwa 500 Fuß Höhe, der offenbar ein Vulkan gewesen ist. Von näherer Untersuchung der Gesteine ist selbstverständlich in dieser Nähe des Hauptquartiers keine Rede [1]). Wasser ist nur wenig vorhanden, und es sind 5 Meilen (8 km) zum nächstliegenden Tümpfel im Bette des Umkosi-Flusses."

Des Königs Weiber und des Königs Soldaten.

„In einem kleinen Anbau an den Zeltwagen, wenn ich so sagen darf, befinden sich die Hütten einiger seiner Weiber, aus deren großer Zahl jedoch nur etwa ein Dutzend als Bedienstete um Mosilikatses Person thätig sind; die andern befinden sich auf Außenstationen als Aufseherinnen

---

[1]) S. oben S. 69.

über Groß- und Kleinvieh[1]). Rings um den großen Kraal (Matlokotlolo) befinden sich dann die Soldaten (amajaka), in kleinen Abteilungen zusammenwohnend und nur wenige Schritte entfernt, gleichsam als Leibwache dienend. Sie haben keine regelmäßig gebaute Hütten, sondern nur einfache Verhaue, parallel mit dem Zaune des großen Kraals, nach dieser Seite zu offen angelegt, ganz so, wie sie auch häufig im Felde angetroffen werden. Im Schlafe sind sie unbekleidet, ihre Waffen und Schmucksachen werden über dem Kopfe aufgestellt, Feuer brennen in der Front, um wilde Tiere abzuhalten; so sind sie jeden Augenblick bereit aufzuspringen, die Waffen zu ergreifen und entweder anzugreifen oder zurückzuschlagen."

Tanz der Krieger.

„In einzelnen Reihen sehe ich nun kohlschwarze Gestalten erst mehreremale um die Residenz gehen und endlich in dieselbe eintreten, und zugleich tönt ferner Gesang in mein Ohr. Mosilikatse ist erwacht und wird einen Tanz durch seine Krieger aufführen lassen; ein Schauspiel, das man gerne des öfteren sich ansieht. Ich beeile mich an Ort und Stelle zu kommen, trete ohne Anmeldung in den Raum ein und nehme neben dem Throne Platz. Etwa 1500 bewaffnete Kerle, die aussehen, als ob sie der Hölle entsprungen wären, führen nun je nach dem Wunsche des Häuptlings einen Tanz zu Ehren des Assagai oder des Mosilikatse oder des Knobkerri, des Schildes, des Krieges oder der Jagd auf.

Sie sind drei Reihen tief aufgestellt, und auf einen Wink des Alten beginnt der Gesang, zum Taktangeben stampfen sie den Boden mit den Beinen, daß der Staub aufwirbelt. Der Kriegsgesang und Kriegstanz sprachen mich am meisten an; in weicher Tonart gehalten ist der stimmenreiche Chor herrlicher Bässe wahrhaft ergreifend und, anstatt abschreckend und einschüchternd auf mich zu wirken, brachte er mir beinah das Wasser in die Augen, und ich sang selbst leise mit. Der Gesang ist mächtig, voll Leben und Bewegung, er ist natürlich, und ich werde ihn immer lieber anhören als die langsamen, gezogenen Choräle der Bauern Transvaals mit ihren kreischenden, meistens im Branntwein ersäuften

---

[1]) Nach P. Spillmann (173) tragen die Weiber des Königs als Abzeichen ihrer hohen Würde rote Kränzchen in der Größe eines Fünfmarkstückes auf dem Kopf. Kleinere Haarbüschel bedeuten Trauer. Da Wohlbeleibtheit als Zeichen hoher Würde gilt, so fehlt auch dieses Merkmal weder den Königinnen noch den Prinzessinnen. Kath. Miss. 1880, 169.

Stimmen. Der Tanz hält bis gegen Sonnenuntergang an, wo sich dann alle zurückziehen. Mosilikatse selbst gerät hie und da in Erregung, er summt mit, ergreift manchmal die Tabakspfeife oder das Stöckchen eines Weißen und schlägt mit seinem gesunden Arme den Takt. Welche Erinnerungen knüpfen sich für ihn an diesen Kriegsgesang! Nach Beendigung desselben erhalten die ermüdeten Tänzer und Sänger einen oder mehrere Schlachtochsen und Bier, vorausgesetzt, daß sie den Herrscher in gute Laune versetzen konnten. Wurde er unzufrieden oder hörte er häufig die Nachricht, daß ein Löwe ein Stück Vieh getötet habe, oder will er sie gerade an Entbehrung gewöhnen, so erhalten sie nichts, und dies kann selbst mehrere Tage anhalten."

Auch andere Reisende berichten von der urwüchsigen Kraft und einem gewissen wilden Wohllaut[1]) dieses Kriegsgesangs. Von Tausenden gesungen versetzt die einfache, in wenigen Tönen sich bewegende Melodie die Krieger in rasende Begeisterung. Besonders festlich wird der „kleine" und der „große Tanz" begangen, jener zur Zeit des Sommer-Neumonds Ende Dezember oder Anfang Januar, dieser 14 Tage später beim Sommer-Vollmond; darauf folgen glänzende Gastmahle, wobei riesige Mengen von Fleisch und Bier (tyawala) vertilgt werden. Wie sollte ein solches Fest sich nicht tief einprägen in die Herzen der thatenlustigen Krieger!

Der Tanz der Weiber.

„An einem andern Tage haben die Weiber aus einem bestimmten Kraal ihren Reigen aufzuführen, doch war ich froh, daß ich nicht genötigt war, ihn ansehen zu müssen, und entfernte mich bald nach dem Anfange, da jeder der drei Sinne Geruch, Gesicht und Gehör beleidigt wird. Ein andermal kommen die Kinder an die Reihe. Der Lärm dauert auch dann noch fort, wenn Mosilikatse sich in seinen Harem zurückgezogen hat und alles Vieh nach dem Kraal gebracht ist, bis tief in die Nacht hinein."

---

[1]) P. Spillmann 411—413.

56. Kapitel.

Abschied von Mosilikatse: Mosilikatses Besuch bei den Weißen; religiöser Gebrauch; der südliche Teil von Mosilikatses Gebiet; die Grenze des Matebele-Reiches; schwach bevölkerte Gegend; Lo Bengula.

Mosilikatses Besuch bei den Weißen.

„Manchen Morgen[1]), selbst kurz vor Aufgang der Sonne, läßt sich Mosilikatse von vier seiner Weiber nach einem der Wagen bringen, befiehlt Kaffee und süßt ihn ungefähr so, daß die Schale zuerst halb mit Zucker angefüllt ist, worüber dann der Kaffee gegossen wird. Gegen Milch hat er, wie alle Männer der Matebele, ein Vorurteil, sie sei Weibergetränk und mache Männer mager und schwach. Den Kaffee schlürft er langsam, so heiß er auch sein mag, mittels eines ihm dargereichten Löffels ein. Während eines Aufenthaltes von 2 Stunden, während deren er immer Kaffee genießt, spricht er nur selten und entfernt sich ebenso still, wie er kam; oftmals folgt diesem Besuche ein Geschenk des Fürsten, ein Ochse, ein Schaf oder eine Ziege. So verlangt er auch gern Medizin, aber ihm solche zu geben ist immer ein gefährliches Unternehmen, da er dem Tode vielleicht sehr nahe ist und im Falle seines Eintritts alle Schuld auf den unbedachtsamen Weißen geworfen würde."

Religiöser Gebrauch.

„Auf einer Jagdpartie, wie die Hartleys, die sich jedes Jahr wieholt, treten auch nur wenig Veränderungen ein, alles nimmt seinen geregelten und schnellen Verlauf, so daß ich nie in so nahe Berührung mit den Eingeborenen kam, um ihre Lebensweise zu Hause mir ansehen zu können, und die hierin urteilsfähigeren Männer, die Missionäre, senden ihre eingehenden Berichte fleißig nach Europa, so daß ich mich einer vielleicht ungenauen oder gar unrichtigen Beschreibung wohl enthalten darf. Auch war ich in der Zulusprache noch nicht soweit vorgeschritten, um schleichender Weise auszuforschen, was sie gern verheimlichen. Eines religiösen Gebrauches meines früher erwähnten[2]) Begleiters Makombo vom Maschona-Stamm will ich jedoch gedenken. Nach der Nacht, die wir in

---

[1]) 1870, 100.

[2]) S. oben S. 96.

den Goldgruben beim Sechwechwe zubrachten, hielt er es für notwendig, eine halbe Schale von der Kaffer-Orange (Gardenia Thunbergia) mit Wasser zu füllen, vor dem Baume, unter dem er geschlafen hatte, niederzuknieen, das Wasser am Stamm hinablaufen zu lassen und dabei ein langes Gebet zu sprechen. Hat er vielleicht in seiner Jugend dergleichen gesehen, wenn katholische Missionäre südlich vom Sambesi Bekehrungsversuche machten? Am gleichen Tage erschien er mir noch einmal rätselhaft. Als wir nämlich bei einer der Gruben angekommen waren, verschwand er für einige Minuten und brachte einen frisch geschnittenen, seiner Rinde entblößten, gabelförmigen Stock, um den er den Bast gewunden hatte, lehnte denselben an einen auf dem Rande der Grube stehenden Baum und sprach dabei wieder ein Gebet oder — eine Beschwörung des Goldgeistes. Zeichen von Götzen- oder mißverstandenem Gottesdienst sind dies jedenfalls."

Es ist kaum anzunehmen, daß Makombo in Ausübung dieser Gebräuche die Weißen nachahmte, vielmehr sind es sicher Gebräuche der Maschona, die wir da vor uns haben. Der Stock erinnert sehr stark an die Wünschelrute, und wenn die Ruinen von Simbabye auf asiatische oder nordafrikanische Kolonisationsversuche zurückzuführen sein sollten, so wäre die Ansicht nicht ganz von der Hand zu weisen, daß jene alten Kolonisten die Benützung der Wünschelrute kannten und daß diese Benützung unter den Eingeborenen nachher fortlebte. Was die Religion der Matebele betrifft, so trifft man neben stark entwickeltem Fetischdienst die Verehrung der Abgestorbenen und dahin dürfte wohl auch die Anrufung des großen Geistes, des Molimo, zu stellen sein. Dieser Molimo erinnert an den Quälgeist Motsimo der Makalaka. Daneben fürchten sie als bösen Geist das Krokodil und die Fische; den Schmutz an den Stoßzähnen frisch getöteter Elefanten benützen sie als Zaubermittel z. B. gegen Nasenbluten. Wenn sie auf die Elefantenjagd gehen, so haben sie es gern, wenn sie einer Schildkröte begegnen, sie nehmen dieselbe, groß oder klein, auf, speien sie an und lassen sie wieder laufen, das bringt Jagdglück[1]).

Der südliche Teil von Mosilikatses Gebiet.

„Unser Aufenthalt dauerte nur zwei Tage, und am 13. September 1867 machten wir uns auf, der Heimat zuzureisen. Matt und an Kräften

---

[1]) S. oben über Motsimo S. 313—315. P. Spillmann 172. Dr. Ratzel 177.

heruntergekommen (ich hatte 18 Pfund an Gewicht verloren) durfte ich es nicht wagen, bei zunehmender Hitze und außergewöhnlicher Trockenheit größere Ausflüge vom Wagen aus zu unternehmen, und nur beim Kumalo („Königsfluß", ein Quellfluß des Guay, der gegen Norden zum Sambesi fließt) versuchte ich einen solchen. Die Ähnlichkeit der auftretenden Gesteinsarten und die große Masse von Quarz in Verbindung mit Diorit ließen mich auch hier wieder Gold vermuten, ich konnte jedoch keines entdecken. Wir beeilten uns, über die kürzlich abgebrannten Flächen rasch wegzukommen, weder Gras noch Wasser für die Ochsen noch Wild für uns war zu treffen, und es war erst in dem wohlbewässerten Bezirke südlich von der Wasserscheide junges Gras von einigen Zoll Höhe zu finden. Hier gönnten wir den Zugtieren einige Ruhe und kauften Honig, Korn, Milch, Eier und Bier.

Der Boden und die Berge sind granit- und gneißartige Gesteine, der Laurentianformation (nach Lyell) angehörig, und bleiben es bis zum Palatjoe. Ausgezeichnete Scenerien bieten sich am oberen Laufe der nach Süden und Südosten abfließenden Gewässer, die noch gehoben werden durch die verschiedenen Töne lebhaften Grüns des frischen Laubes."

Die Grenze des Matebele-Reiches.

„Am 20. September gelangten wir zu den letzten Unterthanen Mosilikatses, zum südlichen Wachposten seines Besitzes, dem Manjami als Häuptling vorsteht. Er scheint seiner Häßlichkeit wegen hierhergesetzt zu sein; eine vollständige Karrikatur des menschlichen Wesens vom Scheitel bis zur Sohle ahmt er auch noch in seinen Bewegungen den ihm ähnlichen Affen nach. Für jeden, der von Süden kommt, ist hier die Paßuntersuchungsstelle; von hier werden Name und Zweck des Reisenden durch Eilboten ins Hauptquartier gemeldet, und hier ist auch die Antwort zu erwarten.

Am 23. September erreichten wir den Nkhuesi (Kwesi, Zufluß des Shasha, der von Norden zum Limpopo fließt) und wählten eine reizende Stelle nahe am Flüßchen mit prachtvoller Scenerie rundum als Standplatz für mehrere Tage. Auf einem Ausflug in die fast zu 800 Fuß aufsteigenden Granitkuppen fand ich die Reste eines verlassenen Kaffer-Kraals, wo eine Unmasse bleichender Schädel und Gebeine Zeugnis gab von einer vor vier Jahren verübten Grausamkeit der Matebele. Eine Abteilung „majaka" mischte sich unter das hier wohnende Volk, gebrauchte die List, alle betrunken zu machen, und während der Nacht ging

dann Morden und Brennen vor sich. Nur wenige dürften entkommen sein, und, wie ich vermute, fand ich das vollständige Skelett eines dieser wenigen auf der Spitze eines einzelnstehenden, etwa eine halbe Stunde entfernten, 1000 Fuß hohen Granitberges; in einer Art Höhlung unter gewaltigen Felsblöcken war es weder der brennenden Sonnenhitze noch dem auflösenden Regenwasser, noch den knochenzermalmenden Zähnen der Hyäne zugänglich, und nur Aaskäfer und Ameisen waren im stande, als Gesundheitspolizei der Natur ihr Werk zu thun und zwar nur soweit, als es ihnen von der Gesetzgeberin übertragen ist. Ich glaube, ich hätte alle 253 Beine auffinden können. Der Flüchtling war ein Mann, und einige große, blaue Perlen, an eine Schnur von Akazienbast gereiht, machten seinen Schmuck aus; von Kleidung waren keine Reste zu sehen."

Schwach bevölkerte Gegend.

„Obwohl Mosilikatse etwa 30000 Matebele ins Land seiner Zeit brachte, ist es doch durch ihn entvölkert statt bevölkert worden. Wo in den Zeiten des älteren und jüngeren Moffat[1]) noch vollauf Schwarze zu finden waren, sind jetzt kaum mehr Spuren vorhanden, Gras und Büsche sind längst über deren Wohnplätze gewachsen.

Die Gegend von hier bis zum Ramakhuobane (Zufluß des Shasha nach dem Tati von Norden her) bietet wenig Interessantes, und wir fanden das Gras so schlecht, daß wir in der Hoffnung auf Besserung schnell reisten. Gewitter mit Regen zählten nun vom Ende September an zu den fast täglichen Erscheinungen, die fallende Wassermasse ist so groß, daß in wenigen Stunden die abstoßenden Sandflüsse zu den prächtigsten Strömen anwachsen; leider fallen sie aber nur zu bald in ihre alte gewohnte Häßlichkeit zurück. Am Ramakhuobane ist der Löwe zu Haus, denn große Familien bis zu 12 und 16 Stück bei Tage zu sehen und ihre Konzerte während der mondscheinhellen Nächte zu hören ist keine Seltenheit. Im Jahre 1866 hatte ich hier Gelegenheit, zwei Löwen noch vormittags gegen 10 Uhr miteinander sprechen zu hören, und in der darauf folgenden regnerischen Nacht trieben sie 9 Ochsen aus dem Verhau, von denen sie jedoch keinen töteten; alle neun erhielten wir einige Tage darauf aus einer Entfernung von etwa 50 Meilen wieder zurück (80 km)."

---

[1]) Es reisten 3 Moffat in Südafrika, einer 1830, ein zweiter Rev. Moffat 1854 im Matebeleland (Berichte Pet. 1857, 276; 1859, 482; 1861, 356) und Rob. Moffat 1858 in Kleinnamaqua-Land. Der von Mauch am meisten genannte ist Rev. Moffat, der zweite von den oben angeführten.

Lo Bengula.

Am 6. oder 8. September 1868 wurde Mosilikatse zu seinen Vätern versammelt, also ein Jahr nach dem geschilderten Besuche Mauchs beim Matebele-Fürsten, und wurde in einer Felsenschlucht begraben: drei seiner Frauen und mehr als 300 Sklaven fielen als Opfer auf seinem Grabe und seitdem ist das Betreten jener Schlucht bei Todesstrafe verboten [1]).

Mosilikatse hatte neben anderen die zwei Töchter des hingerichteten Amaschwiti-Häuptlings zu Frauen und erhielt von jeder einen Sohn, von der älteren Kuruman, von der jüngeren Lo Bengula. So sandten denn die Indunas Boten nach Kuruman, der sich, wie man glaubte, bei den „Swangindaba“, den „Bringern der Nachricht“, nämlich der Siegesnachricht im Kampfe gegen die Amaschwiti, aufhalten sollte. Allein man fand ihn nicht, und schließlich mußte der Reichsverweser Ngumbat mit der Enthüllung hervortreten, daß Kuruman wegen Verdachts einer Verschwörung auf Befehl des Königs ermordet worden sei. Daher trugen die Indunas die Herrschaft dem jüngeren Lo Bengula an. Am 24. Januar 1870 nahm dieser die Zügel der Regierung in die Hand mit der Erklärung: „Da ihr vom Tode meines Bruders Kuruman überzeugt seid, darf ich euren Bitten nicht länger widerstehen. Ich nehme die Oberherrschaft an, die mir kraft meiner Abstammung und eurer freien Wahl zufällt“ [2]). Darauf gründete er die neue Residenz Gubuluwayo, eigentlich Ng' obuluweyo, „Stätte des Erschlagens“, und gab, wie das bei jenen Völkerstämmen Sitte ist, am siebenten Tage nach dem Vollmond einem Induna den Befehl, die alte Hauptstadt samt allen Hütten, Vorratskammern, ja selbst den Karren des dahingegangenen Mosilikatse einzuäschern. Aber auch Gubuluwayo selbst ist heute nicht mehr an der ursprünglichen Stelle. Man kann sich wohl vorstellen, wie von den Bewohnern eines Kraals der ganzen Umgebung mitgespielt wird: alles brennbare Holz wird geschlagen, das Ackerland, das keinen Dung erhält, so ausgenützt, daß der Ertrag immer mehr abnimmt, die Weiden sind verwüstet. So zeigt sich nach einer Reihe von Jahren von selbst das Bedürfnis, eine neue Stelle für den Kraal zu wählen. Und so befahl auch Lo Bengula eines schönen Tages im Jahr 1881, die Residenz eine Stunde jenseits des „Kraals

---

[1]) P. Spillmann 161. Pet. 1869, 191.

[2]) P. Spillmann 137. 161. 416. Kath. Miss. 1879, 169; 1882, 22.

der Weißen Felsen" nach einem Ort zu verlegen, der Umhlabatine hieß. Doch wurde der alte Name Gubuluwayo auch für die neue Residenz gebraucht, sie liegt in den Matoppo-Bergen, etwa 1400 Meter über dem Meer. Man sieht daraus, daß selbst die Residenzen dieser Kafferstämme keine sichere, bleibende Lage haben und daß die Karten fast von Jahr zu Jahr Änderungen aufweisen müssen; dazu kommt das unstäte Hin- und Herwogen der Bevölkerung, hier Unterjochung, ja Vernichtung, dort Auswanderung und Eroberung. Alle Bilder, die wir von solchen Gegenden in uns aufnehmen, sind sozusagen Augenblicksaufnahmen d. h. sie haben nur für einen bestimmten Zeitpunkt Richtigkeit und Gültigkeit, nach wenigen Jahren kann das Bild veraltet sein.

---

57. Kapitel.

Völkerschaften zwischen Limpopo und Sambesi: die Batoka; die Baroka; die Buschmänner im Osten der Kalahari; die Balempa.

Die Batoka.

„Eine weitere ebenfalls mächtige Völkerschaft wohnt mehr nordöstlich gegen den Sambesi hin, es sind dies die Batoka unter ihrem gealterten Häuptling Makombe. Die Sprache dieses Stammes weicht von derjenigen der zuvor angeführten Stämme bedeutend ab, auch sie besitzen keine Herden, da bei weitem der größte Teil ihres Landes von der giftigen Tsetse-Fliege heimgesucht ist, sie sind deshalb vorwaltend Ackerbauer und Jäger. Elfenbein ist Monopol des Häuptlings, der es in Häusern aufstapelt, welche flüchtig gewordene portugiesische Soldaten aufführten; er läßt sich aber nur schwer verleiten, diesen seinen Schatz gegen Waren zu veräußern. Mein Besuch bei ihm war nur von ganz kurzer Dauer, weil einerseits mein schrecklich fieberischer Zustand — auf der letzten Reise — ein rasches Vorgehen nach dem Sambesi erheischte und andererseits das Benehmen der Bevölkerung, welche durch ein desertiertes Individuum der von Indien entstammenden Soldaten aufgereizt wurde, nichts weniger als Vertrauen einflößend war. Die Gegend bot wenig Interessantes und war sehr ungesund[1]."

---

[1] Ergh. 37, 47.

Die Baroka.

„Ihnen nahestehend, aber mehr vagabundierend und in den dichten, dunklen Büschen am Limpopo ihr Unwesen treibend, sind die Baroka. Eigentlich sind es Leute verschiedener Stämme, die aus irgend einer Ursache genötigt worden sind, von ihren Häuptlingen weit entfernt zu leben. Sie wohnen zerstreut in einzelnen Hütten, nähren sich kümmerlich von Fischen, Schildkröten, den Löwen abgenommenem Wild, Beeren und anderen wilden Früchten und Wurzeln, bauen jedoch auch geringe Mengen von Hirse und Kürbisse."

Auch Dr. Rabbatz[1]) entwirft von ihnen kein anziehendes Bild: „Die Baroka sind immer schmutzig, während der Sulu reinlich ist. Ein Barokakraal scheint auf einem eigens zu diesem Zweck zusammengetragenen Haufen von Schmutz erbaut zu sein. Lügen und Stehlen sind ihre Nationaleigentümlichkeiten."

Die Buschmänner.

„Unstät und flüchtig[2]) sind die Buschmänner, die familienweise überall umherstreifen, wo sie hoffen dürfen, von Verfolgung weniger zu leiden. Sie beobachten den Flug der Aasgeier, folgen denselben und übernehmen das diesen Konstablern der Natur zufallende Geschäft des Abräumens von Aas. Selten bekommt man sie zu Gesicht, denn sie sind scheu wie die wilden Tiere. Ihre Sprache ist mit Schnalzlauten derartig untermischt, daß ein feines Gehör und langer Umgang mit denselben erforderlich sind, um sie nur voneinander unterscheiden zu lernen. Sie haben übrigens ihre Bezirke vorwaltend in den wenig bevölkerten Gegenden westwärts gegen die Kalahari."

Wenn man die Gegend vom Sambesi bis zum Oranje-Strom nach Bodenbeschaffenheit, Klima und Bevölkerung näher prüft, so findet man, daß man sie nach drei Längsstreifen abteilen kann: einen östlichen, einen mittleren und einen westlichen. Der östliche, teilweise gebirgig, ist von den Landbau und Viehzucht treibenden Kaffern bewohnt; hierher fallen die meisten Reisewege Mauchs.

Der mittlere Landstreifen ist kaum hügelig zu nennen, er besteht aus weitgedehnten, wellenförmigen Hochebenen; auch diese wurden von

---

[1]) 1886, 52.

[2]) Ergh. 37, 47. S. oben S. 282. P. Spillmann 259: „oft hausen sie in verlassenen Termitenhaufen oder in Erdlöchern des Stachelschweins. Als Stammeszeichen tragen die Männer eine Narbe an der Schläfe."

Mauch berührt. Den westlichen Abschnitt bildet die Kalahari oder Kalahari-Wüste. Diese entspricht nicht dem Bilde, das wir uns sonst von einer Wüste entwerfen, denn sie ist keineswegs ohne Vegetation und ohne Bewohner. Obwohl sie keine Flüsse und nur sehr wenig Quellwasser hat, so beweisen doch einzelne ausgetrocknete Flußbette, daß hier, wie in ganz Südafrika, das Wasser einst viel weniger selten war, als heutzutage. Der Boden besteht im allgemeinen aus weißem Sand, fast reinem Kiesel. Trotzdem bietet die Gegend nicht den Anblick einer Sandsteppe, sie ist großenteils mit Gras bewachsen, das eine erstaunliche Höhe erreicht, es steht in getrennten Gruppen. Die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannigfaltigen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen[1]) und Kürbissen überzogen, an anderen Stellen findet sich Gebüsch, selbst Baumwuchs.

Man trifft große Herden von Straußen, deren Eier oft rings über die Ebene zerstreut liegen, dazu kommen die verschiedenen Antilopen-Arten, die monatelang ohne einen Tropfen Wasser leben können[2]). Nach einem Brief von Andrew A. Anderson[3]) findet man dort auch nutzbare Mineralien, wie Gold und Kohlen, so daß die Wüste, wenn einmal die andern Gold- und Kohlenfelder Südafrikas versiegen, noch einmal das Ziel von Auswanderern werden könnte.

Die Bewohner der Wüste, die armen, furchtsamen Bakalahri[4]), haben mit großer Wasserarmut zu kämpfen. Um Wasser zu finden, ziehen die Frauen aus mit Netzen angefüllt mit leeren Straußeneiern, graben eine Vertiefung, legen auf den Boden des Loches Gras, stellen darauf ein Schilfrohr und füllen das gegrabene Loch wieder auf, saugen an dem Rohr und die Pumpe kommt in Gang. So wird ein Mundvoll nach dem andern gewonnen, ein Ei nach dem andern gefüllt. Diese werden dann heimgetragen und sorgfältig verborgen.

Die Balempa.

„Einer fast verschwindenden Bevölkerung muß ich noch erwähnen[5]), mit der ich leider zu spät bekannt worden bin; es sind dies die Ba-

---

[1]) S. oben S. 304. Barth, „Ostafrika" S. 46.
[2]) Daniel 497.
[3]) 1880, 32.
[4]) P. Spillmann 274.
[5]) Ergh. 37, 47.

lempa. In ihren Gesichtszügen spricht sich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem israelitischen Typus aus, selbst die skrophulös entzündeten Augen fehlen nicht[1]). Sie leben für sich in größeren Dörfern, geben sich, weil verachtet, mit der übrigen Bevölkerung nur wenig ab, üben die Beschneidung, genießen von Fleisch nur solches, das von ihnen selbst auf ihre eigene Weise geschlachtet worden ist, essen nicht mit anderen aus einem Topfe und vermitteln hauptsächlich den Handel. Auch sind sie allein im stande, Draht zu ziehen, mit Hilfe dessen sie Stöcke oder Speerschäfte filigranartig zu überziehen wissen.

So wäre also das Land zwischen Limpopo und Sambesi von vielen Völkerschaften bewohnt, die in beständiger Fehde miteinander leben. Diese Thatsache erschwert die Aufgabe, durch diese Länderstriche zu reisen, ungemein; selten wird der Reisende auf Getreue stoßen, welche es wagen, größere Strecken mit ihm zu wandern."

Mauchs Entdeckung von nutzbaren Mineralien und des Landes Ophir.

58. Kapitel.

Geologische Beschaffenheit von Transvaal und Matebele-Land: Schwierigkeit der geologischen Untersuchungen in Südafrika; Mauchs geologische Leistungen; eine geognostische Skizze.

Schwierigkeit der geologischen Untersuchungen in Südafrika.

Wenn an und für sich schon geologische Arbeiten in Tropenländern infolge der klimatischen Verhältnisse, wie auch häufig durch Schwierigkeiten, welche die Eingeborenen verursachen, sehr erschwert sind, so gilt das zweimal von solchen Landesteilen, welche vordem keines Weißen Fuß betrat. Adolf Hübner schreibt über seine geologischen Aufnahmen[2]):

„Nur während des Marsches kann man ein geognostisches Bild des Weges geben. Solange die Wagen der Reisegesellschaft in Bewegung sind, kann man nur die am Wege liegenden Gesteine prüfen; hat man

---

[1]) S. oben S. 237. 285. 315. 329.

[2]) 1872, 423; 1871, 81; 1869, 294. 279. 329.

aber das Nachtlager bezogen, so will man ausruhen, oder verbietet die große Hitze ein Herumstreifen, wie z. B. innerhalb der Tropen vom Anfang des September an zwischen 12 Uhr mittags und 4 Uhr nachmittags; abends verhindert die sehr zeitig einbrechende Nacht längere Ausflüge. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß auch der Mangel an Aufschlüssen in solchen unkultivierten Ländern, wie die Transvaalrepublik und das Matebele-Land sind, einem klaren Einblick in die geognostischen Verhältnisse Abbruch thut. Immerhin besitzt eine mangelhafte Gesamtübersicht neben einer tagebuchartigen Beschreibung des Weges einen gewissen Wert; spätere Forschungen mögen berichtigen und ergänzen; die erste Grundlage wird immer die Vorteile gewähren, daß sie den folgenden gründlicheren Untersuchungen Anhaltspunkte bietet und zum Wegweiser dient. Meine Skizzen dürfen nicht im geringsten beanspruchen, auch nur annähernd geologische Umrisse der ungeheuren Gebiete Südostafrikas zu liefern, es verschwindet ja die Kraft eines einzelnen den Entfernungen gegenüber, die hier mehr wie anderswo einen großen Teil der sonst im Dienste der Wissenschaft zu verwendenden Zeit und Mühe binden. Sie können auch nicht ein vollständiges Bild von dem geologischen Standpunkte aus geben, von wo aus die Verbindung aller Erscheinungen, der Zusammenhang der einzelnen Thatsachen sich in vollster Klarheit darbietet, da die Grundlagen zu mangelhaft, die Beschränktheit der Beobachtungen zu groß bleiben muß . . . Über Natal kann ich bloß wenig sagen, da dieses Land seiner üppigen Vegetation sowohl als seiner einförmigen geologischen Beschaffenheit wegen ein wenig lohnendes Feld bietet . . . Die Gegend zwischen Inyati und Potschefstroom zählt in geographischer Beziehung zu den trostlosesten der Erde . . . Das von uns durchreiste Gebiet Südafrikas ist in der That geognostisch arm zu nennen."

Ganz ähnlich spricht sich Dr. E. Cohen aus[1]): „Wenn ich selbst höchst unvollkommene Beobachtungen und Kartenskizzen — unvollkommen, weil sehr viel der kostbaren Zeit mit Nebenbeschäftigungen verloren geht — mitteilte, so bin ich mir wohl der großen Lückenhaftigkeit bewußt und wünsche damit nur Winke zu hinterlassen, welche vielleicht späteren Reisenden nützlich werden und so einen kleinen Beitrag liefern können zur allmählichen Erkenntnis der wahren Verhältnisse. Zeit, Zeit ist das erste Erfordernis der geologischen Untersuchungen in Südafrika."

---

[1]) Jahrb. der Mineral. 1872 und 1873.

Zu diesen Schwierigkeiten tritt aber noch eine weitere, welche H. Hävernick richtig hervorhebt[1]), der Afrikareisende hat nicht die nötigen Instrumente und Apparate zur Hand, welche er bedarf, um gewisse Gesteinsmassen und Schichten richtig zu bestimmen. Und wie oft schlägt eine Hypothese fehl, die der Forscher für vom Weg abliegende Formationen aufstellte!

Mauchs geologische Leistungen.

Wenn nun schon Männer vom Fach, wie die oben genannten, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so lag die Sache für Mauch noch viel ungünstiger. Einmal hatte Mauch, wie wir oben sahen[2]), durch eigene Arbeit sich die Grundzüge der Geognosie und Mineralogie klar zu machen versucht, er hatte schon in Marburg eine Mineraliensammlung angelegt. Also war er in diesem Fache wie in manchem andern Autodidakt. Sodann hatte er keine Reisewagen, auch nicht viele Träger zur Verfügung, sondern trug seine Last selbst. Man muß ihm aber trotzdem nachrühmen, daß er die geognostischen Verhältnisse meistens richtig zu beurteilen verstand. Es war für ihn in dieser Beziehung sicherlich ein Vorzug, daß er immer zu Fuß ging und so die Landschaft doch genauer erforschte, als ein anderer, der an den schwer beweglichen Ochsenwagen gebunden war. Vermöge der großen Begeisterung, von der Mauch für seinen Beruf erfüllt war, schien ihm kein Studium zu schwer, kein Weg zu weit, keine Anstrengung zu groß, wenn es galt, die geographischen Verhältnisse zu erforschen.

Das ist selbstverständlich zuzugeben, daß nachfolgende Untersuchungen genauere, in manchen Fällen wohl entgegengesetzte Resultate lieferten und noch liefern werden, aber Mauch hat für die geologische Erforschung jener Länder einen guten Grund gelegt. Alle die geographischen Schilderungen, die aus seiner Feder hervorgingen, sind von geognostischen Mitteilungen durchflochten, er lieferte eine geologische Karte von der Transvaal-Republik[3]) mit Profilen und Begleitworten, welche von Dr. Petermann sehr günstig aufgenommen wurde. Und bei den vielfältigen

---

[1]) 1884, 442.

[2]) S. oben S. 22.

[3]) S. oben S. 143; Kalkspat S. 206; Feldspat 199; Quarz 72. 257. 268; Amethyst 199; Schwefelkies 224; Serpentin 205. 242. 268; Edelsteine 276; Eisen 72. 195. 199. 230; Kupfer 73. 195. 199. 200. 213. 232. 276; Bleierze 68. 206; Kohlen 99. 103. 225.

Kreuz- und Querzügen durch den Freistaat fand Mauch abgesehen vom Golde, dessen wir sogleich Erwähnung zu thun haben werden, eine große Anzahl nutzbarer Mineralien. Abgesehen von vielfach verbreiteten Mineralien, wie Kalkspat, Feldspat, Quarz, Amethyst, Schwefelkies nennt Mauch den Serpentin, den schon die Kaffern verarbeiteten; weiter führt er von Erzen an die stark verbreiteten Eisenerze, namentlich Magneteisenerz und Eisenglanz in der Umgebung von Rustenburg, dann in den Pilaansbergen und am Olifant. Häufig werden sodann Kupfererze erwähnt, so bei Rustenburg Kupferkies, dann in den Makhalisbergen, Rotkupfer von den Pilaansbergen, Buntkupfer bei Potscheffstroom, endlich die Kupfererze von Palaborra im Gebiet des Olifant, zuletzt Malachit mit Magnetit am Luenha beim Kaiser-Wilhelm-Goldfeld. Starke Verbreitung zeigen die Bleierze, hauptsächlich Bleiglanz im Mariko-Bezirk, überhaupt auf dem Hohen Feld. Endlich traf Mauch Steinkohlenlager östlich von Lydenburg in Neuschottland an der Grenze von Swasi-Land. Edelsteine finden sich in der Nähe des Gaweresi, außerdem besuchte Mauch die Diamantfelder am Vaal dreimal[1]) und lieferte über den Betrieb derselben zuverlässige Berichte.

Eine geognostische Skizze.

„Den höchsten von uns berührten Punkt — auf der ersten Reise Mai 1866 bis Januar 1867[2]) — in etwa 19° 15′ S.Br. und 28° 35′ östl. L. v. Gr. im Westen von Inyati schätze ich zu mindestens 7000 Fuß Höhe, er liegt auf der Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Limpopo und des Sambesi, welche nicht eine Gebirgskette, sondern einen breiten Rücken, eine stellenweise 30 engl. M. (48 km) breite Hochebene bildet, die nach Norden zu sanft abfällt. Eine wunderbar schöne Aussicht hat man an der südlichen Seite jenes höchsten Punktes von einem 200 Fuß hohen Granitblock, dessen Masse sich schalenförmig absondert und keine die Aussicht hemmende Vegetation trägt. Tausende von Kuppen, ein ganzes Meer von Berggipfeln, sieht man hier vor sich ausgebreitet; sie bestehen aus kolossalen Blöcken, die in den wunderlichsten

---

[1]) S. oben S. 101. 105. „Neuschottland“ von einer schott. Aktiengesellschaft um 100 000 Pfd. Sterl. angekauft zur Schafzucht.

[2]) 1867, 219. 281. Über das Gebiet dieser Wasserscheide s. oben S. 92. 93. 97. 243.

Formen aufeinandergetürmt sind und dazwischen eine charakteristische Vegetation tragen.

Granit und granitische Gebilde sind die vorherrschenden, wenn nicht die ausschließlichen Formationen, welche den Rückgrat des südafrikanischen Kontinents bilden; besonders merkwürdig ist die Regelmäßigkeit, mit welcher die auf dem Granit liegenden Schichten mit ihren Durchbrechungen aufeinanderfolgen.

In der Anordnung der zahllosen Berggipfel dürfte sich nur schwer ein Gesetz finden lassen. Nach Osten hin scheinen die Berge höher zu sein, allein die Ursache davon wird man wohl in der raschen Senkung des Bodens und dem tiefen und schnellen Laufe der Gewässer suchen müssen, wie ich auch geneigt bin, die Bildung eines Gürtels von bis 500 Fuß hohen Kuppen auf der südlichen Seite des nach OSO. streichenden und bis zum Tulue[1]) sich erstreckenden Zuges der leichteren und ungleichen Verwitterung des Übergangsgesteins von Granit in Gneiß zuzuschreiben.

Die Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der dem Granit aufliegenden Schichten kann man vom Mahuka bis zum Vaal-Fluß beobachten. Zwischen dem Seruli und Gokwe[2]) zeigt sich roter Porphyr, nördlich von Hornblendegneiß mit kleinen Granaten und kristallinischem Kalkspat (Bett des Gokwe) und weichen, grauen, glimmerhaltigen Schiefern begrenzt, wozu sich nicht selten dünne Kalkschichten gesellen. Der Lotsani, ein Zufluß des Limpopo in 22° 30′ S.Br., hat sich sein Bett in kieselhaltigen Thonschiefer gegraben. Zwischen Lomuni und Tschakane, zwei während der Regenzeit wasserhaltenden „Pfannen" in 22° 40′ S. Br. und 26° 50′ Östl. L., tritt loser rötlicher und weißlicher Sandstein auf, an dessen südlicher Grenze sich kieseliges Konglomerat aus kopfgroßen Kieselabsonderungen mit wenig Eisenoxyd vorfindet; dann folgt wieder Granit oder besser Gneißgranit mit einzelnen Kuppen bis zu 200 Fuß Höhe. Die Berge bei Sekhomo (Schoschong) sind basaltischen Charakters (Dolerit), wobei sich hie und da Neigung zu quaderförmiger (parallelepipedischer) Absonderung zeigt. Sie bilden eine Doppelreihe von mit Gesteinstrümmern bedeckten, oberflächlich dunkelgrau gefärbten, 600 Fuß hohen und fast kahlen Bergen. Das Flüßchen (Serorume oder Surimane), das seinen Ursprung in der Schlucht hinter Sek-

---

[1]) Zufluß des Shasha s. oben S. 242.

[2]) Seruli ist ein Zufluß des Limpopo und Gokwe des Moblutse, der zum Shasha fließt; Mahuka (auf keiner Karte zu finden) muß ein Quellflüßchen irgend eines Zuflusses des Guay in der Nähe bei Matlokotlolo sein, etwa des Umkosi.

homos Stadt nimmt, verschwindet nach kurzem Laufe und erscheint als laufendes Wasser mit mindestens 15 Prozent Salzgehalt oberhalb der Stelle, wo wir es bei der Rückkehr zum drittenmal kreuzten. Weniger stark ist der Gehalt an Salz in der Regenzeit. Ich vergewisserte mich seines Laufes durch Entlanggehen im Bette, da unter den Mitreisenden Zweifel darüber erhoben wurden. Von Fossilien fand ich eine kegelförmige Schnecke (Murchisonia?), eine kleine platte, spiralige Schnecke und eine kleine zweiklappige Muschel.

Die Pilaansberge sind wieder Porphyr, Magalies-Berg ist Quarzfels oder Granit mit wenig Feldspat und Glimmer von schneeweißer Farbe, wobei jedoch eine bankförmige Absonderung ins Große nach Nord einfallend deutlich erkennbar ist. Witwatersrand hat kalkige und kieselige Schiefer, Sandsteine häufig mit Serpentin und ist höhlenreich. Zwei Flüßchen mit jahraus jahrein gleicher Wassermenge, Wonderfontein und Holfontein, verschwinden und kommen später als „Augen" (Quellen) des Mooi-Flusses (Schönflusses) wieder zum Vorschein. Auch am oberen Laufe des Marico herrschen Schiefer und Sandsteine vor (Grauwacke). Zwischen Marico und Vaal-Fluß sind zahllose Kupfer-, Eisen- und Bleierze, bei Pretoria am oberen Vaal-Fluß Steinkohlen, die jedoch zurzeit noch unbenutzt liegen.

Nordwärts von Mahuka tritt die Anordnung nicht so deutlich hervor, da bei Mosilikatse (Matlokotlolo) Melaphyr, zwischen dem Tschangani und Bembesi[1]) Diorit auftritt, die westliche der beiden fast parallel laufenden Berggketten (jede etwa 1500 Fuß hoch) stockförmigen Serpentin und schieferigen Gabbro enthält, die östliche aus schieferigen und kieseligen Eisensteinen gebildet ist, deren Schichten unter bedeutendem Winkel nach Osten einfallen. Die von hier aus sichtbare, weiter östlich gelegene Bergkette soll denselben Charakter an sich tragen, wie die Berge beim Mahuka. Beim Umzwezwe und seinen oberen Nebenflüßchen (Zufluß des Umnjati) findet sich äußerst feiner Quarzsand mit einer Unmasse von Knochenbruchstücken, so lose und mächtig, daß die Wasser zwischen 20 bis 30 Fuß hohen Sandwänden laufen. Halb zerstörte Vorkehrungen, welche wir vorfanden, lassen mich vermuten, daß vor wenigen Jahren noch Sandwaschungen vorgenommen worden sind."

---

[1]) Tschangani ist Zufluß des Guay und Bembesi des Umnjati, häufig von Mauch auch Pembisi geschrieben und nicht zu verwechseln mit dem südlicheren Bembesi, der zum Guay fließt. S. Pet. Karte 1872, 21.

59. Kapitel.

Mauchs Goldfunde: der Eindruck, den die Goldentdeckung hervorbrachte; Übersicht über die von Mauch entdeckten Goldfelder; das Goldfeld am Sterkstroom; Auskundschaftung weiterer Goldfelder; das Goldfeld am Umzwezwe.

Der Eindruck, den die Goldentdeckung hervorbrachte.

Was den Namen Mauchs schnell in aller Welt bekannt machte, das war seine Entdeckung von Goldfeldern. Es mag wohl auch für einen Reisenden keine kleine Freude sein, wenn er einen derartigen Fund macht, der seinen Namen rasch nach allen Winden hinausträgt; Mauch war auch in der That hoch erfreut, aber auch in diesem Augenblicke höchster Erregung verläßt ihn seine Bescheidenheit nicht, er schreibt einen Brief an Friedrich Jeppe, worin er Hartley als denjenigen nennt, der das Gold gefunden. Dieser Brief, den Herr Jeppe[1]) uns gütigst zur Verfügung gestellt hat, lautet: „Mein Herr! Herr H. Hartley, der bekannte Elefantenjäger, darf unter die Resultate seines letzten Jagdzuges die Entdeckung von zwei Goldfeldern von großer Ausdehnung rechnen. Das erste von diesen ist in einer Ausdehnung von mehr als 80 Meilen (128 km) gesehen und nachgespürt worden bei einer Breite von 2 bis 3 Meilen (3,2 bis 4,8 km). Das andere ist 22 Meilen (35,2 km) breit und verspricht sehr wertvoll zu sein, in der That mit dem Werte der kürzlich in der Nähe von Hopetown gefundenen Diamanten vom reinsten Wasser oder vielmehr Gold rivalisierend. Ich möchte erwähnen, daß viele kleinere vereinzelte Adern ebenfalls entdeckt worden sind, welche dieses wertvolle Metall enthalten. Die ungeheure Ausdehnung und Schönheit des Goldfeldes ist derartig, daß ich an einer gewissen Stelle wie verändert stand, angewurzelt aus Verwunderung und Erstaunen bei dem Anblick und einige Minuten ganz unfähig war, den Hammer zu rühren. Tausende von Personen würden hier Platz genug finden auf diesem ausgedehnten Goldfelde, ohne daß der eine mit dem andern in Berührung käme.

---

[1]) Friedrich Jeppe, den wir schon oben S. 5. 57. 144. 146. 230 als Freund von Mauch nannten, der ferner der S. 74 angeführte Deutsche ist, wurde 1867 „Postmeister-General", 1870 „Schatzmeister-General" und später Mitglied der Regierung von Transvaal, in welcher hohen Stellung derselbe heute noch (Dezember 1893) der Republik dient.

Das hier Gesagte kann ich als eine Thatsache verbürgen und Proben werden die Wahrheit derselben bestätigen. Ich verbleibe u. s. w. Ihr K. Mauch, Naturalist."

Herr Jeppe, damals Redakteur des „Transvaal Argus", veröffentlichte diesen Brief, aber mit dem Zusatz: „Herr Mauch ist so bescheiden, Herrn Hartley das Verdienst seiner Entdeckung zuzuerkennen; er reiste in Gesellschaft des Herrn Hartley, aber Herrn Mauch ist allein die Entdeckung dieser Goldfelder zuzuschreiben."

Vom „Transvaal Argus" aus verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch alle Zeitungen der Welt, und augenblicklich war das Heer der Goldgräber zur Stelle.

Man darf bei der Beurteilung von Karl Mauch nicht vergessen, daß er diese Entdeckung machte, ohne vorher von irgend welcher Seite unterstützt worden zu sein. Erst als er eben von dieser (zweiten) Reise, auf der er die Entdeckung gemacht hatte, zurückkehrte, fand er die Summe vor, die Dr. Petermann — ebenfalls vor diesem Goldfunde — für ihn gesammelt hatte.

Übersicht über die von Mauch entdeckten Goldfelder.

Die ersten Goldfelder, welche Mauch fand, sind die in Maschona-Land oder, wie es später hieß, Matebele-Land, und zwar sind das drei ausgedehnte Felder: das eine am Sterkstroom, der zum Umfule fließt, das zweite am Umzwezwe und das dritte am Sepakwe oder Pembesi; die zuletzt genannten drei Flüsse münden in den Umnjati, der mit dem Umfule zusammen den Sanjati bildet, der bei Mambas Residenz den Sambesi erreicht[1]).

Weitere Goldfelder fand Mauch auf der gleichen Reise am Tati, also im Stromgebiet des Limpopo[2]).

Eine dritte Gruppe bilden die heute Selatie-Goldfelder genannten; Mauch hat allerdings an dieser Stelle das Gold selbst nicht gefunden, er schreibt aber, daß alle Anzeichen für ein Goldfeld vorhanden seien und empfiehlt diese Gegend zu weiterer Erforschung[3]). Dieselben liegen im Gebiet des Olifant, der zum Limpopo fließt.

---

[1]) S. oben S. 95. 96. 246.

[2]) S. oben S. 70. 97.

[3]) S. oben S. 216. 231. Das einzige Goldfeld, das in Transvaal liegt; es ist nach einer brieflichen Mitteilung von Friedrich Jeppe sehr wahrscheinlich, daß

Im Gebiet des Sabi (Sabia) befindet sich die vierte Gruppe von Goldfeldern bei Pikas Kraal, das Pika-Goldfeld im Westen von Simbabye [1]).

Die letzte oder fünfte Gruppe besteht aus dem Kaiser-Wilhelm-Goldfeld an einem Zuflüßchen des Luenha, der zwischen Tete und Bonga in den Sambesi sich ergießt. Das Feld liegt bei Schomali zwischen dem Moltke- und dem Bismarckberg [2]).

Das Goldfeld am Sterkstroom.

Oben [3]) haben wir schon erzählt, daß Hartley auf der Elefantenjagd auf Löcher in Weitungen einer Quarzader gestoßen war, die er als alten Schmelzplatz deutete, nur konnte er nicht herausbringen, welches Metall da gewonnen worden war. Mauch suchte nach diesen Gruben und Löchern am 27. Juli 1867 und fand solche an naher Stelle, darunter die tiefste Grube 2 Fuß tief mit Wasser angefüllt — wahrscheinlich hatte das Wasser die Eingeborenen am Weitergraben verhindert — er entdeckte Bleiglanz mit geringem Silbergehalt und Gold. „Nun blickte ich nach dem Streichen der weißen Quarzader und machte meine Berechnungen über ihren Verlauf, die sich später bestätigten. Höchlichst erfreut steckte ich meinen Hammer in den Gürtel, nahm das Gewehr auf die Schulter und rannte mehr, denn ich ging, nach dem Lager zurück, um diese freudige Botschaft mitzuteilen.

Am 29. Juli früh morgens kehrte ich nach dem Orte zurück, ging über die N. 35° O. (35° Abweichung von N. gegen O.) streichende Ader in südöstlicher Richtung weiter und gelangte nach 20 Minuten zu einem starken Bache, in dessen Sande ich feine, goldartig glänzende Teilchen entdeckte. Nach Überschreitung dieses Baches fand ich auch bald die von Hartley mir bezeichneten Ausgrabungen. Sie sind in regelloser Richtung angelegt, bald hier bald dort; der Quarz, der ein Lager zu bilden scheint, ist umgekehrt und umhergeworfen; in der Nähe des Baches fand ich eine größere Vertiefung, welche wahrscheinlich dazu bestimmt war, in einer

---

Mauch noch um viele Mineralien wußte, die später in Transvaal entdeckt wurden, daß er aber die Entdeckung geheim hielt, um ja nicht „Goldsucher“ genannt zu werden. „Er wollte nur wissenschaftlichen Zwecken dienen, nichts kränkte ihn mehr, als wenn er als Goldsucher betrachtet wurde.“

[1]) S. oben S. 117.

[2]) S. oben S. 118. 276.

[3]) S. S. 95. Pet. 1868, 93; 1870, 95.

Goldwäscherei das Metall abzusondern. Das Flüßchen — wir nannten es Sterkstroom — wendet sich nach Süden, hat 15 Fuß hohe Ufer und hat sich hier sein Bett in grobkörnigem Gneiß gegraben; zwei kleine Granithügel befinden sich etwas weiter abwärts auf der rechten Seite.

Die Gruben befinden sich auf einem 2 Meilen langen und 1½ Meilen breiten Felde, in dessen nordöstlichem Teile eine regelmäßige Ader bis zur Tiefe von 6 Fuß umgearbeitet, jedoch schon wieder mit soviel Erde bedeckt ist, daß bereits Bäume von 7 Zoll Dicke darauf stehen. Gneiß bildet den Grund des Goldfeldes, Granit tritt bald „boulderartig" d. h. in Blöcken[1]) bald in Kuppen von 150 Fuß Höhe auf. Diorit zeigt sich in kleineren Trümmerhaufen und ist von einem grünlich-grauen Diorit-schiefer begleitet; auch findet sich viel Alluvialboden und am südwestlichen Ende ein Konglomerat; an manchen Stellen wird Glimmerschiefer sichtbar. Nordöstlich befindet sich eine größere Fläche brackartigen Grundes, von weißlich-gelbem Kalkstein herrührend, ohne Bäume und Büsche, überhaupt ist der Bruch hier sehr licht. Übrigens stand das hohe Gras einer noch genaueren Untersuchung des Goldfeldes im Wege."

Mauch sandte von allen Goldfeldern geologisch-topographische Pläne an Dr. Petermann und fand auf den Goldfeldern einige Quarzstücke, deren einer Teil ein Stück Gold im Wert von 600 ℳ lieferte, und deren anderer Teil nach Natal mitgenommen wurde zur Vorzeigung beim englischen Gouverneur und zur fachmännischen Untersuchung. Das Resultat war ein durchaus befriedigendes, das Gold wurde von ausgezeichneter Reinheit befunden.

Auskundschaftung weiterer Goldfelder.

„Am 3. August 1867[2]) fuhren wir in 10 Minuten Entfernung an dem Goldfelde vorbei, ich blieb zurück und suchte bei dem alten Maschona-Mann Makombo (das schwarze Rhinoceros) andere Stellen mit Gold auszukundschaften. Sich vorsichtig zuerst nach seinen Herren, den Matebele, umsehend und den Horizont klar findend gab er mir, halb sich der mir verständlichen Sulusprache halb sich seiner eigenen bedienend, die Richtung nahezu südwestwärts d. i. die Richtung des Streichens der von mir zuerst gefundenen Quarzader mit dem Ausdrucke „kakulu" (sehr

[1]) Dr. Cohen, Jahrb. der Mineral. 1873, 150. Ad. Hübner erwähnt alte Baue von Goldgräbern in der „Zeitschrift für Erdkunde in Berlin" Bd. V 1870, 198—204. 346.

[2]) 1870, 95.

viel) an und ebenso die Namen der Flüsse Umzwezwe, Sepakwe, Pembesi, Sechwechwe. Natürlich stand mein Entschluß fest, diese Plätze mir näher anzusehen und den Mann mitzunehmen. Wie das geschah, soll später erzählt werden. Ein Vorschlag gegenüber Herrn Hartley, den Wagen so zu stellen, daß ich arbeiten könne, wurde furchtsamer Weise verworfen. Nach einer Fahrt von 6¼ Stunden (2 Meilen in der Stunde) waren wir vom Sterkstroom zum Umfule zurückgekehrt. Diorit in Hügelgruppen, dessen grünliche Hornblende mit dem weißen Feldspat ziemlich verschwommen ist, so daß der körnige Charakter undeutlich wird, bekommt von hier an die Oberhand, und es zeigen sich oftmals Stellen, wo er selbst von den der östlichen Bergkette angehörigen Serpentingesteinen nicht scharf zu trennen ist."

Das Goldfeld am Umzwezwe.

„Da ich einmal Gold gefunden hatte, so unterließ ich es nicht, nochmals auszuschauen und meine Ausflüge in der am meisten versprechenden Richtung auszuführen. Nach meiner Berechnung mußte ich ungefähr 16 Meilen (25,6 km) westlich wandern, wenn der Wagen am Umzwezwe stand, um nach einem andern Goldfelde zu kommen. Das konnte in einem Tage abgemacht werden, und so beschloß ich, mit Makombo „Honig jagen" zu gehen. Es wurde mir nicht verweigert, und ich beeilte mich, mein Pferd in besseren Stand zu bringen d. h. eine Sohle von rohem Giraffenfell aufzunähen. Wir hielten zum Scheine erst die linke Seite des Umzwezwe, aber „aus den Augen aus dem Sinn" überschritten wir ihn etwa 2 Meilen unterhalb des Standplatzes. Der Fluß hält ziemlich westliche Richtung, und wir thaten ebenso mit Vermeidung der Windungen, worin mein Begleiter besondere Kenntnis offenbarte.

Nachdem wir etwa 8 Meilen (12,8 km) auf Gneiß gewandert waren, gingen wir zwischen einigen Hügeln und höheren Bergen, aus Diorit bestehend, hindurch, eine Strecke etwa von 4 Meilen, und dann betraten wir wieder den alten Grund d. h. den rauhen, holperigen, sohlenverderbenden und ermüdenden Sand der metamorphischen Formationen. Gut für mich, daß ein kühler und heftiger Ostwind blies, schlimm für meinen alten schwarzen Begleiter, der wie Espenlaub zitterte und nur ein durch die Kälte hart gewordenes Fell umgeworfen hatte: kaum konnte er mit mir Schritt halten. Nach 4½ Stunden scharfen Gehens vom Ausgangspunkte aus gerechnet — wir machten 3½ Meilen (5,6 km in der Stunde — brachte er mich nach anderen „Diggings".

Unter dem spärlichen Pflanzenwuchse bedeckte Quarz in großen Massen den hügeligen Boden, und wenn ich an der früheren Stelle Hunderte von Gruben sah, fand ich hier Tausende; allein diese Gruben waren zum Teil sehr seicht und augenscheinlich dazu bestimmt, das ausgewitterte Gold der umliegenden Gesteine zu sammeln, das dann nach der Regenzeit abgeholt wurde. Hier treten die schwarzen Dioritschiefer in großen Riffen über den Boden hervor, auch ist der schieferige Charakter nicht so deutlich ausgeprägt, insofern harte linsenförmige Absonderungen (Konkretionen) die geradlinige Schichtung (Stratifikation) verhindern. Wasser giebt es dort verhältnismäßig wenig, da der Umzwezwe über 2 Meilen (3,2 km) entfernt ist.

Ich konnte nicht die ganze Quarzstrecke übersehen, da ich bei den kurzen Tagen — der August fällt in die Winterzeit — zu bald an die Rückkehr denken mußte; 1½ Stunden nach Sonnenuntergang kam ich wieder zu dem Wagen, nachdem ich kurz zuvor dem Falle in einen mehr als 20 Fuß tiefen Wassergraben mit senkrechten Thonwänden bei der pechschwarzen Finsternis der Nacht entgangen war."

---

60. Kapitel.

Die Ausbeutung der Mauchschen Goldfelder: die Gegend am Umzwezwe; das Goldfeld am Sepakwe oder am Pembesi; das Goldfeld am Tati; geringe Ergiebigkeit der Goldfelder in der ersten Zeit; die ersten Goldgräber.

Die Gegend am Umzwezwe.

„Es sind[1]) 10¼ Stunden vom Umfule bis zum Umzwezwe, beide Flüsse sind ziemlich stark, ihr Bett ist häufig sehr felsig, die Uferwände bildet feinster weißer Quarzsand, und im ersteren Flusse befinden sich Quarzgerölle, die mitunter Gold enthalten. Mehrere Arten stattlicher Bäume schmücken die Wälle, und unter ihnen ist ein Kalabassenbaum (Crescentia) hervorzuheben, der besonders durch seine bis zu 2 Fuß langen und 4 Zoll dicken Früchte, sowie durch seine großen purpurbraunen Blüten augenfällig ist. Nahe am Wasser gedeihen Sträucher, die mit ihren glänzenden Blättern, kleinen, jasminartig riechenden Blüten

[1]) 1870, 96.

und dichter Verwachsung einen echt tropischen Charakter zeigen. In den größeren und tieferen Wassertümpfeln aller Flüsse treiben sich Nilpferde und Krokodile herum; ein Reichtum an Fischen bringt angenehme Abwechslung in unsere tägliche Kost; auch ist hier das Land, wo Honig, wenn auch nicht „fließt“, so doch in unglaublicher Menge und guter Qualität gesammelt werden kann. Man braucht nur einem der Dutzende von Honigvögeln (Cuculus indicator L.), die sich den ganzen Tag über nahe beim Standplatze hören lassen, zu folgen, und man wird bald nach einem hohlen Baume oder zu einem Termitenhügel oder zu Felsen gebracht werden, von wo der Verräter nicht mehr wegfliegt und wo er sein Geschrei aufgiebt. Ohne Schwierigkeit ist nun das Nest bald gefunden, die Bienen werden durch Rauch betäubt und die Waben ausgenommen. Es ist gerade keine Seltenheit, aus einem einzigen Bienenstock gegen 20 Pfund Honig zu bekommen.

Nach 7¼ Stunden Fahrt erreichen wir den Zingesani oder Umgesani (d. h. „kleiner Umgesi“ oder Zufluß des Umgesi, der selbst in den Umnjati mündet), wobei wir eine breite kahle Ebene Brackgrundes überschreiten. Zwischen diesem Flüßchen und dem Umgesi, welche dort 5½ Stunden entfernt sind, kommen wir auf rotbraunen Boden, der aus der Zersetzung dioritartiger Gesteine sich bildet, den Lieblingsgrund von Dornbäumen (Akazien), zwischen denen das kleine schwarze Rhinoceros (Rh. Keitloa) haust und dem Jäger unvermutet auf den Leib rückt.

Bis zum Umnjati (Büffelfluß) sind zwei Stunden erforderlich, und hier, wo granitische Gebilde so sehr mit Gneiß übereinstimmen, kann man zwischen einzelnen größeren Handstücken derselben keinen Unterschied wahrnehmen. Übereinstimmend mit dem Streichen der Gneißschichten, nämlich von Südost nach Nordwest, erscheinen großartige Granitfelsen, aufeinander getürmt oder in einzelnen Kuppen, bis zum Gipfel bewachsen und herrliche Scenerien bietend. Der Busch ist hier sehr dicht, und das große Wild hat breite Fußwege längs des Flusses und zwischen den Granithügeln angelegt, oftmals über Felsentrümmer hinweg, die dem Menschen Schwierigkeiten verursachen.“

Das Goldfeld am Sepakwe oder Pembesi.

„Vom Umnjati[1]) hat man acht Stunden nach dem Sepakwe und zwei weitere nach dem Pembesi. Seit der Wagen den Umzwezwe verlassen

---

[1]) 1870, 96.

hatte, ward von den Jägern ein Versuch unternommen, in den östlich gelegenen Bergen nach Elefanten zu spüren, aber sie kehrten unverrichteter Sache von dort zurück und waren daher fernerer Jagd müde. Ohne Aufenthalt wurde nun in der gewöhnlichen Weise des Reisens mit dem Ochsenwagen zurückgegangen.

Bei einem Nebenflüßchen des Umnjati verließ ich mit meinem früheren Begleiter die Gesellschaft, um einen dritten Ausflug nach den „Diggings“ im Westen zu unternehmen und längs des Pembesi wieder zurückzukommen. Ich beschloß, zwei Tage hiezu zu verwenden. Heiß und windlos war der 25. August, rauhe Gneißgesteine, abgebrannte Stoppeln oder 10 Fuß hohes, trockenes, hartes, bleistiftdickes Gras, spärlicher, schattenloser Baumwuchs und Mangel an Wasser machten mich bald müde, und es wurde spät am Nachmittag, bevor wir zu der Vereinigung des Pembesi mit dem Sepakwe gelangten. Bereits nördlich von letzterem wanderten wir im Goldfelde über Quarz und Schiefer, und so hielt es damit an, bis wir mit Untergang der Sonne genötigt waren, inmitten der schönsten geologischen Formationen die Nacht zuzubringen.

Am folgenden Tage wollte Makombo mich weiter westlich führen zwischen dem Sechwechwe und Sepakwe, worauf ich jedoch nicht eingehen konnte. „Wenn irgendwo Gold gefunden wird,“ sagte ich zu mir selbst, „so muß es hier sein.“ Um von dem, was ich hier von einer etwa 150 Fuß hohen Kuppe schneeschweißen, zerklüfteten Quarzes aus übersehen konnte, eine gute Idee zu bekommen und zu Papier zu bringen, dazu gehört mehr Fähigkeit und Zeit, als ich zur Verfügung habe. Es erschien mir die ganze Gegend auf Meilen und Meilen als ein Chaos von Formationen oder besser als der Mittelpunkt zweier Systeme von Gold führenden Gesteinen. Nur wenige kleine, ohne Mühe gefundene Quarzstufen mitnehmend, schlug ich es ab, dem alten Makombo nach einer Stelle zu folgen, die zwar fern, aber reich an „damara“ (Gold) sei. Es war damals meine Absicht, im folgenden Jahre dahin zu gehen, wohlversehen mit den nötigen Werkzeugen, Lebensmitteln und Hilfeleistenden, an welchem allem es mir diesesmal gebrach. Hungrig, durstig, ermüdet, mit fast unausstehlichem Schmerz im linken Knie mußte ich noch über 22 Meilen (40 km) zurücklegen, und das Unglück wollte, daß ich zu keinem einzigen Schuß Gelegenheit hatte und somit nichts zu essen bekam, bis ich endlich 2½ Stunden nach Sonnenuntergang beim Wagen anlangte, aufgerieben, unfähig für die nächsten vierzehn Tage meine gewohnten Ausflüge zu unternehmen.“

Das Goldfeld am Tati.

„Beschäftigt mit meinen Gedanken — ebenfalls auf der Heimreise von der zweiten Reise [1]) — über die Zukunft, ratend, welche Neuigkeiten wohl angekommen sein dürften, zweifelhaft, ob ich meine Schulden tilgen könne und überlegend, wie dies zu thun wäre und wie ich mir fernerhin mein Brot erwerben könne, zürnend, daß ich viele günstige Anerbietungen, die mir ein ruhiges Leben gesichert hätten, ausgeschlagen hatte, meinen bisherigen Lebenslauf überdenkend und fragend: wozu dies alles? — wurde ich plötzlich aus diesen Träumereien freudigst gerissen durch den Anblick einer ungeheueren, mehr als 6 Fuß über den Boden hervorragenden Quarzader zwischen grünlichem Schiefer. „Halloh!" rief ich aus, „hier muß sein, was meine Mühe belohnt, ich muß hierher kommen, um Gold zu graben" — und diesen Entschluß faßte ich im damaligen Augenblicke fest. Nachdem ich nördlich von Mosilikatse ziemlich genaue Bekanntschaft mit den Goldfeldern gemacht hatte, durfte ich es wohl wagen, hier mit Sicherheit Gold zu vermuten, und ich wurde nicht enttäuscht. Auf eine Breite von 20 Meilen finden sich verschiedene feine Schiefer von grauer, schneeweißer oder grünlicher Farbe, abwechselnd mit kleineren und größeren Quarzadern. Ich stellte mich mit einigen wenigen goldhaltigen Quarzstückchen zufrieden. Ich halte diese Gegend für noch reicher am edlen Metall als die früher angegebenen. Hätte ich hier nicht mit den Hauptfehlern der jungen Generation der Afrikaner Boerscher Abkunft, nämlich mit Trägheit, Unverstand und selbst Bosheit zu kämpfen gehabt, so würde ich in vierzehn Tagen gewiß an 3 Pfund Gold (etwa 3800 ℳ wert) durch einfaches Zerschlagen der Quarzsteine mit dem Hammer erhalten haben."

Dieses Gold liegt in 31½° S. Br. und 27,8° Östl. L., anfangs hielt man nicht viel davon, selbst Hübner nannte das Tati-Goldfeld wenig aussichtsvoll, es wirft aber heute einen schönen Gewinn ab.

Was die übrigen Goldfelder betrifft, so haben wir schon oben von ihrer Entdeckung durch Mauch berichtet, vom Pika-Goldfeld ist noch zu sprechen bei der Beschreibung der Ruinen von Simbabye.

Geringe Ergiebigkeit der Goldfelder in der ersten Zeit.

Man hätte glauben können, daß auf die Entdeckung der Goldfelder alsbald für die dortige Gegend eine Zeit raschen Aufschwunges herein-

[1]) 1870, 101.

breche, ein goldenes Zeitalter. Dem war aber nicht so. Und die Ursache davon lag in verschiedenerlei Umständen. Einmal wollte das kriegerische Volk der Matebele nichts davon wissen, daß nun Kolonisten in ihr Land kommen, um Gold zu suchen. Und auch in Transvaal war auf die Bekanntmachung von Goldfunden schon seit 1854 die Todesstrafe gesetzt, weil man Einwanderung befürchtete. Selbst als die Matebele und die Transvaalregierung sich nachgiebiger zeigten, fehlte es immer noch an guten Verkehrsmitteln. Alle Maschinen mußten auf den Ochsenwagen herbeigeführt werden, und jeder Maschinenteil, der unterwegs oder im Betrieb unbrauchbar wurde, mußte erst wieder von England herbeigeschafft werden. Daher verlegte man sich anfangs auf das Waschen von Sand, da fehlte es aber gar zu häufig an Wasser, so daß man nicht viel Gold gewann. Beim Riffgold mußte der harte Quarzfels zu Anfang im Handbetrieb zerkleinert werden, man kann sich leicht denken, wie wenig dabei herauskam. Man kann sagen, daß es mehr wie zwanzig Jahre anstund, bis die Goldgewinnung beträchtlich wurde. Erst als die Eisenbahnstränge an die Grenze vom Oranjefreistaat geführt waren, nahm auch der Goldbergbau seinen ersten Aufschwung, ja erst seit Johannesburg selbst an der Linie liegt (1893), werden die Gold führenden Schichten vollständig ausgebeutet.

Wir können uns daher nicht wundern, wenn die Goldfelder hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit kurz nach ihrer Entdeckung sehr verschiedene, ja häufig sehr ungünstig lautende Beurteilung erfuhren. Mauch ließ sich aber nicht irre machen, er schreibt[1]): „Zunächst möchte ich nun etwas über das Goldfeld am Tati erwähnen. Wenn man alle die vielen niederschlagenden Berichte der verschiedenen Digger-Partien liest, so hat es den Anschein, als ob ich mich kolossaler Lügen schuldig gemacht hätte und darum einer sicheren Lynchjustiz verfallen muß. Ich hatte jedoch bei der Rückreise (auf der dritten Reise) Gelegenheit, die elende Arbeit der Leute mit eigenen Augen zu sehen und kann daher deren unwahre Aussage von mir weisen.

Meine eigenen Behauptungen bleiben noch immer aufrecht, und die nächsten Berichte werden besser denn bloß bestätigend ausfallen. Wovon ich aber keine Ahnung haben konnte, das sind die alten Gänge, auf welche die gegenwärtig daselbst emsig und verständig arbeitenden wenigen Leute gestoßen sind und welche in den reicheren Gold

---

[1]) 1869, 268.

führenden Quarzriffen bis zur Tiefe von 70 Fuß (vielleicht mehr) angelegt gefunden wurden. Ich konnte um so weniger etwas dergleichen vermuten, als unter den tausenden von alten Gruben, die ich im Lande gesehen hatte, keine einzige die Tiefe von 30 Fuß überschreitet.

Wer mögen wohl die früheren Bergleute gewesen sein? Außer diesen Minen weiß ich noch zahlreiche andere Stellen, die sicherlich zu ganz ähnlichen Resultaten führen werden. Alluviales Gold ist bis jetzt am Tati noch nicht gefunden worden; es ist jedoch nicht daraus zu folgern, daß solches nicht gefunden werden wird. Ich wünsche, daß die Ehre dieser Entdeckung den beiden Herren Hübner und Mohr möchte vorbehalten bleiben, um so mehr, als Mittel und bedeutende Kenntnisse bei ihnen so ausgezeichnet handinhand gehen können. Ich werde es nicht unterlassen, durch Andeutungen deren Werk zu befördern."

Die ersten Goldgräber.

Zunächst zogen einzelne Abenteurer nach den Goldfeldern und versuchten ihr Glück, dabei kam aber nicht viel heraus. Es fanden sich bald Gesellschaften zusammen, welche auf gemeinsame Rechnung vorgingen. So wurden die Arbeiten der Goldgewinnung betrieben unter Leitung eines Kaptain Black, der seine Erfahrungen in Kalifornien gesammelt hatte. Er bewog den Häuptling der dortigen Gegend zu dem Anerbieten, sich und sein Gebiet unter den Schutz des Gouverneurs der Kapkolonie zu stellen und taufte die Goldfelder „Viktoria".

Am Tati begann die London and Mining Limpopo Company ihre Arbeiten und setzte dieselben trotz der mangelhaften Untersuchungen und Ausrüstungen auch noch 1870 mit gutem Erfolg fort.

Von großer Wichtigkeit war aber, daß nun europäische Geologen sich nach Südafrika zur Untersuchung der Goldfelder auf den Weg machten[1]). Edward Button entdeckte 1870 das Goldfeld bei Marabas Stadt im NO. von Potgieters Rust und bestätigte das Vorhandensein von Gold am Nordabhang der Murchison Ranges nördlich vom Olifant, auf das schon Mauch aufmerksam gemacht hatte. Von Deutschland ging Mitte Oktober 1868 der vielerfahrene, auch in Südafrika bereits heimische Ed. Mohr mit einem Geologen von der Berg-

[1]) 1868, 384. Da in den nachfolgenden „Mitteilungen" von Pet. immer nur Adolf Hübner genannt ist, so wird der Vorname „Otto" wohl auf einem Irrtum beruhen.

werksakademie in Freiberg, Adolf Hübner, nach Natal und der Transvaal-Republik, um unter anderem auch die Mauchschen Goldfelder in Augenschein zu nehmen. Sodann ging [1]) am 3. Dezember 1868 von Falmouth eine wohlausgerüstete Expedition nach Südafrika, welche die von Karl Mauch entdeckten Goldfelder zwischen Limpopo und Sambesi zum Ziel hatte. An ihrer Spitze standen Thomas Baines, einer der erfahrensten südafrikanischen Reisenden, der an der Livingstoneschen Sambesi-Expedition teilnahm und später von der Walfisch-Bai nach dem Ngami-See ging, und der Schwede Nelson, ein erfahrener Goldgräber, der elf Jahre in Kalifornien lebte. Baines sah schon im Jahre 1858, als er mit Livingstone in Tete war, 6 Barren reinen Goldes von 6 Zoll Länge und ½ Zoll Dicke, die vom Luenha und anderen Zuflüssen des Sambesi — Mauchs „Kaiser-Wilhelm-Goldfeld“ — stammten. Damals arbeiteten in Tete mehrere Goldschmiede für Senhor Pito.

Dr. Cohen, der jetzige Mineraloge von Greifswalde, besuchte ebenfalls das Goldfeld bei Marabas Stadt und die Felder bei Lydenburg [2]). Unter den späteren geologischen Erforschern sind noch besonders zu nennen Dr. Schenk [3]) und Knochenhauer, welch' letzterer sich hauptsächlich mit Untersuchung der Goldfelder abgab.

Alle Beschreibungen der Goldfelder werden nicht umhin können, den Namen Karl Mauchs an die Spitze zu stellen, wie das noch Dr. H. Hävernick in Pretoria gethan hat [4]), wenn er schreibt: „Gold wurde in neuerer Zeit von Mauch zuerst aufgefunden .... im Matebele-Land; seine Entdeckung gab naturgemäß Veranlassung, auch in Transvaal selbst energisch nach dem Vorhandensein dieses edlen Metalls zu forschen. Südlich vom Limpopo konnte Mauch schon im folgenden Jahre (1868) das Vorhandensein von Gold im eigentlichen Transvaal nachweisen, indem er in den Murchison-Ranges nördlich vom Olifant River Spuren entdeckte“ ...

---

[1]) 1869, 109.

[2]) Jahrb. der Mineral. 1873, 511. 718.

[3]) S. oben S. 187.

[4]) 1885, 87—90; 1884, 441—443. S. oben S. 231 Selatie-Goldfeld.

61. Kapitel.

Die Goldfelder nach Mauchs Zeit: die neuen Goldfelder; die Art der Nutung; die Goldgewinnung; die Ausbeute an Gold.

Die neuen Goldfelder.

Unsere Darstellung des südafrikanischen Goldbergbaues wäre sehr unvollständig, wenn wir nicht in kurzem, soweit es der Zweck dieser Schrift erfordert, einen Blick auf die heutige Goldgewinnung (1894) werfen würden. Die alten Mauchschen Goldfelder sind noch im Betrieb, so die Tati- und Maschona-Goldfelder; nach den letzteren zog im Jahr 1890 eine Expedition von 700 Mann und ihr Geistlicher, F. H. Surridge, hielt über die Erfolge Vortrag im Royal-Colonial-Institut. Die Umgebung der Hartley-Berge (Umzwezwe-Goldfeld) ist besonders goldreich, die besten Goldriffe liegen an der Vereinigung von Umfule und Simbo (Sterkstroom-Goldfeld), wo bereits 2000 Claims (Anteile) ausgeteilt sind. Etwa 160 km nordöstlich davon befinden sich die Mazoe-Goldfelder (Kaiser-Wilhelm-Goldfelder), welche gute Erfolge versprechen. Überall trifft man auf alte Goldbergwerke. Das Waschen des Goldes in den Strömen ist bisher nicht sehr lohnend gewesen. Die Maschona, von Natur fleißig, erweisen sich sehr nützlich bei der Arbeit. Der Prediger hofft, daß bald ein großer christlicher Staat in Matebele- und Maschona-Land sich bilden werde[1]). Und diese seine Hoffnung wird nun nach Niederwerfung Lo Bengulas um so bälder in Erfüllung gehen, es wäre aber von geographischem Standpunkte aus wünschenswert, wenn die Engländer die vom Entdecker geschöpften Namen der Goldfelder in der Hauptsache unverändert ließen.

Zu diesen alten Goldfeldern sind aber nun neue in Transvaal hinzugekommen, welche, soviel man heute sagen kann, viel bedeutender und reicher sind.

Allen voran steht der Bezirk von Witwaterrand mit den beiden Distrikten Johannesburg und Bocksburg, ein Goldfeld, das geradezu unerschöpflich zu sein scheint, denn das edle Metall wurde bei Bohrungen noch in beträchtlichen Tiefen bis zu 714 Meter angetroffen. Nach früheren vereinzelten Funden in der Gegend[2]) fand F. Struben 1884 Gold in

---

[1]) Globus 1891, 27.

[2]) Vrgl. Friedrich Jeppe, Pet. 1888, Nr. IX. Dr. Schenk nennt die Formation „Capformation"; Knochenhauer unterscheidet „Hochfeldschichten" (hori-

den Konglomeratsedimenten und stellte das erste Stampfwerk auf. 1888 waren es schon 120 Gesellschaften von über 3 Mill. Pfd. Sterl. Kapital zusammen, einzelne Farmen wurden um 70 000 Pfd. Sterl. oder 140 000 M. verkauft. In der allerkürzesten Zeit entstund, wie oben[1]) beschrieben, die Stadt Johannesburg. Wie es scheint, überflügelt Witwaterrand an Goldreichtum alle anderen Goldfelder, die von Queensland nicht ausgenommen.

Im Jahr 1885 entdeckte man bei Barberton die De Kaap-Felder, Gold findet sich hier in Lagergängen vor, welche zwischen alten Quarziten, Grauwacken, Sandsteinen, Thonschiefern der Swasiformation Dr. Schenks liegen. Im Jahr 1886 hatte Barberton schon 2000 Häuser aus Eisenblech oder ungebrannten Ziegelsteinen und noch ein Meer von Zelten, dazu Wirtschaften und Gasthöfe, eine Börse, wo mit den Aktien gehandelt wird, dazu Läden mit allen möglichen Waren und dazwischen die Gestalten der Goldgräber, nur mit Flanellhemd und Hosen bekleidet, das gebräunte Gesicht vom breitkrämpigen Hut bedeckt, in der Hand einen gewaltigen Alpenstock tragend. Freilich hat der Aufschwung, welchen die Witwaterrandminen nahmen, den De Kaap-Feldern Eintrag gethan, auch ist die Gegend nicht frei von Fieber, so daß augenblicklich die Goldgewinnung gering ist. Wenn die Eisenbahn von der Delagoa-Bai nach Pretoria einmal gebaut und Barberton, das nicht unmittelbar an dieser Linie liegen wird, durch eine Nebenlinie mit Kaapminden verbunden sein wird, dann werden auch die Felder lebhafter ausgebeutet werden.

Ein drittes Goldfeld wurde 1890 an den Zoutpansbergen entdeckt, die untersuchten Proben waren sehr reich an Gold, es bleibt aber abzuwarten, ob dieser Reichtum anhält.

Das Goldfeld am Waterberg wurde schon von Mauch vermutet[2]), es hat sich auch diese seine Vermutung bestätigt, augenblicklich macht der Mangel an wohlfeilen Verkehrsmitteln sich noch geltend.

Wichtiger ist der Bezirk Potschefstroom und Clarksdorp, der westlich von der Eisenbahn nach Johannesburg liegt, doch nicht allzuweit entfernt.

Ebenso wichtig ist Lydenburg, das sechste Goldfeld, das aber

---

zontale Sandsteine, Thonschiefer und Dolomite mit Kohlenflötzen) und „Küstenbildungen“ (Sandsteine und Konglomerate mit Gold); diese Formationen entsprechen etwa unserer cambrischen und silurischen Formation. S. oben S. 187.

[1]) S. oben S. 215.

[2]) S. oben S. 261.

weiter entfernt von der Linie liegt, nämlich nördlich von der eben im Bau begriffenen Strecke Pretoria-Delagoabai.

In siebenter Linie ist noch Middelburg zu nennen an der Stelle des oben aufgeführten Botsabelo. Man findet hier Gold und daneben Silber, in der Tonne (d. h. 2240 Pfd.) 25 % Blei und 30 Unzen Silber. Übrigens wird das Silber erst in England ausgebracht, daher können nur sehr reiche Erze Abbau finden. Auch für diesen Platz ist der Bau jener zuletzt genannten Eisenbahnlinie eine Lebensfrage.

Rechnen wir zu diesen Feldern als achtes noch das ausgedehnte Selatie-Feld[1]), das allerdings wie diejenigen von Pretoria und Malmani erst in den Anfängen begriffen ist, so haben wir alle Goldfelder aufgezählt, welche im Transvaal liegen.

Die Art der Mutung.

Will ein Farmer auf seiner Farm nach Gold oder anderen Metallen graben, so muß er vom Staat einen „Mijnpacht" sich erwerben, dann kann er da graben, wo und wann er will. Hat er diesen Pacht nicht und wird Gold auf seinem Gebiet entdeckt, so wird dasselbe für ein öffentliches Goldfeld erklärt und der Goldkommissär setzt einen Termin für die Mutung an, nachdem das Gebiet in Claims von 150 auf 400 Fuß abgeteilt wurde. Der Farmer darf 15 Claims für sich und seine Familie auswählen, die übrigen werden an die Diggers und Prospektors verkauft, und zwar müssen die „Claimholders" 10 Schilling für den Claim und im Monat an den Farmer und ebensoviel an die Regierung entrichten. So kann ein Farmer aus 1000 Claims im Monat 10 000 Schilling oder 500 Pfund Sterl. im Monat einnehmen. Der Claimholder bleibt im Besitz, solange er zahlt und solange er abbaut; unterläßt er letzteres nur auch vierzehn Tage, so ist sein Anrecht verfallen[2]).

Man sieht daraus, daß sich die Farmer dabei nicht schlecht stellen; eine andere Frage ist, ob die Diggers Glück haben, und das ist eben die reinste Lotterie, namentlich da es lange Zeit an eigentlichen Sachverständigen mangelte. Die wenigsten Gesellschaften haben wirklich bergmännisch gebildete Leiter oder Beamte, und darin liegt nach Knochenhauer[3])

---

[1]) S. oben S. 216. 231.

[2]) Vrgl. Th. Schrader im Universum II. Jahrg., 12. Heft.

[3]) „Die Goldfelder von Transvaal", Berlin 1390, Verlag von Walther und Apolant.

der Hauptübelstand der bisherigen Betriebsweise. Wenn dann noch schlimme Börsenspiele dazu kamen, so können solch' großartige Geldverluste nicht ausbleiben, wie sie vor einigen Jahren viele Aktionäre betroffen haben. Neuerdings haben sich die besseren Gesellschaften wieder erholt und auf einer Grundlage aufgebaut, die mehr Vertrauen zu erwecken im stande ist.

Die Goldgewinnung.

Oben wurde schon erwähnt, wie wenig erfolgreich die ersten „Diggers" arbeiteten. Der Grund lag einzig und allein in ihrer ganz mangelhaften Ausrüstung. Das ist nun, seit die Eisenbahnen den Verkehr vermitteln, ganz anders geworden.

Zunächst müssen die Goldriffe abgebaut werden in Schächten oder Stollen, diese reichen in manchen Minen schon in beträchtliche Tiefe, so bis zu 100 Meter in Pretoria und Middelburg. Dann werden die geförderten Massen auf Pferdebahnen zu den Goldwerken geführt. Hier wird der gebrochene Fels zuerst gepocht in den Stampfwerken, eine Batterie z. B. der „Witwatersrand-Gold-Mining-Compagnie" hat 100 Stempel, das Fundament besteht aus 40 Fuß hohem Sandsteinunterbau, ein Stempel wiegt 750 Pfund und vollbringt in der Minute 90 Schläge in einem eisernen Gebäude, das 175 Fuß lang, 115 breit und 43 hoch ist. Nachts beleuchtet elektrisches Licht das Werk. Man brennt Torf, der in der Nähe gefunden wird, oder Steinkohlen von Steenkoolspruit, die zu 40 bis 42 Schilling die Tonne im Winter und zu 25 Schilling im Sommer an Ort und Stelle gekauft wird. Der feine Sand, der durch das Pochen sich bildet, „das Pochgut", wird über Kupfertafeln geführt, die mit Quecksilber amalgamiert sind, so bildet sich Goldamalgam, woraus das Gold durch Erhitzen in eisernen Retorten gewonnen wird.

Sehr häufig ist aber das Gold in Kiesen enthalten, nach Knochenhauer fast die Hälfte, und zwar in Schwefelkies. Dann müssen diese güldischen Erze zuerst geröstet (vom Schwefel befreit) werden und dann geschmolzen. Leitet man dann Chlor ein, so verbindet sich dieses mit Silber, nicht aber mit Gold, welches unter der Chlorsilberdecke zurückbleibt. Die anderen Metalle, wie Eisen, Zink, Kupfer werden durch Behandlung mit Schwefelsäure entfernt. Man nennt das erstere Verfahren das Chlorverfahren. Ein drittes Verfahren benützt Cyankali, das in flüssigem Zustand aus den gepochten Erzen Gold und sonst kein Metall löst; dieses wird sehr viel angewendet.

Zur Goldgewinnung braucht es nun tausend fleißige Hände, da kommen zuerst die „Prospektors“, welche neue Goldlager suchen, dann die Diggers, die Gold graben, es werden Pochwerke gebaut, das Gold wird in reinem Zustand hergestellt und dann auf den Markt gebracht. Und so schätzte man schon im März 1888 die Prospektors auf 1000, die Diggers auf 16000, die Pochwerke auf 5000 u. s. w. Seither hat die Zahl der hier beschäftigten Leute beträchtlich zugenommen. Im Jahr 1887 waren in Transvaal 247 Gesellschaften mit 265 Mill. Mark nominellem Kapital, 1888 waren es schon 371 Gesellschaften mit 429 Mill. Mark nominellem und 146 Mill. Mark eingezahltem Kapital. Als Arbeiter benützt man großenteils Eingeborene, dieselben haben einen Taglohn von 3 bis 20 ℳ, je nach ihrer Leistung. Im Jahr 1892 zählte man an farbigen Arbeitern 32100 und an weißen 3370, am Witwatersrand waren allein 53 Gesellschaften beteiligt.

Die Ausbeute an Gold.

So gering die anfängliche Ausbeute an edlem Metall war, ebenso sehr wächst seit 1887 die Menge des gewonnenen Goldes. Freilich sind nicht alle Erze gleich reich, nicht so reich, wie der „Juwelierladen“ in den De Kaap-Feldern: hier gewannen zwei arme Brüder Thomas, gebürtig aus Wales, aus 30 Tonnen 1000 Unzen, also aus einer Tonne 33⅓ Unzen. Jene 1000 Unzen warfen einen Erlös von 4000 Pfd. Sterl. = 80000 ℳ ab, sie verkauften den goldreichen Bruch um 60000 Pfd. Sterl. bar und 20000 Pfd. Sterl. in Aktien. Wegen der schönen Stücke gediegenen Goldes nannte man die Mine den „Juwelierladen“. Eine andere Mine des gleichen Goldfeldes „Sheba“ (d. h. die Königin Saba) gab 4 Unzen auf die Tonne[1]) und warf in 15 Monaten eine Dividende von 65% ab. Kein Wunder daher, wenn die Sheba-Aktien, nominell 20 ℳ, wovon aber nur 5 einzuzahlen waren, in kurzer Zeit um 1500 ℳ gehandelt wurden! Die besten Minen von Witwatersrand heißen „Robinson“, „Fereira“, man ist aber schon zufrieden, wenn die Tonne 1 bis 2 Unzen abwirft, d. h. 80 bis 160 ℳ. Die Bearbeitung der Tonne verursacht 12–15 ℳ Kosten.

---

[1]) Eine Tonne hat 20 Zentner (Hundredweight). Das Gold- und Silbergewicht ist folgendes: 1 Troypfund = 12 Ounces (oz) zu 20 Pennyweights (dwts) zu 24 Grains (grs). Eine Unze ist = 31,103 Gramm und hat, wenn reines Gold, etwa den Wert von 72 bis 80 ℳ.

Späterhin, wenn das Eisenbahnnetz ausgebaut sein wird, hofft man, auch noch Erze mit 5 Pennyweights oder 1/4 Unze auf die Tonne mit Vorteil verhütten zu können.

Der Ertrag der Witwatersrandminen zeigt deutlich den Aufschwung seit 1887:

im Jahr 1887 . .	25 624	Unzen	=	2 049 920	M.
„ „ 1888 . .	230 640	„	„	18 451 200	„
„ „ 1889 . .	382 364	„	„	30 589 120	„
„ „ 1890 . .	492 492	„	„	39 399 360	„
„ „ 1891 . .	729 223	„	„	58 337 840	„
„ „ 1892 . .	1 210 865	„	„	96 869 200	„
„ „ 1893 . .	1 478 563	„	„	118 285 040	„

Es stieg die Menge auf den 48fachen Betrag in diesen 6 Jahren. Es ist von Interesse, den ganzen Betrag der im Jahr 1889 geförderten Goldmenge danebenzustellen:

Witwatersrand	384 000	Unzen
De Kaap	33 000	„
Lydenburg	13 000	„
Potschefsstroom u. Clarksdorp	13 000	„
ganz Transvaal	443 000	Unzen im Wert von 1 550 000 M.

Queensland, das reichste Goldland Australiens, gewann im gleichen Jahr 738 000 Unzen; das Jahr, in welchem Witwatersrand mehr liefert als Queensland, dürfte also schon hinter uns liegen. Soetbeer berechnete die Goldausbeute der ganzen Erde zu folgenden Werten, wir stellen daneben den Bruchteil, der auf Witwatersrand entfällt:

1887 . .	446,7	Mill. Mark, davon Witwatersrand	1/248
1888 . .	463,1	„ „ „ „	1/25
1889 . .	483,8	„ „ „ „	1/15
1890 . .	500	„ „ „ „	1/13

Wenn schon aus diesen Zahlen die von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung von Transvaal für die Goldindustrie sich ergiebt, so wird dieselbe noch weiter gefördert durch die Menge der übrigen nutzbaren Mineralien, die nun erst in großer Menge gewonnen werden können. Kohle ist sehr reichlich vorhanden, sie umgiebt die Gold- und Silbergegend. So überlagert zu Bocksburg jüngere, allerdings schlechtere Kohle das Gold,

so daß aus einem und demselben Schachte beide Mineralien gefördert werden. Im Brackpanschacht bei Johannesburg gewann man in einem Monat (1890 oder 1891) 16000 Tonnen Kohlen, das Flötz, 8 Meter stark, wurde in 30 Meter Tiefe angefahren. Am Vaal liegt bei Vereeniging ein vortreffliches Kohlenfeld, andere liegen am Olifant, bei Heidelberg, Middelburg, Pretoria, Ermelo, Wakkerstroom bis hinab zum Swasiland. Außerdem findet man Kobalt und Nickel bei Botsabelo, Asbest, Serpentin, Speckstein in den Zoutpansbergen, überall Eisenerze und an einigen Stellen Quecksilbererze: Smith fand in der Nähe der Witkop-Farm bei Zeerust große Mengen von Quecksilbererzen, daneben Silber, Zink und Blei, wahrscheinlich liegen Quecksilbererze auch bei der Buffelshoek-Farm; endlich findet sich Kupfer sehr häufig vor. Mit Graphit verzieren die Eingeborenen längst die Töpferarbeiten [1].

Nimmt man das alles zusammen, so muß man sagen, daß Transvaal unter die reichsten Länder der Welt tritt, die Republik darf dabei aber nicht vergessen, daß Karl Mauch durch seine Entdeckungen den Grundstein zu all' dem Reichtum gelegt hat.

Und wenn nach längerer Zeit die Goldadern zu Ende gehen, die Quellen des Mineralreichtums versiegen sollten, so trifft die Prophezeiung Petermanns [2] ein: „Es kann nicht fehlen, daß die verschiedenen Kolonien Südafrikas einen gewaltigen Aufschwung erhalten und in eine neue Ära des Fortschrittes eintreten. Wertvoller noch als die reichsten Goldfelder sind die Ackerbauprodukte, das sehen wir so recht deutlich an Kalifornien. Aber zum Ackerbau gehören viele Hände und Menschen. Kalifornien wäre heute noch eine unbebaute Wildnis, wenn das Gold nicht von allen Himmelsgegenden her Tausende von arbeitsfähigen Menschen angezogen hätte, nichts bringt die europäischen Ansiedlungen in fremden Ländern besser in Zug, nichts gründet leichter neue blühende Reiche, wie dieses edle Metall. Es ist unmöglich, die gewichtigen Folgen der Mauchschen Goldentdeckung für die ganze Zukunft der schönen, reichen und äußerst gesunden Gebiete der Binnenländer Südafrikas auch nur zu ahnen."

---

[1]) S. Merensky 6.

[2]) 1868, 145.

62. Kapitel.

Das Land Ophir: das Ophir der Bibel; weitere Berichte der Alten; Nachrichten aus dem Mittelalter; das Reich Monomotapa; der Berg Fura oder Afura.

Das Ophir der Bibel.

Aber nun die Entdeckung der Ruinen von Simbabye! Wenn Mauch über seine Goldfunde immerhin hoch erfreut war, so sah er doch den schönsten Lohn für alle Mühen und Strapazen in der Auffindung jener Ruinen. Er hatte von den Missionaren davon gehört, die Ophirfrage beschäftigte ohnedies die Geographie da und dort, und so schwebte ihm als höchstes Ziel vor, diese geheimnisvollen Ruinen aufzufinden. Er hatte schon auf der dritten Reise gehofft, dahin zu gelangen, dann wieder von der Delagoabai aus, aber umsonst. Erst seine letzte und größte Reise brachte ihm den größten Erfolg, dessen er sich rühmen durfte, die Entdeckung uralter Bauwerke, welche jederzeit genannt werden müssen, wenn man von Ophir spricht.

Um jedoch die Ophirfrage richtig beurteilen zu können, müssen wir zuerst die Nachrichten der Alten über dies geheimnisvolle, sagenumsponnene Land uns ins Gedächtnis zurückrufen.

Der weiseste König, dessen sich das Volk Israel zu erfreuen hatte, Salomo (1015 bis 975 v. Chr.), war es auch, der die weitestgehenden Handelsbeziehungen mit dem Auslande anknüpfte, nämlich mit den Phöniziern unter dem Könige Hiram und mit den Arabern, genauer gesagt, mit den Sabäern im Südwesten Arabiens unter ihrer überaus reichen Königin. Und nicht ohne Erfolg, denn eben damals sammelten die Phönizier und Araber die Schätze Asiens und Afrikas. Der König richtete sich daher im Süden seines Reiches ebenfalls einen Hafen ein zu Ezeongeber am Meerbusen von Akaba, und hier ließ er Schiffe bauen. Damit hatte er teil am Roten Meer, und Hiram gestattete, daß seine Schiffe an den Fahrten der Phönizier sich beteiligten. Die betreffenden Nachrichten im Alten Testament sind folgende:

1 Könige 9, 26—28: „Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeongeber, die bei Eloth liegt, am Ufer des Schilfmeers im Lande der Edomiter. Und Hiram schickte von seinen Leuten, welche die Schiffahrt verstanden, einige mit den Leuten Salomos. Diese kamen nach Ophir und brachten von da dem Könige Salomo 420 Talente (Luther: Zentner) Goldes zurück."

1 Könige 10, 10—12: ... „und die Königin von Arabien gab dem Könige 120 Talente Goldes und sehr viel Spezereien und Edelgesteine. Es kam nicht mehr soviel Spezerei, als die Königin vom Reich Arabien dem Könige Salomo gab. Und die Schiffe Hirams, welche Gold von Ophir brachten, brachten von Ophir eine große Menge von Almuggimbäumen (Luther: Ebenholz) und köstliche Steine (Luther: Edelgesteine), und der König machte von den Almuggimbäumen Pfeiler für das Haus Jehovas und für des Königs Haus, Harfen auch und Psalter für die Sänger. Es kamen nicht mehr solche Almuggimbäume, sind auch nicht gesehen bis auf den heutigen Tag."

1 Könige 10, 14—15: „Das Gewicht des Goldes, welches in einem Jahre zu Salomo kam, war 636 Talente (Luther: 666 Zentner) außer dem, was er von Kaufleuten und Gewürzhändlern hatte und von allen Königen Arabiens und den Häuptlingen des Landes." v. 22 ... „denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meer mit dem Schiff Hirams fuhr, kam in dreien Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen."

2 Chronika 8, 18 sagt dasselbe, nur sind hier infolge einer Verwechslung der Zahlenzeichen 450 Talente statt 420 angeführt.

Weitere Berichte der Alten.

Nach Herodot ließ Pharao Necho um das Jahr 600 v. Chr. eine Umschiffung Afrikas durch phönizische Schiffsleute ausführen. Diese Fahrt ging vom Roten Meer aus und kehrte im dritten Jahre durch die Säulen des Herkules wieder zurück. „Nach ihrer Rückkehr," schreibt der vorsichtige Schriftsteller, „erzählten die Phönizier, daß sie bei der Umschiffung von Lybien (Afrika) die Sonne zu ihrer Rechten gehabt hätten. Diese Thatsache scheint mir keineswegs glaubwürdig, aber vielleicht glaubt sie ein andrer." Eben diese Thatsache ist ein Beweis dafür, daß sie den Äquator passierten und Südafrika erreichten. Ihre Umschiffung war wohl die erste, die ausgeführt wurde, denn wenn die Schiffe Hirams dasselbe geleistet hätten, so hätte die Nachricht davon sich sicherlich bis auf Herodots Zeit erhalten. Die Handelsschiffe Hirams brauchten eben drei Jahre, bis sie allemal wieder eine beträchtliche Ladung von Gold, Edelsteinen u. s. w. an Bord hatten und endlich wieder in die Heimat zurückgelangten.

Agatharchides, ein griechischer Schriftsteller aus Knidos in Karien (etwa 120 v. Chr.), berichtet uns über die Reichtümer der Sabäer im „glücklichen Arabien" folgendes: „Das Land der Sabäer hat Er-

zeugnisse jeder Art im Überfluß. Die Leute sind kräftig, kriegerisch und geschickte Seeleute, sie schiffen sich in großen Schiffen ein und fahren nach den Ländern, welche die wohlriechenden Stoffe erzeugen, sie errichten daselbst Kolonien. In der That, es ist kein Volk auf Erden so reich wie die Gerrhäer (Gerrha an der Westküste des persischen Meerbusens) und die Sabäer. Sie haben das Reich des Ptolemäus bereichert, sie haben der Umtriebigkeit der Phönizier die erfolgreichste Thätigkeit, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Waren und einen ungeheuren Gewinn verschafft. Sie haben Überfluß an Gegenständen des Luxus, weit mehr als alles, was man in Europa sehen kann. In ihrer Lebensweise sind sie wie Fürsten in ihrer Pracht."

Dieser Bericht stimmt mit den Worten der heiligen Schrift über die Königin sehr genau überein, und es will uns scheinen, als ob die Sabäer die Erben des phönizischen und salomonischen Ophirhandels geworden wären. Und die Überlieferung der Araber, wornach die rätselhaften Bauten von Sofala auf die Königin von Saba und Salomo zurückgeführt werden, erscheint uns in anderem Lichte.

Claudius Ptolemäus, Astronom und Geograph ums Jahr 150 nach Chr., erwähnt südlich vom Mondberg, wo der Nil entspringt, den Agazymba. Die neuesten Entdeckungen der Nilquelle haben bekanntlich auch ein Mondgebirge, wie es die Eingeborenen nennen, zu Tag gefördert; da könnte Agazymba eine unrichtige Umstellung des Wortes Simbabye sein [1]).

Nachrichten aus dem Mittelalter.

Die Ostküste Afrikas blieb unter dem Einflusse Arabiens, und so berichten auch die arabischen Schriftsteller über Sofala. Masudi (um 967) schreibt: „Der entfernteste Teil des Sandsch-Meeres reicht an die Länder von Sofala und Wak-Wak. Dieses Land hat Überfluß an wunderschönen Dingen, an Gold, und ist sehr fruchtbar. Die Sandsch (Kaffern) reiten auf Kühen, sie haben weder Pferde noch Maultiere; es giebt unter ihnen Rassen, welche geschärfte Zähne haben. Es giebt in ihrem Lande sehr viele Elefanten, die Sandsch aber gebrauchen die Elefanten nicht zum Kriege oder zu anderen Zwecken, sondern suchen sie bloß zu töten. Die Sandsch sind sehr beredt und haben Redner, welche den Leuten in

---

[1]) A. Merensky erkennt in dem von Ptolemäus genannten Rhaptusfluß den Sambesi (Zembére bei den ersten Portugiesen) und hält Agasymba für einen Volksstamm, nämlich für die Wazimba an diesem Flusse. Ptolem. Geogr. lib. IV, cap. 8.

ihrer Sprache Reden halten." Das paßt alles auf die Kaffern an der Sofalaküste.

Edrisi (1099 bis 1176) schreibt im Jahr 1154: „Das Gold, welches man in dem Gebiete von Sofala findet, übertrifft an Gehalt und Größe der Minen das aller übrigen Länder ... Man läßt es in der Mitte schmelzen vermittelst eines mit Kuhmist unterhaltenen Feuers, ohne daß es nötig wäre, bei diesem Verfahren zum Quecksilber seine Zuflucht zu nehmen, wie man es im westlichen Afrika thut, denn die Bewohner dieses letzteren Landes bringen ihre Bruchstücke Goldes zusammen, vermengen sie mit Quecksilber, bringen die Mischung zum Fluß bei einem Kohlenfeuer, so daß das Quecksilber verdunstet und nur die Masse des geschmolzenen reinen Goldes zurückbleibt." Diese Nachricht ist für uns schon deswegen von besonderem Interesse, weil daraus hervorgeht, daß das Amalgamationsverfahren bei Ausbringen des Goldes aus den Golderzen schon Mitte des 12. Jahrhunderts von den Negern an der Westküste Afrikas ausgeübt wurde.

Das Reich Monomotapa.

Am wertvollsten für die Ophirfrage ist der Bericht des Portugiesen Joao de Barros, geboren zu Viseo 1496, der uns genaue Kunde über das damalige Wissen um Simbabye im Jahr 1552 giebt[1]): „In der Mitte der Ebene im Reiche Butua bei den ältesten Goldminen steht eine Feste, vierseitig, von innen und außen aus harten Werkstücken vortrefflich erbaut. Die Steine, aus denen die Mauern ohne Kalk in den Fugen bestehen, sind von außerordentlicher Größe, die Mauern sind 25 Palmen[2]) dick, ihre Höhe ist nicht so bedeutend im Verhältnis zur Breite. Über der Pforte des Gebäudes steht eine Inschrift, welche weder morische (arabische) Handelsleute, die dort waren, noch andere Schriftkundige lesen konnten; auch weiß man nicht, in welcher Schrift sie geschrieben sind. Auf den Anhöhen um dieses Gebäude sind noch andere auf ähnliche Art von Mauersteinen ohne Kalk aufgeführt, darunter ein Turm von mehr als 12 Brasses (etwa 12 Meter). Alle diese Gebäude heißen bei den Eingeborenen Symbáoé, d. h. Hoflager, wie alle königlichen Wohnungen in Monomotapa, eigentlich Benomotapa, nach einem Könige dieses Landes, diesen Namen führen. Der Wächter des Gebäudes, ein Mann

---

[1]) Karl Ritter, I. T. der Erdkunde, Berlin 1817, nach Pet. 1872, 125.

[2]) palma „flache Hand", Spanne — ein Längenmaaß = 0,226 Meter, also 25 P. = 5,65 m.

von Adel, hat hier die erste Gewalt und heißt Symbacayo, unter seiner Aufsicht stehen einige Weiber des Benomotapa, die immer hier zu wohnen pflegen. Wann diese Gebäude und von wem sie erbaut, davon ist bei den Einwohnern, die keine Schrift haben, keine Nachricht. Sie sagen nur, daß sie ein Werk des Teufels seien, weil Menschen es nicht zustandebringen könnten. Diese Gebäude liegen 20 und 21 Grad Südbreite, etwas mehr oder weniger als 170 Legoas[1]) in gerader Richtung gegen Westen von Sofala. Außer ihnen findet sich in der dortigen Gegend kein anderes weder altes noch neues Mauerwerk vor, denn alle Wohnungen des barbarischen Volkes sind dort aus Holz. Nach der Meinung der Moren sind diese Gebäude sehr alt und zur Behauptung der dortigen Goldminen angelegt, denn auch diese seien die ältesten im Lande."

Monomotapa ist auch nach Pater du Jarric[2]) das Land zwischen Sambesi und Limpopo, wo heute die Matebele und Bamangwato wohnen; er sagt, ein dem Könige abgabepflichtiger Häuptling habe seine Residenz nur 3 Meilen von Senna, auch läßt er das Reich an der Mündung des Sambesi beginnen, er berichtet auch, daß ein Bote von Senna bis zur Hauptstadt Simbaoe zwei Monate brauche. Das ist eine gerade Linie von 530 km, und da kämen 9 km auf den Tag, und das ist allerdings wenig, man muß aber bedenken, daß jene 530 km in gerader Linie gemessen sind und daß die Schwarzen sich gerne Zeit lassen. Manche ältere Geographen rechnen Monomotapa vom Kapland bis herauf nach Abessynien. Mit dem Jahr 1660 löst sich das Reich in viele kleine Gebiete auf, und von da an verschwindet sein Name.

Der Berg Fura oder Afura.

Der Dominikaner Juan dos Santos reiste im Jahr 1587 nach Moçambique und Sofala und besuchte von da aus elf Jahre lang die verschiedenen portugiesischen Niederlassungen in der dortigen Gegend. Er berichtet in seinem „Östlichen Äthiopien"[3]): „Die Waren von Tete gehen nach Senna mit Gold hinunter, welches sie auf den Märkten von Massapa in dem Königreich Monomotapa holen, und man trifft daselbst jederzeit

---

[1]) 1 Legoa = $^5/_6$ geogr. M. = 6 172 m, also 170 Legoas = 1 050 km, das wäre $2^5/_8$mal zuviel, daher ist diese Angabe entweder ungenau oder ist die Meile, nach der Barros rechnet, 3mal kleiner als die heutige portug. Legoa. Die Entfernung beträgt nur 400 km.

[2]) Thesaurus rerum indicarum 1615.

[3]) Evora 1609 nach Pet. 1872, 124.

eine ziemlich große Menge derselben an, weil nahe dabei der große und hohe Berg Fura oder Afura ist. Oben auf diesem Berge sieht man die Ruinen von Gebäuden, welche von Stein und Kalk waren, eine Art von Bauwerk, die man sonst keineswegs in dem ganzen Lande der Kaffern bemerkt, wo sogar die Häuser der Könige nur von Holz und Erde sind und mit Stroh gedeckt werden. Aus einer alten Überlieferung in diesem Lande stammt die Nachricht, daß die Ruinen Überbleibsel der Vorratshäuser der Königin von Saba sind, daß diese Prinzessin aus diesem Gebirge alles ihr Gold bekommen habe, daß dieses Gold durch den Fluß Cuama (Sambesi) in das Meer von Äthiopien (Indischer Ozean) hinab gebracht worden, von wo man es durch das Rote Meer bis zu den Küsten von Äthiopien brachte, welches oberhalb Ägypten ist und wo diese Königin herrschte. Andere glauben, daß Salomo diese Magazine habe bauen lassen, und daß man daher dasjenige Gold von Ophir bekommen habe, womit seine Flotten beladen waren, daß zwischen Afura und Ophir kein großer Unterschied sei.... Es ist ganz gewiß, daß um dieses Gebirge herum viel und sehr feines Gold vorkommt, daß man es vermittelst dieses Flusses leicht fortbringen kann, wie heutzutage die Portugiesen thun und wie vor ihnen die Moren (Araber) von Moçambique und Quiloa thaten, und daß man es, wie man es heutzutage nach Indien führt, vor alters durch das Rote Meer nach Ezeongeber und von da nach Jerusalem habe bringen können. Es war aber den Portugiesen nicht erlaubt, bis zu den Butua auf die Anhöhen von Fura zu steigen, weil man von da aus Monomotapa überschaut und zugleich die Gegenden, aus welchen sie ihr Gold einsammeln, entdecken könnte[1]."

Aus diesen Berichten der Alten ergiebt sich folgendes: die Phönizier und die Sabäer (Araber) und mit ihnen Salomo verschafften sich aus einem fernen Lande, das sie Ophir nannten, unermeßliche Reichtümer, nämlich Gold, Edelsteine, Silber, Elfenbein, wertvolle Hölzer, Affen und Pfauen; phönizische Schiffsleute umschiffen 600 v. Chr. Afrika; Ptolemäus nennt Agazymba; die arabischen Schriftsteller kennen schon vor dem Jahr 1000 v. Chr. den Reichtum Sofalas an Gold; die Portugiesen, die zuerst von allen Europäern Ostafrika in Besitz nehmen, bringen die geheimnisvollen Ruinen westlich von Sofala unmittelbar in Zusammenhang mit dem Lande Ophir, also mit den Sabäern und Salomo.

[1]) Pet. 1872, 125.

63. Kapitel.

Die Ruinen von Simbabye: ein vergeblicher Versuch, sie zu entdecken; Mauchs Entdeckung der Ruinen; die Sage von Simbabye; die Ruine auf dem Berg; die Ruine in der Ebene.

Ein vergeblicher Versuch, die Ruinen zu entdecken.

Merensky und Nachtigal, die beiden schon mehr genannten Missionare, erhielten von der Berliner Missionsgesellschaft den Auftrag, eine Forschungsreise gegen Norden zu unternehmen, und der erstere berichtet darüber[1]: „Als wir im Jahr 1860 als Missionare im Dienste der Berliner Missionsgesellschaft zu dem Volk der Bapedi (in anderen Dialekten „Peri" genannt, wahrscheinlich die Biri der alten portugiesischen Berichte) kamen, welches unter 24° S.Br. wohnt, forschten wir sogleich bei den Eingeborenen nach den Ruinen von Sofala, von welchen wir schon in Deutschland gehört hatten. Wir hatten damals einen Knecht aus dem Volke der Amatonga, Namens Malema, der behauptete, daß er bei einer Handelsreise, die er mit Portugiesen von Inhambane aus unternommen, die Ruinen gesehen habe; er erzählte viel von ihren Wundern. Nahe heran sei er nicht gegangen aus Furcht vor den darin wohnenden bösen Geistern. Unter Leitung dieses Mannes machten wir uns im Jahre 1862 auf die Reise nach Norden. Merkwürdig war uns die Warnung unserer Bapedi, wir sollten auf der Hut sein, es könnte leicht geschehen, daß die treulosen Amatonga uns töteten, wenn wir die Ruinen etwa erreichen sollten, denn die grüben dort nach Schätzen. Im Amatongaland war der erste Häuptling, den wir trafen, erschrocken und entsetzt darüber, daß wir aus Büchern Kunde von den wunderbaren Bauten im Banyai-Land haben wollten. Erst als wir durch das Geschenk eines Gewehrs ihn freundlich gestimmt hatten, gab er uns einen aus Monomotapa gebürtigen Mann zum Wegweiser und zugleich die Erlaubnis zur Weiterreise. Der Führer sprach von den Ruinen nur mit großer Scheu, sie würden heilig gehalten, denn das sei ein Ort der Götter. Wasser sei dort in einem Brunnen auf eines Berges Spitze zu finden, es dürfe nichts Lebendes da getötet werden, wenn man einen Zweig an einem Baum brechen wolle, so spreche er: „brich mich nicht!" Wenn man ein Tier schlachten wolle, so sage es: „töte mich nicht!" Wenn man ein Wild dort erlege, ziehe man

[1] Merensky S. 54. Transvaal Argus vom 20. Oktober 1868. Pet. 1872, 121.

sich schweres Unglück zu. Der Mann erzählte auch, daß vor etwa 50 Jahren der Stamm, der bis dahin dort gelebt habe, wegen Dürre ausgewandert sei. Nach der Aussage unserer Basuto hat dieser Stamm (Marotse) Gewehre besessen und seine Sklavenjagden bis in ihr Gebiet ausgedehnt.

Leider wurden wir damals zur Umkehr genötigt, ohne unser Ziel erreicht zu haben. Die Volksstämme am Limpopo waren von einer heftigen Pockenepidemie befallen, und unsere Leute weigerten sich deshalb, aus Furcht vor Ansteckung, uns weiter zu begleiten. Später wurden wir durch besondere Schicksale verhindert, einen neuen Versuch nach dieser Richtung hin zu machen. Als aber der Reisende Mauch seine sehr erfolgreichen Reisen im Innern Südafrikas unternahm, hörte er zuerst von uns Missionaren, dann wohl auch durch Eingeborene von dem Vorhandensein der Ruinen im Banyai-Land. Als er 1871 sich längere Zeit auf meiner Station Botsabelo aufhielt, besprachen wir den Plan, die Ruinen zu suchen, miteinander und kamen überein, daß unsere Reisen von verschiedenen Punkten aus das Ziel zu erreichen suchen sollten. Ein feindlicher Stamm aber überfiel ein Dörflein meiner Station, und der dadurch drohende Krieg zwang mich, daheim zu bleiben, während Mauch die Reise antrat."

Mauchs Entdeckung der Ruinen von Simbabye.

„Das schönste Resultat", schreibt Mauch[1]), „aller meiner Reisen, auf welches allein ich einigermaßen stolz zu sein mir erlaube, ist die Entdeckung der Ruinen von Simbabye. Als ich im Jahre 1867 zum erstenmal von Ruinen sprechen hörte, von fabelhaften Gebäuden, entschloß ich mich auch, dieselben aufzusuchen. Im Jahre 1868 wurde mir am Limpopo sogar die Lage derselben ungefähr von einem Eingeborenen bezeichnet, allein mehrere Versuche, dahin zu gelangen, scheiterten, bis mir endlich am 5. September 1871 das Glück zu teil wurde, sie als der erste Weiße zu sehen.

Am 31. August 1871 war ich, wie oben erzählt wurde[2]), in Pikas Kraal angekommen; hier verweilte ich bis zum 21. Mai 1872. Zu diesem langen Aufenthalte bewog mich die gleich am ersten Abende empfangene Nachricht, daß in der Gegend „weiße Menschen" gewohnt haben müßten, daß noch viele Spuren und Reste von Schmelzöfen vor-

[1]) Ergh. 37, 37. 49. Pet. 1872, 122.
[2]) S. S. 83. 116.

handen seien, deren thönerne Röhrenreste anders beschaffen seien, als die von ihnen benützten, daß ein eiserner Gegenstand gefunden worden sei, der der Beschreibung nach ein Spitzhammer gewesen sein mußte, der jedoch zu einem Ackergerät umgewandelt worden war; ferner erfuhr ich eine wunderbar fabelhafte Geschichte von einem Topfe, der auf einem Berge in Klüften und Büschen sich verstecke und zeitweilig seinen Standplatz von selbst ändere, außerdem noch mehrere Spuk- und Geistergeschichten. Den Berg mit seinem wunderbaren Topfe mußte ich besuchen, aber nur mit vieler Mühe und Überredungskunst von seiten meines neuen Freundes (Adam Render) gelang es, einige Begleiter in den Söhnen seines Schwiegervaters Pika zu finden. Am 8. September wurde der Berg bestiegen, er ist in gerader Linie etwa eine Stunde entfernt, er ist von ziemlicher Höhe und hat einen kahlen Gipfel, von wo aus man eine prächtige Rundsicht genießt. Erst allmählich getrauten sich meine Begleiter auf die Spitze hinauf, und der eine derselben, der seine zehn Zehen durch Feuer verloren hatte, deutete plötzlich in östlicher Richtung auf einen etwa 2½ Stunden entfernten Hügel und meinte, daselbst seien große Mauern, die auch von Weißen gebaut worden seien. „Bravo!" rief ich aus, „das ist es, was ich seit 1868 anstrebe, welches Glück! und wie unerwartet! Vor einigen Tagen erst mit den ernstlichsten Gedanken an den Tod beschäftigt und heute schon vor der glänzendsten Errungenschaft meiner Reisen stehend! Gott sei gepriesen!"

Ich beabsichtige nun nicht, die Bemühungen zu schildern, denen ich mich unterzogen, die Gefahren, die ich dabei zu bestehen, die List, die ich anzuwenden hatte, sondern ich will nur die Ruinen kurz beschreiben und wiedergeben, was mir von Eingeborenen darüber erzählt worden ist."

Die Lage von Simbabye.

„Simbabye (portugiesisch Zimbaoe) liegt von Pikas Kraal, Sautscha Distrikt, 20° 15′ S. Br. 31° 37½′ Östl. L., meinem Wohnplatze, 3½ Stunden östlich, also in 31° 48′ und Breite 20° 14′[1]) und fast genau westlich von der portugiesischen Station Sofala oder Zofara (Zophara), und zwar ziemlich genau 41 deutsche Meilen entfernt. Von den hier

[1]) Nach Stanfords Karte von Südafrika 1891 in 31° 45′ Östl. L. und 20° 10′ Südl. Br., 515 km von Tete, 257 von Gubuluwayo entfernt. Kath. Miss. 1879, 125. Die 41 geogr. M. würden 303,6 km ergeben, neuere Karten geben etwa 360 km für die Entfernung von Sofala. Nach Swan liegen die Ruinen in 20° 16′ 30″ S. Br. und 31° 7′ 30″ Östl. L. und zwar 3340 Fuß hoch.

ansässigen Bewohnern[1]) vernahm ich, daß sie selbst erst seit ungefähr 40 Jahren hier wohnen, daß vor der Zeit die Gegend ganz unbewohnt gelassen war, und daß noch früher die Malotse oder Barotse[2]) in dem Lande und bei den Ruinen wohnten, aber gegen Norden flüchten mußten. Diese hatten die Ruinen für heilig gehalten, und jetzt sollen noch hie und da Leute kommen, um darin anzubeten. Den Gegenstand dieser Verehrung jedoch aufzufinden, war bei der Furcht der gegenwärtig daselbst wohnenden Leute unmöglich (vrgl. unten). Von allen wird als ganz fest angenommen, daß weiße Menschen einst die Gegend bevölkert haben, denn immer noch werden Spuren von Wohnungen und eiserne Gerätschaften vorgefunden, die nicht von Schwarzen verfertigt werden konnten, wo diese weiße Bevölkerung geblieben, ob sie verjagt oder getötet oder an Krankheit gestorben sei, kann niemand mitteilen. So weit geht die Kenntnis der Makalaka, der jetzigen Bewohner."

Die Ruine auf dem Berg.

Die Beschreibungen der Ruinen, welche wir Mauch verdanken, befinden sich in einem vorläufigen Brief an Missionar Grützner vom 13. September 1871 (s. Pet. 1872, 122), dann in einem vorläufigen Bericht Mauchs in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie (1876, 186), besonders wertvoll durch die beigegebene Zeichnung, endlich am vollständigsten in dem Ergänzungsheft 37 (S. 49). Eine Abbildung enthält ferner der „Globus" 1875, 18, S. 280, auf welche wir hier verweisen, sodann das Journal der Roy. Geogr. Society vom Januar 1871, S. 13 und 16.

„Die Ruinen," schreibt Mauch, „bestehen aus zwei Hauptresten: der eine befindet sich auf der Spitze eines etwa 400 Fuß hohen, einsam stehenden Granithügels, der andere südlich davon, etwa 1/8 engl. M. (804 Meter) vom Hügel entfernt und durch ein versandetes Thälchen geschieden. Eine nur etwa 4 Fuß hohe, teilweise zerstörte, teilweise bedeckte Ringmauer zieht sich in einiger Entfernung von dem südlich gelegenen Hauptteil um den westlichen Fuß des Berges, dürfte aber wohl um den ganzen Hügel herum bestanden haben.

Bei der Bergruine ist es vor allem die Außenmauer, welche offenbar dem Befestigungszwecke entsprach, denn sie ist mit Kühnheit ge-

---

[1]) 1872, 123.

[2]) S. oben S. 322. 325.

rade auf die abgerundete Kante einer 300 Fuß langen und 60 Fuß hohen Felsenmasse erbaut. Sie verläuft in gerader Linie von Osten nach Westen und hat bei einer Länge von beiläufig 120 Fuß[1]) eine von unten nach oben abnehmende Dicke von 12 zu 6 Fuß, ihre Höhe beträgt 30 Fuß. Innerhalb derselben ist durch weniger dicke Mauern ein viereckig-länglicher Raum eingeschlossen, der jedoch an der westlichen Seite bogenförmig begrenzt ist. Hier werden auch an den eingestürzten oberen Teilen die Steinbalken sichtbar, indem sie mehrere Fuß lang aus der Mitte der Mauern senkrecht und in einer Entfernung von etwa 8 zu 8 Fuß emporragen. Sie scheinen der ohne Mörtel aufgeführten Mauer als innere Stützen, an welche sich die einzelnen Bausteine anlehnten, gedient zu haben, sind aus Glimmerschiefer, der sich holzartig spalten läßt, hergestellt und mögen ihre 15 bis 20 Fuß Länge bei etwa 4 Zoll Durchmesser oder Dicke haben. Ich bemerkte nur einen dieser Steinbalken, auf den mehr Fleiß verwendet worden ist, er hatte einen elliptischen Durchschnitt mit Achsen von 4 und 2½ Zoll, bestand aus talkigem Glimmerschiefer und hatte auf seiner glatten Außenfläche mehrere ornamentale Zeichnungen eingeschnitten (Abbildung s. 1872, S. 123). Die weniger dicken Mauern des inneren Gebäudes sind fast gänzlich eingestürzt, so daß man Mühe hat, über die Haufen loser Trümmer, bewachsen mit ansehnlichen Bäumen, allerlei Gestrüpp und strauchartigen Nesseln, sich den Weg zu bahnen. Von dem inneren Raume, der Spitze des Felsenkopfes zu, führen mehrere bedeckte Gänge wahrscheinlich in Spalten und Klüfte, vielleicht auch in größere unterirdische Räume, die jedoch, offenbar späteren Ursprungs, von Kafferhänden verbaut worden sind. Gerade über der Öffnung eines solchen Ganges entdeckte ich einen dickeren Baumstamm, unbehauen und noch ganz gut erhalten, trotzdem er als Bauholz verwendet worden ist, denn er trägt noch ein bedeutendes Gewicht des über ihm errichteten Mauerteiles.

Ferner entdeckte ich am östlichen Ende eine niedrige, nicht tiefe Höhle, von einem großen überhängenden Felsstück gebildet, in ihr lag eine flache, ganz ebenmäßig und rund gearbeitete Schüssel aus einem filzig-schuppigen, grünlich-grauen Talkschiefer, die in zwei ungleiche Stücke zerbrochen war. Der ganze Westabhang des Hügels war mit Trümmern bedeckt, die einen Schluß auf terrassenförmige Anlagen erlauben."

---

[1]) Mauch meint den englischen Fuß = 12 Zoll = ⅓ Yard = 0,305 m.

Die Ruine in der Ebene.

„Die andere Ruine in der Ebene, etwa ½ engl. M. vom Hügel entfernt, stellt einen großen elliptischen Rundbau (Rondeau) dar von 137 Meter Durchmesser und aus einer 24 Fuß hohen, unten 12 Fuß, an der Spitze 8 Fuß dicken Mauer bestehend; auch hier haben Steinbalken zur Festigkeit der Mauer dienen müssen, wie an einigen Stellen zu sehen ist, wo der obere Teil einstürzte. Auf der Seite, welche dem Berge zugekehrt ist, also auf der nördlichen Seite, scheint der einzige Eingang, und zwar nur für eine einzelne Person berechnet, gewesen zu sein, ausgezeichnet durch einen Holzstamm, den ich im ersten Augenblick für Cedernholz nehmen zu müssen glaubte[1]). Im Innern verlaufen die dünneren Mauern bogenförmig labyrinthartig, die Räume scheinen jedoch schon öfters als Zufluchtsstätte von verfolgten Eingeborenen benützt worden zu sein, wie zwei kleine, ringförmige Steinlagen beweisen, wie man sie häufig sieht, wenn einige Ziegen oder Schafe für die Nacht zusammengehalten werden sollen. Der obere Rand, etwa 2 Fuß von der Kante, an der südlichen Hälfte der Außenmauer enthält einige Lagen von Steinen, die schwache Spuren von Sinn für Ornamentik bekunden (Abbildung s. Pet. 1872, 124).

Das Merkwürdigste innerhalb des Rundbaus, dem erwähnten niedrigen und schmalen Eingang gegenüber und nahe dem südlichen Teile der Mauer, ist ein 30 Fuß hoher, nach oben kegelförmig verlaufender Turm, an dem jedoch der am Fuße aufgehäuften Trümmer wegen kein Eingang wahrzunehmen war. Ich erstieg an einem Rankengewächs seine Spitze, welche noch 8 Fuß Durchmesser zeigte, und nahm einige Lagen der Steine ab, ohne jedoch eine innere Höhlung wahrnehmen zu können. Zwei sich begegnende Mauern erlauben einen schmalen Zugang zu ihm und sind ausgezeichnet durch eine abwechselnde Doppellage von schwarzen Phonolithstücken abgerundeter Form und von regelrecht behauenen Granitsteinen.

An diesen Rundbau angebaut, auf der Seite gegen den Berg zu, sind ebenfalls Ruinen großer Gebäude, nach den Regeln der Bindung aufgeführt, wie bei den schon erwähnten Mauern, aber alle auf viereckige Gebäude hindeutend.

---

[1]) Merensky dürfte wohl recht haben, wenn er in diesem Holzbalken einen Beweis dafür findet, daß spätere Veränderungen an den Ruinen vorgenommen wurden; Erbauer, welche Steinbalken der Mauer einfügten, hätten keinen Holzbalken über ein Thor gelegt. S. 57, Anm.

Einige große Bäume von 3 Fuß Durchmesser erheben ihr Laubdach fast bis zum Doppelten der erhaltenen Mauer des Rundbaus, und viele etwas rasch wachsende Bäume haben Granitgesteine ganz in sich verwachsen, was wohl einen Schluß auf das Alter erlaubt: die Portugiesen nämlich, welche nicht vor dem 16. Jahrhundert hier einen befestigten Handelsplatz gehabt haben, müssen diese Gebäude bereits vorgefunden haben."

---

64. Kapitel.

Mauchs Ansicht über die Ruinen; Mangel an Aufschluß; der Gottesdienst zu Simbabye; die Nachkommen des letzten Priesters; Mauchs Deutung der Ruinen.

Mangel an Aufschluß.

„Weder oben auf dem Berge noch unten in der Ebene konnte ich irgend eine Inschrift bemerken. Nichts zeigte sich, das mir hätte Aufschluß geben können, wem diese rätselhaften Gebäude zuzuschreiben sind. Ich hatte mich deshalb an die Eingeborenen zu wenden, deren Aussagen jedoch lange Zeit keinen Anhaltspunkt boten, im Gegenteil drohte das bedeutende Interesse, das ich dafür an den Tag legte, böses Blut machen zu wollen, so daß ein fernerer Besuch nur im geheimen unternommen werden konnte.

Endlich kam mir zu Ohren, daß ein Mann und nur dieser eine lebe, der mehr als alle anderen um die Ruinen wissen müsse; ich besuchte ihn mit dem früher erwähnten Manne, der als Dolmetscher diente, und machte ihn durch Geschenke zutraulich und durch Bier gesprächig. Seine Mitteilungen sind beachtenswert, schon die erste, auf die er kein besonderes Gewicht zu legen schien, brachte Licht in die Sache."

Der Gottesdienst zu Simbabye.

„Er meinte, man bete auf dem Berge an (pila) und die Ruine in der Ebene werde das „Haus der Großfrau" (mumba 'buru, soviel wie „Haus der Königin", „Palast") genannt. Auf meine weiteren Fragen, zu wem und wie gebetet werde, erzählte er im wesentlichen folgendes:

‚In dem von Simbabye aus von Gott (mali oder mambo = Vater) bestimmten Zeitraum von 2, 3 oder 4 Jahren versammelt sich nach der

Ernte eine große Menge von Menschen, die von allen Seiten mit Vieh daherkommen, am Fuße des Berges außerhalb der Ringmauer, um ein Fest zu feiern. Ein solches Fest dauert wenigstens drei Tage und ist mit einem Opfer verbunden. Zu geeigneter Zeit erscheint der Hohepriester (ich kann ihn wohl nicht besser bezeichnen) mit seinen Gehilfen, nämlich zwei Jungfrauen, zwei jungen Frauen und einem Mann. Schweigend geht er zwischen den Angekommenen hindurch, einen Stab in der Hand, von allen gegrüßt durch Händeklatschen. Er begiebt sich sodann auf den Berg, zwei junge Ochsen und eine junge Kuh, alle drei schwarz und fehlerlos, werden nachgeführt. Oben angekommen wird die Kuh auf zuerst aufgestapeltes Brandholz gelegt, festgebunden und lebendig verbrannt; der eine Ochs wird geschlachtet und an Ort und Stelle verzehrt, der andere aber wieder den Berg hinabgeführt, außerhalb der Ringmauer in ziemlicher Entfernung getötet, sein Fleisch aber den Dieben und Aasgeiern überlassen.

Der Hohepriester begiebt sich nun allein in die Höhle, wo der Topf (die früher erwähnte Schüssel) sich befindet, schüttet Bier darüber und betet. Er betet, daß Mali die Krankheiten unter den Menschen wegnehmen und die Gesunden nicht krank werden lassen möge. Wenn dies vorüber ist, erscheint er wieder, alle fallen auf ihr Angesicht nieder und rufen: **gara 'huru katsela pâsi**, d. i. der Hochthronende hat alles hienieden recht gemacht. Seine Rückkehr aus dem Innern wird der harrenden Menge angezeigt mittels Singens und Jubelns, begleitet vom Spiel der **tšimbera** (Cymbeln), **tuli** (Pauken), **manda** (Hörner). Alle sind mehrere Tage fröhlich und ziehen dann wieder nach Hause.'

Die Nachkommen des letzten Priesters.

„Der Mann, von dem ich diese Auskunft erhielt, ist einer der Söhne des letzten Hohenpriesters Tenga, der vor etwa 30 bis 40 Jahren den Gottesdienst versah, eines Abends aber von seinem Feinde Mangapi überfallen und auf verräterische Weise ermordet worden war, ohne daß seine Söhne vorher erfahren hatten, wo verschiedene Gegenstände, deren man zum Opfern bedurfte, verborgen waren.

Beberеke, so hieß der Mann, hofft zuversichtlich, daß er wieder ins Amt treten werde, und wohnt deshalb in der Nähe, obwohl er sich nicht zu den umwohnenden Stämmen zählt und mit seiner Familie ganz abgesondert wohnt. Auch behauptete er, keine farbigen Tücher oder sonstigen Schmuck tragen zu dürfen, und ich versprach ihm deshalb, nachdem

er in der That eine blaue Wolldecke, eine weiße mit roten Streifen, rote Perlen und Messing verweigert hatte, schwarzen Stoff zuzusenden.

Seinen Sohn Mudšuru gab er mir mit in der Absicht, daß ich ihn mit in mein Land nehme, damit er daselbst das Opfern erlerne. Er (der Sohn) begleitete mich bis nach Senna, wo ich ihm leider gestehen mußte, daß ich ihn zurücklassen müsse, da für mich aus Europa gar keine Zeile angelangt sei. Weinend, denn er war mir der treueste, aufmerksamste und gelehrigste Begleiter geworden, mußte er sich seiner Hoffnung entschlagen und den Rückweg antreten. Ich durfte es nicht wagen, ihn auf eigene Faust und eigene Kosten nach Europa mitzunehmen."

Mauchs Deutung der Ruinen.

„Die Ähnlichkeit dieser Opfer mit jenen vom israelitischen Gottesdienst vorgeschriebenen ist eine unverkennbare. Die Grundzüge sind deutlich vorhanden, wenn auch die Ausführung im einzelnen vieles zu wünschen übrig läßt. Darauf gestützt glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des Salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine in der Ebene eine Nachbildung jenes Palastes sei, worin die Königin von Saba während ihres Besuches bei Salomo wohnte.

Es ist wohl zu vermuten, daß die gewöhnlich ins Reich der Sage versetzte Königin von Saba sich während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Jerusalem zum Judentum bekehrt hat und im Bewußtsein, daß sie alle Stoffe und Schätze, wie sie zu den Bauten Salomos verwendet worden waren, in ihrem eigenen Lande im Gebiet des Sabia-Flusses besitze, den Entschluß faßte, mit Hilfe phönizischer Bauleute ähnliche Gebäude aufführen zu lassen.

Mit bekannten phönizischen Bauten stimmen sie überdies noch am besten überein, Eingeborene und Araber hätten anders gebaut, und die Portugiesen hatten bereits Kunde von den Gebäuden als Ruinen. Vielleicht ist der doppelte Riesenbaum, der inmitten des Rundbaus steht und der einzige seiner Art in der ganzen Umgegend ist, jene Baumart, die unter dem Namen Almugim oder Algumim bekannt ist und zu Geländern u. a. im Tempel verwendet wurde, bei diesen Ruinen aber in den Tragebalken über den schmalen Eingängen sich erhalten hat; ich vermochte einige Stücke davon abzuhauen und mit nach Hause zu bringen. Zufällig sah ich in Quelimane ein Harz, das beim Brennen denselben angenehmen Weihrauchgeruch

von sich giebt, wie dieses Holz; es scheint also, daß der Baum am unteren Sambesi noch vorkommt; das Harz, bis jetzt noch vom Entdecker geheim gehalten, soll baldigst ein Handelsartikel werden.

Der verstorbene Botaniker Göttingens, Grisebach, untersuchte diese mitgebrachten Stücke und fand, daß es ein sehr schweres Laubholz ist, wahrscheinlich den Leguminosen und zwar den Cäsalpinien zugehörig (spezifisches Gewicht 1,1549, also schwerer als Mahagoni 1,063), er vermutete den Mopani-Baum. Allein dieser Vermutung erlaube ich mir entgegenzuhalten, daß es mir nicht hätte entgehen können, es für solches zu erkennen, da ich ja während aller meiner Reisen mit besonderer Vorliebe das harzreiche, aber durchaus nicht wohlriechende dürre Holz der Mopani-Bäume zur Bereitung meiner einfachen Mahlzeiten verwendete. Vielleicht dürfte eine Einsicht in das Herbarium, welches Dr. Peters während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Umgegend von Senna und Quelimane angelegt hat, näheren Aufschluß über das fragliche Holz liefern.

Außer diesen Hauptruinen giebt es aber noch viele kleinere im Lande zerstreut, die man mit dem Namen „Altäre" bezeichnen könnte, denn noch jetzt werden von den „Gläubigen" Opfer von Ziegen darauf dargebracht.

Ich weiß, daß durch tiefe Studien und thatkräftigen Fleiß meisterhafte Abhandlungen zu Tage gefördert worden sind, nach welchen Ophir teils nach Indien, teils nach Arabien und wer weiß wohin sonst noch verlegt worden ist. Ohne diesen Ansichten nahe treten zu wollen, glaube ich dennoch, auch meine eigene, ohnehin nicht die erste, aber unmaßgebliche Meinung abgeben zu müssen, daß Ophir das heutige Sofala oder Sofara, wie es im Inneren allen bekannt ist und von allen ausgesprochen wird, ist; es ist der Hafenort, wo die ältesten schiffahrenden Völker ihre heimatlichen Erzeugnisse gegen diejenigen des Inneren eingetauscht haben, worauf ja auch die Aussage des Bebereke deutet, daß viele Güter zu seinen Vorfahren von Osten her gebracht worden seien.

Alle Erzeugnisse, die wir als solche kennen, welche von Ophir gebracht wurden, sind noch jetzt mit Ausnahme der Pfauenfedern dieselben, welche bei besseren Handelsverbindungen und neuer Belebung des Handels ausgeführt werden können. Auch die Pfauenfedern, wenn wir sie wirklich als solche gelten lassen wollen, sind nicht so befremdend, wenn wir sie in Sokotora, als Zwischenstation am Eingang zum Roten Meere, einhandeln lassen, wo ja Erzeugnisse ebensowohl von Indien, der

Heimat des Pfaues, als von Südostafrika sich zusammenfinden konnten; eher jedoch glaube ich, daß es Straußenfedern sein dürften.

Selbst die Thatsache, daß ich nirgends die Spur von Inschriften bemerken konnte, scheint mir für die Richtigkeit meiner Ansicht zu sprechen, denn nirgends lesen wir, daß Salomo in seinem Tempel irgend welche Inschriften habe anbringen lassen."

---

65. Kapitel.

Bestätigung von Mauchs Ansicht durch spätere Untersuchungen; Besuche bei den Ruinen nach Mauchs Zeit; was heißt Simbabye; Deutung der Ruinen; wer hat Simbabye gebaut und wann; das Land Ophir.

Besuche bei den Ruinen nach Mauchs Zeit.

Wir wollen auf die Entscheidung oder, um es sogleich zu sagen, auf die Besprechung der Ophirfrage nicht eher eingehen, bis wir auch der Besuche in Simbabye gedacht haben, die nach Mauchs Zeit ausgeführt wurden.

Im Jahr 1889 besuchten die Gebrüder Posselt die Ruinen, sie bestätigten Mauchs Aussagen und konnten nur wenig Neues hinzufügen; sie fanden nämlich an den schon genannten senkrechten Steinbalken bei näherer Untersuchung drei aus Stein (Phyllit) gemeißelte 28 cm hohe Papageien, welche die Spitze der Balken bilden¹), es ist das das einzige Zeichen von Kunst, sonst sahen sie nur Granitbausteine, die aber, wie oben erwähnt, auch Anfänge von Verzierungen zeigten.

Im Jahr 1890 entsandte die englische „Südafrikanische Gesellschaft" einen Erforschungszug zur Ausbeutung von Maschona-Land unter Pennefather, welcher im August desselben Jahres bei den Ruinen eintraf. Auch dieser Zug konnte nur Mauchs Beobachtungen bestätigen, die Ruinen wurden photographisch aufgenommen, Türme und Mauern genau gemessen, so daß man ein genaues Bild davon erhielt. Die Teilnehmer der Reise fanden auch, wie das schon früher bekannt war, ähnliche Ruinen anderweitig, namentlich am Lundi-Fluß, dieselben sind aber alle viel kleiner. Was die Deutung betrifft, so kam man keinen Schritt

---

¹) Abbildung bei Pet. 1891, 1.

weiter: „Es ist uns ein völliges Rätsel,“ sagt der Berichterstatter an die Times[1]), „was der Ursprung, die Geschichte und die Bedeutung dieser merkwürdigen Ruinen gewesen sein mögen, namentlich das runde Gebäude mit seinem kegelförmigen Turm. Die gelehrteren Teilnehmer unter uns stehen schweigsam vor diesen vorgeschichtlichen Überresten und sind stumm vor Erstaunen über die Großartigkeit und Festigkeit. Keiner war kühn genug, eine Lösung des Rätsels zu versuchen. Eines aber ist sicher, daß die Ausdehnung der Ruinen klar auf das Dasein eines alten, großen und halbzivilisierten Volkes deutet zu einer Zeit, als Sklavenarbeit in unbegrenztem Maß zu haben war. Die Eingeborenen (Maschona unter dem Häuptling Moghabi) verlangen neuerdings als Eintrittspreis Decken, Perlen u. s. w.“

Im Jahr 1891 wurden die Ruinen wieder besucht von Th. Bent, der früher in Cilicien und auf den Bahrein-Inseln Altertumsforschungen getrieben hatte. Er war ebenfalls von der englischen „Südafrikanischen Gesellschaft“ und der Londoner „Geographischen Gesellschaft“ ausgerüstet. Bent scheint Mauchs Schilderungen nicht gekannt zu haben, er erwähnt Mauch nur ganz flüchtig, es wird aber nach unserer bisherigen Darstellung wohl für niemand ein Zweifel darüber bestehen, ob Mauch der Entdecker ist oder Th. Bent.

Bent betrieb die Ausgrabungen[2]) vom Juni bis August 1891 mit Kaffern, die unter weißen Aufsehern stunden. Der Rundbau am Fuße des Berges stellte sich als ein vollständiges Beispiel eines Phallustempels heraus (Verehrung der zeugenden Naturkraft bei Indern, Vorderasiaten und Griechen). Bent vergleicht die Tempel dieses Naturgottesdienstes auf Malta, Samothrake, Darstellungen auf einer phönizischen Münze von Byblos u. a. Der runde Turm, die umfassende Mauer, der Discus sind mit dem Phalluszeichen versehen. Er hält Simbabye nicht gerade für phönizisch, doch dem Ursprunge nach nahe verwandt. Simbabye bildete den königlichen Kraal jener Kafferkaiser, die an der Spitze des großen Reiches Monomotapa standen, das einst mächtig war, dann in Teilreiche zerfiel, deren Fürsten auch in Simbabye herrschten, so daß dieser Ausdruck heute noch im Maschonalande häufig ist. Heute noch heißt das Rundgebäude unten Simbabye, die Festung auf dem Berge „Mauern“ oder „Ruinen“.

---

[1]) Globus 1890, 43. Times 7. Oktober 1890.

[2]) Vrgl. Globus 1892, 7. 23. Proceedings vom Mai 1892.

Im Rundgebäude fand Bent nur einige verzierte Phalli und Bruchstücke von Gefäßen aus Seifenstein. Ergiebiger waren die Grabungen oben auf der Festung: der Gipfel war mit Granitblöcken bedeckt, die mit 30 Meter gegen das Thal abfallen; ebenda läuft eine 10 Meter hohe und 4 Meter dicke Mauer hin, die von Monolithen gekrönt ist, die mit kleinen Rundtürmen abwechseln. Dicht dabei läuft nach innen zu eine innere Mauer hin, und in dem Gange zwischen beiden fand Bent schöne kupferne Lanzenspitzen mit Widerhaken und verschiedenes Kriegsgeräte. Der obere Teil der Festung war geziert mit großen Monolithen und verzierten Balken aus Seifenstein, einer 4 Meter hoch mit geometrischen Figuren. Treppen führen dort zu einem Plateau in die Höhe, wo man das Gestrüpp entfernte und einen merkwürdigen labyrinthartigen Plan bloßlegte.

Die Hauptfunde wurden dort in einem Viehkraal gemacht, welcher einem Häuptling am Fuß des Berges gehörte. Hier stand der alte Tempel der Festung, ähnlich dem in der Ebene, doch besser erhalten. Der halbrunde Außenwall des Tempels war mit ausgehauenen Vögeln geziert, die auf etwa 2 Meter hohen Gestellen von Seifenstein standen. Alle fünf gefundenen Vögel waren verschieden und von archäischen Formen, einer hatte auf dem Sockel und den Flügeln ein phallisches Symbol, bei keinem war der Schnabel erhalten. Sie gleichen Geiern oder Raben (?), hier wurden auch eiserne Glocken von eigentümlicher Form gefunden, die vielleicht beim Gottesdienst gebraucht wurden. In der Mitte des Tempels stand ein aus kleinen Granitblöcken erbauter Altar, der aber zerfiel, und dicht dabei entdeckte man Phalli aus Seifenstein, etwa 40.

Außerdem fand man Bruchstücke von Schalen aus Seifenstein, auf einer ist eine Jagdscene dargestellt: ein Mann verfolgt eine Herde Zebra, hinter ihm zieht ein anderer einen Hund an einem Strick an sich, der sich bellend gegen zwei Nilpferde wendet. Auf einer anderen Schale sieht man eine Prozession, auf dem Rande einer dritten ein Stückchen Inschrift. Dazu kommen Bruchstücke von guter Ware, mit schöner Glasur und genauen Verzierungen, ferner zahlreiche Waffen, eine vergoldete Lanzenspitze, thönerne Wirtel, Bruchstücke von persischem und Seladonporzellan, zweifellos gegen Gold in früher Zeit von Händlern eingetauscht.

Auf Goldgewinnung bezogen sich folgende Gegenstände und Funde: dicht unter dem Tempel stand ein Goldschmelzofen aus hartem Zement, ringsumher lagen viele Schmelztiegel gleichfalls aus Zement,

in denen man noch Goldkörnchen von Stecknadelkopfgröße gewahrte; auch die ausgepochten Quarzstücke, aus denen das Gold gewonnen war und die man beiseite geworfen hatte, fanden sich. Also waren, schließt Bent, die Ruinen, wiewohl weit von den Goldriffen entfernt, Hauptstadt eines Gold gewinnenden Volkes. Geräte zur Goldgewinnung wurden ebenfalls gefunden. Es giebt noch mehr solche Ruinen zwischen Lundi und Sambesi, wenn auch in großen Zwischenräumen. Die gleiche Bauweise deutet auf dieselbe Rasse, so namentlich Mattindaila, 32 km westlich vom Sabi und 100 km nordöstlich von Simbabye, das besonders schön verzierte Mauern hat.

Was heißt Simbabye?

Das Wort wird von den verschiedenen Berichterstattern verschieden geschrieben. Die Portugiesen schrieben Zimbaoe oder Symbaoe nach dem Hörensagen und übersetzten es mit „Hof", „Residenz". Mauch schreibt Zimbabye, Bent Zimbabwe (= „großer Kraal"), Selous Zimbabge und Zimbabghi. Soviel steht fest, daß das Z wie S zu sprechen ist, wie Dr. H. Schlichter bewiesen hat [1]), und daß die Endsilbe ge, ghi wie ein kurzes je oder ye lautet. Daher schreibt man am besten Simbabye und spricht auch Simbabje oder Simbabye. Nach Schlichter heißt im Bantu imba, umba, niumba, numba Haus, Gebäude, das vorgesetzte S zeigt die Mehrzahl an; mabge oder mabye heißt Stein, also Simbabye „steinerne Gebäude". Andere freilich wieder, wie Missionar Brinker [2]), wollen ebenfalls aus dem Bantu die Bedeutung „Metall", „Metallgräberei" ableiten. Es wird sich übrigens fragen, ob das Wort aus dem Bantu abzuleiten ist, es könnte ja immerhin auch ein anderer Volksstamm die Bauwerke benannt haben, von dem dann die Bantu das Wort überkommen hätten.

Ebenso hat es seine Schwierigkeiten, das Wort Ophir mit einem gleichlautenden in Sofala zusammenzubringen; am nächsten steht Fura, Afura, während die Ableitung Ophir, Ophara, Sophara, Sofala etymologisch angefochten wird. Man wird wohl mit Recht behaupten können, daß die ganze Frage, um die es sich handelt, durch sprachliche Deutung der zwei Wörter nicht zum Austrag kommt.

---

[1]) Pet. 1893, 148.

[2]) Globus 1891, 37.

Deutung der Ruinen von Simbabye.

Wenn wir nun daran gehen, nachdem wir alles zusammengestellt haben, was man bis auf den heutigen Tag über die rätselhaften Bauwerke fand, uns selbst ein Urteil darüber zu bilden, so muß vor allem scharf getrennt werden zwischen der Ophirfrage und der Deutung von Simbabye. Wenn wir die verschiedenen Berichte lesen, so können wir die Ansicht nicht unterdrücken, daß manch' ein Gewährsmann zu rasch sein Urteil sich bildete, weil er Simbabye und Ophir, ohne genügende Anhaltspunkte zu haben, zusammenwarf.

Es sind drei Fragen, die der Entscheidung harren, einmal: welchem Zweck dienten diese Bauwerke? dann: welches Volk hat sie aufgeführt? und endlich wann?

Die erste Frage ist ziemlich sicher zu beantworten. Der Zusammenhang mit den Goldfeldern ist nicht zu verkennen, man denke an den Goldschmelzofen, die Stampfwerkzeuge, Ziegel, Formen u. s. w. Und wo Mauch Gold fand, da ist man auf uralte Gruben, Schächte u. s. w. gestoßen, wo viele Menschen in vergangener Zeit das edle Metall zu Tag förderten. Nach Simbabye flossen diese Schätze zusammen, hier wurde das reine Metall hergestellt. Ein solcher Platz mußte aber befestigt sein, daher sind die Bauwerke mit Ringmauern, Steinwällen, Wachttürmen umgeben, ja im Inneren selbst sind labyrinthartige Gänge zu weiterem Schutze angelegt, so daß der Platz für die Eingeborenen jedenfalls uneinnehmbar war. Und diese festen Wohnplätze, die zugleich Goldwerke und Vorratskammern einschlossen, hatten zugleich auch ihre Tempel und Gotteshäuser. Diese hat wohl Dr. H. G. Schlichter[1]) am richtigsten gedeutet, sie weisen auf eine eigentümliche Sonnen- und Steinanbetung entsprechend dem phönizischen Baal- und Ascheragottesdienst. Der massive Turm erinnert an die turmartigen Tempelsäulen, wie sie Lucian bei der Beschreibung des Heiligtums von Hierapolis in Syrien erwähnt. Die Verzierungen auf den Steinbalken bringt Schlichter in Zusammenhang mit dem Gang der Sonne, sie finden sich nur an solchen Teilen der Ruine, welche für die Beobachtung am günstigsten lagen, und eine genaue Untersuchung ergiebt, daß ihr Anfang und Ende mit dem Aufgang oder Untergang der Sonne zur Zeit der Solstitien oder Äquinoktien

---

[1]) Vrgl. Pet. 1892, 283. Schwäb. Merkur 1892, Nr. 263 vom 9. November. Auch Prof. Dr. A. Dillmann pflichtet ihm bei in der Sitzung der preuß. Akad. vom 11. Januar 1894.

übereinstimmt. Oben auf der Mauer des Rundbaus in der Ebene steht vom Anfang bis zum Ende der Verzierung eine Reihe von Monolithen (Steinbalken), die zur Bestimmung der Unterabteilungen des Jahres dienen. „Die südöstliche Mauer der Ruinen war also ein großes Gnomon oder Hemicyklium, ähnlich jenen Bauten und Instrumenten, welche im frühen Altertum durch Chinesen, Babylonier und Ägypter errichtet wurden, dasselbe diente zur Bestimmung des Anfangs von Frühling und Herbst, Sommer und Winter und zur Teilung der Tage in Morgen, Mittag, Abend und Nacht."

Wer hat Simbabye gebaut und wann?

Nach allem, was oben von den Erbauern angeführt wurde, müssen dieselben einem unternehmungslustigen, Schiffahrt und Handel in großem Maßstabe treibenden Volke angehört haben, wir können dasselbe unmöglich in der nachchristlichen Zeit suchen, da wir sonst Nachrichten hätten. Auch die Araber, wie sie in der Zeit zwischen Christus und Muhamed lebten, können die Bauten nicht aufgeführt haben, wie Bent meint, denn jene Zeit war für dieses Land eine Zeit des Rückschrittes und des Verfalles. Griechen und Römer berichten uns ebenfalls von keinem Volke, das fern im Südosten Afrikas eine reiche Kolonie besaß, Herodot sagt von jener Gegend nur: „dort findet man Gold in großer Menge, und es giebt viele Elefanten, wilde Bäume aller Art und Ebenholz."

Daher sind die Bauten dem frühen Altertum zuzuweisen, sie sind vor Beginn der christlichen Zeitrechnung aufgeführt.

Wenn wir aber in jener Zeit die Erbauer zu suchen haben, so weist alles auf Südarabien, Arabia felix, auf Sabäa hin. Damit stimmt der Bericht der Bibel und Griechen am besten überein. Auch der „Periplus des erythräischen Meeres" berichtet, daß die Sabäer „nach einer alten Gerechtsamen" im äquatorialen Ostafrika herrschen. Ptolemäus weiß, daß sabäische Kaufleute den Handel Afrikas in Händen haben. Und diese Sabäer huldigten, wie der Arabienreisende Halévy nachgewiesen hat, eben jener Sonnen- und Steinanbetung. Bent sah, daß die Tempel der sabäischen Hauptstadt, Marib, und des Schlosses von Nakab-al-Hajar dieselbe elliptische Form haben wie Simbabye.

Schlichter hofft — und das wäre eine überraschende Entdeckung — das Alter der Bauwerke mit Hilfe des scharf nachweisbaren Anfangs und Endes der Ornamente an den Mauern bestimmen zu können und zwar

mittels der Veränderung der Schiefe der Ekliptik; indessen ist dazu eine genauere Aufnahme der Ruinen noch erforderlich.

Das Land Ophir.

Wir sehen aus Obigem, daß Mauchs Auffassung der Ruinen, wornach dieselben auf die Königin von Saba zurückzuführen sind, durch die nachfolgenden Untersuchungen glänzend bestätigt wurde. Er hat daher nicht nur das Verdienst, die Ruinen aufgefunden, sondern auch das, sie richtig gedeutet zu haben. Bent, der sich der großartigsten Unterstützung erfreute, hat sie allerdings genauer untersuchen können und auch untersucht, er nimmt aber, wie Schlichter nachgewiesen hat, eine Zeit für ihre Erbauung an, die sich nicht begründen läßt.

Gehen wir nun über zu der Frage nach dem rätselhaften Lande Ophir, so ist hier nicht der Platz, die ganze Frage noch einmal aufzurollen, alle Gründe für und wider abzuwägen, ob es hier oder dort zu suchen sein dürfte. Es giebt ja kaum ein Land, reich an Gold und wertvollem Bauholz, das man nicht schon für Ophir gehalten hätte: Kolumbus suchte es in Westindien, andere in Peru, wieder andere in Japan; kein heutiger Geograph wird daran glauben, so wenig wie an Phrygien oder Armenien. Arabien, wie A. Sprenger meinte, kann es auch nicht sein, so kann es sich bloß noch um Indien oder Sofala handeln. Das erstere wollte Christ. Lassen beweisen und auf Josephus verweisend Dr. Kiepert, wie auch Karl Ritter es dort gesucht hatte. Aber zum Teil schon vor Mauchs Entdeckungen mehrten sich immer mehr die Stimmen für Sofala, so äußerten sich Quatremère, Murchison, Movers, Duveyrier. Auch Merensky, der der Frage doch sehr nahe stund, legte sein Urteil in die Wagschale für Sofala: „bis das Rätsel sicher gelöst ist, halten wir die Ansicht des Entdeckers Mauch, daß hier das Ophir Salomons zu suchen sei, für eine Annahme, die zum wenigsten von hoher Wahrscheinlichkeit auch für uns ist.“ Auch Petermann[1]) macht in seiner Besprechung der Mauchschen Deutung auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die einer Verlegung nach Indien sich entgegenstellen.

Setzen wir nun voraus, daß die oben gegebene Auffassung der Ruinen von Simbabye noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist nicht zu leugnen, daß sich durch die neuesten Untersuchungen die Gründe

---

[1]) 1872, 125.

noch bedeutend vermehrt haben, welche dafür sprechen, das Land Ophir nach Sofala zu legen.

Wenn diese Ansicht aber heutzutage soviel Wahrscheinlichkeit für sich hat, so fordert die Gerechtigkeit der geographischen Geschichtschreibung, daß man Mauchs nicht bloß als eines Reisenden erwähnt, der auch einmal in Simbabye war, vielmehr ist und bleibt Mauch der erste Entdecker von Simbabye, zu dessen Erklärung er auch den Schlüssel fand.

Die letzten Jahre Mauchs nach seiner Rückkehr aus Afrika.

66. Kapitel.

Die Heimkehr: der Abschied von Afrika; Rückkehr in die Heimat; Mauchs Vorträge; der Sommer 1873.

Der Abschied von Afrika.

Mit der zuletzt geschilderten Entdeckung von Simbabye hatte Mauch den Gipfel seiner ruhmvollen Erforschungen erreicht, zugleich aber auch den höchsten Punkt seines Lebensganges, von da an neigte sich seine Lebensbahn abwärts und nur zu rasch dem Ende zu.

Am 15. Januar des Jahres 1865 hatte er zum erstenmal den afrikanischen Erdteil betreten, gesund und kräftig, voll Unternehmungslust, stark und mutig genug, allein den Kampf mit dem mörderischen Lande aufzunehmen, ein germanischer Riese, an dem, wie es anfangs schien, alle Gifte und Kobolde Afrikas ihre Kunst vergeblich versuchten. Aber nun, nach beinah acht arbeitsvollen, beschwerlichen Jahren war auch seine Kraft besiegt, das schlimme Fieber, das ihn im Februar 1870 an der Delagoabai zum erstenmal befallen hatte, zerstörte durch immer häufiger uud heftiger auftretende Anfälle seine Lebenskraft. Dazu kam die gänzliche Mittellosigkeit, alle Tauschwaren und Geschenke waren verschenkt oder gestohlen, es galt nur noch das Leben zu retten[1]) und damit zugleich die Nachricht von den eben entdeckten Ruinen.

---

[1]) S. oben S. 58. 277.

Dem Fieber ist ja schließlich unter den Tropen jeder ausgesetzt, vor allem in den Flußniederungen und in den Tiefebenen am Meer; es ist ganz fürchterlich, wenn man nachzählt, wieviele Europäer, Kolonisten, Missionare oder Entdeckungsreisende das heimtückische Klima schon zu Fall gebracht hat. H. Duveyrier zählt allein vom Jahr 1800 an bis 1865 etwa 170 Namen hervorragender Europäer, die der Krankheit zum Opfer fielen, dazu kommen in den letzten 20 Jahren noch viele hinzu, Reisende, Konsuln, Gouverneure, Missionare, Lehrer, Kaufleute. Und viele, die nicht in der afrikanischen Erde ruhen, kamen mit gebrochener Gesundheit wieder zurück und sind in der Heimat den Folgen früherer Erkrankung erlegen. So auch Mauch. Hätte er freilich, wie ein Stanley, die europäische Lebensweise in Afrika fortsetzen können, abgesehen etwa von frischem Rind- und Hammelfleisch, ja dann wäre der ursprünglich kerngesunde Körper widerstandsfähiger geblieben und hätte wohl auch die Anfälle rascher besiegt. Er hätte auch seine so erfolgreiche Erforschung fortsetzen können.

Im Mai 1872 brach Mauch in Pikas Kraal auf, nachdem seine Abreise im April durch Treulosigkeit der Träger unmöglich gemacht war, aber schon im Juni erfaßte ihn das Fieber aufs heftigste. Er schildert nicht die Schmerzen, die er zu erleiden hatte, nicht die Ohnmacht und Verzweiflung, die ihn in diesem Zustand fern von jeder Hilfe befiel, er schreibt nur, daß er endlich am Sambesi ankam. Was liegt alles in diesem einen Worte „endlich“! 20 km oberhalb Senna erreicht er den Fluß und findet hier freundliche Aufnahme bei den Portugiesen, die durch Freund Forßmann benachrichtigt worden waren. Er fährt den Sambesi hinunter, erreicht bei Masaro den nördlichen Mündungsarm Krokwe und gelangt auf diesem nach dem Städtchen Quelimane[1]. Von da erreicht man in regelrecht gebauten Booten die Mündung dieses Armes, Quaqua genannt. Hier liegen die beladenen Schiffe vor Anker, um den günstigen Augenblick abzuwarten, der sie über die Sandbarre hinwegführen soll. Ein mildherziger französischer Kapitän, dem der Name Mauchs bekannt war, nahm ihn auf in sein Segelschiff von 270 Tonnen und verzichtete auf Vorausbezahlung des Fahrgeldes. Ohne Zweifel hat der deutsche Konsul in Marseille die Schuld bereinigt und Mauch die Weiterreise von dort ermöglicht[2]. So schied Mauch, der Entdecker reicher

[1] S. oben S. 272.

[2] „Illustrierte Chronik der Zeit“ 1874, Heft 1.

Goldfelder, arm von Afrika, arm, wie er diesen Weltteil auch betreten hatte, nur von dem einen Wunsche beseelt: „Mögen künftige, mit besseren Mitteln ausgerüstete Expeditionen dazu beitragen, daß man sich für jene Gegenden mehr interessiert, als es bisher der Fall war; das Land zwischen Limpopo und Sambesi bietet soviel des alten und neuen Wertvollen, daß eine weitere Vernachlässigung auch Ungerechtigkeit wäre. Ich für meinen Teil schätze mich glücklich, dazu berufen gewesen zu sein, gewissermaßen den Vorläufer zu machen, und ich hoffe, daß die Resultate meiner achtjährigen, mit so bescheidenen Mitteln ausgeführten Reisen Anregung geben zu näherer Erforschung des Landes und Verwertung seiner kostbaren Produkte[1]."

Rückkehr in die Heimat.

Lange waren keine Nachrichten mehr von Mauch in die Heimat gelangt, selbst Petermann konnte sich nicht denken, wo er wohl wieder auftauchen werde. Und vollends die alten Eltern kamen aus den Sorgen um den fern weilenden Sohn nicht heraus: „wie wirds ihm gehen," klagt die trostlose Mutter, „was kann er werden und was hat er davon? Wäre er doch dageblieben!" Dr. Petermann hatte freilich die große Freundlichkeit gehabt, dem Vater Mauch die Berichte über seinen Sohn und dessen Kartenwerke zuzusenden, und mit Stolz zeigte der Invalide auf Comburg diese Andenken an seinen „Afrikaner" den Besuchen vor. Aber nun war schon lange keine Nachricht mehr gekommen. Der Vater spricht schon ergebungsvoll: „er wird wohl tot sein!" Aber die Mutter, sonst viel besorgter als der Vater, glaubt an seine Wiederkehr, denn der Sohn ist ihr im Traum erschienen. Und richtig, eines Tages melden die Zeitungen, daß Karl Mauch in Marseille gelandet sei.

Die Fahrt hatte lange gedauert, das Schiff hatte St. Helena berührt. Aber der Aufenthalt auf See bekam dem Fieberkranken gut, nach wochenlanger Ruhe entwich die heftige Krankheit unvermerkt. Die erste Reise auf deutschem Boden führte Mauch nach Gotha, wo er vom 9. bis 20. Januar 1873 verweilte, hier hatte er ja Dr. Petermann vor allem seinen Dank abzustatten für die geleistete Hilfe, er hatte wohl auch seine Hilfe noch weiter in Anspruch zu nehmen für das noch nicht bezahlte Fahrgeld. Dann aber ging es nach Hall (23. Januar), wo auf dem nahen Comburg der Vater als Ehreninvalid lebte. Freilich überlebte

[1]) Ergh. 37, 52.

der alte Mann die Rückkehr des Sohnes zu dessen großem Schmerze nicht mehr lange, am 25. Juli 1873 wurde er zur großen Armee einberufen. Von Hall ging es weiter zur Begrüßung der alten Freunde und zur Berichterstattung an die auf Mauch stolzen Landsleute nach Ludwigsburg, Stuttgart, Gmünd, Ulm, Wasseralfingen, Neckarsulm.

Mauchs Vorträge.

Immer allgemeiner wurde das Verlangen ausgesprochen, Karl Mauch über seine Reiseerlebnisse hören zu dürfen, und so willigte er endlich, wiewohl ungern, ein, in der Liederhalle zu Stuttgart drei Vorträge zu halten.

Den ersten brachte der Abend des 7. April 1873, Mauch hatte eine Karte in großem Maßstabe dazu entworfen zur Verdeutlichung seiner Reisen. Er war ziemlich befangen vor dem überaus zahlreich versammelten Hörerkreis, sprach einfach und schlicht, indem er launig zur Entschuldigung anführte, daß ein Aufenthalt in Afrika wenig dazu geeignet sei, die Fertigkeit in der deutschen Muttersprache und die Beredsamkeit zu fördern.

Den Gegenstand dieser ersten Rede bildete sein Aufenthalt in Afrika im allgemeinen: Reise von Natal nach Transvaal, Wanderungen in diesem Freistaat, dann die Reisen, Entdeckung der Goldfelder und der Ruinen von Simbabye, er schloß: „Arm bin ich ausgezogen, arm wieder heimgekehrt, um so angenehmer berührt mich der warme Empfang in der schwäbischen Heimat, wo ich nun die reichen Erfahrungen für die Wissenschaft zu verwerten gedenke."

Dazwischen hinein sprach Mauch am 7. Mai im Alpenverein: er fesselte die Zuhörer durch eine Mannigfaltigkeit der interessantesten Reiseerlebnisse, die er mit dem köstlichsten Humor schilderte. Der Vortrag gefiel ungemein, und als der Vorsitzende den herzlichsten Dank des Vereins aussprach, stimmte alles freudigst zu.

Am 10. Mai folgte der zweite Vortrag in der Liederhalle, diesesmal sprach Mauch von seinen Erlebnissen und Begegnissen, er schilderte seine Kleidung und Ausrüstung, Jagderlebnisse, Begegnungen mit Eingeborenen und Farmern. Das anwesende Publikum „gab [1]) den Gefühlen der Anerkennung gegenüber dem verdienten Landsmanne durch ungeteilten Beifall und Hervorruf beim Schlusse lebhaften Ausdruck".

---

[1]) Vrgl. „Staatsanzeiger für Württ." sowie „Schwäb. Merkur".

Den dritten und letzten Vortrag hielt Mauch am 16. Juni über den Stamm der Makalaka, sowie über die Ruinen von Simbabye. Auch hier wies Mauch hin auf den Zusammenhang des dort geübten Gottesdienstes mit den Gebräuchen zu Jerusalem und sprach seine Ansicht dahin aus, daß die Königin von Saba die Salomonischen Bauten hier nachgeahmt habe. Das führte zur Besprechung der Ophirfrage. Es ist selbstverständlich, daß diese Deutung großes Aufsehen erregte, und der inhaltsreiche Vortrag, der sich ganz besonders durch Anschaulichkeit ausgezeichnet hatte, fand vielen Beifall.

Der Sommer 1873.

Mauch fand nirgends Ruhe, einmal fand er keine Anstellung und dann glaubte er den fieberhaften Zustand, der ihm geblieben war, rascher zu verlieren durch häufigen Ortswechsel. Allerdings hatte er wenig Mittel dazu, doch kam ihm von hoher Seite Hilfe. König Karl von Württemberg empfing ihn in Audienz und ließ sich an der Hand der von Mauch gezeichneten Karte von diesem Vortrag halten. Infolge dessen wurde „dem Afrikareisenden Mauch zur Förderung seiner wissenschaftlichen Studien und Arbeiten neben einem Beitrag von 500 Gulden aus Staatsmitteln ein solcher von 300 Gulden aus königlichen Privatmitteln verwilligt“[1]). Dieser Beweis des Allerhöchsten Wohlwollens und die darin liegende Anerkennung erfreuten Mauch und gaben ihm die Mittel zu kleineren Reisen.

Am 15. Mai folgte Mauch einer Einladung von Dr. Bastian, dem Vorsitzenden der Berliner geogr. Gesellschaft, nach Berlin. Die Führer der Kongo-Expedition verabschiedeten sich in jener Sitzung, da sie in den darauffolgenden Tagen von Portsmouth auslaufen sollten. Mauch machte auf dieser Reise die Bekanntschaft von Peschel, Andree, Bastian, Richthofen, Kiepert. Die Begegnungen mit Schweinfurt und Rohlfs waren von größtem Interesse.

Vom Norden Deutschlands ging die Reise auf die Weltausstellung nach Wien, Mauch legte aber alter Gewohnheit gemäß den Weg meist zu Fuß zurück.

---

[1]) „Schwäb. Merkur“ vom 9. Mai 1873.

67. Kapitel.

Die Reise nach Westindien: der Plan zu einer wissenschaftlichen Reise; die Insel St. Thomas; die Bewohner der Insel; ein Besuch auf Puertorico; Rückkehr in die Heimat.

Der Plan zu einer wissenschaftlichen Reise.

Auf den Vorschlag von Dr. Petermann hin wurde Mauch von Dr. Otto Kuntze, einem Naturforscher aus Leipzig, zu einer wissenschaftlichen Reise nach Mittelamerika gewonnen; die Kosten trug Dr. Kuntze. Der Zweck der Reise war hauptsächlich ein botanischer. Dr. Kuntze hat uns in seinem Werke „Um die Erde" genaue Kunde über diese Reise gegeben. Mauch war ein ausgezeichneter Begleiter auf einer Reise in die Tropengegenden Amerikas, durch Spiel, Gesang und lebendige Unterhaltung verkürzte er manchen Abend, über Fauna und Flora konnte er auf Grund seiner Erfahrungen den besten Aufschluß geben; er erlegte viele Tiere, darunter auch Alligator, und schoß zur botanischen Untersuchung selbst Früchte von den Bäumen herunter. Trotzdem trennten sich die beiden Reisenden zu Caracas, da die Temperamente doch weniger zusammenpaßten und die Reise auch ziemlich hoch zu stehen kam. Zur Heimreise erhielt Mauch 70 Pfd. Sterl., im ganzen aber 3800 ℳ. Es ist interessant zu hören, wie hoch Dr. Kuntze die Kosten berechnete: Gesamtaufwand für eine Person in 733 Tagen 26400 ℳ, ein Tag in Westindien und Südamerika kostet 28 ℳ, in Mittelamerika ebenso, in den Vereinigten Staaten 35,7, in Japan und China 26, in Hinterindien 13, auf Java 29, in Vorderindien 32, im Durchschnitt 29,5, wobei die Ausrüstung zur Reise nicht eingeschlossen ist. Wenn man freilich auf den üblichen bekannten Reisewegen verbleibt, so ist es bedeutend wohlfeiler, nur die Abstecher, welche in wissenschaftlichem Interesse gemacht werden, verteuern die Reise.

Die Insel St. Thomas.

Mauch beschreibt diese Reise in einem Privatbrief, der nach seinem Tode im Schwäb. Merkur [1]) veröffentlicht wurde, wir entnehmen demselben Folgendes:

---

[1]) 13. Mai 1875. St. Thomas, eine dänische Kolonie, gehört zu den Kleinen Antillen und zwar zu den Inseln unter dem Wind.

„Wir fuhren am 6. Februar 1874 mit dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer Moltke von Bremerhafen ab. Das Schiff machte seine dritte Fahrt, war also sozusagen noch vollkommen neu, so daß man immer noch Zweifel an der Kraft und Stätigkeit der Maschine von 700 Pferdekräften hegen konnte, auch nicht wußte, wie es sich bei einem Seesturm halten würde. Bei der geringen Fracht, die es in Bremerhafen aufgenommen hatte, ging es nicht sehr tief und rollte daher abscheulich auf der heftig bewegten See. Nachdem wir das besonders rauhe Wetter des englischen Kanals (Mauch ohne Seekrankheit) überstanden hatten, ging die Fahrt 13 Tage lang ganz ruhig von statten. Während dieser Zeit war kein Land in Sicht gekommen, selten begegneten wir anderen Schiffen, denn der gerade Kurs, den wir nach der Insel St. Thomas verfolgten, ist für Segelschiffe nicht der kürzeste; diese haben beständigerer Winde wegen einen mehr südlichen Kurs zu steuern.

Gegen das Ende der Fahrt fing der „Moltke" trotz nur leicht bewegter See wieder an stärker zu rollen, denn die Kohlen verringerten sich um 40 bis 42 Tonnen am Tag. Am 22. Februar fuhren wir abends 10 Uhr in den Hafen von St. Thomas ein, zwischen zwei Brücken hindurch in die größere Weitung desselben, wo gegen 60 Schiffe vor Anker lagen und ihre hohen Masten vom dunkeln, kaum schwankenden Körper zum sternbesäeten Himmelsgewölbe emporstreckten. Aus den Häusern am hügeligen Hintergrunde strahlte ein Meer von Lichtern uns entgegen und verursachte einen zitternden Reflex im leicht bewegten Wasser.

Am nächsten Morgen bei aufgehender Sonne bot die Stadt in der That einen reizenden Anblick. Auf drei den Hafen im Hintergrund einfassenden Hügeln sind die zierlichsten Häuser amphitheatralisch aufgebaut; ihre weißgetünchten Wände und rot angestrichenen Dächer heben sich deutlich vom dunkeln Grün ihrer Umgebung ab. Dahinter erhebt sich der Hauptbergzug der Insel zu bedeutender Höhe. An seinen steilen Abhängen kleben hie und da kleine Häuschen, die jedoch erst durch Anpflanzung schattiger Bäume mit der Zeit ein angenehmer Aufenthaltsort werden können. Denn gegenwärtig mangelt es der Insel im allgemeinen an Wald, wie man ihn in Tropengegenden bis zur Spitze der Berge hinanreichend zu sehen gewohnt ist."

Die Bewohner der Insel.

„Vorläufig war unser Ziel erreicht; wir quartierten uns im Hotel Lloyd ein und machten noch am nämlichen Tage eine kleine Rekognos-

zierungspartie. Diese sowohl als die in den nächsten Tagen ausgeführten kleineren Ausflüge und ein größerer durch die Insel machten nicht den günstigsten Eindruck auf uns. Die Insel ist felsig und sehr wasserarm, Kulturboden findet sich nur in der Niederung, an ausdauernden stärkeren Quellen und Bächen mangelt es fast gänzlich; wir wären beinahe verdurstet, als wir uns bei fast unerträglicher Hitze über die nahezu kahlen Felsen im Osten der Insel auf der Pflanzensuche herumtrieben und im Angesichte des unermeßlichen Meeres am Strande nach Conchylien fahndeten.

Auch spielen die Orkane und Erdbeben der Insel manchmal recht übel mit; die Spuren der Zerstörung durch einen Orkan und eine durch ein Erdbeben emporgehobene Wasserwoge, welche über 30 Fuß hoch wie ein Riesenwall sich ins Innere des Hafens drängte und am Ufer zwischen den Häusern hindurch und darüber hinweg wütete, sind heute noch nach sieben Jahren deutlich erkennbar, und auch jene Gebäude auf den Höhen, wo einst wohlhabende Leute gewohnt haben, sind zerstört und liegen in Ruinen, und die Eigentümer sind teils verarmt oder haben die Lust verloren, sich dort neue Behausungen zu errichten.

Die Stadt, die etwa 20000 Einwohner zählt, ist weniger reizend, wenn man durch ihre engen, nicht allzu reinlich gehaltenen Straßen wandert. Die meisten Häuser sind klein, die Wände bald mit Brettern bald mit Schindeln bald mit Zinkblech bekleidet, ebenso die Dächer. Thüren und Fenster stehen meist offen, so daß man fast überall einen freien Einblick in das Innere hat. Glasfenster giebt es nicht, sondern die Öffnungen werden während der Nacht mittels Jalousien verschlossen. Die Bevölkerung ist eine höchst gemischte und scheint zum größten Teil aus Frauenzimmern zu bestehen, denn diese trifft man von früh morgens bis abends 8 Uhr, wo ein Kanonenschuß aus dem dänischen Fort zur Heimkehr auffordert, überall auf den Straßen, bald mit den grellst gefärbten Kleidern aufgeputzt, mit Hütchen, Schleier und fliegenden Seidebändern über dem Roßhaar-Chignon, weißen oder farbigen Saffianlederstiefelchen mit hohen Stöckeln an den Absätzen, bald auch nur in die zerrissenen Fetzen leichter weiß und einmal rein gewesener Stoffe zum dritten Teil ihres Körpers gehüllt, barfuß oder mit klappernden Pantoffeln an den schmutzigen braunen Füßen. Dann wieder ein Schwarzer mit Sporen an den nackten Füßen... So zeigt sich das Gewühl auf dem Marktplatz vor meinen Fenstern vom Gasthof aus. Zum Verkauf sind von den Höferinnen ausgestellt Gemüse und Früchte, welche jedoch meist von den benachbarten Inseln Porto-Rico (spanisch) und Sta. Cruz (dänisch) herbeigebracht werden,

denn die Erzeugnisse der Insel reichen bei weitem nicht aus, müssen ja doch manche Bewohner in den trockenen Wochen des Jahres zu Ende der trockenen Jahreszeit sogar ihr Trinkwasser von der Insel Sta. Cruz bringen lassen."

Ein Besuch auf Puertorico.

„Mein Reisegefährte bekam plötzlich Lust, Porto-Rico zu sehen, um daselbst eine Ausbeute an Pflanzen zu erzielen. Wir fuhren auf einem kleinen englischen Raddampfer, der jeden Monat zweimal den Verkehr dahin vermittelt, am 2. März ab und erreichten nach zehnstündiger Fahrt während der Nacht die Hauptstadt San Juan. Hier wären wir beinah mit einem spanischen Kolonialgefängnis näher bekannt geworden, als uns hätte lieb sein können. Mein Begleiter wollte, an nichts Arges denkend, als wir neben der Festungsmauer standen, von wo wir einen Überblick über die mächtigen, an das felsige Ufer stark anbrandenden Wogen genießen wollten, eine kurze Bemerkung in sein Tagebuch machen. Da tritt mit spanischer Grandezza eine Schildwache heran und verbietet aufs strengste, irgend etwas aufzuzeichnen. Ich machte natürlich keine Entgegnung, sondern hielt es für das Geratenste, mich ruhig zu entfernen. Etwas Ähnliches wäre uns indes wohl auch im deutschen Vaterlande, in Spandau oder Ulm unter gleichen Umständen begegnet.

Über die Hauptstadt konnte ich nicht sehr erbaut sein: ihre Straßen sind abscheulich schmutzig und aus den kleinen Häusern dringt ein Geruch, der Veranlassung giebt, sich Lavendelwasser herbeizuwünschen.

Die Reise durch Porto-Rico wurde in drei Abstufungen von Norden nach Süden ausgeführt. Wir reisten zu Fuß, um leichter unseren botanischen Forschungen nachgehen zu können. Da es aber in Porto-Rico als eine Schande gilt, zu Fuß zu gehen, so waren wir allenthalben schallendem Gelächter preisgegeben; besonders aber waren es die Frauenzimmer, die sich über uns lustig machten, wenn sie hoch zu Roß, in weiße Gewänder gehüllt, mit ihrem Parasol gegen die brennenden Sonnenstrahlen sich schützend, ihren Cigarrenstummel wie Husaren von einem Mundwinkel in den andern rollend, oder aber in ihren Hängematten sich schaukelnd und Tabak kauend durch die beständig geöffnete Thüre uns schweißtriefend vorüberwandern sahen. Es scheint, daß die Damen dieser Insel es besonders gut verstehen, ihre Zeit einzuteilen zwischen Schlafen, Essen, Rauchen, Reiten, Schaukeln und Garnichtsthun.

Die Insel selbst ist reizend, ihre Hügelränder und Berge sind alle bis zum Gipfel mit den verschiedensten Bäumen bewachsen, zwischen denen

schlanke Palmen ihre prächtigen Wipfel emporstrecken; das Unterholz ist dicht, und es macht besonderes Vergnügen, die schönsten Blumen, die wir in der Heimat nur selten in wohlgepflegten Glashäusern treffen, wild, gleichsam als Unkraut, in großer Menge und in buntem Wirrwarr vor unsern Augen sich entfalten zu sehen, zugleich die Luft mit dem feinsten Aroma erfüllend.

Wie erbärmlich kommt mir da die Landbevölkerung vor, die sich, seit sie vor zwei Jahren für frei erklärt worden ist, nun an den lieblichsten Orten ihre elenden Hütten aus Bambus und Palmblättern errichtet hat. Seit diese Leute nicht mehr Sklaven sind, thun sie auch keine Arbeit mehr außer der Anpflanzung einiger Bananen, Bataten und etwas Reis. Einige Hühner, Schweine, vielleicht eine Kuh, jedenfalls aber ein Pferd, Maultier oder Esel bringen ihnen soviel ein, um ihre Blöße einigermaßen und zeitweilig notdürftig zu decken. Es scheint, als ob sie in die Zustände ihrer aus Afrika eingeführten Altvordern zurückfallen wollten."

Rückkehr in die Heimat.

„Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte auf Porto-Rico kehrten wir wieder nach St. Thomas zurück, verwendeten noch einige Zeit auf das Ordnen und Verpacken der gesammelten Pflanzen, die dann nach Europa verschifft wurden, und Ende März begaben wir uns nach Trinidad, der schönsten der englischen Inseln Westindiens. Hier aber scheint nach einem schwachen Erdbeben und Gewitter die nasse Jahreszeit bereits ihren Einzug gehalten zu haben; es regnet fast täglich, so daß alle größeren Ausflüge seither buchstäblich zu Wasser geworden sind."

Von Trinidad führte die Reise nach Caracas, wo sich die Reisenden trennten; Mauch trat von hier aus Anfang Juni 1874 die Rückreise nach Europa an.

---

68. Kapitel.

Die letzten Tage Mauchs: seine Anstellung nach der Rückkehr; Wohlbehagen in der neuen Stellung; ein jäher Unglücksfall; Krankheit und Tod; das Begräbnis.

Die Anstellung nach der Rückkehr.

Nachdem Mauch von Amerika zurückgekehrt war, trat von neuem die Frage an ihn heran, wo und in welcher Stellung er seinen Lebens-

unterhalt verdienen könnte. Er hoffte immer eine Anstellung an der königlichen Naturaliensammlung zu erhalten; zwar wollte er nie als Fachgelehrter angesehen sein, aber das reichliche Wissen, das er unter großen Anstrengungen gesammelt hatte, und der sichere Blick auf dem Gebiet der Naturkunde und der Geographie hätten ihn zweifellos bei einer derartigen Anstellung ungemein unterstützt. Allein seine Bewerbungen waren erfolglos, man wies ihn ab, weil er kein Examen und keinen Doktorgrad aufzuweisen habe. Man sollte denken, daß sich schon eine Stellung für Mauch hätte finden lassen können. Denn einmal wurden da und dort schon Männer im Staatsdienst verwendet, die kein oder wenigstens nicht das für den betreffenden Zweig erforderliche Examen hinter sich hatten, und dann lag doch hier ein ganz besonderer Fall vor; das engere Vaterland hätte schon aus Anerkennung und Dankbarkeit dem Afrikareisenden eine Stellung schaffen sollen, in der er seine Gaben und sein Wissen hätte verwerten und die Beschreibung seiner Reisen hätte ausführen können.

Diese Beschreibung fehlte immer noch, erst im Jahre 1874 schrieb dann Mauch das 37. Ergänzungsheft von Petermanns „Geograph. Mitteilungen“, worin er seine Reisen in gedrängter Weise schilderte.

Ohne Zweifel hätte er, wenn ihm Zeit und Muße in reichlicherem Maße zu Gebot gestanden wären, an der Hand seiner Tagebücher eine ausführlichere und vollständigere Darstellung geliefert.

Allein ohne Anstellung konnte er nicht leben; da der Staat keine solche bot, so nahm Mauch eine Privatanstellung in der Zementfabrik der Gebrüder Julius und Georg Spohn zu Blaubeuren an.

Wohlbehagen in der neuen Stellung.

Mauch war ganz glücklich, endlich einmal eine sichere Stellung erlangt zu haben, er hoffte, seine geognostischen Kenntnisse im Dienste seiner Fabrik verwerten zu können; auch war eine Geschäftsreise nach England geplant, die ihn mit dem dortigen Geschäftsbetrieb hätte bekannt machen sollen. Die Herren Spohn setzten ihre Ehre darein, Mauch ein sorgenloses Dasein zu verschaffen, ja sie sorgten in edelster Weise für die alte, leidende Mutter Mauchs. Und Mauch lebte sich rasch in die neue Stellung ein. Späterhin hoffte er dann soviel Zeit erübrigen zu können, um seine Erlebnisse in aller Ausführlichkeit und Vollständigkeit zusammenzustellen. Einstweilen befriedigte die Ruhe, die der Vielgewanderte hatte lange entbehren müssen; ja er konnte sogar der Hoffnung sich hingeben, seine Mutter

nach Blaubeuren kommen lassen zu können, um mit ihr zusammenzuleben, da er eine Gehaltserhöhung erhalten hatte. Allein zuvor sollte er durch ein verhängnisvolles Geschick plötzlich aus der neuen Stellung gerissen werden.

Ein jäher Unglücksfall.

Mauchs Gesundheit war seit der Rückkehr aus Afrika nie mehr ganz wiedergekehrt, es blieb ihm, wie manchem anderen auch, eine körperliche Schwäche, die sich in Asthma, Rheuma und Leberleiden zeigte. Mit aller Anstrengung suchte er sich davon zu befreien durch häufige Bewegung im Freien, durch Benützung von türkischen Bädern u. a. Aber umsonst! Es stellte sich infolge jener Leiden Schlaflosigkeit ein, der er durch abendliche Unterhaltung im Freundeskreise zu entgehen suchte.

Fast gleichzeitig mit dem Antritt seiner Stelle in Blaubeuren befiel ihn eine heftige Lungenentzündung, er überwand die Krankheit, doch nicht ohne daß ihm ein Hustenreiz blieb, der nachts Brustbeklemmungen herbeiführte, die ihm das Sitzen unter die frische nächtliche Zugluft des geöffneten Fensters zur Gewohnheit machten.

Am Karfreitag den 26. März 1875 machte er in Freundesbegleitung einen Ausgang nach einem gern besuchten Ausflugsort, dem nahen Gerhausen, und kehrte nachts 11 Uhr in seine Wohnung, die er im Bahnhofgebäude genommen hatte, zurück. Er entkleidete sich bis auf Hemd, Hosen und Strümpfe und legte sich unter das Fenster, da befiel ihn der Schlaf, er bekam das Übergewicht und fiel aus dem Fenster vom zweiten Stock hinab auf das Pflaster. Wahrscheinlich wollte er sich im Fallen mit dem Fuß am Sofa halten, denn der darunter wohnende Bahnhofverwalter Stoll hörte nach 11 Uhr einen Lärm über sich, wie wenn ein Möbel umgefallen wäre. Das Gesims dieses Stockes zeigte Spuren, die andeuteten, daß Mauch im Fallen sich überschlug. Ohne Zweifel lag der Unglückliche mehrere Stunden ohne Bewußtsein bis etwa 2 Uhr, um welche Zeit er vorbeifahrende Fuhrleute angerufen haben wollte.

Krankheit und Tod.

Um 4 Uhr morgens wurde Bahnhofverwalter Stoll durch Unruhe seines Kindes geweckt und hörte schwache Hilferufe. Er suchte zuerst innerhalb des Hauses, dann außerhalb nach der Ursache und fand Mauch im Mondschein blutend auf dem Pflaster liegend. Auf die Frage, wie er in diese Lage gekommen sei, da doch das Haus geschlossen war, erwiderte Mauch, das wisse er selbst nicht. Als sie aber am Haus hinauf-

sahen und das offene Fenster erblickten, kamen beide auf die richtige Erklärung.

Die Versuche, den schweren Mann auf die Füße zu bringen, fruchteten nichts, weshalb Herr Stoll noch mehr Leute weckte, mit deren Hilfe er Mauch in einen Teppich eingewickelt auf das Zimmer brachte. Der herbeigerufene Arzt Dr. Blezinger fand die Wirbelsäule gebrochen und die Füße gelähmt. „Wie der Fall vor sich gegangen, konnte nicht ermittelt werden“ — sagt der ärztliche Bericht. Der in demselben Stock mit Mauch wohnende Bahnmeister Baumann hatte gar nichts vom Unglücksfall während der Nacht vernommen.

Man rief nun Mauchs Freund, Zahlmeister Gröner, von Ulm telegraphisch herbei, er traf Mauch soweit munter und voll Hoffnung, wieder gesund zu werden. Man fand es aber geraten, Mauch nach Stuttgart in den Ludwigsspital überzuführen. Dies geschah am Osterfest; Mauch war immer noch guten Mutes und verlangte bei der Abfahrt eine Cigarre, die ihm aber abgeschlagen werden mußte, da er in Teppiche und Stroh verpackt war.

In Stuttgart fand Mauch die allerbeste Pflege, allein der Übel waren es doch zu viele und zu große. Mit Mannesmut ertrug er seine Schmerzen; am achten Tage stellte sich Delirium ein, und der Pfarrer traf ihn nicht mehr bei Bewußtsein. Mächtig wehrte sich der gewaltige Körper gegen die Macht des Todes, wirr sprach sein Mund afrikanische Sprachen durcheinander, bis sich am Abend des 4. April seine Augen für immer schlossen.

Die Sektion ergab so viele Schäden, daß der Tod als Erlösung von vielen Übeln angesehen werden mußte: das Hinterhauptsbein zeigte einen 10 cm langen Sprung, die Haut darüber war gequetscht; das rechte Schläfenbein hatte einen 4 cm langen Sprung; hier hatten Blutergüsse in die Gehirnhäute stattgefunden; der elfte Brustwirbel war zertrümmert unter Zerquetschung des Rückenmarkes an der betreffenden Stelle; die fünfte und sechste Rippe waren beiderseits gebrochen; in den linken Brustfellsack hatte sich Blut ergossen; die Leber zeigte am oberen Rande kleinere Einrisse.

Das Begräbnis.

Freund Gröner eilte von Ulm herbei, um die Aufbahrung der Leiche zu besorgen, er nahm sich eine Haarlocke zum Andenken und steckte dem Dahingeschiedenen ein Frühlingsblümchen in den Mund, so wie er es bei seinen Gängen durch Wald und Flur zu tragen liebte. Einen weh-

mütigen Anblick bot die altersschwache Mutter zur Seite des geliebten Sohnes, da erschien zum Trost ein betreßter Diener mit einem Schreiben, worin Seine Majestät König Karl der schwergeprüften Frau sein Beileid bezeugte.

Dienstag den 7. April nachmittags 2 Uhr fand das Leichenbegängnis statt, es fand sich dazu eine ansehnliche Trauerversammlung zusammen, Vertreter des Ministeriums, Vorstände und Lehrer des Polytechnikums und der übrigen höheren Schulen, darunter Mauchs früherer Lehrer, Rektor Schwenk von Ludwigsburg. Vor dem Spital sang der Liederkranz, am Grabe sprachen Stadtvikar Walser und Prof. Wieland, Redakteur des Staatsanzeigers.

Aus den Abschiedsworten des letzteren möge hier Folgendes seine Stelle finden[1]): „Nicht ein alltägliches Leben beschließt hier seinen Kreislauf: ein edel angelegter und geistig gearteter Mensch, welchen die unbezwingliche Liebe zur Wissenschaft über die gewöhnlichen Bahnen hinausgetrieben, ist in der Vollkraft des Lebens durch ein unerforschlich Walten hinweggerissen. Die Liebe zur Wissenschaft war ein Grundzug im Charakter unseres verewigten Freundes. Noch in unreifer Gestalt begeisterte sie schon den Knaben und flößte ihm den Drang ein, unbekannte Länder zu erforschen. Den Jüngling spornte sie mächtig an, mit eisernem Fleiße den Schatz des Wissens und der Bildung zu heben, welcher den vom Schicksal mehr Begünstigten fast mühelos in den Schoß fällt: und diese Liebe, sie beseelte auch den Mann und war ihm Führerin durch die weiten Länder, deren Erforschung er zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. Sie hielt ihn aufrecht unter Gefahren und Entbehrungen, sie stärkte und ermutigte ihn in Armut und Unglück. Wie treu er dieser Liebe geblieben, das wissen die, welchen ein Einblick in sein Streben und in seine Arbeiten gestattet war. Er durfte sich darum auch der Achtung und Freundschaft der Männer rühmen, welche durch ihre Entdeckungsreisen der deutschen Nation auf dem Gebiete der Erdkunde den ersten Rang geschaffen haben. Ebenbürtig reiht er sich ihnen an, und mit Stolz sprechen wir es aus an diesem Grabe: mit Ehren wird der Name Karl Mauch im deutschen Lande genannt! Ehren wir ihn, so ehren wir auch uns selbst.

Lauter und wahr, wie das Streben unseres Freundes, war auch sein ganzes übriges Wesen. Sein offener und gerader Sinn wußte nichts

---

[1]) Staatsanzeiger vom 7. und 9. April 1875.

von Winkelzügen und krummen Wegen. Er war ebenso aufopferungsfähig für andere, als anspruchslos für sich. Seine ungeheuchelte Bescheidenheit verbot ihm, sich in den Vordergrund zu stellen; selbstlos vermied er es, seinen Vorteil zu suchen oder nach Anerkennung und Auszeichnung zu jagen. Nicht davon sprach er, wie viel er geleistet habe, sondern davon, wie wenig er habe leisten können. Klar und offen lag die Gesinnung des Verewigten vor uns, heiter, freundlich und ohne Falsch, vertrauensvoll und Vertrauen gewinnend war sein Charakter.

So war der Mann, dessen sterbliche Hülle wir der Mutter Erde übergeben, mit Vorzügen des Geistes und des Herzens reich ausgestattet, durch sein gemütvolles Wesen ein echter Sohn unseres schwäbischen Stammes. Wie sehr hätten wir gewünscht, daß ihm, der mit geschwächter Gesundheit, aber ungebrochenen Geistes aus der Ferne zu uns zurückkehrte, ein volleres Maß menschlichen Glückes vergönnt gewesen wäre! Tiefer Schmerz bewegt uns, daß er den Boden seines innig geliebten Heimatlandes fast nur betreten durfte, um in ihm eine Ruhestätte für immer zu finden. Und doch — wie tritt aus diesem Sarge tröstlich der Frieden eines guten Gewissens entgegen, der Segen eines im Dienste einer Idee vollbrachten Lebens, die Seligkeit eines reinen Herzens!

Ruhe aus, teurer Freund, von Deinen Leiden, ruhe sanft von Deiner Arbeit, auch Dir folgen Deine Werke nach. Uns aber soll Dein freundliches Bild unvergessen sein! Als Zeichen unserer Verehrung lege ich den wohlverdienten Lorbeer am Grabe nieder."

Viele Zeitungen brachten dem dahingeschiedenen Forscher einen Nachruf, so der Staatsanzeiger von Dr. A. Leuze[1]), die Weser-Zeitung von Eduard Mohr. Letzterer schloß mit den Worten: „Wir nehmen Abschied von Dir, Freund Mauch! Der Stern, der Deinem Leben leuchtete, war kein Phantom, er glänzt heute heller wie je, er ist eine Wahrheit. Dein Andenken bewahrt der Genius geographischer Forschung, der seine Jünger in Ehren hält, solange die Menschen kühne und ausdauernde Thaten bewundern können."

---

[1]) Bes. Beilage vom 13. Juni 1875; einen poetischen Nachruf brachte die Ulmer Schnellpost von Lehrer T. Hafner, dem Dichter der „Blätter und Blüten aus dem Schwarzwald".

69. Kapitel.

Zeichen der Erinnerung an Mauch: die Grabstätte; der Gedenkstein in Gmünd; Mauchs Hinterlassenschaft; Abbildungen von Mauch; Schlußwort.

Die Grabstätte.

Der Nachruf von Dr. A. Leuze hatte mit den Worten geschlossen: „Wir werden uns wohl in der Hoffnung nicht täuschen, daß Mauchs Landsleute es sich zur Ehre rechnen werden, sein Grab auf dem Pragfriedhofe in Stuttgart auf einfache Weise zu schmücken und mit den Namenszügen des berühmten Afrikareisenden bezeichnet auf die Nachwelt kommen zu lassen.“ Und in der That, es trat sofort ein Ausschuß zusammen (Prof. Wieland, Prof. Dr. Klaiber, Prof. Dr. v. Zech, Prof. Dr. Leuze), welchem die Gaben für Ausschmückung des Grabes reichlich zuflossen. Auf dem Grabhügel erhebt sich auf kräftigem Unterbau eine granitene Tafel, in welche das wohlgetroffene Marmorrelief, von Bildhauer Scheck gefertigt, eingelassen ist. Die Inschrift lautet: „Karl Mauch, Afrikareisender, geb. 7. Mai 1837, gest. 4. April 1875.“ Die Granitsäule ist umrankt von einem Rosenstock und von einem Lebensbaum beschattet, das Ganze umschließt ein einfaches Gitter. Die Übergabe des Denkmals an die Gemeinde erfolgte am 18. Juni 1876, wobei der nun auch dahingegangene Prof. Dr. Klaiber in der ihm eigenen unübertroffenen Weise wehmütige Worte der Erinnerung sprach.

Und wieder sah das Mauchdenkmal eine trauernde Versammlung, als am 2. August 1881 Mauchs Altersgenossen zu Stuttgart ihr 25jähriges Lehrerjubiläum feierten; manche fehlten, die einst jenem Schülerkreis in Gmünd angehört hatten, und vor anderen wurde der Primus, Karl Mauch, schwer vermißt. Da zogen denn die Übriggebliebenen hinaus zu dem stillen Grabhügel und sangen in lautem Chore die Gebete für die Verstorbenen, nachdem sie das Denkmal mit dem Lorbeer geschmückt.

Der Gedenkstein in Gmünd.

Ein zweites Denkmal errichtete der Verein württembergischer katholischer Volksschullehrer zu Gmünd, wo Mauch seine Seminarbildung erhalten hatte. Diesem Verein flossen außerdem Beiträge zu von Sr. Maj. dem König Karl und Ihrer Maj. der Königin Olga, von Ihrer K. Hoheit der Großfürstin Wera, von Sr. K.

Hoheit dem Prinzen Wilhelm, von Sr. Hoheit dem Prinzen Weimar, sodann von geographischen Vereinen, wie dem deutschen Kolonialverein zu Berlin und Frankfurt a. M., der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Gesellschaft für Erdkunde in Köln, Geographischen Gesellschaft in Jena, Gesellschaft für Erdkunde in Darmstadt, sodann von einzelnen, wie Kommerzienrat Jul. Spohn in Ravensburg und weiteren Freunden und Verehrern Mauchs zu Stuttgart, Ludwigsburg, Reutlingen, Kornwestheim, Ehingen a. D., Gmünd, Saulgau, Alfdorf.

Der Gedenkstein ist eingesetzt in die Nordseite des Seminars und besteht aus rotem Sandstein, worin in einem Medaillon das wohlgetroffene Brustbild Mauchs in halb erhabener Arbeit aus blendendweißem Marmor aufgenommen ist. Letzteres ging hervor aus dem Atelier von Knaisch zu Stuttgart. Die Unterschrift enthält eine Angabe über die Stifter des Denksteines und sagt weiter: „Große Beispiele sind der Jugend Leuchte. Karl Mauch, der Afrikareisende, geb. 7. Mai 1837, gest. 4. April 1875, Zögling des Seminars 1854—1856, in Afrika 1865—1872. Entdecker der Ruinen von Simbabye 5. Sept. 1871. Mauchs Wahlspruch: Für Gott und Vaterland."

Die Kosten betrugen 796 Mk. 93 Pf., gesammelt wurden 812 Mk. 35 Pf., so daß ein kleiner Rest zu Erneuerungsarbeiten übrig blieb [1]).

Mauchs Hinterlassenschaft.

Die Mutter Mauchs war über die Errichtung des Grabdenkmals hocherfreut, auch wurde ihr das Leben leichter gemacht durch eine jährliche Unterstützung von 200 Mark vom 1. Juli 1875 an, welche ihr dank den Bemühungen von Zahlmeister Gröner durch königliche Entschließung vom 19. Oktober 1875 zugesprochen wurde. Sie dankte gerührt dafür in einem Schreiben aus Steinbach bei Hall.

Von den Geschwistern Mauchs lebte 1875 noch der Bruder Joseph Bernhard als Apotheker zu New-York; derselbe hatte früher durch Teilnahme an einer Nordpolreise gezeigt, daß auch ihm Unternehmungsgeist und Wandertrieb nicht fehlten. Von den beiden Schwestern befand sich Karoline Josephine im Kloster zum heiligen Kreuz in Balti-

---

[1]) Durch das freundliche Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung ist es uns möglich gemacht, eine Abbildung des Gmünder Gedenksteins unserem Werke einzuverleiben.

more, die andere, Marie Franziska, war zu Florenz verheiratet. Von diesen Verwandten Mauchs starb die Mutter im Spätjahr 1877 in einem Alter von 66 Jahren.

Die Hinterlassenschaft Mauchs war nun nahe bei einander, die Uhr schenkte die Mutter Herrn Spohn, Becher und Messer Zahlmeister Gröner, einige kleine Instrumente Prof. Wieland. Das Wertvollste war der schriftliche Nachlaß, nämlich fünf Tagebücher, drei Zeichenhefte, vier lose Blätter über Schmetterlinge. Dr. Petermann, an den sich Gröner wandte, schätzte den Wert zu 1000 bis 1500 Mark: „Es sind," schrieb er am 10. August 1875, „wie derartige Tagebücher fast immer, Anhaltspunkte und Grundlagen, aus denen der Reisende oder andere erst etwas auszuarbeiten und auszuführen haben, was zum Druck und zur Veröffentlichung geeignet ist." Und so hatte auch das K. Kultministerium durch ein Kabinettsschreiben den Auftrag erhalten, sich darüber zu äußern, ob nicht die Erwerbung jenes Nachlasses auf Staatskosten ins Auge gefaßt werden sollte. Indessen erledigte sich diese Frage einfach dadurch, daß Apotheker J. B. Mauch den Nachlaß für sich beanspruchte und denselben auch im Februar 1879 eingehändigt erhielt.

Man wird darnach nicht sowohl die Überlassung des Nachlasses an den Bruder zu bedauern haben, sondern vielmehr den Umstand, daß Karl Mauch nicht selbst Zeit finden konnte, um an der Hand seiner Tagebücher eine vollständige Schilderung seiner Reisen und Erlebnisse zu liefern, denn seine Nachrichten in Petermanns Mitteilungen und Ergänzungsheft sind doch sehr gedrängt und beschränken sich auf das Notwendigste.

Abbildungen von Mauch.

In die öffentlichen Blätter gingen aus Anlaß der Entdeckungen und späterhin des Todes von Mauch drei Bilder über; das eine zeigt den viel versprechenden Kopf des jungen Erziehers in Dr. Andrees „Erforschungsreisen"[1]; das andere führt uns den jungen Hofmeister vor in der „Illustrierten Chronik der Zeit"[2]; das dritte zeigt den eindrucksvollen Kopf des vollreifen Mannes in „Über Land und Meer"[3].

[1]) S. 172.
[2]) 1874, Heft 1.
[3]) 1874, Nr. 5.

Schlußwort.

So haben wir denn das ganze Leben Karl Mauchs vor den Augen unserer Leser vorübergeführt, seine Jugend, seinen Aufenthalt in Afrika, seine wissenschaftlichen Leistungen und endlich seine letzten Jahre nach der Rückkehr in die Heimat, und es bleibt uns bloß noch die Aufgabe, noch einmal die Züge des verdienstvollen Afrikareisenden in kurzem zu einem Bilde zu vereinigen, wie es sich in den Herzen seiner Freunde und Verehrer herausgebildet hat und wie es sich auch auf kommende Geschlechter forterben möge.

Von der Natur mit einem urkräftigen Körper ausgerüstet betritt der arme, von niemand unterstützte Lehrgehilfe die selbst erwählte Laufbahn eines Afrikareisenden: daß es ein Lehrgehilfe war, das hätte freilich niemand hinter Mauch gesucht. Schon die äußere Erscheinung verbannte jeden Gedanken an eine dumpfe Schulstube, an die lästigen Bande einer in engem Kreise sich immer und immer wiederholenden Alltäglichkeit. Auf kräftigem, athletischem Körper saß ein gewaltiger Kopf mit üppigem Haarwuchs, mächtig wallte der Vollbart auf die Brust hernieder, klug und freundlich blickten die nicht großen blauen Augen, ruhig und freundlich in der harmlosen Unterhaltung, voll Feuer und Leben im Augenblick der Gefahr oder in der Erinnerung daran. Ein freundlicher Mund ergoß in schlichter, einfacher Rede, der man gerne zuhörte, das Innere eines groß und edel denkenden Menschen und das ohne Selbstverherrlichung und Schönfärben, neidlos die Verdienste anderer anerkennend. Der fromme Sinn, den schon in früher Jugend die Eltern in ihm geweckt hatten, verließ ihn nie trotz alles Lernens, Forschens und Strebens, im Gegenteil, er befestigte sich mehr und mehr und verlieh dem Manne den festen Halt und die kräftige Stütze, die ihn weder im Glück noch im Unglück verließen. Nach der größten Entdeckung, die er gemacht, nachdem er, wie er glaubte, das Land Ophir gefunden, bricht er in die Worte aus: „Gott sei gepriesen!“ Und daß dem Deutschen der Gedanke an das Vaterland der höchste und maßgebende sein müsse, verstand sich für Mauch ganz von selbst. In der ruhmvollen Zeit des Krieges von 1870 bedauert er tief, nicht daheim dem Vaterlande dienen zu können, aber, meint er bescheiden, wenn es ihm gelingen sollte, die Ophirfrage zu fördern oder zu lösen, so könnte das doch am Ende auch ein Erfolg sein, der dem deutschen Namen Ehre einbringen würde. Auch er zieht, wenn auch nicht in den Krieg, so doch in die afrikanische Wildnis auf seine letzte, gefahrvollste, aber auch erfolgreichste Reise mit dem Wahlspruch: „Für Gott und Vaterland!“ Und

so zieht er denn dahin, allein von dem Streben erfüllt, an der Erforschung Afrikas mitzuhelfen. Alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, werden überwunden: der Widerspruch der besorgten Eltern, die Einsprache der Schulbehörde, die gänzliche Mittellosigkeit und der Mangel an aller und jeder Ausrüstung. Was gehörte da für ein eiserner Wille dazu! Aber Mauch verzagt nicht, er lernt die fremden Sprachen, Französisch, Englisch, Arabisch, Holländisch und späterhin Bantudialekte, er schafft sich in Naturwissenschaft, Geographie und Astronomie ein, er gelangt nach Afrika, dem Ziele seiner heißesten Wünsche. Dort bringt er sich fort, schlecht und recht, aber seine bescheidene Art und sein zielbewußtes Streben erwerben ihm helfende Freunde, vor anderen Petermann, Forßmann und Jeppe. Nun ist ihm das Reisen ermöglicht. Auf die allergeschickteste Weise rüstet er sich selbst aus und wandert allein, ab und zu von wenigen Eingeborenen begleitet. Obwohl er große Erfolge erringt, bleibt er bescheiden und einfach, er bleibt der liebenswürdige Gesellschafter, er bleibt der treue Freund, der er immer war. Ja selbst als das engere Vaterland, dem er mit ganzem Herzen ergeben war, für den müden Afrikaforscher keine passende Stellung finden kann, da mischt sich kein bitterer Ton in sein harmonisches Wesen, mutig greift er, wie oftmals früher, zur Selbsthilfe und sucht sich anderswie Stellung. Ja selbst als der jähe Unglücksfall schmerzlich ihn ans Lager fesselt, da hofft er still ergeben noch auf Wiedergenesung, denn er habe, meint er, noch so manches zu vollbringen. So steht sein Leben wie aus einem Gusse hervorgegangen, als harmonisches Ganze vor unserem Blicke, und wenn es auch kurz dauerte und nicht alle Ziele erreichte, die bei längerer Dauer und unter günstigeren Umständen sich hätten erreichen lassen, so dürfen wir Deutsche doch den Namen Karl Mauch mit Freude zugleich und mit Stolz nennen; den Manen des Verstorbenen rufen wir aber die Mahnung zu:

— — — „Danke Du den Göttern,
Daß sie so früh durch Dich so viel gethan!“



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort von A. Leuze.

1. Teil: Geschichtliche Einleitung.

2. Teil: Mauchs Leben bis zur Rückkehr aus Afrika.

1. Abschnitt: Mauchs Jugendzeit.

2. Abschnitt: Uebersiedelung nach Afrika.

3. Abschnitt: Vorbereitung der Reisen.

4. Abschnitt: Förderung und Erschwerung der Reisen.

5. Abschnitt: Mauchs Reisen.

6. Abschnitt: Die Jagd im Süden Afrikas.

7. Abschnitt: Mauchs geographische Leistungen.

3. Teil: Mauchs Schilderungen von Südostafrika.

1. Abschnitt: Die Kolonie Natal.

2. Abschnitt: Die südafrikanischen Freistaaten.

3. Abschnitt: Die Städte Transvaals und ihre Umgebung.

4. Abschnitt: Die Grenzbezirke von Transvaal.

5. Abschnitt: Matebele-Land.

6. Abschnitt: Der Norden von Transvaal.

7. Abschnitt: Gebiet des Sambesi.

4. Teil: Mauchs Schilderungen der Völkerstämme von Südostafrika.

1. Abschnitt: Einleitung.

2. Abschnitt: Die Baromapulana.

3. Abschnitt: Die Knopfnasen.

4. Abschnitt: Die Makalaka.

5. Abschnitt: Sulu und Maschona.

6. Abschnitt: Die Matebele.

7. Abschnitt: Völker im Norden vom Limpopo.

5. Teil: Mauchs Entdeckung von nutzbaren Mineralien und des Landes Ophir.

1. Abschnitt: Die Goldfelder Südafrikas.

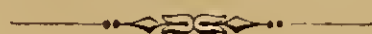
2. Abschnitt: Das Land Ophir.

6. Teil: Die letzten Jahre Mauchs nach der Rückkehr aus Afrika.

1. Abschnitt: Die Rückkehr.

2. Abschnitt: Die Reise nach Westindien.

3. Abschnitt: Die letzten Tage Mauchs.



Register.

Die Zahlen mit fetten Lettern verweisen auf die Seiten, wo die näheren Beschreibungen sich befinden; **Qu.** bedeutet die vorne aufgeführten „Quellen"; **Ber.** bedeutet die auf S. 435 befindlichen „Berichtigungen und Zusätze".

L.

M.

N.

O.

P.

T.

Berichtigungen und Zusätze.

Wenn sich die Herausgabe eines geographischen Werkes aus verschiedenen Gründen, so namentlich wegen des Ausstandes der Setzer, in die Länge zieht, so ergeben sich bei der Herausgabe der letzten Lieferung von selbst Berichtigungen und Ergänzungen. Auch haben sich die Verhältnisse in Südostafrika so wesentlich geändert, daß darauf notwendig Rücksicht genommen werden mußte, wenn das Werk seine Aufgabe erfüllen soll.

Vorwort Linie 8: der, ohne viel Lärm von seinem Thun zu erheben, die Afrikaforschung . . .

S. 2 Linie 16: Emanuel, dem Großen, 1495—1521 . . .

Ebenda: die portugiesischen Seefahrer waren folgende: Prinz Heinrich, der Seefahrer, geb. 4. März 1394, † 13. Nov. 1460 zu Sagres; Bartholomäus Diaz fuhr noch über das Cap hinaus und landet 14. September 1486 in der Algoabai, wo heute Port Elizabeth liegt; Vasco de Gama, geb. 1469 zu Alemtejo, verläßt 9. Juli 1497 Portugal und landet am Weihnachtstag 1497 in einem Hafen, den er darnach Port Natâl hieß; † 24. Dez. 1524.

S. 4 Linie 24: die Buren sind hauptsächlich holländischer Abstammung, doch befinden sich darunter auch Nachkommen von Deutschen, Engländern und Franzosen. Den Hauptanlaß zu ihrer Auswanderung gab die Emanzipation der Sklaven.

Ebenda Linie 30: Boomplaats, nicht Boemplats; Transvaal wurde schon 1852 unabhängig durch den Traktat der Sandriver-Konvention vom 16./17. Jan., der Oranje-Freistaat 1854.

S. 5: vor Mauch durchzog Gassiot den Transvaal im Jahr 1851 bis zum 23° S.Br.; nach Mauch reiste Erskine von der Delagoabai nach Umsila am Busi und ging von dort über Lydenburg nach Natal zurück; Serpa Pinto durchquerte Afrika und Benguela bis nach Natal. Schunke war mit der Vermessung von Transvaal nicht beauftragt.

S. 19 Linie 8: verwendet, und anderenteils . . .

S. 25 Anm. ¹): am Weihnachtstag 1497 s. oben zu S. 2.

S. 26 Anm. ¹): „mein erster Tag in Afrika" S. 165.

S. 27 Linie 28: der Pastor hieß Posselt, † 1891; Herr B. war ein Deutscher, Namens Bergtheil, der 1893 noch in London lebte und der Mauch als Hauslehrer anstellte.

Ebenda Anm. [3]): P. Maritzburg, benannt nach Pieter Retief und Gert Maritz, zählte 1891 schon 17 500 Einwohner.

S. 28 Linie 27: das „Familienhaupt" hieß Pistorius, dessen Bruder, Cornelius P., Kaufmann in Rustenburg war und Mauch einlud, mit ihm nach dem Transvaal zu gehen.

S. 29 Anm. [2]): Karkloof, nicht Karlloof.

S. 30 Anm. [2]): Reise mit dem Ochsenwagen s. unten S. 172.

S. 34 Linie 17: Lydenburg, ebenso S. 59.

S. 40: dieser Anzug, welcher in Potschefstroom verfertigt wurde, erregte allgemeine Bewunderung, namentlich bei den Bauern, aber nur ein starker Mann wie Mauch konnte ihn tragen.

S. 43 Anm. [3]): 1 Yard = 0,914 m.

S. 46 Anm. [2]): s. unten S. 141.

S. 47 Linie 11: diktierte seinen . . .

S. 53 zweiter Absatz: Mauch erhielt von der Royal Society im Jahr 1872 die Summe von 25 Pfd. Sterl. „in Anerkennung des Eifers und der Befähigung, mit welcher er sich für eine Reihe von Jahren der Erforschung von Südostafrika gewidmet hatte". Daß Mauch mehr zugesagt wurde, ist kaum wahrscheinlich, da Stanley zu seiner letzten Reise nur 1000 Pfd. Sterl. von der gleichen Gesellschaft erhielt.

S. 54 Anm. [5]): Vrgl. unten Kap. 14—17.

S. 55 Linie 14: Simbabye, nicht Symbabye.

S. 57: die Gastfreundschaft der Buren ist sonst sprichwörtlich, nur darf man nicht wie Mauch zu Fuß daherkommen (Randloper, Vagabond), oder muß man sich wenigstens verständlich machen können, was ja Mauch in den meisten Fällen gelang. Die Strafe, welche anfangs auf die Entdeckung von Gold gesetzt war, betrug 500 Pfd. Sterl.

S. 58 Anm. [4]) Mauch meint 1 statute mile = 1609,315 m s. S. 92.

S. 59 Linie 6: eines Missionärs (Nachtigal) . . . s. S. 89.

S. 60 Linie 16: der Matebele gegeben . . .

S. 63 Linie 18: „Bull" ist, und fouragiert . . .

S. 64 Linie 7: Jan Viljoen . . .

S. 65 Linie 10: und . . .

S. 74 Linie 24: eines Deutschen, Friedrich Jeppe s. u. S. 356. Diesem Freunde Mauchs und vorzüglichen Kenner der Verhältnisse Südostafrikas verdanken wir wertvolle Nachrichten über die heutigen Zustände in Südafrika.

S. 75 Linie 5: der Haß von Hartley hatte darin seinen Grund, daß der Alte durch die Goldentdeckung die Möglichkeit künftiger Jagdzüge ernstlich in Frage gestellt sah.

Ebenda Linie 12: Paul Jebe starb später in Matebele-Land am Fieber.

Ebenda Linie 19: St. Vincent Erskine war nicht Sohn des Gouverneurs, sondern des Gouverneursekretärs von Natal, der heute noch in London lebt.

S. 82 Linie 9: Esel fallen auch durch die Tsetse; Fr. Jeppe verlor auf einer Reise im Jahr 1892 von 57 Eseln 35 durch dieses Insekt, ebenso 14 Ochsen und 4 Pferde.

S. 83 Linie 10: in dem Journal der Royal geogr. Society vom Januar 1871 wird die Rettung Mauchs einem gewissen George Philipps zugeschrieben. Mauch nannte indessen immer nur Adam Render als seinen Retter.

S. 85 Anm. [1]): S. oben Kap. 6 S. 27.

Ebenda Linie 20: der Basler Miss. war ohne Zweifel Gonin, der noch jetzt zu Saulspoort an Pilandsberg wohnt.

S. 87 Linie 6: der Hermannsburger Miss. wird Zimmermann gewesen sein, der damals im Marico-Distrikt bei Moilo wohnte und heute noch in Rustenburg lebt.

S. 89 Anm. [6]): der Pfleger war in der That Nachtigal.

S. 91 Linie 11: der Freund war, wie oben bemerkt, Cornelius Pistorius, der Deutsche war Friedr. Jeppe.

Der Mann, dem Mauch am meisten verdankte, war der seither verstorbene Forßmann, Kaufmann in Potschefstroom. Von dem Tage an, an welchem Friedr. Jeppe Mauch von Rustenburg nach Potschefstroom brachte, war Mauch bei Forßmann wie ein Sohn im Hause gehalten. F. unterstützte Mauch mit Geld und Gütern, wofür er später großenteils, wenn auch nicht ganz, durch die von Petermann veranstaltete Sammlung gedeckt wurde. F. war großer Freund der Musik und spielte die Violine zu Mauchs Begleitung auf dem Klavier. So gestalteten sich die Abende im Hause Forßmann ganz besonders schön. Wie freundlich Mauch in diesem Hause aufgenommen war, zeigt folgende von Fr. Jeppe mitgeteilte Erzählung: Mauch kam einmal von einem Ausfluge oder einer Reise mitten in der Nacht zurück und fand das Haus Forßmanns, wo er immer wohnte, verschlossen. Das Fenster des Dracoing Rooms (der besten Stube), wo das Klavier stand, war jedoch leicht, wie alle andern Fenster, aufzuschieben. Mauch schob den Rahmen auf, sprang ins Zimmer und setzte sich ans Klavier. Man kann sich das Erstaunen des Herrn F. und der ganzen Familie denken, wie sie mitten in der Nacht durch die Klänge eines Straußschen Walzers aus ihrem Schlummer geweckt wurden und zu ihrem, trotz der Störung angenehmen Erstaunen Mauch am Klavier fanden. Es wurde eine Flasche Wein geholt und bei einem Glase feurigen Cap-Weins mußte Mauch seine Erlebnisse erzählen.

S. 91 Linie 26: Mosilikatse, der mächtige Kafferfürst . . .

S. 92 Linie 1: Hartleys Farm Thorndale . . .

S. 95 Linie 12: von Matebele bewacht . . .

S. 99 Linie 29: Zebra, nicht Quagga.

Ebenda Linie 31: versammelt, und . . .

Ebenda Linie 33: Pretorius . . . Jan Viljoen . . .

S. 103 Linie 16: Bevölkerung an, und im Osten . . .

Ebenda Linie 18: machte Transvaal Ansprüche auf . . . Hiegegen protestierte die englische Regierung und der portugiesische Konsul in Kapstadt, Chevalier du Prat. Dies führte zur Grenzregulierung und zum Traktat mit Portugal im Jahr 1869 und zur Entscheidung zwischen Portugal und England, die durch Marschall Mac Mahon den 24. Juli 1875 zu Gunsten Portugals ausfiel. Mauch hatte

mit der Grenzregulierung nichts zu thun, er wollte nur das Gebiet zwischen der Bai und Lydenburg besuchen und schloß sich deshalb einem nach der Bai zurückkehrenden Mitgliede der portugiesischen Grenzdeputation, dem Lieutenant Leal, an.

Ebenda Linie 32: Neuschottland ist heute ein Teil des Distrikts Piet Retief, der an Swasiland grenzt.

S. 104 Linie 27: nachgegeben, und die Bahn . . .

Ebenda Linie 30: Barberton . . . vrgl. S. 369.

S. 105 und S. 111: Diamantfelder . . . Diamantgruben . . .

S. 106 Linie 20: nahezu um, und nur die . . .

S. 107 Linie 17: W.N.W.-Wind und S.W.-Wind . . .

Ebenda Anm. [1]): nach einer Mitteilung von Kaufmann Ed. Elwert darf ein Platz sich Stadt nennen, sobald er inmitten von mehreren Farmen liegt, eine Kirche, einen Marktplatz, ein Gefängnis und einen Gasthof hat.

S. 111 Linie 28: dieser Fund hat sich nicht bestätigt.

S. 112 Linie 16: zwischen ebenholzschwarz und hellkaffeebraun . . .

S. 113 Linie 4: die Ausfuhr nach 1885 betrug nach Friedr. Jeppe:

1886	3 047 639	Karat	im	Wert	von	3 261 574	Pfd.	Sterl.
1887	3 598 930	„	„	„	„	4 251 670	„	„
1888	3 565 780	„	„	„	„	3 608 218	„	„

S. 117 Linie 27: vortrefflich, und an Schafen . . .

S. 124 Linie 19: Elenantilope oder Eland, Kuhantilope oder Kaama; Abbildung davon in Brehms Tierleben und Mayers Konversations-Lexikon.

S. 126 Linie 12: Nilpferde wurden in Kaffraria seit 1852 nicht mehr gesehen, dagegen halten sie sich in der Kolonie Natal noch im John River auf.

Ebenda Linie 24: Varietät, und die englische Regierung . . .

S. 130 Linie 31: fährt Mauch fort, „mit jedem Stück . . .

S. 131 Linie 12: K. J. Andersson, geb. 1827 in Schweden, bereiste seit 1852 Innerafrika und fand unter anderem den Okavango River (Kunene), er starb am 5. Juli 1867 im Ovamboland s. auch S. 255. 284.

Ebenda unterste Linie: Tsessebe ist eine Bezeichnung der Betschuanen für Alcelaphus lunatus, den die Boers „Bastardhartebeest“ nennen.

S. 133 Linie 27 lies: wächst mit jedem Augenblick . . .

S. 136 Linie 7 lies: verspeist . . .

S. 136 unterste Linie: die nördlicheren Striche bereist; . . .

S. 139 Linie 1 lies: Reise.

S. 141 Linie 17 lies: Sternwarte ist jetzt zu Durban.

S. 142: diese Karten liegen teils zu Gotha in der geogr. Anstalt von Justus Perthes, teils bei Friedr. Jeppe.

S. 143 Linie 2 lies: Kroonstad statt Cronstad.

S. 124 die erste Karte von Mauch hieß Map of the transvaal or S.A. Republic by Fr. Jeppe and C. Mauch, Potchefstroom 1866, sie war schlecht lithographiert; nachher wurde sie vom Lithographen für seine eigene Rechnung mit großem Gewinn herausgegeben.

S. 145 Mohr nahm nach Friedr. Jeppe von Pretoria keine Positionsbestimmung.

S. 148 Hier sind noch zu nennen die Karten, welche Friedr. Jeppe für sich allein

herausgab, nämlich 1877, 1889 und 1893; letztere in 4 Blättern im Maßstab 1 : 1 000 000 ist die genaueste Karte, die wir von jener Gegend haben.

H. C. Schunke, jetzt in P. St. John in Kaffraria wohnhaft, ist mit der trigonometrischen Aufnahme des Landes nie beauftragt worden. Er übernahm allerdings einen Teil der nördlichen Vermessung im Distrikt Waterberg, führte sie aber nicht aus. Dagegen führte sie später St. Vincent Erskine aus.

S. 149 Linie 15 lies: im stande sind?

S. 150 Linie 23 lies: landet er, und bald sehen wir . . .

S. 151 Linie 30 lies: St. Vincent Erskine, nicht Viktor E.

S. 156 Linie 9 lies: benützt, und das . . .

S. 160 Linie 31 lies: der Tugela . . . einem Zuflusse des Tugela . . .

S. 161 Linie 10 lies: Nach dem Census vom Dez. 1893 ist der Flächeninhalt von Natal 21 150 engl. Qu.M. = 54 756 qkm mit 544 263 Einw., nämlich 46 788 Weißen, 41 492 Indiern (Kulis) und 455 983 Schwarzen (Sulus). P. Maritzburg hatte 1891 im April 17 500 Einw.

Ebenda Linie 14 lies: so der Tugela . . .

Ebenda Linie 26 lies: die Hottentotten und Buschmänner . . .

S. 162 Linie 9 lies: zu den Produkten gehört auch Thee, dessen Menge man 1893 auf 600 Ztr. schätzte.

Ebenda Linie 12 lies: Durban hat nach dem Census vom April 1893 schon 25 073 Einw. und zwar 12 772 Weiße, 6 318 Schwarze und 5 917 Indier (Kulis). Die Eisenbahn führt nun bis Harrismith und nach Norden bis Charlestown, 3 M. von der Transvaal-Grenze entfernt.

Der Umsatz ist nach Friedr. Jeppe genauer so zu beziffern:

	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamtumsatz
1882 . . .	Pfd. Sterl. 2 213 538	731 809	2 945 347
1888 . . .	Pfd. Sterl. 2 890 468	1 417 871	4 308 339
1889 . . .	Pfd. Sterl. 5 164 772	1 582 228	6 747 000

S. 172 Linie 28 lies: Mauch reiste nicht mit einem Bruder des Herrn B. (Bergtheil), sondern mit Cornelius Pistorius nach Transvaal s. oben S. 29.

S. 175 Linie 2 lies: die Holländer sagen „Bischuiten,“ die Engl. „Biscuits“.

S. 178: das Eisenbahnnetz hat bedeutende Erweiterung erfahren, die Hauptlinie Capstadt-Pretoria ist 1 040,7 engl. M. = 1 674,49 km lang; die Delagoabai-Bahn ist bis zur Station Waterval am Elandsfluß 200 km weit fertig, und die ganze Linie Lorenzo-Marques-Pretoria (560 km) wird mit Ende des Jahres 1894 gebaut sein. Die Linie Durban-Charlestown (304 engl. M. = 489,13 km) wird bis Johannesburg fortgesetzt unter Benützung der Hauptlinie von Capstadt nach Pretoria.

S. 179 Linie 25 lies: zusammengetrieben, und dann kriecht jemand . . .

Ebenda Linie 30 lies: nieder, und nun wird die Nase . . .

S. 180 Linie 29 lies: Oranje-Freistaat . . .

S. 183 Linie 8 lies: Montagne aux Sources 11 170 engl. Fuß = 3 407 m hoch, der höchste Berg Südafrikas.

Ebenda Linie 11 lies: 1 650 m statt 1 560.

Ebenda Linie 30 lies: nach dem neuesten Census ist das Areal des Oranje-Freistaates 48 326 engl. Qu.M. = 125 110 qkm. Die Bevölkerung beträgt nach

dem Census vom 31. März 1890 im ganzen 207 503, nämlich 77 716 Weiße, 120 787 Schwarze, 9 000 Kulis.

S. 184 Linie 9 lies: Kimberley, und die Burenstaaten . . .

Ebenda Linie 24 lies: Voortrekker statt Vortrekker.

Ebenda Linie 30 lies: Voorhuis statt Vorhuys.

S. 185 Linie 9 lies: nach Jeppe tragen die Bauern keine Feder mehr auf dem Hut. Statt der Blusen haben sie gewöhnliche Tuchkleidung von billigen Stoffen, statt der hohen Stiefel nur Schuhe, sog. „Veldschoenen", die sie sich aus Leder anfertigen, auch tragen sie kein beilartiges Messer, sondern ein gewöhnliches Taschenmesser „Knipmess".

Ebenda Anm.[2]): sprich wâl.

S. 186 Linie 21 lies: Vortuch oder Wischtuch Vaardoek.

S. 177 unterste Linie lies: Wit-Waters-Rand, Pilandsberg, Magalies-Berge nach der heutigen Schreibweise.

S. 188 Linie 24 lies: Colley statt Culley.

Ebenda Linie 27 lies: nach der neuesten Messung 308 560 qkm. Welchen Aufschwung die Republik nahm, sieht man aus folgenden Zahlen. Einkünfte des Staates:

von 1881—1886 . . . . Pfd. Sterl. 812 191,
von 1887—1893 . . . . Pfd. Sterl. 7 350 689;

das ergiebt von 1881—1886 eine jährliche Zunahme um 150 000 und in den Jahren der Goldgewinnung um 1 100 000. Der reine Überschuß in den 9 ersten Monaten des Jahres 1893 betrug Pfd. Sterl. 547 447.

S. 192 Linie 12 lies: Waar gaat gy hen? Waar komt gy van dan? Wat wil gy daar doen? richtiger geschrieben. Komisch ist auch, daß der Bauer, auch wenn er zum erstenmal in ein fremdes Haus eintritt, als Begrüßungsworte benützt: Wie is U? oder Wat is U naam? der Abschiedsgruß lautet: Dag Oom, Dag Tante u. s. w.

S. 193 unterste Linie: der hier genannte Wohnsitz des Kommandant Generals war der des jetzigen Präsidenten Paul Krüger auf der Farm Wateekloof.

S. 194 Linie 10: die nasse Jahreszeit (Sommer) beginnt mit Sept. und endigt mit März; in der Zwischenzeit, März bis Sept. oder im Winter, regnet es wenig oder gar nicht.

S. 198 Linie 8 lies: so maar door de veld . . .

S. 200 Linie 11 lies: Ramakok . . . nach anderen.

Ebenda Linie 25 lies: gegenüber, und er mußte sich bequemen . . .

S. 202 Linie 35 lies: Erde von Termitenhügeln, „Mierhoep" d. i. Haufen (hoep) von Ameisen (miere), . . .

S. 203 Linie 28 lies: im Jahr 1891 zählte man in Rustenburg 508 Weiße.

S. 208 Linie 3 lies: Schoonspruit von schoon schön und spruit Bach. Die Höhle von Wonderfontein ist nun von verschiedenen Reisenden, z. B. von Dr. Junius beschrieben in Tydschrift v. h. Aardrykskundig Genootschap Amsterdam, Deel VII, № 3. Juli 1883.

S. 210 Linie 24 lies: Holfontein heißt die Farm, da, wie die Bauern sagen, het water daar „wegholld" d. h. wegläuft, verschwindet.

S. 212 Linie 15 lies: mit 3 Gemälden geschmückt, mit dem des Präsidenten Paul Krüger, des Vizepräs. Smit und des Komm. General Joubert; die Kosten beliefen sich auf 130 000 bis 140 000 Pfd. Sterl.

S. 214 Linie 4 lies: Thomas Baines blieb mit seinem schwerbeladenen Wagen mitten in der Straße stecken. Potschefstroom hat nach dem Census v. 1. April 1890 2 714 Einw. und zwar 1 473 männl. und 1 244 weibl.
S. 215 Linie 11 lies: darunter 21 715 Weiße. Die Stadt hat 3 Theater und einen Rand Club (nicht Road).
S. 217 Linie 4 lies: Barberton kommt nicht unmittelbar an diese Linie zu liegen wie früher geplant war, erhält aber eine Seitenlinie, welche von jener Linie in Kaapminden, einem Orte am Zusammenfluß des Kaap mit dem Krokodilfluß (Umkwenia), abzweigt.
S. 223 Linie 10 lies: das Gebirge zieht sich bis 22° S. Br.
S. 225 Anm. [3]): holl. Zuikerbosch, engl. Sugarbush.
S. 226 Linie 27 lies: 30° 30′ Östl. L. nach den neuesten Messungen.
S. 227 Anm. [1]): Ohrigstad ist wieder bewohnt, auch wohnen viele Bauern in der Umgebung, das Klima ist warm, gilt aber nicht für ungesund.
Ebenda Linie 23 lies: makken (zahmen) . . .
Ebenda Linie 25 lies: Merensky hat heute seinen Wohnsitz bekanntlich in Berlin und Nachtigal in der Kapkolonie.
S. 230 Linie 27 lies: nach späteren Messungen etwa 30° 30′ Östl. L.
S. 231 Linie 5 lies: heute nennt man den Fluß Letaba und unterscheidet Groß-, Mittel- und Klein-Letaba.
S. 233 Linie 7 lies: „wacht een bietje" . . .
S. 237 Anm. [1]): S. unten über die Maschona S. 315 Pet. 1870, 97.
S. 245 Linie 18 lies: Landsleuten, und ich glaube . . .
S. 258 Anm. [1]): (S. 73. 76 . .), und Galton verbrachte . . .
S. 250 Linie 9 lies: die höchste Spitze der Blauberge liegt etwa einen Längegrad weiter westl., also 29° Östl. L. Die Entfernung vom Limpopo dürfte 100 km betragen.
S. 275 Linie 25 lies: „Ein Hauptübelstand jener Gegenden," schreibt Mauch, „ist eine . . .
S. 277 Anm. [1]): vrgl. auch Bulletin de la Soc. de Géographie 2. Trimestre 1882, Paris, S. 302.
S. 285 Linie 17 lies: Ama = tonga . . .
S. 286 Linie 6 lies: Hauptnahrungsmittel, und der Mann besorgt das Vieh . . .
S. 297 Linie 12 lies: gelangen."
S. 311 Linie 28 lies: geworden, und das Vorrücken . . .

Der auf dieser Karte schraffierte Teil von Süd-Afrika bezeichnet das Gebiet, welches von Mauch bereist wurde.



